This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GR
177
.S5
G645

GR
177
.S5
G645
v.1

C. Costa
aus S.t Pietro di Monforte bei Messina.

Sicilianiſche Märchen.

Aus dem Volksmund geſammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

Erſter Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.

GR
177
.S5
G645
v.1

„Das Recht der Ueberſetzung haben ſich Verfaſſer und Verleger vorbehalten.“

Der

Frau Johanna Jaeger

aus Meſſina

gewidmet

von

der Sammlerin, dem Herausgeber und dem Verleger.

Vorwort.

Wenn irgend ein Buch eines Vorwortes bedarf, ſo iſt es dieſe Sammlung ſicilianiſcher Märchen. Denn der Herausgeber derſelben muß doch nicht nur darüber Rechenſchaft geben, wie er in den Beſitz dieſer Märchen gekommen iſt, ſondern auch die Grundſätze darlegen, welche die Sammlerin derſelben bei ihrer mühſamen Arbeit geleitet haben, und die Quellen verzeichnen, aus denen dieſelbe geſchöpft hat.

Als ich an meinem Buche: Aus Sicilien. Cultur- und Geſchichtsbilder, Bd. 1 und 2, Caſſel, 1867 und 1869 arbeitete, mußten ſich mir wiederholt die Fragen aufdrängen, nach der Entſtehung der gegenwärtigen, auf der Inſel herrſchenden Nationalität, nach der Fortexiſtenz von Ueberreſten des geiſtigen Lebens einſt hier gebietender Völker, nach den Wandlungen, die das geſammte religiöſe und ſittliche Empfinden der Bewohner dieſer Inſel dem äußeren Scheine nach viel ſtärker, als es in der That der Fall ſein möchte, erfahren hat. Da aber alle dieſe Fragen nur zum geringen Theile aus dem literariſchen Niederſchlage des Geiſteslebens eines Volkes beantwortet werden können, ſo beſchloß ich mich genauer mit der Volkspoeſie des heutigen Siciliens bekannt zu machen und auch die Volkserzählungen,

Märchen, Sagen und Legenden in den Kreis meiner Studien zu ziehen. Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Sicilien hatte ich aber die Zeit, die mir mein Amt als Geistlicher und Lehrer zu Privatstudien übrig ließ, wesentlich benutzt, mich in anderen Richtungen mit Sicilien bekannt zu machen. Auf mehrfachen Reisen hatte ich mir eine umfassendere Kenntniß der Topographie der Insel, der äußeren, socialen und politischen Lebensbedingungen ihrer Bewohner verschafft, und dann mir eine genauere Einsicht in die umfangreiche, namentlich die Geschichte der Insel betreffende sicilische Literatur erworben. Diese Arbeiten kamen mir bei dem Studium der sicilischen Volkspoesie aber nur höchst mittelbar zu Statten, da ja außer einigen höchst unbedeutenden Aufzeichnungen von den in Sicilien im Volksmunde fortlebenden Märchen und Sagen noch gar Nichts gedruckt ist*). Da ich aber wohl wußte, daß in Sicilien noch eine Menge von Märchen im Volksmunde leben — hatte mir mein Freund Dr. Saverio Cavallari doch gelegentlich das eine oder andere erzählt**) —, so wendete ich mich an meine verehrte Freundin Fräulein Laura Gonzenbach in Messina — seitdem mit dem italienischen Oberst Herrn La Racine vermählt — und bat dieselbe, mir einige Märchen aufzuschreiben, ich

*) Das Märchen vom Schlaraffenlande behandelte in einem Gedichte: La cucagna conquistata unter dem Namen Giamb. Basile der Palermitaner Giuseppe della Montagna im palermitanischen Dialekte. Palermo 1640 und 1674. Offenbar schrieb der Verfasser des mir nur dem Namen nach bekannten Gedichtes dasselbe nur in Nachahmung des wirklichen Giamb. Basile, des Verfassers des Pentamerone († 1637).

**) Ueber Cavallari als Märchenerzähler vergl. Springer, die mittelalterliche Kunst in Palermo. Bonn, 1869, 4. Anm. 23. Durch die Freundlichkeit des Herrn Hofraths H. Lotze zu Göttingen stand mir auch ein Manuscript zur Verfügung, in dem Cavallari die Uebersetzung einiger sicilianischer Märchen gegeben hat. Da dieselben aber überarbeitet und hier und da novellistisch ausgeschmückt waren, so habe ich für diese Sammlung keinen Gebrauch von ihnen gemacht.

beabſichtige dieſelben als Anhang zum zweiten Bande meines Buches drucken zu laſſen, wenn ſie mir als von ſpecifiſch ſicilianiſcher Färbung erſchienen. Fräulein Laura Gonzenbach, in Sicilien geboren und des Dialektes von Meſſina vollkommen mächtig, kannte ich als eine treffliche Märchenerzählerin. Mit der größten Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit wurde meine Bitte erhört, und ich erhielt nach nicht allzu langer Zeit das Manuſcript von zehn Märchen zugeſendet. Gleichzeitig ſchrieb die Sammlerin derſelben, ſie ſei jetzt, nachdem die erſten Schwierigkeiten des Auffindens von guten ſicilianiſchen Märchenerzählerinnen überwunden ſeien, mit einer ſolchen Menge von Märchen bekannt geworden, daß ſie mir eine ganze Anzahl derſelben zur Verfügung ſtellen könne. Da dieſelbe den größten Theil des Vorſommers 1868 in einer Campagnawohnung am Aetna verbrachte und auch hier unter den einfachen, braven Landleuten, die die Südoſtabhänge des Vulkans über Catania und Aci Reale bewohnen, zahlreiche Märchen und Legenden verbreitet fand, ſo benutzte ſie dieſen Landaufenthalt, um die ſchon geſammelten Märchen endgültig niederzuſchreiben und andere neue ſich hier erzählen zu laſſen. Nicht wenige Märchen floſſen dann in Catania ſelbſt dem ſchon geſammelten Schatze zu.

Als ihre beſten Erzählerinnen glaubte Fräulein L. Gonzenbach eine Gna*) Baſtiana aus Viagrande bei Aci Reale, Gna Nunzia Giuffridi, Gna Lucia, Gna Cicca Crialeſi vom Borgo bei Catania, eine Donna Antonia Centorrino, Eliſabetta und Concetta Martinotti, Francesca Rufullo aus Meſſina, Peppina Guglielmo aus der Nähe von Meſſina, Caterina Certo aus San Pietro di Monforte u. ſ. w. bezeichnen zu ſollen. Auch ein Bauer Aleſſandro Graſſo von Blandano (al Plan-

*) Gna bezeichnet den Stand als Bäuerin.

tano?) am Aetna erzählte einige Märchen, die er von seiner Mutter gelernt hatte. Einzelne dieser Frauen führten ihre Geschichten wieder auf bestimmte andere Erzählerinnen zurück, unter denen namentlich eine Bäurin aus Randazzo*) hinter dem Aetna genannt wurde.

Nachdem die Sammlung auf diese Weise bis auf 92 Märchen und Legenden angewachsen war, beschloß Fräulein L. Gonzenbach dieselbe vorläufig zu schließen. Doch meinte sie leicht noch ein anderes Hundert zusammenstellen zu können; so verbreitet seien diese Märchen noch jetzt im Volke und es komme nur darauf an, für dieses überall ausgestreute Gold ächter alter Volkspoesie nur einiges Verständniß und die rechte Liebe zu zeigen, um es von dem Volke in das Haus getragen zu erhalten.

Wie Jedermann, der diese Märchen durchblättert, rasch erkennen wird, sind dieselben getreu so niedergeschrieben, wie sie die Erzählerinnen vorgetragen haben. Die originellen Wendungen, die theilweise etwas schwerfälligen Uebergänge („Lassen wir nun Diesen, und sehen was aus dem Andern geworden ist"), das sittliche Urtheil über die erzählten Vorgänge, der neidische Rückblick auf das Glück des Helden derselben im Gegensatz zu den ärmlichen Verhältnissen der Erzählerin und der Hörer u. s. w., alles das ist vollkommen den Wendungen der Sicilianerinnen nachgebildet. Daß keine willkührlichen Zusätze zu den Erzählungen gemacht, keine verschönernden oder abschwächenden Einschiebsel hinzugethan sind, ist kaum nöthig hervorzuheben. Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Thaten und Leiden des Helden einer Geschichte, die theilweise recht kaleidoskopisch aus allen möglichen Erzählungen zusammengerüttelt sind, sind hier genau in der

*) Ueber Randazzo siehe: Aus Sicilien I. 48 u. f.

Aufeinanderfolge mitgetheilt worden, wie sie in Sicilien erzählt werden. Die Sammlerin schrieb mir im Betreff aller dieser Dinge einmal unter Anderm folgendes: „Nun möchte ich Ihnen auch noch sagen, daß ich mein Möglichstes gethan habe, um die Märchen recht getreu so wieder zu geben, wie sie mir erzählt wurden. Den ganz eigenthümlichen Reiz aber, der in der Art und Weise des Erzählens der Sicilianerinnen selbst liegt, habe ich nicht wiedergeben können. Die Meisten erzählen mit unendlicher Lebhaftigkeit, indem sie dabei die ganze Handlung mitagiren, mit den Händen sehr ausdrucksvolle Geberden machen, mitunter sogar aufstehen, und wenn es gerade paßt, in der Stube herumgehen. Auch wenden sie niemals ein: „Er sagt" an, da sie den Wechsel der Personen stets durch die Intonation angeben. Das schließt aber nicht aus, daß sie dafür das Wort: dici (sagt) bis zum Uebermaß brauchen z. B. „O figghiu, dici, come va, dici, pi stiparti, dici, sulu, sulu dici, u. s. w."

Ueber den Ton der deutschen Uebersetzung dieser Märchen darf ich selbst, glaube ich, mich auch hier lobend aussprechen, da nur ganz leise Aenderungen von mir im Ausdruck vorgenommen worden sind und ich nur einige Versehen neu gereimt habe. Wenn man erwägt, daß unsere Erzählerin nur ganz vorübergehend in Deutschland gelebt und nie früher Etwas zum Druck geschrieben hat, so wird man es um so mehr anerkennen müssen, daß sie unsere Sprache in der Weise beherrscht, wie diese Nachbildungen italienischer Volksdichtungen es beweisen.

Aus allen diesen Gründen glaube ich auf den Dank aller Märchenfreunde rechnen zu dürfen, daß ich Fräulein L. Gonzenbach bewogen habe, mir ihr Manuscript zur Veröffentlichung zu überlassen. Ich glaube um so mehr hierauf rechnen zu dürfen, als in mein Urtheil über den Werth unserer Sammlung, — das als ein von keinem

Fachmann ausgehendes von geringerem Gewicht ſein möchte, und Manchem auch durch meine Vorliebe für Sicilien und Alles was von dort kommt, oder durch meine freundſchaftlichen Beziehungen zur Sammlerin der Märchen beſtimmt erſcheinen könnte —, einer der erſten jetzt lebenden Märchenkenner, Herr Bibliothekar Reinhold Köhler in Weimar, einſtimmt. Derſelbe nannte mir unſere Sammlung eine „wahrhafte Bereicherung unſerer Märchenliteratur", als ich ihm das Manuſcript vor ſeiner Drucklegung zur Einſicht zugeſchickt hatte, und zeigte ſich auf meine Bitten bereit, gelehrte Anmerkungen zu den einzelnen Märchen zu ſchreiben. Denn wenn auch mir eine ganze Anzahl paralleler Märchen zu vielen Nummern unſerer Sammlung bekannt waren, ſo wäre es mir doch ohne ein längeres eindringendes Studium gar nicht möglich geweſen, auch nur ganz annähernd das für unſere Märchen zu leiſten, was dieſer gelehrte Märchenkenner in ſeinen literariſchen Nachweiſungen für ſie gethan hat. Auch die für eine derartige Arbeit nothwendigen Bücher würde ich mir nicht ſo vollſtändig haben verſchaffen können, als ſie die in dieſem Fache vortrefflich ausgeſtattete Bibliothek von Weimar darbot. Alle Leſer dieſes Buches wie alle Märchenkenner werden daher mit mir Herrn R. Köhler für ſeine freundlichen und uneigennützigen Bemühungen um unſere Sammlung ſich zu Dank verpflichtet fühlen.

Von Herrn R. Köhler rührt auch im Weſentlichen die Anordnung der Märchen her, wie ſie hier vorliegt. Wenn auch dadurch, daß die verwandten Erzählungen zuſammengeſtellt ſind, eine gewiſſe Monotonie in manche Partieen unſeres Buchs gekommen ſein ſollte, ein Uebelſtand, den der Theil der Leſer deſſelben freilich am Unangenehmſten empfinden wird, welchen wir ihm am Zahlreichſten wünſchen möchten, die jugendlichen Freunde und Freundinnen der Märchen nämlich, ſo überwog doch hierbei die Erwägung, daß für das wiſſenſchaftliche

Studium der Märchen eine ſolche Zuſammenſtellung des mit einander Verwandten faſt unbedingt erforderlich iſt, während die Nachtheile, die dieſelbe für eine mehr curſoriſche Lektüre hervorbringt, leicht umgangen werden kann. Nur Ein Märchen eines zuſammenhängenden Kreiſes aber in die Sammlung aufzunehmen und die übrigen als Varianten in die Anmerkungen zu verweiſen, ſchien ſchon darum unräthlich, weil vielfach dann auch in die Varianten die älteſten Beſtandtheile des betreffenden Märchens hätten verwieſen werden müſſen und dadurch ihrer rechten Stelle wären entzogen worden. Die Legenden, welche den Schluß unſerer Erzählung bilden, wird man gern, ſo hoffe ich wenigſtens, als Erzeugniſſe ſowohl wie auch als Zeugniſſe des katholiſchen Volksgeiſtes in Sicilien mit in den Kauf nehmen. Wie bibliſche Erzählungen gleich allen übrigen ohne Bewußtſein von ihrem Urſprung frei behandelt und localiſirt worden ſind, zeigen am beſten die beiden Erzählungen, die dem A. T. entlehnt ſind. Mir war es auch intereſſant zu beobachten, wie gerade die Erzählung, die dem apokryphen Buche Tobit entnommen iſt, und die nachweislich in ihrer älteſten Faſſung ſchon indiſchen Novellenſtoff in ſich aufgenommen hat und wohl das früheſte Zeugniß für die Verſchleppung deſſelben nach dem Weſten enthält*), gerade von dem Volke wieder in ein Märchen aufgelöſt iſt.

*) Orient und Occident I. 745. Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß noch ein Märchen in Sicilien verbreitet iſt, das dieſelbe That, die im Buch Tobit der Râzaſa Asmodaios vollbringt, einem weiblichen Dämon, der Donna Villa, zuſchreibt. Die „Grotte der Donna Villa," welche ſich in einem aus dem Meere ſenkrecht aufſteigenden Felſen findet, deſſen Gipfel die Ueberreſte der namentlich in der Römerzeit blühenden Stadt Tyndaris trägt, iſt auch in anderer Beziehung höchſt intereſſant. Da ich das Märchen leider nicht in ſeiner originalen Faſſung erhalten konnte, ſo fehlt es in dieſer Sammlung. Nach den Erzählungen, die ich übrigens von ihm gehört habe, iſt die Donna Villa nichts anders als eine ſerbiſche

Im Betreff der Orthographie, der im ſicilianiſchen Dialekte mitgetheilten Verſchen und eigenthümlichen Redewendungen muß ich bekennen, daß dieſelbe nicht überall gleichmäßig iſt. Es iſt mir in dieſem Punkte eben ſo gegangen als dem Sicilianer L. Vigo, der erſt während des Druckes ſeiner Canti popolari zur Aufſtellung einer conſequenten Schreibweiſe kam. (S. l. l. pag. 220 u. f.) Sollten ſich auch einige wenige Unrichtigkeiten hier eingeſchlichen haben, ſo liegt die Schuld hiervon an dem mir vorliegenden Manuſcripte, über deſſen Leſung ich in allerdings nur wenigen Fällen zweifelhaft ſein mußte. Um den Kennern der italieniſchen Sprache, die keine Proben des ſicilianiſchen Dialekts beſitzen, eine Vorſtellung von den Eigenthümlichkeiten deſſelben zu geben, habe ich zwei kurze Märchen im Meſſineſer Dialekte abdrucken laſſen, die Herr Salvatore Morganti in Meſſina niederzuſchreiben die Güte hatte.

Als eine Zugabe zu dem Ganzen habe ich eine Abhandlung von mir hinzufügen zu dürfen geglaubt, in der ich mich eingehender über die Entſtehung der italieniſchen Nationalität und Sprache in Sicilien verbreitet habe. Die von mir vertretene Anſicht wird gewiß hier und da auf lebhaften Widerſtand ſtoßen. Hoffentlich dient ſie aber wenigſtens dazu, die Sicilianer ſelbſt auf die Nothwendigkeit aufmerkſam zu machen, die Urkunden der Normannenzeit und ihre älteſten Sprachdenkmale ſorgfältiger zu verzeichnen und herauszugeben als bisher geſchehen iſt. Namentlich möchten wir Herrn Vincenzo di Giovanni, den Herausgeber der älteſten im ſicilſchen Dialekt geſchriebenen Chroniken, auf dieſe Aufgabe hinweiſen und dabei noch bemerklich

---

Wile, „die die höchſten Gebirge und Felſen bewohnt, die Nähe von Gewäſſern liebt und als ewig jung, ſchön von Antlitz, in weißes luftiges Gewand gekleidet und mit langem um Bruſt und Schultern flatterndem Haare geſchildert wird.“ Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch, Volksmärchen der Serben. S. 128.

machen, wie die Unterſuchung der einzelnen ſicilischen Dialektnüancen und der Nachweis des Zuſammenhangs und der Verwandtſchaft des ſicilischen Dialekts mit den calabriſch-apuliſchen Dialekten auch geſchichtlich ſehr intereſſante Reſultate liefern könnte. Möchte doch auch Herr Giuſeppe Moroſi bald mit ſeinen Studi sui dialetti sulla Terra d' Otranto hervortreten, nachdem er den Anfang dazu, die Canti, Legende e proverbi (Lecce, 1868. 4.) ſchon veröffentlicht hat. Die Verwandtſchaft der Liebes-Lieder dieſer Gegend mit den ſicilischen Volksliedern iſt ſo groß, daß ein trefflicher Kenner dieſer letztern G. Pitrè ſagt: „Svolgendo i canti erotici di Terra d'Otranto tu credi di leggere qualche canto di Sicilia, tanta è la rassomiglianza che vi trovi" Nuove Effemeridi Siciliane, 1869, S. 177*).

Und dürfte ich hier noch eine allgemeine Bitte an die Freunde der Volkspoeſie in Italien richten, ſo wäre es die, daß ſie ſich mehr als bisher in der neueren Zeit hier geſchehen iſt, ihrer Volksmärchen annehmen möchten. Seitdem Straparola da Caravaggio ſeine piacevoli notti geſchrieben und Baſile im Pentamerone neapolitaniſche Volksmärchen verarbeitet hat, iſt von Italienern ſelbſt faſt Nichts in dieſem Zweige der Literatur geleiſtet worden, wenn man von einigen trefflichen gelehrten Bearbeitungen alter Volksbücher abſieht. Möchten die Worte eines großen deutſchen Forſchers, der wie kein Anderer um die Geſchichte Italiens verdient iſt, hierbei meine ſchwache Stimme unterſtützen. Niebuhr ſchreibt einmal: „Wie viel noch jetzt im Gebiete der Märchenwelt aus der alten Mythologie fortleben mag, könnte nur ein Einheimiſcher bei Landleuten in den Thälern der Apenninen

*) Ich bedaure, daß mir die Schrift von Di Giovanni: Della prosa volgare scritta in Sicilia ne' secoli XIII, XIV e XV, Firenze 1861 nicht erreichbar war, um ſie zu meiner Abhandlung benutzen zu können.

erforſchen; und von Einheimiſchen iſt es grade nicht zu hoffen. Zum Glück hat der geiſtreiche Baſile vor zweihundert Jahren abſichtslos einiges aufbewahrt. . . . Jetzt verſchwindet alles Ueberlieferte in Italien gänzlich".*) Sollte in dieſer Richtung unſere Sammlung einen neuen Anſtoß geben, ſo würde ich unſere Mühe um dieſelbe mehr als hinlänglich belohnt glauben.

Marburg, am 16. November 1869.

O. Hartwig.

*) Rheiniſches Muſeum für Philologie IV. S. 6. (Jahrgang 1829).

Inhalt

des erſten Bandes.

		Seite.
	Vorwort	V
	Einleitung	XVII
1.	Die kluge Bauerntochter	1
2.	Maria, die böſe Stiefmutter und die ſieben Räuber	4
3.	Von Maruzzedda	7
4.	Von der ſchönen Anna	15
5.	Die verſtoßene Königin und ihre beiden ausgeſetzten Kinder	19
6.	Vom Joſeph, der auszog ſein Glück zu ſuchen	28
7.	Die beiden Fürſtenkinder von Monteleone	38
8.	Bauer Wahrhaft	43
9.	Zafarana	47
10.	Die jüngſte, kluge Kaufmannstochter	54
11.	Der böſe Schulmeiſter und die wandernde Königstochter	59
12.	Von der Königstochter und dem König Chicchereddu	64
13.	Die Schöne mit den ſieben Schleiern	73
14.	Von der ſchönen Nzentola	85
15.	Der König Stieglitz	93
16.	Die Geſchichte von dem Kaufmannsſohne Peppino	103
17.	Von dem klugen Mädchen	114
18.	Die gedemüthigte Königstochter	118
19.	Gevatter Tod	123
20.	Von dem Pathenkinde des heiligen Franz von Paula	124
21.	Die Geſchichte von Caterina und ihrem Schickſal	130
22.	Vom Räuber, der einen Hexenkopf hatte	135
23.	Die Geſchichte vom Ohimè	139
24.	Von der ſchönen Wirthstochter	148

Seite.

25. Von dem Kinde der Mutter Gottes 153
26. Vom tapfern Königssohn 158
27. Vom grünen Vogel 167
28. Von der Tochter der Sonne 177
29. Von der schönen Cardia 185
30. Die Geschichte von Ciccu 191
31. Von dem Schäfer, der die Königstochter zum Lachen brachte 206
32. Von Giovannino und Caterina 211
33. Von der Schwester des Muntifiuri 220
34. Von Quaddaruni und seiner Schwester 227
35. Von der Tochter des Fürsten Cirimimminu oder Unnicimmu 236
36. Die Geschichte von Sorfarina 243
37. Giusà 249
38. Von der Betta Pilusa 261
39. Von den Zwillingsbrüdern 269
40. Von den zwei Brüdern 272
41. Vom tapfern Schuster 280
42. Vom Re Porco 285
43. Die Geschichte vom Principe Scursuni 293
44. Von dem, der den Lindwurm mit sieben Köpfen tödtete 299
45. Von den sieben Brüdern, die Zaubergaben hatten 305
46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte 307
47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging 310
48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen 315
49. Von Maria und ihrem Brüderchen 319
50. Vom klugen Bauer 327
51. Vom singenden Dudelsack 329
52. Zaubergerte, Goldesel und Knüppelchen schlag zu 335
53. Von der schönen Angiola 339
54. Von Autumunti und Paccaredda 344
55. Die Geschichte von Feledico und Epomata 350
56. Vom Grafen und seiner Schwester 366

Einleitung.

Mag man im Betreff der Entstehung der Volksmärchen der Ansicht J. Grimms huldigen, nach der in denselben die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens aufbewahrt sind, die Märchen in letzter Instanz also mythologischen Ursprungs sind, oder die Theorie Th. Benfeys theilen, welche unsere gesammten europäischen Märchen als Ausflüsse indischer, durch zahlreiche Uebersetzungen nach dem Westen gedrungener Erzählungen darstellt, beide einander so widersprechende Aufstellungen werden auf den Gang einer Untersuchung über Entstehung, Verbreitung und nationalen Gehalt der in Sicilien verbreiteteten Märchen deßhalb nicht verschieden einwirken können, weil sie in diesem speciellen Falle doch ganz gleiche Fragen anregen müssen. Denn der Anhänger der Grimm'schen Theorie muß sich hier nicht minder Rechenschaft darüber geben, welchen Volksglauben, die mythologischen Vorstellungen welcher Nation er in den gegenwärtig noch in Sicilien fortlebenden Märchen aufsuchen und wieder erkennen will, als ein Schüler Benfeys sich fragen muß, welches von den in Sicilien nacheinander herrschenden Völkern als der Vermittler oder erste Empfänger jener ursprünglich indischen Poesieen anzusehen ist. Denn die Behauptung, die Benfey zuerst ausgesprochen hat und die einer derartigen Untersuchung von vorneherein eine bestimmte zeitliche Begrenzung geben würde, die nämlich, daß von den Märchen, welche aus Indien nach Europa gekommen seien, „vor dem 10. Jahrhundert nach Christus wohl nur wenige nach dem Westen gewandert und

zwar — außer den durch die Ueberſetzung des Grundwerks des Pantſchatantra oder Kalilah und Dimnah bekannt gewordenen — wol nur durch mündliche Ueberlieferung, die im Zuſammentreffen von Reiſenden, Kaufleuten und ähnlichen ihre Veranlaſſung finden mochte" *), dieſe Behauptung hat Benfey ſpäter ſelbſt wieder zurückgenommen und eine in frühere Jahrhunderte hinaufgehende literariſche Verbindung Indiens mit dem Weſten zugegeben. **)

In beiden Fällen iſt demnach zu unterſuchen, welche der Nationen, die in Sicilien geherrſcht haben und aus denen mehr oder weniger ſich die gegenwärtige Bevölkerung Siciliens entwickelt hat, ganz beſonders als die Trägerin und Inhaberin der jetzt noch dort im Volksmund fortlebenden Märchen anzuſehen iſt. Mithin iſt eine Darſtellung der Entſtehung und Zuſammenſetzung der jetzt in Sicilien herrſchenden Nationalität in keiner Weiſe zu umgehen. Denn wenn auch nicht zu verkennen iſt, daß Sicilien in Folge ſeiner inſularen Lage in Mitten des Mittelmeerbeckens der Einwirkung ſämmtlicher ſeefahrender Nationen ausgeſetzt, ſich zu allen Zeiten die Märchen und Schifferſagen aller namentlich in den Mittelmeerländern anſäßigen Nationen wird angeeignet haben, ſo unterliegt es doch auch keinem Zweifel, daß umgekehrt ihre inſulare Lage die Sicilianer vor allzu raſchem Wechſel in ihren Gebräuchen, Ueberlieferungen, Sagen und Märchen geſchützt hat. Kaum irgend wo anders tritt auch der Gegenſatz der Küſtenlandſchaft mit dem bis auf dieſes Jahrhundert faſt unwegſamen Inneren der Inſel, der Contraſt des Lebens einer Handel und Schifffahrt treibenden Küſtenbevölkerung mit dem ſich, man möchte ſagen, ſeit Jahrtauſenden faſt gleich gebliebenen Daſein eines ausſchließlich Ackerbau treibenden Binnenlandvolkes ſo ſchroff hervor wie hier. Und dazu kommt noch, daß ſeit Jahrhunderten der große internationale Handelsverkehr der Inſel doch nur von wenigen Häfen aus beſorgt wird, während allerdings die Verbindung mit den

*) Pantschatantra I. S. XXII.

**) Göttinger Gelehrte Anzeigen 1860, S. 874.

vielen Küstenpunkten benachbarter Inseln und Länder von weit zahlreicheren Häfen aus unterhalten wird. Daher ist der durch diese verschiedenen Lebensbedingungen herbeigeführte Unterschied selbst zwischen fast gleich volkreichen Städten sehr bedeutend. So werden z. B. in Catania alte Gebräuche und Sitten viel zäher festgehalten und ist vielmehr alter Volksaberglauben im Schwange als in Messina, das von den ältesten Zeiten an eine sehr gemischte Bevölkerung gehabt hat, und nichts als ein großes Handelsemporium war und ist, während Catania, obwohl auch am Meere gelegen, vielehr eine große, reiche Landstadt als ein Seeplatz genannt zu werden verdient.

Aber wir bedürfen dieser Wahrscheinlichkeitsgründe gar nicht, die aus der Bodenconfiguration der Insel und der durch sie bedingten Verschiedenheit des Lebens und der Cultur der Sicilianer abgeleitet sind, und die es an sich glaubhaft erscheinen lassen sollen, daß hier in Sicilien sich Ueberlieferungen, volksthümliche Dichtungen und Gebräuche lange Zeit gleichmäßig und unverändert behauptet haben werden. Ganz bestimmte Thatsachen liegen vor, die keinen Zweifel hierüber aufkommen lassen. Wir sehen hierbei ganz ab von einzelnen Gebräuchen, die noch jetzt hier und da in Sicilien vorkommen und mit Sicherheit auf altgriechische Sitten zurückgeführt werden können.*) Auch darauf wollen wir kein Gewicht legen, daß die Thaten und Werke des Herakles und Daidalos noch jetzt an einzelnen, an geschichtlichen Erinnerungen reichen oder durch lokale Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Orten fortleben, nur daß an die Stelle dieser Heroennamen so luftige und durchsichtige christliche Personificationen wie der St. Calogero und der h. Peregrino u. s. w. getreten sind. Nein, aus ganz historischer, im Verhältnisse zu diesen Mythen allerdings neuer Zeit, sind uns in sicilianischen Volksliedern Erinnerungen geschichtlicher Art aufbewahrt, die uns zeigen, daß hier das Volk im Liede wie kaum irgend sonst wo das Andenken an wichtige Ereignisse und

*) Ich habe Einiges hierüber zusammengestellt in meinem Buche: Aus Sicilien, Cultur und Geschichtsbilder II, 104 u. f.

hervorragende Persönlichkeiten aus seiner Vergangenheit von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, bis ihm selbst die wahre Bedeutung des gesungenen Gegenstandes verloren gegangen ist, und es nur noch Namen und unverstandene Verse mechanisch weiter giebt. Wie ein einst grünender und blühender Baum noch lange Jahre als allmälig verwitternder lebloser Holzstumpf stehen bleiben kann, ehe er ganz verschwindet und von seiner Struktur nicht mehr das Geringste zu erkennen ist, so leben auch diese Reste inhaltsvoller Lieder, in welche einst ein Volk seine Seele ausgegossen hat, noch jetzt fort. Nicht mehr duftet in ihnen der lebendige Hauch gegenwärtigen Lebens. Kaum daß die zarten Gefäße übrig geblieben sind, in denen es sich einst emporhob.

Hätte sich die sicilianische Märchenpoesie bisher einer gleichen Aufmerksamkeit von Seiten der literarisch gebildeten Sicilianer zu erfreuen gehabt als das Volkslied, so würde diese Sammlung von Märchen nicht von Deutschen veranstaltet sein. Denn von Liedern, wie sie hier auf geräuschvollen Straßen und stillen Fluren, im Kahne des Fischers und vor der Wiege des Säuglings ertönten, haben patriotische Sicilianer umfangreiche Sammlungen drucken lassen.*) Andere haben auf Grundlage derselben das Volkslied ihrer Heimat in seinen verschiedenen Beziehungen ästhetischen und kritischen Erörterungen unterzogen.**) Unter diesen bisher gesammelten Liedern, deren Zahl auf zweitausend fünfhundert gestiegen ist,***) finden sich nun einige aufbewahrt, die an Verhältnisse und Vorgänge aus den Zeiten der Araber, ja der byzantinischen Herrschaft anknüpfen, und Erinnerungen an die für Sicilien besonders glück-

*) L. Vigo. Canti popolari siciliani. Catania 1857. S. Salomone-Marino, Canti popolari siciliani in aggiunta a quell del Vigo. Palermo 1867.

**) G. Pitrè, Sui canti popolari siciliani. Studio critico. Palermo 1868.

***) Pitrè l. l. 75. Circa 1300 pubblicati dal Vigo, 749 dal Salomone-Marino: gli altri tutti posseduti da quest' ultimo e da me. Unter diesen Liedern sind viele von nur einer Strophe mitgezählt.

lichen Tage der Regierung des Königs Wilhelms des Guten aufbewahren. *) Daß von der ſiciliſchen Veſper noch Nachklänge im Volkslied

*) Die Strophe (Vigo, p. 252):

Alligrizza, fidili cristiani,
Divoti aduraturi di Maria,
Sunassinu fistanti li campani,
Cà chistu è veru jornu d'alligria.
Nui chiù nun semu comu li pagani,
Supra l'artari aduramu a Maria,
Comu aduramu a Diu in vinu e pani
L'Apostoli, li Santi e lu Misia.

kann ſich nur auf die Wiederherſtellung der Bilderverehrung und das „Feſt der Orthodoxie" das auch in Sicilien mit großem Pomp gefeiert wurde, beziehen.

Die folgende:

Cc'è gaitu e gran pena mi duna,
Voli arrinunzia la fidi cristiana:
Nun vi pigghiati dubbiu, patruna,
L'amanti chi v'amau v'assisti e v'ama.

bezieht ſich auf die Verſuche eines arabiſchen Kaid einen Sicilianer zum Proſelyten zu machen. Wenn in einem Wechſelgeſang die Frage aufgeworfen wird:

Vurria sapiri unn' àbbiti lu 'nvernu
Pri stari frisculidda 'ntra la stati?

und das Mädchen antwortet:

Sugnu 'ntra li jardina di Palermu,
'Ntra lu palazzu di so' Maistati,
E cu' mi vattiò fu Re Gagghiermu,
Ch'è 'n curunatu di tutti tri stati.

ſo iſt die Erinnerung an den von Wilhelm II. erbauten Palaſt der Cuba mit ſeinem großen Park und Orangengarten nicht zu verkennen. Ja in einem Volkslied hat man eine direkte Beziehung auf ein Geſetz Wilhelms II., nach dem es dem Ehegatten geſtattet ſein ſoll, ſeine in flagranti ertappte ehebrecheriſche Frau mit ihrem Buhlen zu erſchlagen, wiedergefunden.

Trasinu li galeri 'ntra Palermu,
E portu portu vannu vikiannu:
Ora ch'è 'ncurunatu Re Gugghiermu
Pri li donni 'nfidili ha fattu un bannu;

Volke, seitdem es eine Sprache und eine einheitliche Regierung erhalten hat, kurz seitdem es das Gepräge einer Nation trägt, wie kaum irgendwo an unser Ohr schlagen, kann uns weniger befremden. Daß dann die berühmten »Casi di Sciacca« aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts noch im Volkslied fortleben, wird gar Niemand auffallend finden, der da weiß, daß jetzt noch das Wort: Farò un Casu di Sciacca als hartes Drohwort im Volksmund lebt.

Ist durch diese Daten zweifelslos erhärtet, daß sich im sicilischen

---

Voli ca ogni amanti stassi fermu,
Guai a cui 'n 'attenni a stu cumannu;
Donni 'nfidili, di lu Re Gugghiermu
Morti e galera amminazza lu bannu.

Daß über die sicilische Vesper noch Lieder im Munde des Volkes leben, wird uns weniger wundern, als daß die Erinnerung an Namen und Dinge fortlebt, für die sonst alles klare historische Verständniß bei dem Volke ganz verschwunden und nur noch die Namen übrig geblieben sind. Wurde doch schon, wie wir aus Malespini und Villani wissen, die vielleicht schon eine in sicilischem Dialekte geschriebene Chronik vor sich hatten, die Thaten der Frauen bei der Belagerung von Messina durch Karl von Anjou in Liedern gefeiert. — Wann jene Volkslieder nun gedichtet sind, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Offenbar aber doch als die Erinnerung an die von ihnen verherrlichten Ereignisse noch lebendig war. Aus Latinismen, die in einzelnen vorkommen, hat man vielleicht mit Recht auf eine sehr hohe Zeit für diese geschlossen. Von einem auf die Vesper bezüglichen Liede bemerkt einer der gründlichsten Kenner des sicilischen Dialekts: Idue ultimi versi di questo canto danno argomento essere proprio de' tempi del Vespro; quantunque io mi creda che passando di bocca in bocca, abbia pigliato sempre qualche poco di più moderno qual noi cel troviamo: se pur non c'è da dire, sull esempio della Cronaca di Frate Atanasio d'Aci, che il volgar siciliano sia ancora qual fu in quel secolo XIII.« V. di Giovanni bei Pitrè l. l. 80. Anm. 1. Ungewiß ist mir, aus welcher Zeit der auf der Ostküste der Insel z. B. in Galati unweit Messina übliche Contretanz stammt, den zwei Paare aufführen, welche dabei allerlei Verse unter Instrumentalbegleitung recitiren. Dem Namen nach sollte man ihn allerdings als aus normannischer Zeit herrührend ansehen, da er la Ruggiera genannt wird. Doch da die Geschichte des Tanzes ja noch ganz im Dunkeln ruht, so wage ich kein Urtheil. Man vergl. Vigo, Canti ꝛc. 65.

Volke feste von Geschlecht zu Geschlecht überkommene Traditionen und Poesieen erhalten haben, so ist doch damit zunächst für die uns hier beschäftigende Untersuchung gar Nichts anderes gewonnen, als daß wir sicher sein dürfen, daß auch unsere Märchen aus den ältesten Zeiten treu und sorgfältig überliefert sein können. In keiner Weise aber ist damit Etwas über die Frage entschieden, welchem der Völker, aus denen schließlich sich in Sicilien im Anschluß an das übrige Italien eine Nationalität zur herrschenden und das ganze Volksleben durchdringenden gemacht hat, unsere Märchen als Erbtheil angehört haben oder zuerst zugekommen sind. Ja bedarf doch, um nur diese Frage einigermaßen sicher lösen zu können, die Entstehungsgeschichte der italienischen Nationalität in Sicilien erst einer neuen weitausholenden Untersuchung, die fast nur an der Hand der Sprachgeschichte der Insel geführt werden kann.

Betrachten wir die gegenwärtige Bevölkerung Siciliens nach ihren verschiedenen Ursprüngen, so treten uns zunächst aus der Hauptmasse derselben sofort zwei, durch ihre Sprache leicht von ihr abzulösende kleinere Bestandtheile entgegen. Denn wenn auch in Palermo, als in der Hauptstadt der Insel, in welcher Jahrhunderte lang die Spanier am zahlreichsten gesessen haben, sich der Einfluß der spanischen Nationalität auf die Bevölkerung am deutlichsten nachweisen lassen sollte, so kann doch im Allgemeinen von einem bestimmenden Einflusse der spanischen Nation auf die Bildung der sicilischen nicht die Rede sein. Als die Spanier sich Sicilien ebemächtigten, und die Insel einen Theil ihres Weltreichs bildete, war der Bildungsproceß der Nationalität in Sicilien schon längst abgeschlossen. Der Einfluß der Spanier erstreckte sich vorzugsweise auf Aeußerlichkeiten, auf Trachten und Sitten, Titulaturen u. s. w. der höheren Gesellschaften, und verhältnißmäßig sind nur wenige spanische Worte in Sicilien in den Volksgebrauch übergegangen. Die Spanier, die nach Sicilien kamen, gehörten ja auch vorzugsweise nur dem Adel und höheren Beamtenstande an; der Soldaten, die von dort kamen, waren es zu wenige, als daß die von ihnen dort bleibenden nicht sofort von der Bevölkerung ihrer Nationalität nach wären absorbirt worden. Und wenn

nun doch Erzählungen nachweisbar sind, die in ganz gleicher Fassung bisher nur in Spanien und Sicilien aufgefunden worden sind, so möchte ich eher annehmen, daß sie aus Sicilien nach Spanien zurückgebracht, als von Spanien nach Sicilien eingeschleppt worden sind. *)

Ganz anders könnte es sich möglicher Weise mit dem ersten jener beiden kleinen Bruchtheile der sicilischen Bevölkerung halten, der von der griechischen Halbinsel ausgewandert ist. Denn auch in Sicilien befinden sich wie an mehreren Punkten des gegenüberliegenden italienischen Festlandes albanesische Kolonien.

Die ersten Albanesen kamen als Hilfstruppen der aragonesischen Könige nach Neapel und Sicilien. Namentlich war unter König Alfons ein Capitain Georg Reres seit 1448 an der Westküste der Insel thätig. Derselbe gründete sich 1450 mit seinen Schaaren auf einem Lehngute der Gräfin Caterina di Cadorna unter den Trümmern des Araberschlosses von Kalatamauro (Kalat-Mawrû) eine Niederlassung, die Contessa genannt wurde. Auf die Nachricht von der Bedrängniß ihres Volkes in Albanien zogen aber diese Schaaren wieder über das Meer nach ihrer Heimat, bis nach dem Falle von Georg Castriotis Skenderbeg die Ueberbleibsel derselben wieder nach Sicilien zurückkehrten. Mit ihnen kamen neue Schaaren von Albanesen, unter denen sich nahe Verwandte des nationalen Helden befanden, nach der Insel, auf der ihnen von Königen, Bischöfen und Baronen seit 1467 neue Ländereien zur Begründung dauernder Wohnsitze angewiesen wurden. **) Noch bis auf

*) Unverkennbar besteht ein direkter Zusammenhang zwischen dem sicilianischen Märchen: Von den Zwillingsbrüdern I. 269 u. f. und dem spanischen Volksmärchen: Los caballeros del pez, das Fernan Caballero im Semanario pint. esp. p. 242—44 erzählt und von dem F. Wolf in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Philos.-histor. Klasse 1859, Bd. 31, S. 214 Anm. 1. einen Auszug giebt. Doch vergl. R. Köhler zu d. M.

**) Ueber die Gründung von Contessa ist zu vergleichen: Spiridione Lojacono, Memoria sull'origine di C. Palermo 1851. Ueber Palazzo Adriano: Giuseppe Crispi, Memoria etc. Palermo 1827. Ueber die Geschichte der

dieſe Stunde haben ſich dieſe Colonien in Piana dei Greci, Palazzo Adriano, Mezzojuſo, Conteſſa und St. Chriſtina im Innern der Inſel an Orten erhalten, welche faſt ſämmtlich ſeit der Vertreibung der Araber von Sicilien wüſt gelegen hatten.*) Andere Niederlaſſungen haben ihren nationalen Charakter abgeſtreift und ſind ſicilianiſirt worden, da die katholiſche Geiſtlichkeit ſie zwang, ihre Religionsgebräuche und damit das ſie zuſammenhaltende Band aufzugeben. So in St. Angelo, Biancavilla, St. Michele und Bronte. Die älteſte der noch heute beſtehenden Colonien nach Conteſſa iſt Palazzo Adriano, die Albaneſen ſeit 1482 auf dem Feudum des Admiral Villarant gegründet haben. Sie zählt jetzt an 6000 Seelen. Die dritte Piana dei Greci, zu der der Erzbiſchof von Mon Reale, Giovanni Borgia, die Herrſchaften Merco und Aindigli mit den dort befindlichen Ruinen den neuen Anſiedlern in Emphyteuſe gab. Piana dei Greci zählt jetzt an 8000 Einwohner, die jedoch nicht ſämmtlich albaneſiſcher Abſtammung ſind. Mezzojuſo, das Menzil Juſſuf der Araber, iſt die jüngſte Kolonie. Sie wurde 1490 begründet und 1550 durch neue Zuzügler aus den übrigen ſiciliſchen Niederlaſſungen der Albaneſen verſtärkt. Gegenwärtig hat ſie ungefähr 6000 Einwohner. St. Chriſtina iſt eine Zweigniederlaſſung von Piana dei Greci und erſt im 17. Jahrhundert angelegt.

Trotzdem, daß dieſe nicht allzu zahlreichen Coloniſten in der Nähe und in unmittelbarer Berührung mit einer ganz anders gearteten Bevölkerung gelebt haben, haben ſie doch lange Zeit einen guten Theil ihrer alten Sitten und Gebräuche ſich erhalten, bis dieſelben erſt in unſeren Tagen gänzlich unterzugehen beginnen. In einem mir vorliegenden Büchlein hat der erſte, jetzt verſtorbene, Geiſtliche dieſer der griechiſch-katholiſchen

---

Albaneſiſchen Colonien in Sicilien überhaupt handelt die Schrift von Nicolo Spata, Cenno storico etc. Palermo 1845. Man vergleiche auch die Zuſammenſtellungen bei Hahn, Albaneſiſche Studien S. 30 u. f. über die albaneſiſchen Colonien in Italien giebt.

*) Aus einer Albaneſiſchen Colonie ſtammt u. A. der Deputirte Criſpi, der ſich durch eine feurige Beredſamkeit auszeichnet.

Kirche angehörigen Albaneſen, der Biſchof Giuſeppe Criſpi, die Ueberreſte der albaneſiſch-ſiciliſchen Volkslieder zuſammengeſtellt und überſetzt, welche von ſeinen Landsleuten bei feierlichen Gelegenheiten geſungen wurden.*) Aus den Erläuterungen, die Criſpi zu ihnen giebt, erſieht man aber, wie viele Gebräuche, die nach Hahn in Albanien jetzt noch fortleben, hier ſchon in Vergeſſenheit gerathen ſind. Die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Einwanderer läßt es leicht begreiflich erſcheinen, daß ſie der immerhin höheren Cultur der Sicilianer nicht ſtärkern Widerſtand geleiſtet haben. Eben dieſer Umſtand aber läßt es auch als ganz unwahrſcheinlich erſcheinen, daß die Albaneſen auf die Bildung ſicilianiſcher Volksdichtungen und Märchen irgend welchen Einfluß ausgeübt haben ſollen. Die Albaneſen, die bis auf dieſen Tag ſich in Sicilien wegen ihrer Wildheit und Raubbegierde nicht des beſten Rufes erfreuen, kamen lange Zeit nur in äußere Berührungen mit der ſiciliſchen Bevölkerung.

Einem von dieſem in Sicilien eingeſprengten Volksſtamme ganz verſchiedenen zweiten kleinen Bruchtheil der Bevölkerung bilden die ſ. g. Lombardencolonien, die, wie ſchon ihr Namen verräth, italiſchen Urſprungs ſind und auch eine von dem ſiciliſchen Idiom nur dialektiſch verſchiedene Sprache reden. Es iſt hierbei nicht die Rede von den kleineren Zuzügen von Lombarden, die Kaiſer Friedrich II. i. J. 1237 aus der Umgegend von Piacenza hierher verpflanzte und denen er einen Theil des Grund und Bodens anwies, der durch die Ueberſiedlung der letzten Reſte der Araber nach Luceria menſchenleer geworden war.**) Vielmehr meinen wir die zahlreichen Schaaren von Oberitalienern, die der ſ. g. Aleramiſchen Mark entſtammend im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts nach Unteritalien und Sicilien gekommen waren und beſonders durch

*) G. Crispi, Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie Greco-Albanesi di Sicilia. Palermo 1858. 8. Die Gedichte ſind auch abgedruckt bei Vigo, Canti ꝛc. S. 342 u. f.

**) Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici II., T. VI. p. 695. Winckelmann, Geſchichte Friedrichs II. Bd. II, S. 72. Anm. 2. Amari, Storia dei Musulmanni. III. 224.

Adelaide, die Tochter des Markgrafen Manfred von Montferrat und letzte Gemahlin des Grafen Roger von Sicilien, hier festen Boden gefaßt hatten.*) Im Laufe des 12. Jahrhunderts waren diese Oberitalieuer dann so zahlreich geworden, daß sie wenige Jahre nach einem unglücklichen Aufstandsversuche gegen Wilhelm I. doch noch ein Heer von 20,000 Kriegern ins Feld zu stellen versprachen.**) Die Bewohner der Stadt Randozzo, Vicari, Capizzi, Nicosia, Maniaci, Aidone, San Fratello, die theilweise noch jetzt ein von dem sicilischen Dialekte ganz abweichendes mit dem montferratinischen Patois übereinstimmendes Italienisch reden, sind die Nachkommen dieser Schaaren. Der Name Lombarden kann nur Dem auffallen, der nicht weiß, in wie weitem Sinne im Mittelalter der Name Lombardia gebraucht wurde und daß z. B. bei der Erobe-

*) Ich habe diesen etwas unbestimmten Ausdruck absichtlich gewählt. Bisher nämlich nahm man in der Regel an, diese lombardischen Schaaren seien erst mit der Adelaide und ihrem Bruder Heinrich in Folge ihrer Vermählung mit Roger, beziehungsweise dessen Tochter, nach Sicilien gekommen. Aber es waren höchstwahrscheinlich schon um das Jahr 1078 lombardische Herren im Dienste Rogers und durch ihren Einfluß wurde vielleicht die mehrfache Verschwägerung der Hautevilles mit der Aleramischen Familie herbeigeführt. Amari III. 225. Non è ch'io pensi con alcuni scrittori, aver Arrigo e i suoi compatriotti seguita in Sicilia (1089) l'Adelaide, ultima moglie di Ruggiero; parendomi più verosimile, al contrario, che i parentadi del conte et de' due suoi figli fossero stati consigliati dalla riputazione della casa Aleramica nell' esercito di Ruggiero.

**) Hugo Falcando bei Caruso, Bibliotheca I. p. 448, 462 etc.

***) Durch die Untersuchungen Amaris und die Anregung, die dieser Gelehrte nach verschiedenen Seiten zur Erforschung der Geschichte dieser Colonie gegeben hat, ist jetzt das Dunkel, das bisher auf der Herkunft derselben ruhte völlig gelichtet. Man vergl. auch Gfrörer, Gregor VII. Bd. V, 390 u. f. Lionardo Vigo hat in seinen Canti popolari Proben des lombardischen Dialekts, der jetzt noch in Piazza, Nicosia, San Fratello und Aidone gesprochen wird, gegeben. Auf Grund dieser Sprachproben hat dann der bekannte Philolog Angelo de Gubernatis die Identität dieses Dialekts mit dem montferratinischen festgestellt. Man vergl. Il Politecnico. 1867. p. 609 u. f.

rung von Conſtantinopel 1204 der große Markgraf Bonifacio II. von Montferrat mit ſeinen Kriegern ganz beſonders „die Lombarden“ genannt werden.*) Aber auch dieſe oberitalieniſchen Colonien in Sicilien können nur einen ganz unbedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des nationalen Typus der Sicilianer ausgeübt haben. Wenn, wie gar nicht zu leugnen iſt, gerade in den Städten, in denen jetzt noch jener Dialekt geſprochen wird, ſich mittelalterliches Weſen am ungebrochenſten erhalten hat, ſo rührt das von der Lage dieſer Städte im Innern der Inſel her. Und doch giebt uns die einfache Thatſache, daß dieſe lombardiſchen Colonien ſich ſeit dem Ausgange des 11. Jahrhunderts in Sicilien behauptet haben, einen deutlichen Fingerzeig für das Alter des ſiciliſchen Dialektes und damit für die Herrſchaft des vorzugsweiſe unteritaliſch beſtimmten, nationalen Typus der Sicilianer. Denn wäre nicht ſchon in jener Zeit der unteritaliſche Dialekt, von dem der ſiciliſche ein Zweig iſt, auf der Inſel herrſchend geweſen, ſo würde er gewiß mit dem lombardiſchen zuſammengefloſſen ſein, dieſer ſich wenigſtens nicht ſo ſcharf abgegrenzt behauptet haben. Die Urkunde, die z. B. 1133 für die lateiniſchen (latini) d. h. italieniſchen Bewohner von Patti aus dem Latein in die Bulgärſprache überſetzt werden mußten um ihnen verſtändlich zu ſein — vulgariter exposita — wurden ſicher ſchon in den ſiciliſchen Dialekt übertragen.**)

So wichtig für uns dieſe Angabe iſt, daß ſchon im Anfang des

*) K. Hopf in der Encyklopädie von Erſch und Gruber s. v. Griechenland. Bd. 85. S. 220.

**) Bei den ſiciliſchen Hiſtorikern bedeutet latini im Gegenſatz zu den Franzoſen ſoviel als Italiener. Hugo Falcando l. l. p. 477. Bartholmaeus de Neocastro bei di Gregorio, Bibliotheca I. cap. 42. Jetzt unterſcheiden die Lombarden in Sicilien »a dumbart« von »a datin« ſprechen, d. h. lombardiſch und ſicilianiſch reden. In der Patti betreffenden Urkunde, welche di Gregorio, Considerazioni etc. I. 5. Palermitaner Ausgabe von 1845, S. 116 herausgegeben hat, iſt eine ältere Urkunde enthalten, die auf das Jahr 1080 zurückgeht. In dieſer werden homines latinae linguae erwähnt.

12. Jahrhunderts für die Bewohner einer ſiciliſchen Stadt ein ſo bedeutender Unterſchied zwiſchen dem Latein einer Urkunde und ihrem Dialekte beſtand, daß ihnen dieſe Urkunde überſetzt werden mußte, ehe ſie dieſelbe verſtanden, ſo wenig können wir doch aus dieſer Thatſache Schlüſſe auf den Urſprung und die Herkunft jener Bewohner Pattis machen. Für eine in Sicilien ſehr verbreitete Theorie über die Bildung des ſiciliſchen Dialekts ſind freilich dieſe Schlüſſe ganz ſelbſtverſtändlich. Nach ihr iſt der ſicilianiſche Dialekt nichts Anderes als der letzte Ausläufer der Sprache der Sikeler, der Urbewohner Siciliens, und alle Gegenfragen, woher man das wiſſe, vom Uebel. Dieſer Theorie huldigen u. A. Innocenzio Fulci;*) weiland Profeſſor der italieniſchen Sprache in Catania, L. Vigo,**) der Sammler der ſiciliſchen Volkslieder, Iſidoro la Lumia,***) und F. Perez, noch jetzt lebende Palermitaner Gelehrte. Aber ſo einfach, als dieſe Männer annehmen, liegt doch dieſe Unterſuchung nicht und die Frage des bekannten Hiſtorikers Emiliani Giudici nach dem ſiciliſchen Dialekte während der Epoche der Normannen†) läßt ſich nicht mit den Sprachproben und Etymologien löſen, die z. B. Vigo beibringt und die in einzelnen Fällen gerade das

*) I. Fulci, Lezioni filol. p. 39 u. f. Seine Anſicht wird dahin zuſammengefaßt, daß er lehre: che sopraggiunti i Normanni vi trovassero tutor vivente il latino, ereditato per lunga secessione di secoli, non da Romani, ma ben da Sicili, et che per consequenza fu questo la base unica del dialetto siciliano!!

**) Vigo l. l. Prefazione 10 u. f. Vigo bezieht z. B., nachdem er kurz vorher die Stelle Diodors über die Sprache der Sikeler citirt hat, dieſelbe urplötzlich auf die Sikaner, um neben der griechiſch redenden Bevölkerung eine ſikeliſch ſprechende bis auf Conſtantinus Porphyrogenitus herab ſtatuiren zu können!!

***) I. La Lumia, Storia della Sicilia sotto Guglielmo il Buono p. 239. Dort wird auch F. Perez erwähnt, deſſen Werk: Lezioni etc. Palermo 1860 mir nicht zugänglich iſt.

†) E. Giudici (ein Sicilianer). Storia letteraria I. 62. Or chi ha saputo dirci quale fosse il dialetto siciliano nell' epoca normanna, che s' incatena all' epoca sueva?

Gegentheil von dem beweisen, was Vigo aus ihnen folgert. Denn wenn er z. B. S. 17 aus dem Worte girio, das in einer Urkunde aus dem Jahre 1148 vorkommt, schließt, die Sicilianer hätten um diese Zeit schon gerade so gesprochen wie jetzt, da das Wort noch jetzt dieselbe Bedeutung, große Wachskerze, habe wie damals, so wäre die Conclusion viel begründeter, daß die Sicilianer noch jetzt wie damals einen griechischen Dialekt sprechen. Denn offenbar ist girio ein griechisches Wort gleich ὁ κηρίων, das Wachslicht und Wachsfackel bedeutet, dem Namen nach allerdings mit cera u. s. w. verwandt. Nein, ohne Frage müssen wir uns, um zu einer von allem Lokalpatriotismus freien, wissenschaftlichen Betrachtung der Entstehung uud Bildung des sicilischen Dialektes und damit der wahren Nationalität der Sicilianer zu gelangen, in ganz anderer Weise mit den Thatsachen der Sprachgeschichte in Sicilien abfindeu und darum etwas weiter ausholen.

Wie bekannt waren die Ureinwohner Siciliens, die Sikeler, italischer Abstammung und ihre Sprache war gewiß der lateinischen verwandt. Mögen nun auch die Sikaner, die angeblich noch ältere Bewohner Siciliens sind als die Sikeler, italienischen Ursprungs gewesen sein, wie Mommsen und Andere annehmen, oder durch Einwanderung aus Afrika oder Gallien hierhergekommen sein, bei ihrer geringen Zahl und den Geschicken der in historischer Zeit von ihnen bewohnten wenigen Städte haben sie ohne Zweifel nur sehr geringen Einfluß auf die Cultur Siciliens ausüben können. Auch die Sikeler, die in historischer Zeit das Innere und ein Stück der Nordküste der Insel bewohnten, nachdem sie durch die griechischen Colonisten von der hafenreichen Ostküste abgedrängt waren, haben für die gesammte Entwicklung der Insel nur geringe Bedeutung. Sicher vor Allem ist, daß sie gerade auf die Sprachverhältnisse der Insel nur einen ganz geringen Einfluß ausgeübt haben, in keinem Falle wenigstens in der Ausdehnung, wie jene oben erwähnten sicilischen Gelehrten uns glauben machen wollen; hat doch ihr Dialekt sich nicht einmal zum Rang einer Schriftsprache erhoben und bezeugt uns Diodor von Sicilien ganz ausdrücklich, daß die Sikeler die Sprache der Griechen

angenommen hätten und nun Sikelioten genannt worden seien.*) Die kurze Bezeichnung der Sicilianer als trilingues, die sich bei L. Apulejus Madaurensis**) findet, ist insofern unklar, als man aus ihr nicht ersehen kann, welches die dritte Sprache sein soll, die in Sicilien gesprochen worden ist. Da das Zeugniß des Diodor über die Sikeler so bestimmt lautet, muß man annehmen, der Afrikaner habe die Reste der karthagischen Colonien mit ihrer phönicischen Sprache bei seinem Ausdrucke: »Siculi trilingues« berücksichtigt. Die griechische Sprache war nach Vertreibung der Punier von der Insel die fast allein herrschende auf ihr; die lateinische kam erst mit den römischen Eroberern hierher. Aber Jahrhunderte lang ist sie dann neben der griechischen in Uebung gewesen, wenngleich diese sich natürlich in den Städten mit griechischer Bevölkerung als die eigentliche Volkssprache behauptet hat. Ganz besonders kam dagegen die lateinische Sprache in den acht Städten zur Herrschaft, welche in der Kaiserzeit römische Colonien erhalten hatten und aus denen, wie z. B. in Tauromenium, die Reste der griechischen Bevölkerung anders wohin verpflanzt wurden. In dem Inneren der Insel blieb aber die griechische Sprache doch wohl die überwiegende. Diodor aus Argyrium sagt uns von sich, er habe durch den Handelsverkehr der Römer auf der Insel sich seine große Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache erworben.***) Auch die uns erhaltenen Inschriften beweisen es, daß Griechen und Römer die ersten sechs Jahrhunderte unserer Aera hindurch wohl ziemlich gleichmäßig die Insel bewohnten. Beide Völker sprachen aber ihre Sprachen in Sicilien nicht gut, wie Pseudoasconius mit nackten Worten sagt und auch schon aus älterer Zeit von Plautus mit seinem

*) Diodorus Siculus, Bibliotheca V. 5.

**) Metamorphoseon XI. 5. Auch die Massalioten werden trilingues genannt. Isidor Origg. XV. 1. 63. Man vergl. Hildebrand in seiner Ausgabe des Apulejus I. 999.

***) Diodorus Siculus, Bibliotheca I. 5.

sicilicissat angedeutet wird.*) Wenn Di Giovanni für die ersten vier Jahrhunderte ein Vorherrschen der lateinischen Sprache statuiren möchte, und sich u. A. darauf beruft, daß eine ganze Anzahl lateinischer Schriftsteller in jenen Jahrhunderten von der Insel stammte, Calpurnius, Frontinus, Vopiscus, Firmicus Maternus u. A., so tritt dem wieder die Thatsache entgegen, daß der Neuplatoniker Porphyrius um 300 n. Ch. sich in Sicilien aufgehalten und dort Vorlesungen gegen das sich damals hier stark ausbreitende Christenthum in griechischer Sprache gehalten hat. Das Citat aus Firmicus Maternus, das ferner Di Giovanni anführt, um seine Behauptung zu begründen, beweist gar Nichts. Denn der Gegensatz von Graeci und nostri bezieht sich doch ganz sicher nicht auf Griechen und Sicilianer sondern ganz im Allgemeinen auf Griechen und Lateiner.**) Da aller Wahrscheinlichkeit nach das Christenthum von Rom aus nach Sicilien gekommen ist, so kann man aber dem genannten Historiker leicht zugeben***), daß die älteste christliche Kirchensprache in Sicilien die lateinische gewesen ist. Wie eifersüchtig man später hier über den Gebrauch des rechten römischen Ritus wachte, geht aus einem Briefe Gregors des Großen aus den letzten Jahren des 6. Jahrhunderts hervor, nach dem man sich in Sicilien u. A. darüber beschwert hatte, daß Gregor gewisse gottesdienstliche Handlungen nach den Gebräuchen der constantinopolitanischen Kirche angeordnet habe. Auf eine Gereiztheit im Betreff des Gebrauches der rechten Sprache, einen Sprachenstreit in Sicilien, läßt die Thatsache schließen, daß Gregor sich weigert den Brief einer Sicilianerin zu beantworten, weil sie, obwohl Lateinerin, sich in

*) Pseudo-Asconius ad Ciceron. Divinat. in Caecil. XII. 39, in der Orellischen Ausgabe Ciceros V. P. 2, pag. 115 in ea insula, quae neutra lingua bene utatur. Plautus. Men. Prol. 11.

**) F. M. im Corpus script. ecclesiast. latinorum II, S. 86. . . . . unicam Cereris filiam, quam Graeci Persefonam, nostri immutato sermone Proserpinam dicunt.

***) Di Giovanni (Johannes de Johanne) De divinis Siculorum officiis tractatus p. 23 u. f.

einem griechiſch geſchriebenen Briefe an ihn gewendet habe, und dieſer ſeinen Entſchluß ſeiner Correſpondentin durch den Patricius Narſes mittheilen läßt.*) Laſſen dieſe Thatſachen auf ein ziemlich geſpanntes Verhältniß der beiden Nationalitäten auf der Inſel gegen Ende des 7. Jahrhunderts ſchließen, ſo wird leicht zu ermeſſen ſein, daß nachdem die ſiciliſche Kirche im Anfang des 8. Jahrhunderts durch Leo Iſauricus von der römiſchen losgeriſſen und dem Patriarchen von Conſtantinopel unterſtellt worden war, die lateiniſche Sprache in Sicilien in Rückgang kam. Seit dem Biſchof Stephanus von Syrakus wurde in der Metropolitankirche Siciliens der Gottesdienſt nicht mehr in lateiniſcher, ſondern in griechiſcher Sprache gefeiert. Geiſtliche Reden, die in Syrakus, Catania und Taormina gehalten worden und auf uns gekommen ſind, ſind in griechiſcher Sprache abgefaßt. Ebenſo ſind die Homilien des Theophanes Kerameus, die Geſchichte der Manichäer von Petrus Siculus und die Werke anderer Sicilianer des 9. Jahrhunderts ausſchließlich in griechiſcher Sprache geſchrieben. Auch die Araber ſetzten gelegentlich die griechiſche Sprache als die den Sicilianern bekannte voraus.

Es bedarf keiner weiteren Auseinanderſetzung, daß die lateiniſche Sprache ſich während der byzantiniſchen Herrſchaft auf der Inſel nicht gehoben hat. Die Beamten, die von Conſtantinopel hierher geſchickt wurden, waren Griechen, die Befehlshaber der Truppen Griechen oder griechiſch redende Barbaren. Die Gerichtsſprache war die griechiſche, wie ja Sicilien an der nachjuſtinianeiſchen Rechtsentwicklung im byzantiniſchen Reiche Theil genommen hat. Kurz: die Sprache der Kirche, des Heeres, der Verwaltung und Juſtiz war Jahrhunderte lang die griechiſche. Es unterliegt wohl auch keinem Zweifel, daß ſo weit die Inſel noch damals Ausfuhrartikel producirte und Waaren einführte, dieſer Handel nicht mehr wie zu den Zeiten Diodors von römiſchen, ſondern von griechiſchen

*) D. Gregorii epistolae IV, 32. Domnae Dominicae salutes meas dicite, cui minime respondi, quia cum sit latina graece mihi scripsit!

Kaufleuten beſorgt wurde. Die lateiniſche Sprache iſt gewiß während dieſer Periode als Schriftſprache allmählig auf der Inſel ausgeſtorben.

Es würde gegen alle Analogieen verſtoßen, wenn wir annehmen wollten, daß ſich die lateiniſche Sprache während der Araberherrſchaft in Sicilien wieder neu belebt habe. Denn geſetzt auch der Gegenſatz der lateiniſchen und griechiſchen Nationalität und die Abneigung der Lateiner gegen die byzantiniſche Herrſchaft ſei ſo groß geweſen, als Amari anzunehmen geneigt iſt, wird nicht dennoch der viel größere gemeinſame Gegenſatz beider Kirchen gegen die Ungläubigen, die nicht geringere Tribute auferlegten als die Byzantiner und die ihnen Widerſtand Leiſtenden Alles weg nahmen, nicht doch trotz alles Mönchsgezänkes die viel geringere Differenzen beider Glaubensgemeinſchaften bei gar Manchen wenigſtens überbrückt und die beiden Nationalitäten nicht doch in den Gluthofen der Verfolgung und Bedrängniß zu Einem Volke zuſammengeſchmolzen haben? Möglich wäre es ja allerdings, daß der Haß gegen die byzantiniſche Herrſchaft viele Lateiner vermocht hätte, ſich an die Muſelmanen anzuſchließen.*) Aber das Eine wie das Andere hatte ja nur daſſelbe Reſultat hervorgebracht: das allmälige Abſterben der latei-

*) Amari ſagt II. 399: Come i due linguaggi, che è a dir le due schiatte, durarono insieme nel medio evo nelle parti della penisola ch' aveano avuto colonie greche nell' antichità, così anche rimasero in Sicilia; se non che la lingua greca prevalea nell'undecimo secolo. E la cagione parmi, che i Cristiani di sangue italico e punico della Sicilia occidentale avean rinnegato la più parte sotto la dominazione musulmana, per essere stati più tosto domi; se pur non si lasciaron domare più tosto per antagonismo contro il sangue greco e il dominio bizantino. La religione loro, fors' anco la lingua si dileguò nella società musulmana. La religione si mantenne insieme con la lingua nella Sicilia orientale, sede primaria delle antiche colonie greche. Amari berechnet die Anzahl der Einwohner vom Val di Mazzara um 938 auf zwei Millionen. Die Zahl der Muſelmanen habe weniger als die Hälfte betragen. Für das Jahr 962 rechnet er nach anderen Daten 750,000 Muſelmanen aus. Für das 11. Jahrhundert bezeugt ein arabiſcher Autor „daß der größte Theil der Einwohner Muſelmanen geworden ſei". Amari II. 216, 256 u. 414.

niſchen Sprache und Nationalität auf der Inſel. Daß dieſelbe vollſtändig auf ihr erloſchen ſei, ſoll freilich nicht damit geſagt werden. Nur das kann als hiſtoriſch geſicherte Thatſache angenommen werden, daß ſich die lateiniſche Sprache im 10. und 11. Jahrhundert hier nur in den unterſten Volksclaſſen behauptet hat. Beſitzen wir doch kein einziges, und ſei es ein auch noch ſo unbedeutendes Denkmal in lateiniſcher Sprache aus dieſer Zeit.*) Und wenn man daraus, daß einzelne Chriſten von der Inſel ſich während derſelben nach Rom zogen und dort Aufnahme fanden, einen Schluß auf die Fortdauer einer Verbindung Roms und der abendländiſchen Kirche mit der lateiniſchen Bevölkerung der Inſel hat bilden wollen, ſo dürfte allein die Thatſache, daß der h. Simeon von Syrakus, ein Vorläufer Peter des Einſiedlers, welcher 1034 in Trier ſtarb, nachweislich griechiſcher Abſtammung war, dieſen an ſich prekären Schluß in ſeiner ganzen Unſicherheit darthun. Bekannt genug iſt ja auch, wie Papſt Urban II. 1093 den Zuſtand der chriſtlichen Kirche auf der Inſel während der Herrſchaft der Araber geſchildert hat. „Faſt drei Jahrhunderte", ſagt er, hat der chriſtliche Glaube in Sicilien zu exiſtiren „aufgehört".**)

*) Amari l. l. Non v'ha un sol rigo ne un sol nome latino tra i ricordi della dominazione normanna che possano riferirsi all' epoca precedente.

**) Herr Sentis hat in ſeiner Schrift die »Monarchia Sicula« gegen Amari den Beweis eines lebhafteren Verkehrs zwiſchen Sicilien und Rom in dieſen Jahrhunderten beizubringen geſucht, dabei aber u. A. das Zeugniß des Papſtes Urban II., dem er doch als Papalino unbedingten Glauben ſchenken muß, ganz verſchwiegen. Es iſt das ein kleines Zeichen für die geſammte Art der Beweisführung des päpſtlichen Kanoniſten. Die von Sentis beigebrachten Gründe hat gut widerlegt F. Hirſch in den Göttinger G. A. 1869 S. 1325 u. f. Der Ausſpruch Urbans II. findet ſich bei Rocco Pirro, Sicilia sacra I. 617. Universis fere per orbem Christianorum populis notum esse credimus Siciliae insulam multis quondam et nobilibus illustratam ecclesiis . . . . .; verum peccatis exigentibus tanta species rerum, tantaque probitas morum ad nihilum subito redacta est; effera enim Saracenorum gens praefatam in sulam ingressa quoscumque ibi Christianae fidei cultores reperit, alios gladio peremit, quosdam exilio deputavit, plures miserabili servitute oppressit, sicque Christiana religio per CCC fere annos a Dei sui cultura

Wenn das nun auch eine Uebertreibung ist, wie sich deren die Päpste in ihren Schreiben häufig zu Schulden kommen lassen, so ist doch wenigstens aus dieser Angabe zu schließen, daß fast drei Jahrhunderte lang keine näheren Beziehungen zwischen Rom und Sicilien bestanden haben. Die Thatsache aber, daß das Christenthum niemals auf der Insel ganz erloschen ist, ergiebt sich aus den Zeugnissen anderer Zeitgenossen, die über die sicilischen Dinge mindestens eben so gut unterrichtet waren als Urban II. Nur über die Zahl der Christen, ihre Verbreitung auf der Insel und ihre Nationalität kann gestritten werden. Mit Recht ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, wie allein der Umstand, daß den Normannen zwei Jahre genügt hätten, den nordöstlichen Theil der Insel zu erobern, während sie dreißig Jahre gebraucht hätten, die beiden anderen Bezirke (Welâia) sich zu unterwerfen, einen Rückschluß auf die verschiedene Dichtigkeit der muselmanischen und christlichen Bevölkerung in Sicilien gestatte. Die Nordostspitze der Insel, namentlich die nach dem jonischen Meere zugekehrte Küste von Lentini etwa bis Messina, ist in der That auch nie andauernd im Besitze der Araber geblieben und hier hat sich, wenn auch nur sich einer unsicheren Existenz erfreuend, eine freie christliche Bevölkerung in den engen verborgenen Thälern und auf den fast unersteiglichen Bergspitzen behauptet,*) während die übrigen in Sicilien vorhandenen Christen Freigelassene, Vasallen (Dsimmi) oder Knechte der Eroberer waren.

---

cessavit etc. Dagegen sagt König Roger 1134 von seinem Vater, dieser sei fast sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen, ut insulam et ejus habitatores Christianos ab amara impiorum Agarenorum tyrannide liberaret. Rocco Pirro l. l. II. 974. Hugo Falcando kennt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Sicilien nur Griechen und Saracenen als villani. Caruso l. l. I. 475. Daraus ergiebt sich mit Sicherheit, daß der Bulgärlatein redenden Villani in Sicilien nur sehr wenige waren, da sie sonst doch H. F. gewiß als ihm näher stehend erwähnt haben würde.

*) Nach dem Eroberungszuge Ibrahim ibn-Ahmeds (902) waren aber alle bis dahin freien Städte zu tributpflichtigen gemacht.

Unter den Chriſten, die die Normannen bei der Eroberung der Inſel auf ihr vorfanden, wollen nun di Gregorio und Amari*) auf Grund gewiſſer verſchiedener Ausdrücke, die die normanniſchen Chroniſten von ihnen gebrauchen, genauer zwiſchen Chriſten griechiſcher und lateiniſcher Nationalität unterſcheiden. Namentlich Gaufridus Malaterra, der bald von Christiani bald von Graeci bald von Graeci Christiani ſpreche, ſoll damit zwiſchen Lateinern (Christiani) und Griechen unterſcheiden wollen. Ich muß geſtehen, daß ich dieſen Unterſchied nicht in den angeführten Stellen des Chroniſten gemacht finde. Die Ausdrücke wechſeln bei ihm, ſo ſcheint es mir, aus einem anderen Grunde. Wenn die chriſtlichen Bewohner der Inſel dem Grafen freundlich entgegen kommen, ſo nennt er ſie Chriſten; fallen dieſelben aber vom Grafen ab, ſo nennt er ſie Graeci, Christiani Graeci, da die Graja perfidia bei allen abendländiſchen und auch bei den normanniſchen Chroniſten, wie bei Hugo Falcando und Gaufridus Malaterra ſelbſt**), ganz ſprichwörtlich iſt. Ebenſo wenig kann ich in einer Stelle der in lateiniſcher Ueberſetzung erhaltenen Rede des Mönchs Nilus über das Leben des h. Philaretus eine Anſpielung auf die lateiniſche Nationalität finden.***) Auch in einem Sprachgebrauche des Amatus von Montecaſino vermag ich kein

*) Di Gregorio Considerazioni T. 1, p. 82. Egli è qui da notarsi, che il Malaterra diligentissimo storico distingue più volte a disegno i cristiani naturali dai Greci abitanti in Sicilia. Avendo da principio favellato in generale dei cristiani di Troina, che accolsero volentieri i Normanni, e poi raccontando le insidie ivi machinate contra Ruggiero, i Greci in quel luogo abitanti ne incolpa. Amari II. 398. Auch Gentis erkennt die Unterſcheidung als richtig an.

**) Hugo Falcando ſpricht wiederholt von der Graja perfidia und Gaufridus M. nennt die Graeci genus semper perfidissimum. II. 28.

***) Gaetani, Vitae S. S. I. 113. Nilus lobt Sicilien und rühmt u. A. von den Sicilianern: Cum nonnullos gignit albos, ac subrubicundos honesta ac liberali forma praeditos. Dazu bemerkt Amari l. l. Un altro barlume ci dà lo scrittor della vita di San Filareto, notando tra i pregi della Sicilia la carnagione bianca e vermiglia e le belle e aperte fattezze di molti

unſere Frage, ſachlich förderndes Moment zu erkennen, wie gleichfalls Amari meint. An einer Stelle läßt freilich Amatus ſeinen Helden ſagen: »Je voudroie délivrer li chrestien, et li catholici« und ich bezweifele durchaus nicht, daß Amatus Roger hier hat ſagen laſſen wollen, er habe ſowohl römiſche (Lateiner) als griechiſch-katholiſche Chriſten befreien wollen.*) Aber lieſt man nun bei Amatus weiter, ſo finden ſich im ganzen Verlaufe ſeiner Erzählung der Eroberung der Oſtſpitze der Inſel keine catholici weiter erwähnt, dagegen wiederholt christiani, ſo daß wenn jene Unterſcheidung durchgängig gemacht werden ſollte, man auch annehmen müßte, es hätten nur Chriſten lateiniſcher Abſtammung das Val di Demone bewohnt. Das aber wird gerade Amari am Allerwenigſten zugeben wollen. In der That war nämlich dieſer Bezirk vorzugsweiſe von Griechen bewohnt**) und es läßt ſich keine Stelle aus einem

---

abitatori, le quali non somigliano al sembiante del greco San Filareto, e vi si potrebbe per avventura raffigurar il tipo italiano. Aber an dieſer Stelle entwirft ja Nilus gar nicht das Bild des h. Philaretus „des kleinen zarten Mannes, mit ovalem dunkelblaſſem Geſichte, das nur von einem ſchwachen Barte beſchattet war und aus dem blaue Augen hervorleuchteten.“ Es wird dieſe Beſchreibung auch auf den griechiſchen Typus im Allgemeinen nicht ſo ganz ausgedehnt werden können.

*) Für den bisher nicht nachgewieſenen Sprachgebrauch des Wortes cattolici für griechiſch-katholiſche Chriſten im Gegenſatz zu römiſch-katholiſchen will ich ſelbſt einen Beleg beibringen. In Meſſina hieß die griechiſche Kirche noch zu Buonfiglios Zeit la cattolica. Buonfiglio, Messina Lib. III, p. 41. Daß übrigens in normanniſcher Zeit der Ausdruck catholicus nicht immer gleich „griechiſch“ zu faſſen iſt, geht aus der Urkunde Urbans II. von 1091 (Rocco, Pirro, Sicilia sacra I. 520) hervor, wo von institutis catholicis d. h. Einrichtungen der römiſchen Kirche die Rede iſt und der engliſche Benediktiner Ansgerius, der erſte Biſchof von Catania prior catholicus genannt wird. Basiliani cattolici heißen Baſilianermönche, die offenbar die päpſtliche Suprematie anerkannten, bei Gallo, Annali di Messina. I. 111.

**) Amari l. l. Confermano le scritture per tal modo la frequenza dei Greci nel Val Demone o meglio diremmo sulla costiera orientale et di tramontana infino Cefalù etc.

Chroniſten jener Zeit oder aus einer bisher bekannten Urkunde beibringen, die uns zu der an ſich unwahrſcheinlichen Annahme nöthigte, es hätten in Sicilien zur Zeit der Eroberung der Inſel durch die Araber und während der Herrſchaft dieſes Volkes größere Gemeinden mit einer Vulgärlatein redenden Bevölkerung beſtanden. Aber damit ſoll, wie ſchon geſagt, keineswegs behauptet ſein, daß die lateiniſche Sprache völlig auf der Inſel ausgeſtorben ſei. Es waren gewiß noch einzelne Nachkommen jener römiſchen Coloniſten und der während der Völkerwanderung auf die Inſel geflüchteten Italiener da. Aber der ganzen politiſchen und ſocialen Lage Siciliens nach, iſt anzunehmen, daß dieſe lateiniſche Vulgärſprache nur noch vom untergeordnetſten Theile der Bevölkerung geſprochen wurde.*)

Mit der Eroberung der Inſel durch die Normannen veränderte ſich das nun weſentlich. Bekanntlich hatte dieſes Volk ſchon längſt ſeine altgermaniſche Sprache abgelegt und die franzöſiſche angenommen. Dieſe auch in Italien zu verbreiten war anfänglich nach dem Zeugniſſe des Guillelmus Apulus das eifrigſte Bemühen der Eroberer.**) Ueberliefert

*) Ich weiß wohl, daß man vielfach geneigt iſt, der lateiniſchen Sprache auf der Inſel eine größere Verbreitung und damit eine größere Einwirkung auf die originale Ausbildung des ſiciliſchen Dialektes zuzuſchreiben als ich es auf Grund der hiſtoriſchen Zeugniſſe und allgemeinen hiſtoriſchen Erwägungen vermag. Man hat mich von befreundeter Seite auf die Analogie mit der Walachiſchen Sprache aufmerkſam gemacht. Aber ich kann dieſelbe nicht anerkennen. Denn es iſt doch ein großer Unterſchied, ob an eine Sprache zugleich eine höhere Cultur unabtrennlich gebunden iſt oder nicht. Für die unteren Donauländer war die lateiniſche Sprache in ganz anderer Weiſe Trägerin der Cultur als ſie es in Sicilien je geweſen war. Jahrhunderte lang war ja auch Sicilien von Byzantinern regiert und vertheidigt, die eine Sprache redeten, welche mit der auf der Inſel ſeit langer Zeit verbreitetſten identiſch war. Man vergl. auch S. XXXV, Anm. 2 Angabe Hugo Falcandos.

**) Von den Normannen heißt es bei G. A.:

Moribus et lingua, quoscunque venire videbant
Informant propria, gens efficiatur ut una.

Die franzöſiſche Sprache wurde noch im 13. Jahrhundert von Italienern wie

ist auch, daß noch zur Zeit der Minderjährigkeit König Wilhelms in der Königsburg von Palermo vorzugsweise französisch gesprochen wurde.*) Auch spanische Schaaren trieben sich schon damals, wenn auch nur vorübergehend in Sicilien umher, von den Zügen der Kreuzfahrer ganz zu schweigen, die für längere oder kürzere Zeit in Sicilien an Land gingen.

Wie Franzosen und Engländer unter Philipp August und Richard Löwenherz in Messina überwinterten, und welche Gewaltthaten sie sich gegen das Königreich erlaubten, ist bekannt genug. Seit Heinrich VI. in Sicilien Boden gefaßt hatte, haben sich auch zahlreiche Haufen von deutschen Kriegern dort Jahre lang aufgehalten.

Wie erklärt sich nun unter diesen Verhältnissen das rasche Aufblühen der italienischen Sprache auf der Insel? Welche Umstände wirkten hier zusammen, daß innerhalb eines Zeitraumes von weniger als 150 Jahren, in dem Fürsten verschiedener Herkunft und ursprünglich fremder Nationalität hier herrschten, und zahlreiche Revolutionen den kaum gegründeten Staat erschütterten, sich die italienische Sprache, die bisher nur in schwachen Ansätzen hier vorhanden war, so kräftig entwickelte, daß sie nicht nur die Ueberreste des Griechischen vollständig verdrängt, sondern sogar die übrigen italienischen allerdings noch nicht literarisch ausgebildeten Dialekte so überflügelte, daß der Begründer des italienischen Schriftthums, Dante, sagen konnte, daß Alles, „was unsere Vorgänger in der Volkssprache verfaßten, sicilisch genannt wird, was wir gleichfalls noch thuen und auch unsere Nachkommen nicht abzuändern vermögen werden"?

Dieses Problem würde leichter zu lösen sein, wenn wir eine möglichst vollständige Sammlung der sicilischen Urkunden aus der

---

Brunetto Latini, Martin de Canale u. A. gebraucht »parceque lengue franceise cort parmi lo monde, et est la plus delitable à lire et à oïr que nulle autre.« Martin de Canale bei Tiraboschi IV. 308. Vergl. auch die Prolégomènes von Champollion-Figeac zu dessen Ausgabe des Amatus pag. 94.

*) Hugo Falcando bei Caruso l. l. I. p. 466.

Normannenzeit beſäßen und nicht ein vielfach beſchränkter Localpatriotismus, „der Munizipalismus“, ſich auch dieſer Frage bemächtigt hätte. Denn beſäßen wir auch nur einen Katalog der noch vorhandenen Urkunden, Diplome u. ſ. w. aus der Normannenzeit, ſo würden wir mit ſeiner Hülfe ſchon das allmälige Wachsthum der italieniſchen Nationalität auf der Inſel an der Sprache der Diplome beobachten können. Denn die Urkunden der normanniſchen Fürſten, die anfänglich in griechiſcher daneben auch in lateiniſcher und arabiſcher Sprache, oder gleichzeitig in zwei oder gar drei dieſer Sprachen ausgeſtellt waren, werden bei dem immer ſtärker werdenden Umſichgreifen italieniſcher Nationalität ſich allmälig auf lateiniſche beſchränkt haben. Ehe jedoch die Sammlung arabiſcher und griechiſcher Urkunden vom Profeſſor Cuſa*), deren Erſcheinen Amari angekündigt hat, ans Licht getreten ſein wird, werden wir hierüber nichts Beſtimmtes ermitteln können, ſo deutlich auch ſchon aus dem kleinen von Amari zuſammengeſtellten Verzeichniſſe**) von Urkunden geſicherte Reſultate in die Augen ſpringen.

Dem beſchränkten Lokalpatriotismus gegenüber, der in Sicilien auch in rein wiſſenſchaftlichen Fragen ſo vielen Schaden anrichtet, wenn er auch nach einer anderen Seite hin anregend wirkt, und der es kaum dulden möchte, daß Jemand der Anſicht widerſpricht, daß der ſiciliſche Dialekt nicht von den Sikelern abſtamme***), iſt es um ſo erfreulicher mit einem ſo bewährten Patrioten und unbeſtechlichen Forſcher, wie M. Amari es iſt, in allen weſentlichen Punkten zuſammen gehen zu können. Denn wenn auch die ſorgfältigen Unterſuchungen dieſes gelehrten Arabiſten ſich nicht in erſter Linie auf die Epoche der Geſchichte ſeines Heimathlandes beziehen, in der ſich hier die Bildung und allgemeine Ausbreitung des ſiciliſchen Dialekts, und damit der Abſchluß der Bildung eines eigenthümlichen Volksweſens vollzog, ſo laſſen doch ſeine

*) Amari III. 204.

**) Amari III. 208, Anm.

***) S. oben S. XXIX.

Ausführungen über das Vordringen der italienischen Nationalität gleichzeitig mit der Eroberung der Insel durch die Normannen keinen Zweifel darüber aufkommen, wie er sich die uns hier beschäftigende Frage gelöst denkt. Es freut mich um so mehr mit diesem bewährten Forscher übereinzustimmen, als ich mir bewußt bin, ganz unabhängig von ihm vor dem Erscheinen der ersten Abtheilung des dritten Bandes seines Werkes (1868) dieselbe Ansicht schon gehabt zu haben, ohne freilich wissen zu können, daß derselben keine aus den mir unzugänglichen arabischen Quellen etwa zu entnehmenden Gründe entgegen ständen. Ob diese Ansicht vielleicht durch die Märchen eine Bestätigung erhalten, das war es ja, was mich zunächst antrieb mein Augenmerk auf dieselben zu richten.

Als die Normannen sich Siciliens bemächtigten, um hier die ganze Frage noch einmal kurz zusammen zu drängen, fanden sich hier eine große Anzahl arabisch und berberisch sprechender Muselmanen vor. Daneben war eine große Anzahl griechisch redender alter Einwohner der Insel vorhanden, die größtentheils tributpflichtig waren, nur an der Ostküste behaupteten sich, wenn auch nicht dauernd, Reste freier Einwohner. Viel unbedeutender sowohl der Zahl als dem Einflusse nach, den sie auf die Cultur und Sprache des Landes ausüben konnten, waren die Ueberreste der lateinischen Race, die sich noch hier behaupteten. Zu diesen kommen französisch redende Eroberer in nicht allzu großer Zahl, *) und nicht unbeträchtliche Schaaren von Oberitalienern s. g. Lombarden, die als Bundesgenossen der Normannen diesen die Insel hatten erobern und sichern helfen, aber schon einen von dem unteritalienischen ganz verschiedenen Dialekt sprachen und denselben auch behaupteten. Wie erklärt sich unter diesen Umständen nun die rasche Ausbildung und Ausbreitung der italienischen Sprache in der Form eines unteritalienischen

*) Amari hat, im Gegensatz zu di Gregorio, hervorgehoben, daß der eigentlichen Normannen, die nach Sicilien kamen, verhältnißmäßig nur wenige gewesen seien. III. 213 u. f.

Dialektes *) auf der Insel? Die Normannen redeten gewiß, außer ihrem

*) Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. 2. Aufl. I. 81 u. f. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein in genaue grammatische Untersuchungen einzugehen. Es würden dieselben auch mit den uns bis jetzt vorliegenden Hilfsmitteln gar nicht zu sicheren Resultaten geführt werden können. Denn die sprachgeschichtlichen Documente jener Epoche sind noch keineswegs mit der Genauigkeit herausgegeben, die erforderlich ist, wenn sie als Basis grammatischer Untersuchungen benutzt werden sollen. (Die beste Abhandlung über den heutigen sicilischen Dialekt ist die von Wentrup, Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. XXV. S. 155 u. f. Die allgemeinen Bemerkungen S. 165 u. f. ergeben, wie nahe der sicilische Dialekt dem neapolitanischen steht.) Wie diese Studien überhaupt noch im Argen liegen, beweist die eine Thatsache, daß man eine in neapolitanischem Dialekte des 16. Jahrhunderts geschriebene Chronik bis auf unsere Tage als ein Denkmal des apulischen Dialekts des 13. Säculums allgemein angesehn hat. Die Ausstellungen, die italienische Gelehrte gegen die Sprache der s. g. Diurnali des Matteo di Giovenazzo gemacht haben, sind gerade zu unbedeutend und wenn W. Bernhardi nicht die Fälschung dieses viel gerühmten Tagebuches aus historischen Gründen nachgewiesen hätte, so würde dasselbe noch jetzt als Sprachquelle für das 13. Jahrhundert floriren. Man vergleiche Liebknecht, in seiner Ausgabe des Basile II. 297. — Wie gedankenlos und unkritisch hier auch die Citate eines Schriftstellers von dem anderen ausgeschrieben werden, mag folgendes Beispiel beweisen. Bei Tiraboschi findet sich Bd. 4, S. 383 der Florentiner Ausgabe von 1761 ein Citat, das er einem ungedruckten Werke von G. M. Barbieri entlehnt haben will, und das wiederum ein Citat aus einem bis vor Kurzem ungedruckten Commentar von Francesco da Buti zur göttlichen Comödie über Wilhelm II. von Sicilien und sein Hofleben einschließt. Da heißt es u. A.: In essa corte si trovava d'ogni perfetione gente. Quivi erano li buoni dicitori in rima, e quivi erano li excellentissimi cantatori, et quivi erano persone di ogni sollazzo che si puo pensare vertudioso et honesto. Dieses Zeugniß über die Hofhaltung Wilhelms II. ist nun von allen Historikern, die sich mit dieser Zeit beschäftigen, ruhig abgeschrieben worden. J. la Lumia hat es sich natürlich nicht entgehen lassen, und seine Behauptung, daß schon zu Wilhelms II. Zeiten in sicilischer Sprache gedichtet sei, damit gestützt. (Storia di Sicilia sotto Guglielmo il buono S. 234.) Das glaubt Fauriel (Dante et les origines etc. I, 320) nun zwar nicht und meint Francesco da Buti, der dem 15. Jahrhundert angehöre (er lebte 1324—1406), sei ein schlechter Zeuge für das 12. Jahrhundert; ein schlechter Abschreiber seiner Handschrift habe sich vielleicht verschrieben und für Friedrich II.,

Französisch, nur den Dialekt des Landes, in dem sie sich längere Zeit aufgehalten hatten. Durch sie, durch die nicht geringe Anzahl literarisch gebildeter Männer, welche mit ihnen aus Palermo, Capua, Amalfi ꝛc. nach Sicilien kamen und mit denen einflußreiche Stellen in Kirche und Staat besetzt wurden, und durch bedeutende Einwanderungen von Unteritalienern, welche im Gefolge der Normannen auf die theilweise verwüstete, und durch die Kriege und die Auswanderung der Araber verhältnißmäßig menschenleer gewordene Insel kamen, ist die Insel so rasch italienisirt worden. Daß die Ueberreste der lateinischen Race auf der Insel einen Dialekt gesprochen haben werden, der mit dem unteritalienischen nahe verwandt war, ist an sich wahrscheinlich; daß die gebornen Sicilianer und die eingewanderten Unteritalieuer daher rasch zu einem Ganzen zusammenwuchsen ist unzweifelhaft.

Es ist wahr, von Einwanderungen zahlreicher Schaaren von Unteritalienern nach Sicilien berichten uns die normannischen Chronisten Nichts. Aber ihr Schweigen kann nicht gegen unsere Annahme sprechen. Denn dieselben berichten fast ausschließlich nur von den Thaten der gefeierten normannischen Helden, und diese Einwanderungen von dem be-

---

Wilhelm II. gesetzt!! Mir war es nun sofort auffallend, als ich die Stelle bei Tiraboschi nachgelesen hatte, daß Francesco da Buti nach Barbieri in seinen Anmerkungen zum 20. Buch des Purgatorio diese Notiz gegeben haben sollte, da ja Dante Wilhelm II. in das Paradiso setzt. Es ergab sich auch sofort, daß nur das 20. Buch des Paradiso gemeint sein könne, da in ihm die bekannten Verse über Wilhelm II. stehen. Als ich aber nun in dem von Cr. Giannini jetzt (Pisa 1858 u. f.) herausgegebenen Commentar Butis nachschlage, um das Citat zu verificiren findet es sich in demselben gar nicht vor. Das Citat ist vielmehr aus einer Stelle des s. g. L'ottimo commento della Divina Commedia, der nach K. Witte (Dante-Forschungen S. 417) im Jahre 1334 von dem Florentinischen Notar Andrea Lancia verfaßt wurde, entlehnt beziehungsweise erweitert. Es heißt nämlich in ihm: (III. S. 458 der Ausgabe von Torri) In sua corte si trovava d'ogni gente perfezione, buoni dicitori in rima, et eccellentissimi cantatori e persone d'ogni sollazzo virtuoso ed onesto. Die ganze Darstellung des Hofes Wilhelms II. ist hier aber etwas zu sehr ins Schöne gemalt.

nachbarten Calabrien nach Sicilien mochten ſich auch gar häufig äußerer Wahrnehmung entziehen. Arabiſche Schriftſteller wiſſen aber auch ganz beſtimmt, daß neben den Franzoſen Italiener in Sicilien ſich niederließen und Amari hat eine ganze Anzahl Städtenamen in Sicilien nachgewieſen, die ebenſo an italieniſche erinnern, wie gegenwärtig transatlantiſche an europäiſche. Ich muß auch Amari in der Behauptung vollkommen beiſtimmen, daß ſchon die Einheit der Sprache Siciliens und Unteritaliens genüge, um die Einwanderung großer italieniſcher Colonien nach Sicilien zu beweiſen.*)

Aber der unteritalieniſche Dialekt, der mit der Herrſchaft der Normannen in Sicilien in allgemeinen Gebrauch kam, würde gewiß nicht ſo raſch zu allgemeiner Anerkennung gekommen ſein und die italieniſche Poeſie würde nicht in Sicilien ihre erſten Blüthen getrieben haben, wenn hier nicht eigenthümliche Umſtände auf die raſche Ausbildung eines ſelbſtbewußten Nationalgefühls eingewirkt und dadurch auch den Bildungsproceß eines mehr oder weniger einheitlichen Sprachidioms befördert hatten. Iſt von der Mitte des 11. Jahrhunderts etwa an eine Steigerung des nationalen Bewußtſeins bei allen romaniſchen Völkern zu bemerken, ſo tritt dieſelbe in Italien doch am Stärkſten zu Tage. Die enge Verbindung, in welche Gregor VII. dieſe nationalen Regungen der Bevölkerung Italiens gegen die deutſche Kaiſermacht mit ſeinen hierarchiſchen, die Kirche umgeſtaltenden Ideen brachte, hat nicht wenig, wie zum Siege des Papſtthums über die Kaiſermacht, ſo auch zur Bildung und Stärkung des italieniſchen Nationalgefühls beigetragen. Aber nicht in Oberitalien war es, wo zuerſt die Gedanken der Weltherrſchaft der Kirche auflebten und ſich an die Erinnerungen altrömiſcher Größe anlehnten, und der Gegenſatz zwiſchen Barbaren und Italienern lebendig wurde. In Rom und an der Grenze von Mittel- und Unteritalien, auf dem hohen Berg-

*) Amari III. 218. Basterebbe il fatto della lingua che fiorì in Sicilia in su lo scorcio del duodecimo secolo a provare la venuta di grosse colonie dalla Terra ferma.

ein anderes tritt, herausbildet und ſich an dieſem ſeiner Eigenartigkeit bewußt wird, unterliegt das keinem Zweifel. Während Wilhelm II. ein orientaliſches Hofleben führt, von arabiſchen Mädchen und Sängern umgeben ſein Leben in der Favarah verträumt oder darüber nachſinnt, wie er ſeine fromme Stiftung Monreale heben und ihren moſaikfunkelnden Dom ſchmücken will, und keine Spur von nationalen Geſichtspunkten ſich in ſeiner widerſpruchsvollen Politik zeigt, die bald in dem Geleiſe normanniſcher Traditionen mit dem Papſte gegen den Kaiſer, bald wieder mit dieſem gegen die wichtigſten Intereſſen des Papſtthums gerichtet war, tritt uns ſchon in ſeinem Vetter Kaiſer Friedrich II. ein entſchiedener Italiener an Bildung und Geſittung entgegen. Soweit als es die Aufgaben ſeiner weltumſpannenden Politik forderten und geſtatteten, ſchloß er ſein Erbreich durch wohl durchdachte Geſetze und Einrichtungen gegen alle übrigen Länder ab, an ſeinem Hofe trat zuerſt die von den Anhängſeln des vulgären ſicilifchen Patois gereinigte italieniſche Sprache und Poeſie ihrer vorausgeeilten Schweſter, der provençaliſchen, ebenbürtig an die Seite. Wir wiſſen freilich nicht die Namen der Männer mit voller Beſtimmtheit anzugeben, die auf die jugendliche Entwicklung des früh verwaiſten Königskindes, „des Lammes unter den Wölfen", die bedeutendſte Einwirkung ausgeübt und die Fundamente ſeines ſo reichen, faſt nach allen Seiten hin alle ſeine Zeitgenoſſen überflügelnden Wiſſens gelegt haben.*)

*) Soviel ſteht aber wohl nach den ſorgfältigen Unterſuchungen Winckelmanns (Forſchungen zur deutſchen Geſchichte VI. S. 391 u. f.) feſt, daß auf die geſammte Erziehung Friedrichs II. Niemand ſo viel Einfluß gehabt hat, als der Kanzler Siciliens und Biſchof von Troja und Catania, Walter von Palear. Welcher Nationalität gehörte aber dieſer gewaltſame, herrſchſüchtige Staatsmann an? Die Sicilianer, wie z. B. Rocco Pirro und nach ihm de Groſſis, nennen ihn bald Northmannus, bald consanguineus Henrici VI. imperatoris und es iſt nicht abzuſehen, auf welche Quellen ſie dieſe ſich gegenſeitig aufhebenden Angaben ſtützen. Beide ſind gewiß falſch. Walther gehörte einer vornehmen Familie aus den Abruzzen an, die ſich nach dem Städtchen Palear oder Palena bei Solmona nannte. Seine Brüder Gentilis und Manerius werden als Grafen erwähnt. Sein Schwager jener Petrus de Venere (a?) oder Graf Petrus de Celano, der

So viel aber steht fest, daß der deutsche Erbe des normannischen Königsthrones eine italienisch nationale Erziehung erhielt, daß er sich stets mehr als Italiener denn als Deutscher gefühlt hat, und unter seiner Herrschaft sich die Blüthe italienischer Poesie im fernsten Süden der Halbinsel zu erschließen begann.*) Kann ein Fürst zur Bildung einer Nation aus verschiedenen Stämmen durch Gesetzgebung, Verwaltung, kirchliche Einrichtungen, durch Begünstigung und Veredlung der Landessprache mitwirken, so hat das Friedrich II. für Sicilien gethan.

Palermo, die dreisprachige Stadt, wie sie noch Petrus von Ebulo gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts nennt, war um die Mitte des folgenden Säculums gewiß eine bis auf wenige Ausnahmen einsprachige geworden. Die sicilische Vesper hat es nicht lange darauf gezeigt, wie fest die Nation in sich gefugt war und nach dieser Zeit kann dann über den einheitlichen nationalen Charakter der Sicilianer kein Zweifel mehr obwalten. Werden aber jetzt auch auf Sicilien wieder verschiedene Nuancen des gemeinsamen Dialekts leicht unterschieden, und scheinen für oberflächliche Beobachter die Bewohner der Insel durch Gesichtsbildung, Haltung und Wuchs so verschieden zu sein, daß man ihre Abstammung von

---

sich von Anfang an gegen König Tancred für Heinrich VI. erklärt hatte und unter diesem Kaiser und während der Minderjährigkeit Friedrichs II. eine große Rolle spielte. Die Familie Walters von Palear stand in Verbindung mit den Geschlechtern von Tricarico, Caserta, Ceccano und Celano. Töche, Kaiser Heinrich VI. S. 146 Anm. 6. Huillard Bréholles, Historia diplomatica Fr. II. T. I. 81 u. 127.

*) Ich kann nicht mit J. La Lumia übereinstimmen, wenn er glaubt Sicilien habe eine Anzahl italienischer Dichter in der Normannenzeit gehabt wie unter Friedrich II. Auch die Annahme, daß das bekannte Gedicht von Ciullo d'Alcamo so früh entstanden ist, als er glaubt, theile ich nicht. Du Cange kennt keine Stelle, in der Agostari früher erwähnt werden als unter Friedrich II. Ueber die Bezugnahme des Gedichtes auf den noch lebenden Saladin siehe Ebert, Jahrbuch für romanische und englische Literatur I. S. 112.

verſchiedenen Nationalitäten und die verſchiedenen Blutmiſchungen an ihnen glaubt wieder erkennen zu können, ſo läßt man hierbei völlig außer Acht, welchen Einfluß die ſo mannigfaltige Bodengeſtaltung der Inſel auf ihre Bewohner ausübt. Es muß doch ein Unterſchied zwiſchen den friſchen Bewohnern des faſt in die Schneeregion hinaufragenden Aetna und der bleichen Bevölkerung der Malaria vollen Küſtenebenen, zwiſchen dem kühnen, in wechſelvollen Geſchicken ſein Leben verbringenden Seefahrer und dem in regelmäßiger Aufeinanderfolge das Land beſtellenden Ackerbauer des Inneren der Inſel geben. Aber bis auf die wenigen Eindringlinge, die wir oben von der Geſammtbevölkerung der Inſel ausgeſchieden haben, iſt die Einwohnerſchaft Siciliens jetzt eine weſentlich gleichartige, und ſie iſt das, ſo weit wir ſehen können, ſeit der Eroberung der Inſel durch die Normannen, mit eigenem Bewußtſein aber erſt ungefähr ſeit dem Ausſterben des normanniſchen Fürſtenhauſes.

Iſt aber dieſes die Entſtehungsgeſchichte der gegenwärtig in Sicilien herrſchenden Nationalität, ſo werden die hiſtoriſchen Anhaltspunkte, welche unſere Märchen darbieten, derſelben wenigſtens nicht widerſprechen dürfen. Und dieſes iſt auch nicht der Fall, wenngleich einzuräumen iſt, daß wir aus ihnen nicht, wie ich urſprünglich gehofft hatte, ganz beſtimmte neue Argumente für die Richtigkeit der von mir aufgeſtellten Hypotheſe werden ableiten können. Denn unſere Märchen tragen doch keinen ſpecifiſch ausgeprägten nationalen Charakter an ſich und ſtehen mit der geſammten ſüdeuropäiſchen im Großen und Ganzen auf Einer Stufe der Entwicklung. Am Nächſten ſind ſie freilich mit den neapolitaniſchen verwandt, wie einzelne von ihnen ſchon im 17. Jahrhundert dem geiſtreichen G. B. Baſile erzählt und von dieſem in ſeinem Pentamerone allzu geſchwätzig und nach Rabelaisſchen Pointen haſchend wiedergegeben worden ſind. Aber faſt eben ſo nahe als dieſen Märchen ſtehen gar manche der unſrigen der Faſſung griechiſcher Volksmärchen, welche uns Hahn in ſeiner überaus werthvollen Sammlung mitgetheilt hat. Sind doch ſogar einzelne Namen beiden gemeinſam. Wie nun in

dieſen griechiſchen Märchen nur vereinzelte*) Nachklänge aus der antiken Mythologie nachgewieſen werden können, ſo auch hier. So iſt z. B. der Volksglaube, daß die Geburt eines Kindes durch eine mißgünſtige böſe Frau aufgehalten werden kann, wenn dieſelbe ihre Hände falte und zwiſchen ihre Kniee lege u. ſ. w. uralt. Denn es wird ja ſchon vom Herakles erzählt, daß ſeine Geburt deßhalb nur durch eine Liſt ebenſo ermöglicht worden ſei, als die mancher Helden unſerer Märchen. Aber Alles erwogen legen doch auch unſere Märchen nur Zeugniß von der großen Umwälzung ab, die auf dem Boden der klaſſiſchen Welt durch die Völkerwanderung und die Einführung des Chriſtenthums ſich vollzogen hat. Denn wenn auch in religiöſer Beziehung das innere Verhältniß der römiſch-katholiſchen oder griechiſchen Chriſten jener Länder zu ihren Heiligen, ſoweit der gemeine Mann hierbei in Betracht kommt, im Weſentlichen noch gerade ſo iſt, wie zu den Zeiten des Heidenthums, der Glaube an Götter, Untergötter und Dämonen,**) wie ja auch gar manche Heilige eben nur an die Stelle von Localgottheiten getreten ſind, ſo hat ſich doch namentlich in Folge der Einwanderung nordiſcher Völker jene Umbildung des Volksgeiſtes vollzogen, deren Produkt die romaniſche Welt iſt. Und wenn auf dieſe dann das Morgenland und die in ihr während des Mittelalters herrſchende arabiſch-perſiſche Cultur zur Zeit der Kreuzzüge nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben iſt, ſo läßt ſich dieſer doch nicht im Entfernteſten mit der Wirkung vergleichen, welche die germaniſchen Völker und das Chriſtenthum auf ihre Bildung ausgeübt haben. Faſt möchte man glauben, daß ſich dieſes Verhältniß auch in den Volksmärchen der ſüdeuropäiſchen Völker abſpiegelt. Denn ſelbſt in den Ländern Europas, in denen der Einfluß der Araber am Stärkſten geweſen iſt, ja wo ſie Jahrhunderte lang geherrſcht haben, tragen die

*) Gegen C. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen S. 18, der in den griechiſchen Volksmärchen „mannigfaltige Anklänge" gefunden zu haben glaubt.

**) Aus Sicilien. II. 104.

Märchen der von ihnen zeitweise zurückgedrängten, dann aber wieder zur Herrschaft gekommenen Völker einen wenn auch von dem der nordischen etwas abweichenden, allein doch denselben immer näher stehenden Charakter an sich, als wir denselben in den arabischen Märchen ausgeprägt finden. So haben die griechischen Volksmärchen nicht, wie man wohl vor dem Erscheinen der Hahnschen Sammlung hier und da vermuthet hat, mehr mit den orientalischen Volksmärchen als mit den deutschen gemein, sondern vielmehr umgekehrt, und auch bei den catalanischen, spanischen und sicilianischen u. s. w. verhält es sich nicht anders. Wer die Anmerkungen R. Köhlers zu unserer Sammlung vergleicht, wird über die Menge paralleler Züge staunen, die aus Märchen nordischer Völker, selbst bis Island hinauf beigebracht sind, während sie in orientalischen noch nicht haben nachgewiesen werden können.

Angesichts dieser Uebereinstimmung kann man kaum bezweifeln, daß doch gar manche Züge nordischer Märchen in die sicilianischen durch die Normannen gekommen sein mögen. Ich will hierbei kein Gewicht darauf legen, daß die meisten Fristbestimmungen in ihnen, z. B. die von Einem Jahr, Einem Monat, Einem Tag u. s. w., nur durch sie hineingekommen sein können. Denn dieselben Verjährungsfristen des sicilianischen Statutarrechts sind gleichfalls deutschrechtlichen, normannischen Ursprungs. Aber die Märchen könnten sich ja in ihrer elastischen, an bestehende Verhältnisse anschmiegenden Weise leicht erst in viel späterer Zeit dieser Fristbestimmungen bemächtigt haben, da ja das sicilische Statutarrecht bis in den Anfang dieses Jahrhunderts in Geltung geblieben ist. Aber eine ganz gelegentliche Notiz ist doch für das Alter der Märchen in Sicilien nicht ohne Bedeutung. Im Märchen 62 (II. 38) wird von einem Schiffe erzählt, auf dessen Flagge die Inschrift gewesen sei: König von drei Staaten. Diese Inschrift hatte aber nur einen Sinn in der Zeit der normannischen Könige, die sich Fürsten der drei Staaten, d. h. Könige von Sicilien, Herzöge von Apulien und Fürsten von Capua nannten. Hier wie in dem oben (S. XXI) erwähnten Volksliede, in dem König Wilhelm II. als incurunatu di tutti tri Stati gefeiert

wurde, hat alſo der Volksmund Jahrhunderte lang eine hiſtoriſche Benennung aufbewahrt, ohne irgend ein Verſtändniß für ihre Bedeutung zu haben.

Daß aber die Normannen wirklich ſchon früh ihre Sagen und Märchen in Sicilien localiſirt haben, beweiſt das Zeugniß des Gervaſius von Tilbury, nach dem die Eingeborenen Siciliens verſicherten, der große König Artur ſei in unſerer Zeit, alſo um das Jahr 1200, in den Einöden des Aetna erſchienen.*) Hatten aber die Normannen die Arturſage hier in dieſer Weiſe ſchon verbreitet, ſo liegt kein Grund vor zu bezweifeln, daß ſie auch andere ihrer volksthümlichen Dichtungen aus dem Norden werden mit hierher gebracht und ſo verbreitet haben, daß ſie zum Gemeingut Aller geworden ſind.

Die in ihren Urſprüngen ſo gemiſchte Bevölkerung des modernen Siciliens macht es leicht erklärlich, daß wir auf dieſer Inſel Märchen finden, deren einzelnen Züge bald nur in ähnlichen Volksdichtungen von Zakynthos, bald nur in ſolchen von Island nachgewieſen werden können. Im Ganzen und Großen aber tragen unſere Märchen das Gepräge der Nation, der die Inſel ſeit der Epoche der Normannen angehört.

---

*) Des Gervaſius von Tilbury Otia Imperialia. Herausgegeben von F. Liebrecht. S. 12. In Sicilia est mons Aetna. — Hunc autem montem vulgares Mongibel appellant. In hujus deserto narrant indigenae Arturum magnum nostris temporibus apparuisse etc.

Sicilianische Märchen.

1. Die kluge Bauerntochter.

Es war einmal ein junger König, der ging auf die Jagd. Als es Abend wurde, sah er auf einmal, daß er von seinem Gefolge getrennt war, und nur sein Läufer noch bei ihm war. Zugleich wurde es Nacht, und in dem dichten Wald konnten sie den Heimweg nicht mehr finden. So irrten sie mehrere Stunden lang umher, und endlich sahen sie in der Ferne ein Licht. Als sie näher kamen, sahen sie daß es ein Häuschen war; da schickte der König seinen Läufer hin, und hieß ihn die Leute wecken. Also klopfte der Läufer an der Thür, und bald erschien der Bauer der darin wohnte, und frug: „Wer klopft da zu so später Stunde?" — Da antwortete der Läufer: „Seine Majestät der König steht hier draußen und kann den Weg nach seinem Schlosse nicht finden; wollet ihr ihm ein Obdach und ein Abendessen geben?" — Da öffnete der Bauer schnell die Thür, weckte seine Frau und seine Tochter und hieß sie ein Huhn schlachten und zubereiten. Als nun das Abendessen fertig war, baten sie den König mit dem Wenigen fürlieb zu nehmen, was sie ihm bieten könnten. Der König nahm das Huhn und zerlegte es; dem Vater gab er den Kopf, der Mutter die Brust, der Tochter die Flügel, für sich behielt er die Schenkel, und dem Läufer gab er die Füße. Darauf legten sie sich Alle zu Bett. Die Mutter aber sprach zu ihrer Tochter: „Warum hat der König das Huhn wohl so eigenthümlich vertheilt?" Sie antwortete: „Es ist ja ganz klar; dem Vater gab er den Kopf, weil er das Haupt der Familie ist; euch gab er die Brust, weil ihr ein altes Mütterchen seid;*)

*) Pirchi siti vecchiaredda.

mir gab er die Flügel, weil ich doch einmal von euch fortfliegen werde; für ſich behielt er die Schenkel, weil er ein Reiter iſt, und ſeinem Läufer gab er die Füße, damit er deſto ſchneller laufen kann."

Den nächſten Morgen ſetzten ſie dem König ein Frühſtück vor und wieſen ihn auf den richtigen Weg. Als der König in ſeinem Schloſſe angekommen war, nahm er einen ſchönen gebratenen Hahn, einen großen Kuchen, ein Fäßchen Wein, und 12 tarì, rief ſeinen Läufer und befahl ihm Alles zu den Bauern zu tragen, mit der Verſicherung ſeiner Gnade. Der Weg war weit und der Läufer war müde und fing bald an hungrig zu werden. Zuletzt konnte er ſeinem Verlangen nicht widerſtehen, ſchnitt den halben Hahn ab, und verzehrte ihn. Nach einer Weile wurde er auch durſtig, und trank auch die Hälfte vom Wein. Als er nun weiter ging und den Kuchen anſchaute, dachte er: „Der iſt gewiß gut!" und aß auch noch die Hälfte von dem Kuchen. Nun dachte er: „Warum ſollte ich auf halbem Weg ſtehen bleiben? Ich muß doch Alles gleich machen," und nahm auch noch 6 tarì von den zwölfen. So kam er denn endlich zum Bauer, und lieferte ihm den halben Hahn, den halben Kuchen, das halbe Fäßchen Wein und den halben Thaler aus. Der Bauer und ſeine Familie waren hoch erfreut über die Ehre, die ihnen der König anthat, und trugen dem Läufer auf, dem König ihren Dank auszuſprechen. Die Tochter aber, da ſie ſah, daß Alles nur zur Hälfte vorhanden war, ſagte dem Läufer, ſie wolle ihm noch eine beſondere Botſchaft an den König mitgeben, er müſſe ſie aber Wort für Wort wiederſagen. Der Läufer verſprach es, und ſie begann: „Zuerſt mußt du dem König ſagen: Der in der Nacht wohl ſinget, mein Gott warum nur halb?*) Kannſt du das behalten?" „O ja!" ſprach der Läufer. — „Dann mußt du ihm auch noch ſagen: Der Mond im zweiten Viertel, mein Gott, warum denn halb? Kannſt du das auch behalten?" „O gewiß!" antwortete der Läufer. „Dann mußt

*) Chiddu chi a notti canta
O Diu, menzu pirchì?
La luna a quinta decima,
O Diu, menza pirchì?

du ihm auch ſagen: „'s war oben zu und unten zu, mein Gott, warum denn halb?“ Wirſt du das auch nicht vergeſſen?“ „Gewiß nicht!“ ſagte der Läufer. Endlich mußt du ihm ſagen: „Das Jahr hat doch zwölf Monate, mein Gott, warum denn ſechs?“ Der Läufer verſprach Alles richtig zu ſagen, und machte ſich auf den Weg, indem er fortwährend die Worte wiederholte, um ſie ja nicht zu vergeſſen. Als er zum König kam, frug ihn dieſer: „Nun, haſt du Alles richtig abgeliefert?“ — „Ja wohl, Ew. Majeſtät“ antwortete der Läufer, ich ſoll euch auch eine Botſchaft bringen von der Tochter des Bauern. Erſt hat ſie geſagt: Der in der Nacht wohl ſinget, mein Gott warum denn halb?“ — „Was?“ rief der König, „ſollteſt du den halben Hahn gegeſſen haben?“ „Ach Majeſtät!“ ſprach der Läufer, „hört doch erſt meine Botſchaft an. Dann hat ſie geſagt: Der Mond im zweiten Viertel, mein Gott, warum denn halb?“ — „Was?“ ſchrie der König, „ſo haſt du auch den halben Kuchen gegeſſen?“ — „Ach Majeſtät!“ ſprach der Läufer, „laßt mich erſt ausreden. Zu dritt hat ſie geſagt: „'s war oben zu und unten zu, mein Gott, warum denn halb?“ — „Was?“ ſchrie der König „haſt du auch das halbe Faß Wein ausgetrunken?“ „Ach Majeſtät!“ rief der Läufer, „laßt mich erſt meine Botſchaft zu Ende ſagen. Endlich hat ſie geſagt: „Das Jahr hat doch zwölf Monate, mein Gott, warum denn ſechs?“ „Alſo haſt du auch noch den halben Thaler geſtohlen!“ rief der König. Da fiel der Läufer auf die Knie, und bat den König um Verzeihung. Und der König war ſo erfreut über die Klugheit des Mädchens, daß er dem Läufer verzieh. Dem Mädchen aber ſchickte er einen ſchönen Wagen mit ſchönen Kleidern, und nahm ſie zu ſeiner Frau.

Dieſe blieben glücklich und zufrieden,
Wir nur zogen lediglich die Nieten.*)

Stuppatu susu e jusu
O Diu, menzu pirchì?
Li dudici misi di l'annu
O Diu, sei pirchì?

*) Iddi ristaru felici e cuntenti
E nui ristammu senza nenti.

2. Maria, die böſe Stiefmutter und die ſieben Räuber.

Es war einmal ein Mann, dem war ſeine Frau geſtorben, und er hatte nur ein kleines Mädchen, das hieß Maria.

Maria ging in die Schule zu einer Frau, bei der ſie nähen und ſtricken lernte. Wenn ſie nun Abends nach Hauſe ging, ſagte ihr die Frau immer: „Grüße auch deinen Vater recht ſchön von mir.“ Und weil ſie ihn ſo freundlich grüßen ließ, ſo dachte der Mann: „Das wäre eine Frau für mich,“ und heirathete die Frau. Als ſie aber verheirathet waren, wurde die Frau recht unfreundlich gegen die arme Maria, denn ſo ſind die Stiefmütter von jeher geweſen, und konnte ſie zuletzt gar nicht mehr leiden. Da ſagte ſie zu ihrem Mann: „Das Mädchen ißt uns ſo viel Brod, wir müſſen ſie los werden.“ Aber der Mann ſagte: „Tödten will ich mein Kind nicht!“ Da ſprach die Frau: „Nimm ſie morgen mit auf's Feld, und laß ſie dort alleine ſtehen, daß ſie den Weg nach Hauſe nicht mehr findet.“

Den andern Tag rief der Mann ſeine Tochter, und ſagte zu ihr: „Wir wollen über Land gehen und unſer Eſſen mitnehmen.“ Da nahm er einen großen Laib Brod mit, und ſie machten ſich auf den Weg. Maria aber war ſchlau, und hatte ſich die Taſchen mit Kleie angefüllt. Wie ſie nun hinter dem Vater herging, warf ſie von Zeit zu Zeit ein Häufchen Kleie auf den Weg. Als ſie viele Stunden weit gegangen waren, kamen ſie an einen ſteilen Abhang; da ließ der Mann einen Laib Brod hinunter fallen, und rief: „Ach, Maria, das Brod iſt hinuntergefallen!“—„Vater,“ ſprach Maria, „ich will hinunter ſteigen und es holen.“ Da ging ſie den Abhang hinunter und holte das Brod; als ſie aber wieder herauf kam, war der Mann fortgegangen und Maria war allein. Da fing ſie an zu weinen, denn ſie war ſehr weit weg von Haus, an einem ganz fremden Ort. Als ſie aber an die Häufchen Kleie dachte, faßte ſie wieder Muth, und indem ſie immer der Kleie nachging, kam ſie endlich ſpät in der Nacht wieder nach Haus. „Ach, Vater!“ ſprach ſie, warum habt ihr mich allein

gelaſſen?“ Der Mann tröſtete ſie und ſprach ſo lange bis er ſie beruhigt hatte. Die Stiefmutter aber war ſehr zornig, daß Maria den Weg zurück gefunden hatte, und nach einiger Zeit ſagte ſie wieder zu ihrem Mann, er ſolle Maria über Land führen, und ſie dann im Wald allein laſſen. Den nächſten Morgen rief der Mann wieder ſeine Tochter, und ſie machten ſich auf den Weg. Der Vater trug wieder einen Laib Brod, Maria aber vergaß Kleie mitzunehmen. Als ſie nun im Walde waren, an einem noch tieferen und ſteileren Abhang, ließ der Vater wieder das Brod fallen, und Maria mußte hinunterſteigen es zu holen. Als ſie aber wieder herauf kam, war der Mann fortgegangen und ſie war allein. Da fing ſie an bitterlich zu weinen und lief lange umher, aber ſie gerieth nur tiefer in den dunkeln Wald. Es wurde Abend, da ſah ſie auf einmal ein Licht, und als ſie darauf zuging, kam ſie an ein Häuschen, darin war ein Tiſch gedeckt und es ſtanden ſieben Betten darin; Menſchen waren aber keine da. Das Haus gehörte aber ſieben Räubern. Da verſteckte ſich Maria hinter einen Backtrog und bald kamen die Räuber nach Haus. Sie aßen und tranken, und legten ſich dann zu Bett. Den nächſten Morgen zogen ſie aus, ließen aber den jüngſten Bruder da, damit er das Eſſen koche,*) und das Haus rein mache. Als ſie fort waren, ging der jüngſte Bruder auch fort, um Einkäufe zu machen.**) Da kam Maria hinter dem Backtrog heraus, und räumte das ganze Haus auf, kehrte die Stube und zuletzt ſetzte ſie den Keſſel auf's Feuer um die Bohnen zu kochen. Dann verſteckte ſie ſich wieder hinter den Backtrog. Als der jüngſte Räuber nach Hauſe kam, war er ſehr erſtaunt, Alles ſo ſauber zu finden, und als ſeine Brüder kamen, erzählte er, was ihm begegnet ſei. Die waren alle ſehr verwundert, und konnten ſich gar nicht denken, wie es zugegangen ſei. Den nächſten Tag blieb nun der zweite Bruder zurück. Er that, als ob er auch fortginge, kam aber gleich zurück, und ſah Maria, die wieder hervorgekommen war, um das Haus in Ordnung

*) Fagioli cu a pasta.
**) Pi fare a spisa.

zu bringen. Maria erſchrak ſehr, als ſie den Räuber erblickte; „ach,“ bat ſie, „tödtet mich nicht, um Gotteswillen!“ „Wer biſt du denn?“ frug der Räuber. Da erzählte ſie ihm von ihrer böſen Stiefmutter, und wie ihr Vater ſie im Wald verlaſſen habe, und wie ſie ſeit zwei Tagen hinter dem Backtrog verſteckt geweſen ſei. „Du mußt keine Angſt vor uns haben,“ ſagte der Räuber. „Bleibe bei uns, ſei unſere Schweſter, und koche, nähe und waſche für uns.“ Als die anderen Brüder nach Hauſe kamen, waren ſie es zufrieden, und ſo blieb denn Maria bei den ſieben Räubern, führte ihnen das Hausweſen und war immer ſtill und fleißig. Eines Tags, als ſie am Fenſter ſaß und nähte, kam eine arme Frau vorbei, und bat ſie um ein Almoſen. „Ach!“ ſprach Maria, „ich habe nicht viel, denn ich bin ſelbſt ein armes, unglückliches Mädchen; aber was ich habe, will ich euch geben.“ „Warum biſt du denn ſo unglücklich?“ frug das Bettelweib. Da erzählte ihr Maria, wie ſie von Hauſe fort und dahin gekommen ſei. Die arme Frau ging hin, und erzählte der böſen Stiefmutter, daß Maria noch lebe. Als die Stiefmutter das hörte, war ſie ſehr zornig, und gab der Bettlerin einen Ring, den ſolle ſie der armen Maria bringen. Der Ring aber war ein Zauberring. Nach 8 Tagen kam alſo die arme Frau wieder zu Maria, um ſich ein Almoſen zu holen, und als Maria ihr etwas gab, ſprach ſie: „Siehe, mein Kind, da habe ich einen ſchönen Ring; weil du ſo gut gegen mich biſt, ſo will ich ihn dir ſchenken.“ Maria nahm arglos den Ring, aber als ſie ihn an den Finger ſteckte, fiel ſie todt hin. Als nun die Räuber nach Hauſe kamen, und Maria am Boden fanden, waren ſie ſehr betrübt, und weinten bitterlich um ſie. Dann machten ſie einen ſchönen Sarg, legten Maria hinein, nachdem ſie ihr die ſchönſten Schmuckſachen angelegt hatten, legten auch noch viel Gold hinein, und ſetzten den Sarg auf einen mit Ochſen beſpannten Karren. Damit fuhren ſie in die Stadt. Als ſie an das Schloß des Königs kamen, ſahen ſie, daß die Thür zum Stall weit offen ſtand. Da trieben ſie die Ochſen an, daß ſie den Karren in den Stall fuhren. Darüber wurden die Pferde unruhig, und fingen an ſich zu bäumen und Lärm zu machen. Als der König den Lärm hörte, ſchickte

er hinunter und ließ ſeinen Stallmeiſter fragen, was geſchehen ſei. Der Stallmeiſter antwortete, es ſei ein Karren in den Stall gekommen und Niemand dabei, und auf dem Karren liege ein ſchöner Sarg. Da befahl der König, man ſolle den Sarg in ſein Zimmer bringen und ließ ihn dort aufmachen. Als er aber das ſchöne todte Mädchen darin erblickte, fing er an bitterlich zu weinen, und konnte ſich gar nicht davon trennen. Da ließ er vier große Wachskerzen bringen, und ließ ſie an die vier Ecken des Sarges ſtellen und anzünden; dann ſchickte er alle Leute aus dem Zimmer, verriegelte die Thür, fiel neben dem Sarg auf die Kniee und vergoß heiße Thränen. Als es Zeit zum Eſſen war, ſchickte ſeine Mutter zu ihm, er ſolle kommen. Er antwortete aber nicht einmal, ſondern weinte nur immer heftiger. Da kam die alte Königin ſelbſt und klopfte an die Thür, und bat ihn doch aufzumachen, er aber antwortete nicht. Da ſchaute ſie durch das Schlüſſelloch, und als ſie ſah, daß ihr Sohn neben einer Leiche kniete, ließ ſie die Thür aufbrechen. Aber als ſie das ſchöne Mädchen erblickte, wurde ſie ſelbſt ganz gerührt, und beugte ſich über Maria und nahm ihre Hand. Wie ſie nun den ſchönen Ring ſah, dachte ſie, es wäre doch ſchade, den mitbegraben zu laſſen und ſtreifte ihn ab. Da wurde mit einem Mal die todte Maria wieder lebendig, und der junge König war hoch erfreut und ſprach zu ſeiner Mutter: „Dieſes Mädchen ſoll meine Gemahlin ſein!“ Da antwortete die alte Königin: „Ja, ſo ſoll es ſein!“ und umarmte Maria. Da wurde Maria die Frau des Königs, und Königin, und ſie lebten herrlich und in Freuden bis an ihr glückliches Ende.

---

3. Von Maruzzedda.

Es war einmal ein armer Schuſter, der hatte drei ſchöne Töchter; aber die jüngſte war die ſchönſte, die hieß Maruzzedda.*) Die älteren Schweſtern aber hatten Maruzzedda nicht gern, weil ſie ſo überaus ſchön

*) Deminutiv von Maria.

war. Der Schuſter war arm, und mußte oft Tage lang herumziehen, ohne etwas zu verdienen.

Eines Tages nun ſprach er zu ſeiner älteſten Tochter: Begleite mich morgen, wenn ich ausziehe, Arbeit zu ſuchen, vielleicht iſt mir dann das Glück günſtiger. Da ging die älteſte Tochter mit ihm, und er verdiente einen Tarì. Da ſprach er: „Höre, ich bin ſo hungrig; wir wollen zehn Grani verzehren, und zehn Grani den Anderen mitbringen. Das thaten ſie, kauften ſich etwas zu eſſen, und brachten den Anderen nur die Hälfte des Geldes. Den nächſten Morgen nahm der Schuſter die zweite Tochter mit, und verdiente drei Carlini. Da ſprach er: „Wir wollen 15 Grani verzehren, und 15 Grani den Anderen mitbringen.“ Das thaten ſie, und brachten nur die Hälfte des Geldes mit nach Hauſe. Am dritten Tage nahm der Schuſter die Maruzzedda mit, und dieſes Mal verdiente er zwei Tarì. Da ſprach er: „Höre, Maruzzedda, wir wollen einen Tarì verzehren, und deinen Schweſtern nur einen Tarì nach Hauſe bringen.“ Sie aber antwortete: „Nein, Vater, wir wollen lieber gleich nach Hauſe gehen, und Alle mit einander eſſen.“ Als nun der Vater nach Hauſe kam, erzählte er es den zwei Schweſtern, die ſprachen: „Nein, ſeht doch einmal dieſe ungerathene Tochter, ſollte ſie nicht immer thun, was ihr wollt?“ Mit ſolchen Worten hetzten ſie den Vater gegen die unſchuldige Maruzzedda auf. Den nächſten Morgen aber nahm er ſie doch wieder mit, und verdiente drei Tarì. Da ſprach er wieder: „Höre, Maruzzedda, wir wollen drei Carlini verzehren, und den Schweſtern die anderen drei Carlini mitbringen. Sie aber antwortete: „Nein, lieber Vater, wir wollen lieber gleich nach Hauſe gehn; warum ſollten wir nicht zuſammen eſſen?“ Als der Vater nach Hauſe kam, erzählte er es wieder ſeinen anderen Töchtern, die ſprachen noch härtere Worte über die arme Schweſter: „Was wollt ihr das unverſchämte Mädchen noch länger im Hauſe behalten? Jagt ſie fort, ſo ſeid ihr ſie los.“ Der Vater aber wollte nicht. Da ſprachen die Schweſtern: „Nehmt ſie morgen mit, und laßt ſie in irgend einer einſamen Gegend allein zurück, daß ſie den Weg nach Hauſe nicht finden kann.“ Da ward der Vater verblendet,

und ließ ſich von den Schweſtern bethören, und nahm am nächſten Morgen ſeine Maruzzedda mit.

Als er aber weit gewandert war, und in eine ganz unbekannte Gegend kam, ſprach er zu ihr: „Warte einen Augenblick auf mich und ruhe dich unterdeſſen aus, ich komme gleich wieder.“ Da ſetzte ſich Maruzzeddda hin, und der Schuſter ging fort. Sie wartete und wartete, aber ihr Vater kam nicht wieder. Die Sonne neigte ſich und der Vater kam immer noch nicht. Da dachte ſie endlich ganz traurig: „Mein Vater hat mich gewiß verſtoßen wollen; ſo will ich denn in die weite Welt wandern.“ So wanderte ſie denn fort, und wanderte bis ſie müde ward, und es ſchon anfing Abend zu werden. Wie ſie nun gar nicht wußte, wo ſie ein Obdach finden ſollte, ſah ſie in der Ferne ein prachtvolles Schloß ſtehen. Da ging ſie darauf zu, trat hinein, und ſtieg die Treppe hinauf, ſie begegnete aber Niemanden. Da ging ſie durch die Zimmer, die waren koſtbar geſchmückt, und in dem einen ſtand eine wohlbeſetzte Tafel, aber Menſchen waren keine da. Endlich gelangte ſie in das letzte Zimmer, da ſah ſie auf einem Katafalk eine ſchöne Jungfrau liegen, die war todt. „Es iſt ja Niemand hier, ſo will ich hier bleiben, bis Jemand kommt, und mich fortjagt.“ Alſo ſetzte ſie ſich an die Tafel, aß und trank, ſo viel ihr Herz begehrte, und legte ſich dann in ein ſchönes Bett ſchlafen. So lebte ſie da eine lange Zeit und kein Menſch ſtörte ſie.

Eines Tages aber begab es ſich, daß eben ihr Vater des Weges daherkam, als ſie zum Fenſter hinausſchaute. Als er ſie ſah, begrüßte er ſie freudig, denn es that ihm leid, ſie verlaſſen zu haben, und frug ſie, wie es ihr gehe. „O, es geht mir gut,“ antwortete Maruzzedda, „ich habe hier einen Dienſt angenommen, und ich habe es gut.“ „Darf ich ein wenig heraufkommen?“ frug der Vater. „Nein, nein,“ erwiederte ſie, „meine Herrſchaft iſt in dieſem Punkt ſehr ſtreng und erlaubt mir nicht, irgend Jemand hereinzulaſſen. Lebt wohl, und grüßt mir meine Schweſtern.“ Der Schuſter ging nach Haus und erzählte ſeinen Töchtern, daß er Maruzzedda wiedergefunden hätte. Da bethörten ſie ihn wieder mit falſchen Worten, daß er der unſchuldigen Maruzzedda gram

ward, und nach einigen Tagen backten die neidischen Schwestern einen Kuchen, in den thaten sie viel Gift hinein und gaben ihn dem Vater, daß er ihn dem armen Mädchen bringen sollte.

In der Nacht aber, als Maruzzedda schlief, erschien ihr die todte Jungfrau im Traum, und rief sie: „Maruzzedda! Maruzzedda!" „Was wollt ihr?" frug Maruzzedda halb im Schlaf und halb im Wachen. „Morgen wird dir dein Vater einen wunderschönen Kuchen bringen, hüte dich aber davon zu essen, denn er ist vergiftet, sondern gieb erst der Katze ein Stück." Da erwachte Maruzzedda und sah sich allein. Also dachte sie: „Ich werde wohl geträumt haben," und schlief wieder ruhig ein. Am nächsten Morgeu sah sie ihren Vater kommen. Da ließ sie ihn zwar die Treppe heraufkommen, wollte ihn aber nicht einlassen. „Wenn euch meine Herrschaft sieht, so wird sie mich aus dem Dienst jagen." „Nun denn, mein Kind," antwortete der Schuster, „deine Schwestern lassen dich schön grüßen und schicken dir diesen Kuchen." „Antwortet meinen Schwestern, der Kuchen sei sehr schön," erwiederte Maruzzedda, „und ich dankte ihnen vielmals dafür." „Willst du denn nicht ein Stückchen versuchen?" frug der Vater. „Nein, ich kann nicht," antwortete sie, „denn ich habe jetzt zu arbeiten. Später, wenn meine Arbeit fertig ist, will ich ihn versuchen." Da gab sie ihm etwas Geld und hieß ihn gehen. Als er aber fort war, gab sie der Katze ein Stück von dem Kuchen, und nach einigen Augenblicken starb die Katze. Da erkannte sie, wie treu die todte Jungfrau sie gewarnt hatte und warf den Kuchen weg.

Die neidischen Schwestern aber hatten zu Hause keine Ruhe, und wollten gern wissen, was aus ihr geworden sei. Also begab sich der Schuster eines Morgens wieder auf den Weg nach dem Schloß. Als er aber dort anklopfte, kam ihm Maruzzedda ganz gesund und munter entgegen. „Wie geht es dir denn, liebes Kind?" frug er. „Mir geht es ganz gut, lieber Vater," antwortete sie. „Laß mich doch einmal das Schloß besehen," bat er. „Wo denkt ihr hin!" sagte sie, „das würde mir meinen Dienst kosten." Da gab sie ihm etwas Geld und schickte ihn fort. Als aber der Vater zu seinen Töchtern kam, und ihnen erzählte, Maruz-

zedda ſei ganz geſund, haßten ſie ihre arme Schweſter noch mehr als bisher. Da verfertigten ſie einen ſchönen Hut, der war verzaubert, alſo daß wer ihn aufſetzte, ſtarr und bewegungslos blieb, und dieſen Hut mußte der Schuſter ſeiner Tochter bringen.

In der Nacht aber erſchien die todte Jungfrau wieder der Maruzzedda im Traum und rief ſie: „Maruzzedda! Maruzzedda!“ „Was wollt ihr?“ frug ſie. „Morgen früh wird dir dein Vater einen ſchönen, ſeinen Hut bringen,“ ſagte die Todte. „Hüte dich aber ihn aufzuſetzen, ſonſt wirſt du ſtarr und bewegungslos.“ Am andern Morgen kam richtig der Schuſter und brachte ſeiner Tochter den ſchönen Hut mit. „Saget meinen Schweſtern, der Hut ſei ſehr ſchön, und ich dankte ihnen vielmals,“ ſagte ſie ihrem Vater. „Willſt du ihn nicht eben auffetzen, daß ich ſehe, wie er dir ſteht?“ frug er. „Nein, nein, ich muß jetzt arbeiten,“ antwortete ſie, „ſpäter, wenn ich in die Meſſe gehe, will ich mich damit ſchmücken.“ Damit gab ſie ihm etwas Geld und hieß ihn gehen. Den Hut aber ſteckte ſie in einen Kaſten, und zerriß ihn nicht, wie ſie hätte thun ſollen. Die Schweſtern aber waren nun überzeugt, Maruzzedda hätte ſich mit dem Hut einen Schaden angethan, und bekümmerten ſich nicht weiter um ſie.

Durch Gottes Gnade ward es nun der todten Jungfrau vergönnt, in die himmliſche Herrlichkeit einzugehen. Da erſchien ſie zum letzten Mal der Maruzzedda im Traum und ſprach: „Gott vergönnt mir zu meiner Ruhe einzugehen. Dir laſſe ich dies Schloß und Alles was darinnen iſt. Lebe glücklich und genieße dieſe Reichthümer.“ Damit verſchwand ſie und der Katafalk blieb leer ſtehen.

Nun war eine geraume Zeit verſtrichen, da fiel es eines Tages der Maruzzedda ein, ihre Kiſten und Kaſten aufzuräumen. Dabei fiel ihr auch der verzauberte Hut in die Hände, und weil es ſo lange her war, vergaß ſie wer ihn ihr geſchickt hatte, und dachte: „Ei, der hübſche Hut! Den will ich doch anprobiren.“ Kaum aber hatte ſie den Hut aufgeſetzt, ſo blieb ſie ſtarr und bewegungslos und konnte ſich gar nicht mehr rühren. In der Nacht aber erſchien die todte Jungfrau, denn der Herr hatte ihr

vergönnt auf die Erde zu kommen; sie nahm die arme Maruzzedda und legte sie auf den Katafalk, dann flog sie wieder in's Paradies. Da lag nun Maruzzedda wie todt; sie wurde aber nicht blaß und auch nicht kalt.

Als sie aber schon eine lange Zeit so gelegen hatte, begab es sich, daß eines Tages der König auf die Jagd ging und in die Gegend des Schlosses kam. Da er nun einen schönen Vogel sah, schoß er danach und traf ihn auch, aber der Vogel fiel gerade in das Zimmer hinein, wo Maruzzedda auf dem Katafalk lag. Nun wollte der König in das Schloß eindringen, es waren aber alle Thüren verschlossen und auf sein Klopfen antwortete Niemand. Also blieb nichts übrig, als durch das Fenster hineinzusteigen, und weil das Fenster nicht sehr hoch war, so gelang es zweien von seinen Jägern hineinzusteigen. Als sie aber das wunderschöne Mädchen sahen, vergaßen sie den Vogel und den König und schauten nur immer die todte Maruzzedda an. Der König wurde ungeduldig, und rief endlich: „Was macht ihr denn da drinnen? Eilt euch doch!" Da kamen sie an's Fenster und baten den König auch hereinzusteigen, es sei da ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, wie sie nie etwas Aehnliches gesehen hätten. Da stieg der König durch das Fenster in das Zimmer, und da er Maruzzedda erblickte, konnte er auch seine Augen nicht mehr von ihr abwenden. Als er sich aber über sie beugte, merkte er, daß sie noch warm war, und rief: „Das Mädchen ist nicht todt, sondern nur ohnmächtig, wir wollen sie in's Leben zurückrufen." Da versuchten sie, sie zu erwecken, rieben sie, schnürten ihr Kleid auf, aber es war Alles vergebens, Maruzzedda blieb starr. Da streifte der König endlich den Hut ab, um ihre Stirn zu kühlen, und sogleich schlug sie die Augen auf und erwachte aus ihrem Schlummer. Da rief der König: „Du sollst meine Gemahlin sein," und umarmte sie. Der König aber hatte eine Mutter, die war eine böse Zauberin. Er fürchtete sich also, Maruzzedda mit in sein Schloß zu nehmen und sprach: „Bleibe hier; ich werde kommen, so oft ich kann." Also lebte Maruzzedda in dem Schloß und wurde heimlich mit dem König getraut, und der König kam und besuchte sie, so oft er auf die Jagd ging.

Nach einem Jahr gebar ſie ihren erſten Sohn, und nannte ihn: „Ich liebe dich.“ *) Wieder nach einem Jahr gebar ſie ihren zweiten Sohn und nannte ihn: „Ich liebte dich.“ **) Und als ſie nach einem Jahr ein drittes Söhnchen bekam, nannte ſie es: „Ich werde dich lieben.“ ***)

Die alte Königin aber hatte wohl gemerkt, daß ihr Sohn ſo oft auf die Jagd ging und ſo lange abweſend blieb; und forſchte ſo lange, bis ſie von ſeiner Heirath hörte. Da rief ſie einen vertrauten Diener, und ſprach: „Gehe hin in das Schloß, wo des Königs Gemahlin wohnt, und ſage zu ihr: Meine Herrin, die Königin, will euch zu Gnaden annehmen, wenn ihr ihr heute euren älteſten Sohn ſchickt.“ Das that der Diener und die arme Maruzzedda ließ ſich bethören und gab ihm ihren älteſten Sohn mit. Am nächſten Tag ließ die alte Königin den zweiten Sohn holen, und dann auch noch den dritten. Als ſie aber die drei Kinder bei ſich hatte, rief ſie ihren Koch und ſprach zu ihm: „Dieſe drei Kinder mußt du tödten, und mir die Leber und das Herz zum Wahrzeichen bringen.“ Der Koch aber hatte ſelbſt Kinder, und ſein Vaterherz erbarmte ſich über die armen, unſchuldigen Kleinen, alſo daß er ſie nicht tödtete, ſondern ſie in ſein Haus brachte und dort verſteckte. Der Königin aber brachte er Herz und Leber von drei Zicklein.

Zu der Zeit aber war der König krank und lag in ſeinem Bette darnieder. Da ſchickte die alte Königin wieder einen Boten zu Maruzzedda und ließ ihr ſagen: „Euer Gemahl iſt krank, kommet ihn zu pflegen.“ Da legte Maruzzedda drei Kleider über einander an und ging auf's Schloß. Als ſie aber in den Hof eintrat, brannte da ein großes Feuer und die alte Königin ſtand dabei und rief: „Werfet die Dirne in's Feuer! Da bat Maruzzedda: „Laſſet mich erſt meine Kleider abwerfen,“ und warf das erſte Kleid ab und rief mit lauter durchdringender Stimme: „T'amo!“ Nun hatte aber die Königin vor des Königs Thür eine ganze Schaar Muſikanten aufſtellen laſſen, die mußten aus Leibeskräften ſpielen,

*) T'amo.
**) T'amai.
***) T'amerò.

damit der König Nichts hören ſollte von dem was im Hof vorging. Er hörte aber doch den Ruf ſeiner Frau, wenn auch nur ganz ſchwach. „Haltet ein mit eurer Muſik," rief er, aber die Muſikanten ſpielten kräftig weiter. Da warf Maruzzedda auch das zweite Kleid ab, und rief noch lauter: „T'amai!" Diesmal hörte es der König ſchon beſſer und rief wieder: „Haltet ein mit eurer Muſik!" Die Muſikanten aber hatten von der Königin den Befehl erhalten, ihm nicht zu gehorchen, und ſpielten weiter. Da warf Maruzzedda das dritte Kleid ab, und in der Angſt ihres Herzens rief ſie ſo laut ſie nur konnte: „T'amerò!" Da hörte der König den Schrei, ſprang aus dem Bette und lief in den Hof hinunter. Wie er hinkam, waren die Diener im Begriff die arme Maruzzedda in das Feuer zu werfen. Da gebot er ihnen Einhalt, und befahl ihnen, ſtatt ihrer die alte Königin zu binden und in das Feuer zu werfen. Dann umarmte er ſeine Frau und ſprach: „Nun wirſt du Königin ſein." „Ach," erwiederte ſie, führe mich vor Allem zu meinen Kindern." „Wo ſind denn die Kinder?" frug der König. „Wie! ſind ſie nicht hier?" rief die arme Mutter. „O meine Kinder, meine lieben Kinder!" Da erzählte ſie dem König, wie ſeine Mutter die Kinder alle habe holen laſſen, aber es wußte kein Menſch um ſie und es war große Trauer im Schloß. Da ließ ſich aber der Koch bei dem König melden, und ſprach zu ihm: „Majeſtät, und ihr, Frau Königin, tröſtet euch! Die Kindlein ſind wohlbehalten in meinem Hauſe. Die alte Königin hatte mir freilich befohlen ſie zu tödten, aber mein Herz erbarmte ſich ihrer und ich ließ ſie leben." Da wurden die drei Kinder gebracht, und die Eltern umarmten ſie mit großer Freude. Dann feierten der König und die Königin ein ſchönes Feſt, den treuen Koch aber beſchenkten ſie reichlich. So lebten ſie glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

4. Von der ſchönen Anna.

Es waren einmal drei Schweſtern, die waren alle drei ſehr ſchön, aber die Jüngſte war die allerſchönſte, die hieß Anna. Die drei Mädchen hatten weder Vater noch Mutter, und nährten ſich von ihrer Hände Arbeit. Die Erſte ſpann und haspelte das Garn, die Zweite wob die Leinwand, und die Jüngſte nähte daraus Hemden und andere Wäſche.

Da ſie nun eines Tages mit ihrer Arbeit vor der Hausthür ſaßen, kam der Königsſohn vorbei, der wollte auf die Jagd gehen. Als er die drei ſchönen Mädchen ſah, ſprach er: „Wie ſchön iſt die, welche haspelt, wie ſchön iſt die, welche webt, doch die, welche näht, macht mich ſterbenskrank.“*) Die beiden älteren Schweſtern aber wurden neidiſch, als ſie hörten, daß der Königsſohn ihre Schweſter lieber hatte als ſie, und die Aelteſte ſprach: „Morgen will ich nähen und Anna kann haspeln.“ Als aber am andern Morgen der Königsſohn wieder vorbeiritt, ſprach er: „Wie ſchön iſt die, welche näht, wie ſchön iſt die, welche webt, doch die welche haspelt macht mich ſterbenskrank.“ Die Schweſtern wurden noch viel neidiſcher, und am dritten Morgen mußte Anna weben. Aber der Königsſohn ſprach: „Wie ſchön iſt die, welche näht, wie ſchön iſt die, welche haspelt, doch die, welche webt macht mich ſterbenskrank.“ Da konnten die Schweſtern die arme Anna gar nicht mehr leiden, und berathſchlagten, wie ſie ſie verderben wollten. Sie beſchloſſen aber, ſie in eine wilde, einſame Gegend zu führen, und ſie dort allein zu laſſen, daß ſie den Weg nach Hauſe nicht wieder finden könne.

Alſo ſprach die älteſte Schweſter zu Anna: „Anna, komm mit; wir haben hier etwas ſchmutzige Wäſche, die wollen wir in einem Bächlein waſchen.“ Anna war es zufrieden und ſo wanderten die Beiden fort. Als ſie aber in eine wilde einſame Gegend kamen, ſprach die Schweſter: „Ach, Anna, ich habe vergeſſen die Seife mitzunehmen. Warte hier ein

*) Ch'è bedda chidda chi 'ncanna, ch'è bedda chidda chi tesci, chidda chi cusci muriri mi fa.

Weilchen auf mich, bis ich gehe sie zu holen." Da setzte sich die schöne Anna hin und wartete auf ihre Schwester, und wartete und wartete, aber es kam Niemand. Da fing sie an bitterlich zu weinen und dachte: „Sie hat mich mit Absicht allein gelassen, damit ich sterben soll. So will ich denn nicht zu meinen Schwestern zurückkehren, sondern will in die weite Welt wandern, um mein Glück zu suchen."*)

Also machte sie sich auf und wanderte, bis sie endlich an ein großes schönes Haus kam. Da klopfte sie an und eine Frau machte ihr auf und frug sie, was sie wolle. „Ach, gute Frau," bat die schöne Anna, „laßt mich doch diese Nacht hier ruhen; ich bin ein armes Mädchen und stehe ganz allein in der Welt." „Ach, du armes Kind," rief die Frau, „wie bist du hierher gerathen? Wenn mein Mann dich findet, so frißt er dich. Ich habe aber Mitleid mit dir und will dich verstecken, vielleicht gelingt es mir ihn zu besänftigen." Also versteckte die Frau die schöne Anna, und bald kam der Mann nach Haus, der brummte: „Ich rieche Menschenfleisch, ich rieche Menschenfleisch!" „Ach was," antwortete die Frau, „du riechst auch immer Menschenfleisch. Das kommt davon, daß du schon so viel Menschen gefressen hast. Denke dir nur, heute ist ein Mädchen hier vorbeigekommen, das war schöner als die Sonne. Ich glaube, wenn du sie gesehen hättest, du hättest sie leben lassen." Als sie nun sah, daß sich ihr Mann besänftigt hatte, holte sie die schöne Anna hervor, und die war so schön, daß der Menschenfresser sie von Herzen lieb gewann, und sie nicht fressen mochte. „Bleibe bei uns, du schönes Mädchen," sprach er, „du sollst es gut haben." Also blieb die schöne Anna bei dem Menschenfresser und seiner Frau und war wie das Kind vom Haus.

Nach einiger Zeit aber starb der Menschenfresser und bald nach ihm auch seine Frau. Da blieb die schöne Anna allein in dem großen Haus und alle die Schätze gehörten ihr. Als sie nun eines Tages am Balkon stand, ging eben ihre älteste Schwester vorbei, die erkannte sie sogleich und frug sie, wie es ihr gehe. „Es geht mir gut," antwortete Anna,

*) Pri cercare la mia ventura.

aber sie lud ihre Schwester nicht ein herauf zu kommen. „Hätte ich gewußt, daß ich dich hier treffen würde, so hätte ich dir ein Geschenk mitgebracht," sprach die Schwester. „Danke," antwortete Anna, „ich brauche aber Nichts und will von Niemand etwas geschenkt bekommen." Da ging die Aelteste wieder nach Haus und sprach zur zweiten Schwester: „Denke dir, ich habe unsere Schwester Anna gesehen, die ist noch viel schöner geworden, und ist fein gekleidet und wohnt in einem großen Haus." Da wurde das Herz der beiden Schwestern von Neid erfüllt und sie dachten, wie sie die arme Anna verderben könnten. Sie nahmen aber eine Traube*) und vergifteten sie, und am anderen Tag machte sich die älteste Schwester auf den Weg zur schönen Anna. Die saß oben auf der Terrasse und arbeitete. Als nun ihre Schwester sie sah, ging sie hinauf und rief ihr gar freundlich zu: „Ach, liebes Schwesterchen, wie freue ich mich dich wiederzusehen. Und was du so schön geworden bist! Sieh, ich habe dir auch eine schöne Traube mitgebracht, iß sie mir zu Liebe." „Ich danke dir, erwiederte Anna, „du siehst ich habe den ganzen Garten voll Trauben hängen, ich brauche die deinigen nicht." Die Schwester aber ließ nicht nach sie zu bitten, bis Anna endlich eine Beere in den Mund steckte. In demselbigen Augenblick aber fiel sie um und war wie todt, und die Beere blieb ihr im Halse stecken. Da ließ die Schwester sie auf der Terrasse liegen und ging vergnügt nach Haus.

Nun begab es sich eines Tages, daß der Königssohn auf die Jagd ging und auch an dem Haus vorbeikam. Da er nun auf der Terrasse einen schönen Vogel sitzen sah, schoß er ihn, und der Vogel fiel auf die Terrasse. Da ging der Königssohn die Treppe hinauf und wanderte durch alle Zimmer, sah aber keine menschliche Seele. Als er aber auf die Terrasse kam, lag da ein wunderschönes Mädchen, und als er es genauer ansah, war es die schöne Anna. Da fing er an zu weinen und küßte sie und sprach: „Wie hübsch ist dieses Näschen, wie hübsch ist dieses Mündchen, doch dieses Hälschen macht mich

*) Un grappu di corniola.

sterbenskrank." *) Als er aber dabei ihren Hals berührte, sprang die Beere heraus, und die schöne Anna schlug die Augen auf und war wieder lebendig. Da freute sich der Königssohn und sprach: „Du sollst meine Gemahlin sein." Er hatte aber zu Hause eine böse Mutter, deßhalb konnte er die schöne Anna nicht auf sein Schloß bringen, sondern ließ sie in ihrem Haus, und jeden Tag wenn er auf die Jagd ging, kam er und besuchte sie. Nach einem Jahr gebar Anna ihren ersten Sohn, und weil er so wunderschön war, so nannte sie ihn: „Sonne." **) Wieder nach einem Jahr gebar sie ein wunderschönes Mädchen und nannte es „Mond." ***) Die Kinder wuchsen einen Tag für zwei, und wurden immer schöner, ihre Mutter aber durfte noch immer nicht in das königliche Schloß kommen. Doch kam der Königssohn jeden Tag und besuchte sie. Einmal aber wurde er krank, so krank, daß er viele Tage im Bette bleiben mußte und nicht zu ihr konnte. Da sprach er immer: „O mein Sohn Sonne, o meine Tochter Mond, was macht Frau Anna so ganz allein?†) Das hörte die alte Königin und ließ sogleich den vertrauten Diener ihres Sohnes rufen und sprach zu ihm: „Wenn du mir nicht sogleich sagst, von wem der König spricht, so reiße ich dir den Kopf ab." Da gestand ihr der Diener Donna Anna sei die Frau des Königssohnes und Sonne und Mond seien seine Kinder. „Wohl," sprach die Königin, so gehe augenblicklich hin zu Donna Anna und sage zu ihr: „Euer Mann hat seiner Mutter Alles gestanden und sie wünscht nun ihre kleinen Enkelchen zu sehen. Dann nimm die Kinder, ermorde sie und bringe mir Herz und Zunge zum Wahrzeichen." Da ging der Diener traurig zur schönen Anna und sagte ihr, der Königssohn habe ihn geschickt seine Kinder zu holen, und die schöne Anna legte den Kindlein ihre schönsten Kleider an und übergab sie dem Diener. Der führte sie weg, aber als er sie ermorden sollte, erbarmte er sich der unschuldigen Kinder, also daß er

*) Ch'è beddu stu nasuzzu, ch'è bedda sta vucuzza, e stu codduzza muriri mi fa.

**) Suli ist masculinum.

***) Luna hingegen ist femininum.

†) Figghiu miu suli, figghia mia luna, comu sa Donn' Anna sula?

sie leben ließ und sie zu seiner Mutter brachte. Der Königin überbrachte er Herz und Zunge von zwei jungen Zicklein.

Am anderen Morgen schickte die Königin ihn wieder hin, er solle nun die schöne Anna selbst in's Schloß bringen. Die schöne Anna aber hatte drei Kleider, die waren mit Glöckchen besetzt, eins mit silbernen, eins mit goldenen und eins mit diamantenen Glöckchen. Die legte sie alle drei an, eins über das andere und ging so in's Schloß. Im Schloßhof aber brannte ein großes Feuer, und darüber war ein Kessel mit siedendem Oel und daneben stand die alte Königin und befahl, man solle die arme Anna in's siedende Oel werfen. Da warf die schöne Anna ihre drei Kleider ab und dabei läutete sie mit all ihren Glöckchen zugleich, das klang so lieblich und doch wieder so laut, daß der Königssohn es in seinem Zimmer hörte. Da sprang er heraus und sah, wie die Diener eben die schöne Anna ergreifen wollten, um sie in das siedende Oel zu werfen. „Haltet ein," rief er, und befreite die schöne Anna aus ihren Händen, und statt ihrer ließ er die böse Königin in's Oel werfen. Als er aber voll Freude seine Frau umarmte, rief sie: „Ach, wo sind denn meine lieben Kinder, die du gestern hast holen lassen?" „Ich habe meine Kinder nicht holen lassen," rief der Königssohn ganz erschrocken, „das ist gewiß meine böse Mutter gewesen. O meine Kinder, meine lieben Kinder!" Da kam aber der Diener, warf sich dem Königssohn zu Füßen und bekannte Alles und sagte ihm, daß die Kindlein gesund und munter bei seiner Mutter wären. Als nun die Kinder geholt wurden, umarmten sie ihre Eltern voller Freude, und es wurden drei Tage Festlichkeiten gehalten, und der Königssohn wurde König und die schöne Anna Königin. Da blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

5. Die verstoßene Königin und ihre beiden ausgesetzten Kinder.

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Töchter, die waren alle drei sehr schön. Sie waren aber arm, und mußten sich ihr Brod mit Spinnen verdienen. Wenn nun Abends der Mond recht schön schien,

setzten sie sich an ihr Fensterlein und spannen. Gegenüber aber lag das Schloß des Königs, und wenn der König die Treppe hinauf oder hinunter ging, mußte er immer an den Mädchen vorbei.*) Da sprach einmal die Aelteste: „Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit vier gran Brod ein ganzes Regiment sättigen, und es sollte noch übrig bleiben.“ **) Da sprach die Zweite: „Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit einem Glas Wein einem ganzen Regiment zu trinken geben, und es sollte noch übrig bleiben.“ Da sprach die Jüngste: „Und wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich ihm zwei Kinder gebären, einen Knaben mit einem goldenen Apfel in der Hand, und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirn.“ Dasselbe sagten sie jedesmal, wenn der König vorbeikam. Einmal hörte es denn der König und ließ die drei Schwestern auf sein Schloß kommen. „Wer seid ihr?“ frug er sie, „und was thut ihr Abends an Eurem Fensterlein?“ Sie antworteten: „Wir sind arme Mädchen und müssen uns unser Brod mit Spinnen verdienen. Da sitzen wir denn Abends an unserm Fensterlein und spinnen, und um uns die Zeit zu vertreiben, plaudern wir.“ Da frug der König die Aelteste: „Was sagtet ihr denn gestern als ich vorbeiging?“ Sie antwortete: „Majestät, ich sagte: Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit vier gran Brod ein ganzes Regiment sättigen und es sollte noch übrig bleiben.“

Da frug der König die zweite Schwester: „Was habt ihr denn gesagt?“ Sie antwortete: „Majestät, ich sagte: Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit einem Glas Wein einem ganzen Regiment zu trinken geben, und es sollte noch übrig bleiben.“

Da frug er auch die Jüngste: „Und was habt ihr gesagt?“ Sie schämte sich und wollte nicht antworten, endlich aber mußte sie es doch

*) Eine Variante sagt, es sei in den Zeiten gewesen, wo die Könige Nachts an den Thüren horchten, um zu hören was die Unterthanen sagten, und da hätte der König auch an der Thüre dieser Mädchen geborcht.

**) Die Variante sagt, mit einem Stück Tuch wolle sie die ganze Armee bekleiden und es sollte noch übrig bleiben.

ſagen: „Majeſtät, ich ſagte: Wenn ich den Königsſohn zum Mann bekäme, ſo wollte ich ihm zwei Kinder gebären, einen Knaben mit einem goldenen Apfel in der Hand, und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirn.“

Da das der Sohn des Königs hörte, ſprach er: „Du ſollſt meine Gemahlin ſein.“ Da ließ er ihr ſchöne Kleider machen, und ſie wurde ſeine Frau. Die beiden Schweſtern aber zogen auch auf das Schloß und lebten dort herrlich und in Freuden.

Nun begab es ſich nach einigen Monaten, daß ein Krieg ausbrach und der Königsſohn mußte auch in den Krieg ziehen. Da rief er die beiden Schweſtern herbei und ſprach: „Ich empfehle meine liebe Frau eurer Fürſorge. Wenn nun ihre Stunde kommen wird, ſo pflegt ſie wohl.“ Die beiden Schweſtern waren aber ſehr neidiſch auf das Glück, das ihre jüngſte Schweſter betroffen hatte. Als nun die junge Königin in die Wochen kam, thaten ſie als wollten ſie ſie pflegen, und als wirklich zwei Kinder zur Welt kamen, ein Knabe mit einem goldeten Apfel in der Hand, und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirn, nahmen ſie die Kindlein weg, legten ſie in eine Kiſte und warfen ſie in's Waſſer. Der jungen Königin aber legten ſie zwei Hündlein in's Bett.

Als nun der junge König aus dem Krieg heimkehrte und ſeine Kinder ſehen wollte, ſagten ihm die Schweſtern: „Die junge Königin hat zwei Hündlein zur Welt gebracht.“ Da wurde er ſehr zornig und befahl, man ſollte im Hof am Fuß der Treppe einen Verſchlag bauen, darin ſollte die arme Königin Tag und Nacht ſtehen bei Waſſer und Brod; neben ihr aber ſtand eine Schildwache, und zwang jeden der die Treppe hinauf oder hinunter ging ihr in's Geſicht zu ſpeien.

Unterdeſſen war die Kiſte mit den armen Kindlein von einem alten Fiſcher aufgefangen worden. Als er ſie öffnete und die beiden ſchönen Kinder ſah, brachte er ſie nach Haus und ſeine Frau ſäugte ſie. Da blieben denn die Kinder und wurden von Jahr zu Jahr ſchöner und größer. Als ſie aber älter wurden, ſtritten ſie ſich eines Tages mit den Söhnen des Fiſchers, und dieſe nannten ſie dabei Baſtarde. Als ſie

nun erfuhren, daß ſie nicht die Kinder der beiden alten Leute ſeien, ſprachen ſie: „Gebt uns Euren Segen, wir wollen gehen und unſere Eltern ſuchen.“ Da wanderten ſie fort und trafen nach einer Weile einen freundlichen Alten an, der frug ſie: „Wohin wandert ihr ſo allein?“ Sie erzählten ihm, wie ſie ausgezogen wären, ihre Eltern zu ſuchen. Da ſchenkte der Alte ihnen einen Zauberſtab und ſprach: „Was ihr euch von Schätzen wünſchen werdet, werdet ihr durch dieſen Stab erlangen.“ Da wanderten ſie weiter, bis ſie in die Stadt kamen, wo ihr Vater herrſchte. Dort wünſchten ſie ſich ein wunderſchönes Haus, gerade dem königlichen Schloß gegenüber, und alſobald ſtand da ein prächtiger Palaſt.

Am nächſten Morgen traten die beiden neidiſchen Schweſtern an das Fenſter und konnten ſich nicht genug verwundern über den ſchönen Palaſt der über Nacht entſtanden war, und während ſie noch darüber ſprachen, ſahen die beiden Königskinder auch zum Fenſter hinaus. Da erkannten ſie die Tanten an dem goldenen Stern und an dem Apfel und erſchraken ſehr. Da riefen ſie eine arme Frau herbei, der ſie jeden Freitag etwas zu ſchenken pflegten, und ſprachen: „Geht einmal hinüber in jenes Haus, dort wohnen reiche Leute, die werden euch gewiß etwas geben. Wenn nun das junge Fräulein euch etwas gibt, ſo ſagt zu ihr: „Edles Fräulein, ihr ſeid ſchön, doch euer Bruder iſt noch viel ſchöner. Verſchaffet euch aber das tanzende Waſſer.“ Denn, dachten die ſchlimmen Tanten, nun wird der Bruder ausziehen es ihr zu holen, und iſt er erſt einmal todt, ſo wollen wir ſie auch ſchon los werden. Die arme Frau ging alſo in den Palaſt und ſprach zur Kammerfrau: „Saget eurer Herrin, es ſei hier eine arme Bettlerin, die um ein Almoſen bittet.“ Da kam das Fräulein ſelbſt heraus, und die Arme ſprach zu ihr: „Edles Fräulein, ihr ſeid ſchön, aber euer Bruder iſt noch viel ſchöner. Verſchaffet euch aber das tanzende Waſſer.“ Als das Mädchen das hörte, bekam ſie eine ſolche Sehnſucht nach dem tanzenden Waſſer, daß ſie ganz ſchwermüthig wurde, und als der Bruder nach Hauſe kam, erzählte ſie ihm, was die Bettlerin ihr geſagt hatte und bat ihn, ihr das tanzende

Waſſer zu holen. „Aber liebe Schweſter," antwortete der Bruder, „du weißt nicht, was für Gefahren damit verbunden ſind. Ich will gern ausziehen, es dir zu holen, du wirſt aber ſehen, ich komme nicht wieder." „O du wirſt ſchon wiederkommen," ſagte die Schweſter, und weil er ſie ſo lieb hatte, konnte er ihren Bitten nicht widerſtehen und bereitete ſich vor auf die Reiſe. Nun gab er ihr einen Ring und ſprach: So lange der Ring weiß und klar bleibt, werde ich zurückkommen, wird er aber einmal trübe, ſo iſt es ein Zeichen, daß ich nicht wiederkehren kann. Darauf umarmte er ſeine Schweſter, beſtieg ſein ſchönſtes Pferd, und machte ſich auf den Weg.

Er mußte viele Tage weit wandern, endlich kam er in einen tiefen Wald. Es wurde Abend und er ſah noch keinen Ausweg. Da irrte er umher und dachte: „Bis morgen früh haben dich die wilden Thiere gefreſſen." Plötzlich ſah er in der Ferne ein Licht, und als er näher hinzu kam, ſah er ein kleines Häuschen. Er klopfte an und ein alter Einſiedler öffnete ihm. „O mein Sohn," ſprach der Alte, „was thuſt du an dieſem wilden Orte ſo allein?" „Vater," antwortete der Jüngling, „ich bin ausgezogen das tanzende Waſſer zu ſuchen." — „O mein Sohn," ſprach der Alte, „entſage deinem thörichten Vorhaben. So viele Prinzen, Königsſöhne und Fürſten ſind hier vorbeigezogen um das tanzende Waſſer zu ſuchen, und Keiner iſt noch je zurückgekehrt." Der Jüngling aber ließ ſich nicht abſchrecken; denn er hatte ſeine Schweſter ſehr lieb. „Wenn du denn durchaus willſt," ſagte der Einſiedler, „ſo gehe mit Gott. Ich kann dir zwar nicht helfen, aber eine Tagereiſe tiefer im Wald wohnt mein älterer Bruder, den ſuche morgen auf, vielleicht kann er dir rathen."

Den nächſten Morgen wanderte der Jüngling weiter, bis tief in die Nacht hinein, bis er in der Ferne ein Licht ſah. Das war das Häuschen, wo der zweite Einſiedler wohnte. Er klopfte an und der Einſiedler öffnete ihm die Thür, und frug nach ſeinem Begehr. Als er nun hörte, daß er ausgezogen ſei das tanzende Waſſer zu ſuchen, verſuchte er noch viel ernſtlicher ihn zu warnen. Er ließ ſich aber nicht davon abbringen. Da ſprach der Einſiedler: „Ich kann dir nicht rathen und helfen; aber

eine Tagereiſe tiefer im Wald wohnt mein älteſter Bruder, der wird dir vielleicht helfen." Den nächſten Morgen ritt der Jüngling wieder fort, und kam am Abend zum dritten Einſiedler, der war ſteinalt. „Mein Sohn," frug der Einſiedler, „was thuſt du hier an dieſem verrufenen Ort?" Als er nun hörte, warum der Jüngling ausgezogen ſei, erſchrak er ſehr und ſprach: „Mein Sohn laß dich warnen, und thue es nicht. So viele ſind dabei zu Grunde gegangen, wie ſollte es dir nun gelingen?" Er wollte aber nichts hören, alſo ſprach der Einſiedler: „Nun wohl denn, wenn du durchaus gehen willſt, ſo geh mit Gott. Sieh, dort jenen Berg mußt du erſteigen; weil er aber von wilden Thieren bewohnt iſt, ſo mußt du deinen Querſack mit Fleiſch füllen und ihnen daſſelbe hinwerfen, ſo werden ſie dich durchlaſſen. Auf dem Gipfel des Berges ſteht ein wunderſchönes Schloß; tritt hinein und gehe durch alle Zimmer durch. Hüte dich aber wohl, irgend etwas anzurühren von den herrlichen Schätzen, die du da ſehen wirſt. In dem letzten Zimmer iſt eine große Anzahl Pokale, die ſind mit Waſſer angefüllt. Rühre ſie aber nicht eher an, als bis du das Waſſer ſich bewegen ſiehſt. Dann ergreife einen und entfliehe ſo ſchnell du kannſt." Nun gab er ihm noch ſeinen Segen und ließ ihn ziehen.

Der Jüngling ging hin und kaufte mehrere Ochſen, die er ſchlachten und in Stücke hauen ließ. Damit füllte er ſeinen Sack an und zog nun aus, dem Berg zu. Als er nun anfing den Berg zu erſteigen, ſprangen von allen Seiten die wilden Thiere herbei, er aber warf ihnen große Stücke Fleiſch hin, da ließen ſie ihn durch. Glücklich kam er auf den Gipfel des Berges an, ſtieg vom Pferd und trat in das Schloß. Da ſah er nun ſo viele Schätze und Reichthümer, daß er wie geblendet davon war. Aber der Warnungen des Einſiedlers eingedenk, rührte er Nichts an, ſah ſich auch nicht einmal um, ſondern ſchritt durch alle Zimmer, bis er in den Saal kam, wo die Pokale mit dem tanzenden Waſſer ſtanden. Er wartete bis er das Waſſer aufwallen ſah, dann ergriff er einen Pokal und entfloh ſo ſchnell er konnte. Nun kam er zu den drei Einſiedlern, die ſich ſehr freuten ihn geſund wiederzuſehen, und endlich kehrte er auch

zu ſeiner Schweſter zurück, die ſich ſehr freute, als er wiederkam, und den Pokal ſtellte ſie an das Fenſter, und freute ſich an dem Aufwallen des Waſſers.

Als nun die beiden Tanten ſahen, daß ihr Neffe geſund heimgekommen war, erſchraken ſie ſehr, riefen wieder die Bettlerin und ſprachen: „Wenn ihr nächſten Freitag in das Haus gegenüber geht, ſo ſprecht zu dem Fräulein: Euer Bruder iſt ſchön, ihr aber ſeid noch viel ſchöner. Verſchaffet euch aber den ſprechenden Vogel.“ Die Frau ging hin und that was die Schweſtern ſie geheißen. Als nun der Jüngling nach Hauſe kam, fand er ſeine Schweſter wieder ſo traurig, und frug ſie ob ſie gern was hätte. „Ach, lieber Bruder,“ antwortete ſie, „du haſt mir das tanzende Waſſer geholt, jetzt mußt du mir auch noch den ſprechenden Vogel holen!“ — „Liebe Schweſter,“ ſprach er, „ich will dir zu Liebe gehen, aber diesmal ſiehſt du mich nicht wieder, das iſt gewiß.“ Die Schweſter aber meinte, er würde ſchon wiederkommen. Da beſtieg der Jüngling wieder ſein Pferd und ritt bis er zu dem erſten Einſiedler kam. „Vater,“ ſprach er, „ihr habt mir zu dem tanzenden Waſſer verholfen, verhelft mir auch noch zu dem ſprechenden Vogel.“ „Mein Sohn,“ antwortete der Einſiedler, „einmal iſt es dir gelungen, aber nimm dich in Acht, das zweite Mal wird es dir nicht gelingen.“ Er aber wollte ſich nicht warnen laſſen, ging zum zweiten und endlich auch zum dritten Einſiedler. Der ſprach zu ihm: „Mein Sohn, wenn du durchaus dein Glück verſuchen willſt, ſo gehe mit Gott. Verſieh dich mit Fleiſch, es den wilden Thieren vorzuwerfen. Wenn du im Schloß biſt, ſo gehe durch die Zimmer, hüte dich aber wohl irgend etwas anzurühren. Wenn du nun in einen Saal kommſt, wo eine große Anzahl Vögel iſt, ſo warte bis die Vögel anfangen zu ſprechen, dann ergreife einen und entflieh ſo ſchnell du kannſt. Hüte dich aber wohl ihn anzurühren, ſo lange er nicht ſpricht.“

Der Jüngling ging hin, verſah ſich mit Fleiſch, und kam glücklich durch die wilden Thiere. Vor dem Schloß ſtieg er vom Pferd, und ging durch die Zimmer. Da waren noch ſchönere Sachen aufgeſpeichert, er ging aber vorbei, ohne etwas anzurühren. Als er aber in den Saal mit

den Vögeln kam, vergaß er die Warnung des Einſiedlers, und ergriff einen Vogel, der nicht ſprach. Alsbald erſtarrte er zu Stein, und ſein Pferd ebenfalls.

Unterdeſſen beſchaute die Schweſter täglich den Ring und freute ſich, daß er ſo hell und klar blieb. Eines Morgens aber war der Ring ganz trübe. Da fing ſie an zu weinen, und ſprach: „Ich will ausziehen meinen Bruder zu erlöſen.“ Alſo wanderte ſie fort, viele Tage lang, bis ſie in den Wald und zu dem erſten Einſiedler kam. Dort klopfte ſie an und der Alte öffnete ihr die Thür, und als er eine Frau da ſtehen ſah, ſprach er: „O meine Tochter, wie kommſt du in dieſe Wildniß, du ganz allein?“ — „Vater“ antwortete ſie, ich bin ausgezogen meinen Bruder zu ſuchen.“ — „Ja, Tochter,“ ſprach der Greis, „wir haben deinen Bruder genug gewarnt, er wollte aber nicht hören.“ Da wies ſie der Alte zu dem zweiten Einſiedler und der ſchickte ſie zu dem dritten. „O Tochter,“ ſprach der zu ihr, „wie kannſt du deinen Bruder erlöſen, du ein ſchwaches Mädchen! Kennſt du auch die Gefahren, denen du entgegen gehſt?“ Sie ließ ſich aber nicht von ihrem Gedanken abbringen. Da ſagte ihr der Greis, wie ſie ſich der wilden Thiere erwehren ſolle, und fuhr dann fort: „Wenn du nun in das Schloß kommſt, ſo gehe durch die Zimmer, hüte dich aber wohl irgend etwas anzurühren. Im innerſten Zimmer iſt ein wunderſchönes Bett, darauf liegt die Zauberin und ſchläft. Unter dem Bett liegen ihre diamantenen Pantoffeln, hüte dich aber ſie anzurühren, ſondern nähere dich leiſe dem Bett ohne dich umzuſehen, ſtrecke die Hand unter das Kopfkiſſen, ohne die Zauberin zu wecken, und ziehe die goldene Doſe hervor, die dort verſteckt iſt. Wenn du dann mit der Salbe, die in der Doſe iſt, deinen Bruder beſtreichſt, ſo wird er wieder lebendig werden.“ Da ging ſie hin, verſah ſich mit Fleiſch, und ging muthig durch die wilden Thiere, denen ſie Fleiſch hinwarf. Dann ſchritt ſie durch die Säle, ohne irgend etwas anzurühren, und auch ohne ſich umzuſehen. Als ſie in das Zimmer kam, wo die Zauberin ſchlief, näherte ſie ſich leiſe dem Bett, ſtreckte vorſichtig die Hand unter das Kopfkiſſen, und zog das goldene Büchschen hervor. Leiſe eilte ſie dann durch

die Zimmer, beſtrich ihren Bruder mit der Salbe, dann auch alle die andern Prinzen und Helden, die verſteinert worden waren, daß ſie Alle lebendig wurden. Dann lief ſie hinunter, beſtrich die Pferde, und nun ſetzten ſich Alle zu Pferd, und entflohen ſo ſchnell ſie konnten. Den ſprechenden Vogel aber nahm der Bruder mit. Als ſie nun den Berg hinunterritten, erwachte die Zauberin, und ſchrie: „Verrath! Verrath!“ Aber ihre Macht war zu Ende und ſie konnte den Flüchtlingen nicht ſchaden. Da ritten die Geſchwiſter zu den drei Einſiedlern, und dankten ihnen für ihre Hülfe. Dann kehrten ſie wieder in ihr ſchönes Haus zurück, und ſtellten den Vogel zu dem Pokal in's Fenſter.

Da bemerkte der König eines Tages die wunderbaren Gegenſtände und ließ die Geſchwiſter zu einem Gaſtmahl auf das Schloß kommen. Als ſie nun die Treppe hinaufſtiegen, kamen ſie auch an ihrer Mutter vorbei. Da ſchlugen ſie die Augen nieder, und obgleich die Schildwache ihnen ſagte, des Königs Befehl laute, ein Jeder der hinauf oder hinunter gehe, müſſe der armen Frau in's Geſicht ſpeien, ſo thaten ſie es doch nicht. Nach dem Eſſen ſprach der König: „Ihr habt in eurem Fenſter einen Pokal mit tanzendem Waſſer und einen ſprechenden Vogel, dürfte ich ſie wohl einmal ſehen? Da ſchickten ſie hin und ließen die beiden Sachen holen, und ſtellten ſie auf den Tiſch. Auf einmal fing der Vogel an zu ſprechen: „Liebes Waſſer, ich kenne eine ſchöne Geſchichte, ſoll ich ſie dir erzählen?“ „Thue das,“ antwortete das Waſſer. Da erzählte der Vogel die ganze Lebensgeſchichte der Geſchwiſter, wie ſie in's Waſſer geworfen worden waren, und ihre nachmaligen Abenteuer. Als das die beiden Tanten hörten, wurden ſie ganz blaß. Da erkannte der König ſeine Kinder, und es war große Freude im Schloß. Die arme Königin wurde gebadet und mit ſchönen Kleidern angethan. Die beiden böſen Schweſtern aber wurden auf Befehl des Königs in eine Tonne mit ſiedendem Oel geſteckt, und dieſe einem Pferd an den Schwanz gebunden, und durch die ganze Stadt geſchleift.

6. Vom Joſeph, der auszog ſein Glück zu ſuchen.

Es waren einmal ein armer Bauer und ſeine Frau, die hatten einen einzigen Sohn, der hieß Joſeph. Die Leute waren arm und lebten kümmerlich. Da kam eines Tages Joſeph zu ſeiner Mutter und ſprach: „Liebe Mutter, gebt mir meine Kleider und euren Segen, denn ich will ausziehen und mein Glück ſuchen.“ — „Ach, mein Sohn,“ ſprach da die Mutter, und fing an zu weinen, „was willſt du uns verlaſſen? Ich habe ſchon ſonſt Kummer genug, wenn du auch noch fortgehſt, mein einziges Kind, ſo bleibt mir Nichts übrig als zu ſterben.“ Joſeph aber wiederholte immer nur: „Mutter, ich will ausziehen mein Glück zu ſuchen.“ Da mußten denn endlich die Eltern nachgeben; ſie packten ihm ſeine Kleider in einen Querſack, thaten etwas Brod und Zwiebeln dazu und ließen ihn mit ſchwerem Herzen ziehen.

Als Joſeph eine Zeitlang gewandert war, wurde er hungrig; er ſetzte ſich alſo hinter eine Thür um etwas Brod und Zwiebeln zu eſſen. Während er ſo aß, kam ein feiner Herr zu Pferde vorbei, der redete ihn an, und frug ihn, wer er ſei. „Ach,“ antwortete Joſeph, „ich bin ein armer Burſche, und bin ausgezogen, mein Glück zu ſuchen.‘ — „Willſt du mit mir kommen, und mir treu dienen,“ ſprach der Herr, „ſo ſollſt du es gut haben.“ Joſeph war es zufrieden und zog mit dem fremden Herrn davon. Der führte ihn in ein wunderſchönes Schloß, in dem viele Schätze aufbewahrt waren. „Hier wohne ich,“ ſprach er zu Joſeph, nachdem er ihm ſtatt ſeiner Bauernkleidung einen feinen Anzug gegeben hatte, „und hier ſollſt du mit mir wohnen, und dein Leben genießen. Du darfſt ſo viel Geld nehmen, als du willſt, nur mußt du mir einmal im Jahr einen Dienſt thun.“ „Alles was Ihr befehlt, werde ich thun, antwortete Joſeph, und lebte nun mit dem fremden Herrn herrlich und in Freuden. Als beinahe ein Jahr herum war, überkam ihn eine Sehnſucht nach ſeinen Eltern. Alſo kam er zu ſeinem Herrn und ſprach: „Laßt mich auf einige Tage ziehen, daß ich meine Eltern beſuchen kann.“ Anfangs wollte der Herr nicht, denn er dachte, Joſeph würde nicht wieder

kommen, als ihm aber Joſeph verſprach, binnen wenigen Tagen wieder da zu ſein, ließ er ihn gehen.

Joſeph kam nun in ſeine Heimath; auf der Straße ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen, und Einige ſagten: „Iſt das nicht der Sohn vom alten Joſeph?“*) Andere aber meinten: „Das iſt ja ein feiner Herr, und Joſeph war nur ein Bauer.“ So kam denn Joſeph endlich an das Haus ſeiner Eltern, und als er hereintrat, war nur ſeine Mutter da. Er grüßte ſie, und ſie verneigte ſich vor dem feinen Herrn, dann ſprach er: „Iſt der alte Joſeph nicht da?“ „O ja,“ ſagte die Mutter, ich will gleich gehen ihn rufen,“ und ging in den Garten und ſprach zu ihrem Mann: „Es iſt ein fremder Herr da, der nach dir frägt.“ Da ging der alte Bauer in die Stube, nahm ſein Mützchen ab, und ſprach: „Womit kann ich euch dienen?“ Da fing Joſeph an zu lachen und ſprach: „Erkennt Ihr mich denn nicht? Ich bin Joſeph, euer Sohn.“ Da war denn die Freude ſehr groß, und Joſeph mußte Alles erzählen, was ihm begegnet war, und gab ihnen viel Geld, damit ſie ruhig leben könnten, „denn ich,“ ſprach er, muß gleich wieder fort und zu meinem Herrn zurückkehren.“ Da fing die Mutter an zu weinen, und bat: „Ach, lieber Sohn, bleibe doch bei mir.“ Aber Joſeph ſagte: „Ich habe es verſprochen, ich muß zu meinem Herrn zurückkehren.“ Da ließen ſie ihn ziehen, und Joſeph kehrte zu ſeinem Herrn zurück.

Nach einigen Tagen ſprach der Herr: „Joſeph, heute mußt du mir den Dienſt leiſten, für den du bei mir eingetreten biſt.“ Und führte ihn in ein Zimmer, wo eine Jagdkleidung bereit lag; dieſe mußte Joſeph anziehen, dann beſtiegen ſie Beide ihre Pferde, und Joſeph mußte noch ein drittes Pferd am Zügel führen, das mehrere leere Säcke trug. Sie ritten nun fort und viele Stunden lang, bis ſie auf eine Hochebene kamen, aus der ein einſamer Berg hervorragte. Dieſer Berg war ſo ſteil, daß keines Menſchen Fuß ihn erſteigen konnte. Hier ſtiegen ſie von den Pferden ab, und ſtärkten ſich mit Speiſe und Trank. Dann befahl der

*) Zio Peppe?

Herr dem Joſeph das dritte Pferd zu erſchlagen, und ihm das Fell abzuziehen. Dies that Joſeph, und dann legten ſie das Fell in die Sonne zum Trocknen. „So lange können wir noch ein wenig ausruhen," ſagte der Herr. Bald aber rief er wieder unſern Joſeph, gab ihm ein ſcharfes Meſſerchen, und ſprach: Ich werde dich nun ſammt den leeren Säcken in das Fell einnähen, dann werden Raben kommen und dich auf jenen Berg hinauftragen. Dort mußt du mit dem Meſſerchen das Fell aufſchneiden, und dann werde ich dir hinaufrufen, was du ferner thun ſollſt." Joſeph war zu Allem bereit, und der Herr nähte ihn in das Fell ein. Sogleich kamen die Raben, hoben ihn auf und trugen ihn auf den Berg, wo ſie ihn hinlegten. Nun ſchnitt Joſeph mit ſeinem Meſſer das Fell auf, und ſah ſich um. Da ſah er, daß der ganze Berg mit Diamanten bedeckt war. „Was ſoll ich jetzt thun?" frug er ſeinen Herrn. — „Fülle die Säcke einen nach dem andern mit Diamanten und wirf ſie mir hinunter," rief der Herr. Als nun Joſeph alle Säcke gefüllt und hinuntergeworfen hatte, frug er wieder: „Was ſoll ich jetzt thun?" „Lebe recht wohl," rief ihm der Herr zu, „und ſieh zu, wie du wieder herunterkommſt." Damit lud er die Säcke auf Joſeph's Pferd, beſtieg ſein eigenes und ritt lachend davon.

Da ſtand nun Joſeph und ſah keine Möglichkeit hinunter zu ſteigen. Wüthend ſtampfte er mit dem Fuße auf, da hörte er auf einmal einen Ton, als wenn er Holz berührt hätte. Er bückte ſich, und richtig, er ſtand auf einer hölzernen Thür, die mit einem Riegel geſchloſſen war. Da ſchloß er auf und dachte: „Hier unten können mich wenigſtens die Raubvögel nicht freſſen." Als er aber hereingeſchlüpft war, ſah er eine Treppe, die ſtieg er vorſichtig hinunter, denn es war ganz dunkel, bis er endlich in einen hellen Saal kam. Als er aber noch ſtand und ſich umſchaute, öffnete ſich eine Thür und ein Rieſe kam heraus, der ſprach mit tiefer Stimme: „Was unterſtehſt du dich in meinen Palaſt zu kommen?" Erſt war Joſeph ſehr erſchrocken, bald aber faßte er ſich wieder und rief ganz munter: „Ach, lieber Onkel, ſeid ihr es? Wie freue ich mich euch zu ſehen!" „Biſt du denn mein Neffe?" frug

der Riese, der ein wenig dumm war. „Gewiß," sprach Joseph, „und ich will bei euch bleiben." Der Riese war es zufrieden, und so lebte denn Joseph bei ihm, und hatte es gut.

Bald aber merkte er, daß der Riese jeden Tag zu einer gewissen Stunde von einem Uebel befallen wurde, das ihn arg mitnahm. „Lieber Onkel," frug er also, „woher kommt euch dieses Uebel, und kann ich euch nicht helfen zum Gesundwerden?" „Ach, lieber Neffe," antwortete der Riese, „wohl könnte mir geholfen werden, aber wie sollte dir das gelingen?" „Sagt nur zu, lieber Onkel," meinte Joseph, „vielleicht kann ich es doch." „Siehst du," sprach nun der Riese, „jeden Tag kommen vier Feen, die baden in dem Springbrunnen in meinem Garten, und solange sie im Wasser sind, so lange werde ich von meinem Uebel befallen." „Wie kann ich euch denn von den Feen erlösen?" frug Joseph. „Wenn sie in's Wasser steigen," sprach der Riese, „so legen sie zuerst ihr Hemd ab und legen es auf die steinerne Brüstung. Dort mußt du dich verstecken, und wenn sie im Wasser sind, mußt du das Hemd der obersten Fee*) ergreifen, so kann sie nicht mehr fortfliegen, und ohne sie werden die Anderen nicht wiederkehren." Nun versteckte sich Joseph hinter die steinerne Brüstung; bald hörte er ein Rauschen in der Luft, und die vier Feen senkten sich auf die Erde, legten ihre Hemden ab und stiegen in's Wasser. Da streckte Joseph seine Hand aus, und nahm der obersten Fee das Hemd weg, im selben Augenblick fuhren die Feen mit einem Schrei aus dem Wasser, ergriffen ihre Hemden und flogen fort. Die oberste Fee aber konnte ohne ihr Hemd nicht fortfliegen. Da kam der Riese hervor und legte ihr Ketten an. Jeden Morgen brachte er ihr ein Schnittchen Brod und etwas Wasser, und frug sie: „Willst du meinen Neffen heirathen, so sollst du frei sein." Die Fee aber antwortete immer: „Nein, ich will nicht." „So bleibst du eben gefesselt," sprach der Riese. Nach einiger Zeit aber brachte er ein Lämpchen, stellte es auf ihren Kopf und sprach: „Willst du meinen Neffen nicht heirathen, so hast

*) Capo-fata.

du nur noch ſo lange zu leben, bis das Oel in dem Lämpchen ausgebrannt iſt." Da ſagte die Fee: „Gut, ich will ihn heirathen!" Alſo wurde ſie von den Ketten befreit, und ein ſchönes Hochzeitsfeſt wurde gefeiert, und Joſeph war ſehr glücklich.

Am nächſten Tag ſprach der Rieſe zu ihm: „Du kannſt nun nicht länger bei mir bleiben, nimm deine Frau und gehe nach Haus zu deinen Eltern. Hier haſt du auch das Hemd deiner Frau, du darfſt es ihr aber um keinen Preis geben, erſt wenn man dir eine Schnupftabackdoſe zeigt, die gerade ſo ausſieht wie dieſe." Damit gab er ihm eine goldene Schnupftabackdoſe und einen Zauberſtab, und hieß ihn gehen. Alſo nahm Joſeph ſeine Frau und machte ſich auf den Weg. Der Weg aber war lang und bald waren ſie müde. Da ſprach Joſeph: „Ich wollte doch, wir wären zu Haus." Und weil er gerade den Zauberſtab in der Hand hatte, ſo hatte er kaum ausgeſprochen, als ſie ſchon zu Hauſe waren. Da wünſchte er ſich ein ſchönes Haus, mit Wagen und Pferden, und Bedienten und ſchönen Kleidern für ſich und ſeine Frau, und ging dann zu ſeinen alten Eltern. Die waren hoch erfreut, als ſie ihn wiederſahen, und Joſeph ſprach: „Kommt mit mir in meinen Palaſt, dort will ich euch meine Frau zeigen." Da gingen ſie mit ihm und wohnten bei ihm. Nun führte Joſeph ein herrliches Leben, gab große Feſtlichkeiten und war der reichſte und angeſehenſte Mann im ganzen Land. Das Hemd aber gab er ſeiner Mutter in Verwahr, zeigte ihr die goldene Doſe, und ſie mußte ihm ſchwören, ſie würde das Hemd nicht eher ausliefern, als bis ihr eine gleiche Doſe vorgezeigt würde. Die Doſe aber trug er immer auf ſich. Seine Frau aber konnte ſich gar nicht tröſten, daß ſie nicht mehr bei den anderen Feen ſein ſollte, und dachte nur, wie ſie die goldene Doſe erlangen könne.

Nun war eines Abends wieder großer Ball bei Joſeph; und ein Herr trat zu Joſeph's Frau und forderte ſie zum Tanze auf. „Ich will gern mit euch tanzen," ſprach die Fee, „ihr müßt aber meinem Mann gegenüber tanzen, und müßt verſuchen, ihm die goldene Schnupftabacksdoſe, die er immer auf ſich trägt, weg zu nehmen." Das verſprach denn

der Herr, und da Joseph sich gar nichts Schlimmes vermuthete, war er auch nicht auf seiner Hut, und es gelang dem Herrn, ihm die Dose unbemerkt zu entwenden, die er sogleich der Fee brachte. Diese war sehr froh, schickte auch sogleich ihre Kammerfrau zu ihrer Schwiegermutter, und ließ ihr sagen: „Hier ist die goldene Dose, gebt mir statt dessen das Hemd meiner Herrin." Die alte Frau, da sie die Dose sah, lieferte arglos das Hemd aus, und die Kammerfrau brachte es gleich ihrer Herrin. Kaum hatte die Fee das Hemd angelegt, so war sie auch verschwunden, und mit ihr verschwand das schöne Schloß, die Dienstboten, die Wagen und die Pferde, und Joseph saß auf einem Stein am Wege in seiner alten Bauernkleidung. Da war er sehr betrübt, denn er hatte seine Frau sehr lieb gehabt, und kehrte wieder zu seinen Eltern zurück. Er konnte sich aber gar nicht trösten, und eines Tages sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, gebt mir euren Segen, ich will ausziehen, meine Frau zu suchen." Die Mutter weinte bitterlich, und wollte ihn nicht ziehen lassen. Aber Joseph bestand darauf, und so mußten die Eltern endlich nachgeben.

Joseph ging nun geradewegs an den Ort hin, wo ihn der fremde Herr gefunden hatte, und setzte sich hinter dieselbe Thür. Nicht lange so kam der fremde Herr vorbeigeritten, und frug ihn wieder, wer er sei und wie er heiße. Er erkannte ihn aber nicht, denn er dachte Joseph sei längst gestorben. Joseph antwortete er heiße Johannes. Da nahm ihn der Herr in seinen Dienst, und es ging ihm ganz wie das erste Mal. Nachdem er ein Jahr lang herrlich gelebt hatte; mußte er wieder seinen Herrn auf die Hochebene begleiten, und wurde dort in die Pferdehaut eingenäht, und von den Raben auf den Diamantenberg getragen. Anstatt aber seinem Herrn Diamanten in die Säcke zu füllen, ergriff Joseph große Steine und warf seinen Herrn damit. Da erkannte ihn der Herr, und rief: „Ach, du bist es! Nun, diesmal hast du mich geprellt!" Weil aber Joseph immer mehr Steine warf, so mußte er Reißaus nehmen, und lief davon so schnell er konnte. Joseph aber öffnete schnell die hölzerne Thür, stieg die Treppe hinunter, und kam zum Riesen. „Wie,

mein lieber Neffe, biſt du wieder da?" frug ihn der Rieſe ganz erſtaunt. Da erzählte Joſeph wie es ihm ergangen ſei. „Hatte ich dir nicht geſagt, du ſollteſt das Hemd wohl verwahren?" ſprach der Rieſe. „Was willſt du jetzt von mir?" „Ich will ausziehen meine Frau zu ſuchen," ſagte Joſeph, „und ihr müßt mir dazu verhelfen." — „Biſt du denn ganz verrückt?" rief der Rieſe, nie und nimmer kannſt du deine Frau wiederfinden, denn ein anderer Rieſe hält ſie gefangen, und den kannſt du unmöglich umbringen." Joſeph aber bat ſo lange, er möchte ihm doch dazu verhelfen, bis der Rieſe ſprach: „Helfen kann ich dir nicht mehr, aber den rechten Weg will ich dir zeigen, und hier haſt du etwas Brod, damit du nicht Hungers ſtirbſt." Alſo zeigte er ihm den Weg, und Joſeph zog aus ſeine Frau zu ſuchen.

Als er eine lange Zeit gewandert war, wurde er hungrig, ſetzte ſich auf einen Stein und fing an etwas Brod zu eſſen. Dabei fielen einige Krumen auf die Erde, und ſogleich kam eine Schaar Ameiſen, die pickten ſie auf. „Arme Thierchen! Ihr ſeid wohl recht hungrig," dachte Joſeph, und ſtreute ihnen ein großes Stück Brod hin. Da kam der Ameiſenkönig und ſprach: „Du haſt meine Ameiſen ſo freundlich geſpeiſt, zum Dank dafür ſchenke ich dir dieſes Ameiſenbein. Verwahre es wohl, es wird dir noch nützen." Joſeph dachte zwar, ſo ein Ameiſenbein könne ihm nicht viel nützen, um den Ameiſenkönig aber nicht zu beleidigen, nahm er das Bein, wickelte es in ein Stück Papier und ſteckte es in die Taſche. Als er weiter ging ſah er einen Adler, der war mit einem Pfeil an einem Baum feſtgenagelt. „Ach das arme Thier," dachte er, und zog den Pfeil heraus. „Schönen Dank," rief der Adler, „weil du mich ſo freundlich erlöſt haſt, ſo will ich dir auch etwas ſchenken. Zieh eine Feder aus meinem Flügel, ſie wird dir nützen." Joſeph zog ihm eine Feder aus und that ſie zu dem Ameiſenbein. Wieder nach einer Weile ſah er einen Löwen, der hinkte und ſtöhnte ganz jämmerlich dazu. „Armes Thier," dachte Joſeph, „es hat gewiß einen Dorn im Fuß," bückte ſich und zog ihm vorſichtig den Dorn heraus. „Weil du mir ſo freundlich geholfen haſt," ſprach der Löwe, „ſo will ich dir zum Dank ein Haar aus meinem Bart

ſchenken. Zupfe es mir aus, es wird dir nützen.“ Joſeph nahm auch das Haar, und legte es zu den anderen Sachen. Nachdem er nun noch ein Weilchen gewandert war, wurde er müde und wollte faſt verzagen, denn er hatte noch ſehr weit zu gehen. Da fiel ihm die Adlerfeder ein, und er dachte: „Nun, probiren kann ich es doch einmal,“ nahm die Feder zur Hand und ſprach: „Ich bin ein Chriſt und werde ein Adler.“ *) Alſobald wurde er ein Adler, und flog durch die Lüfte bis vor den Palaſt des Rieſen. Dort ſprach er: „Ich bin ein Adler und werde ein Chriſt.“ Sogleich bekam er wieder ſeine natürliche Geſtalt. Nun nahm er das Ameiſenbein hervor, und ſprach: „Ich bin ein Chriſt und werde eine Ameiſe.“ Da wurde er in eine Ameiſe verwandelt, und kroch durch eine Ritze in der Mauer in den Palaſt. Er wanderte durch viele Zimmer, endlich kam er in einen großen Saal, da ſah er ſeine Frau, die war mit ſchweren Ketten gefeſſelt, und mit ihr viele andere Feen, Alle gefeſſelt. Da ſprach er: „Ich bin eine Ameiſe und werde ein Chriſt.“ Sogleich ſtand er in ſeiner wahren Geſtalt vor ſeiner Frau.

Als ſie ihn ſah war ſie ſehr erfreut, aber auch ſehr erſchrocken, und ſprach: „Ach, wenn der Rieſe dich hier findet, ſo bringt er dich um.“ „Das ſei meine Sorge,“ ſagte Joſeph, „ſage mir nur, wie ich dich befreien kann.“ „Ach,“ ſprach die Frau, „wenn ich es dir auch ſage, was hilft es? Du kannſt mich doch nicht befreien. „Sage es mir nur,“ meinte Joſeph. Da ſagte die Frau: „Erſtlich mußt du den Lindwurm mit den ſieben Köpfen tödten, der in den Bergen hinter dem Schloß hauſt. Wenn du ihm nun den ſiebenten Kopf abgehauen haſt, mußt du ihn ſpalten, ſo fliegt ein Rabe heraus. Den mußt du ſogleich ergreifen und tödten, und ihm das Ei herausſchneiden, das er in ſeinem Leibe trägt. Wenn du mit dieſem Ei den Rieſen genau in der Mitte der Stirn triffſt, ſo wird er ſterben. Aber es iſt dir zu ſchwer, du kannſt es doch nicht vollbringen.“ Auf einmal hörten ſie einen ſchweren Schritt ſich nahen, und die Frau rief ganz ängſtlich: „Ach, Joſeph, der Rieſe kommt.“ Sogleich

*) Cristianu sugnu e 'acula diventu.

ergriff Joseph sein Ameisenbein, sprach seinen Spruch und wurde gleich zur Ameise. Nun kam der Riese in den Saal und brummte mit tiefer Stimme: „Ich rieche Menschenfleisch!“ Die Fee aber sprach: „Wie sollte ein Mensch zu uns kommen können, wir sind ja so sicher eingesperrt,“ und beruhigte ihn.

Joseph aber kroch durch die Ritze in das Freie und sprach: „Ich bin eine Ameise und werde ein Christ,“ nahm dann die Feder zur Hand und verwandelte sich in einen Adler, der mit raschen Flügelschlägen an den Fuß des Berges flog, wo der Lindwurm hauste. Dort sah er einen Schäfer, der betrübt am Wege saß; also wurde er wieder zum Menschen, trat zum Schäfer und frug ihn, was ihm fehle. „Ach,“ sprach der Schäfer, „ich hatte eine so große Heerde Schafe, und der Lindwurm hat mir schon so viele gefressen, daß mir nur noch ein kleiner Theil übrig bleibt, und diese getraue ich mich nicht auf die Weide zu treiben, sonst frißt sie der Lindwurm.“ „Wollt ihr mich in euren Dienst nehmen,“ sprach Joseph, so kann ich euch vielleicht helfen. Gebt mir vier Schafe mit und laßt sie mich austreiben.“ Der Schäfer wollte anfangs nicht, aber Joseph sprach ihm solange Muth ein, bis er ihm die vier Schafe übergab. Joseph wanderte nun den Berg hinauf, und nicht lange, so kam der Lindwurm zum Vorschein, durch den Geruch der Schafe angelockt. Alsbald nahm Joseph sein Löwenhaar zur Hand, sprach: „Ich bin ein Christ und werde ein Löwe,“ und wurde in einen grimmigen Löwen verwandelt, so groß und stark, wie es noch keinen gegeben hatte. Nun fiel er den Lindwurm an, und nach langem Kampf gelang es ihm, ihm zwei Köpfe abzubeißen. Da wurde er aber so matt, daß er nicht mehr kämpfen konnte. Glücklicherweise aber war der Lindwurm auch so matt, daß er sich in seine Höhle verkroch. Da nahm Joseph seine menschliche Gestalt wieder an, sammelte seine vier Schafe, die sich unterdessen satt gefressen hatten, und kam ganz vergnügt zu seinem Schäfer. Der war nun höchlich erstaunt, ihn und seine Schafe lebendig wieder zu sehen, und frug ihn, wie es ihm ergangen sei. Joseph aber meinte: „Was geht euch das an? Ich habe euch eure Schafe gesund wieder gebracht,

gebt mir morgen acht mit." Den nächſten Morgen trieb Joſeph acht Schafe auf die Weide; der Schäfer aber war neugierig und folgte ihm leiſe nach. Da ſah er nun, daß als der Lindwurm zum Vorſchein kam, Joſeph ſein Löwenhaar zur Hand nahm, ſeinen Spruch ſagte, und ſogleich in einen grimmigen Löwen verwandelt wurde, der mit dem Lindwurm kämpfte. Heute gelang es ihm, vier Köpfe abzubeißen, da wurde er aber ſo matt, daß er nicht weiter konnte, und auch der Lindwurm war ganz von Kräften. „Ja," ſprach der Lindwurm, „wenn ich ein Glas von dem Waſſer des Lebens hier hätte, ſo wollte ich dir ſchon die Kraft des Königs der Drachen zeigen." „Und ich," erwiederte Joſeph, „wenn ich eine gute Suppe von Wein und Brod hier hätte, ſo wollte ich dir ſchon die Kraft des Königs der Löwen zeigen." Da das der Schäfer hörte, lief er eilends nach ſeiner Hütte, kochte geſchwind eine Suppe von Wein und Brod, und brachte ſie dem Löwen. Kaum hatte dieſer die Suppe gefreſſen, ſo kehrte ſeine ganze frühere Kraft zurück; er fing noch einmal an zu kämpfen, und biß dem Lindwurm auch noch den ſiebenten Kopf ab. Nun ſprach er: „Ich bin ein Löwe und werde ein Chriſt," und ſpaltete den ſiebenten Kopf. Da flog ein Rabe heraus und erhob ſich gleich in die Lüfte. Joſeph aber war auch bei der Hand: „Ich bin ein Chriſt und werde ein Adler," und als Adler flog er dem Raben nach und tödtete ihn. Nun nahm er wieder ſeine menſchliche Geſtalt an, ſchnitt dem Raben das Ei aus, und zog nun mit dem Schäfer und den Schafen wieder nach Haus. Der Schäfer wollte ihn gern bei ſich behalten, und verſprach ihm Alles, was er begehrte, wenn er nur bei ihm bleiben wollte. Joſeph aber antwortete: „Ich kann nicht bei euch bleiben. Es freut mich, daß ich euch vom Lindwurm befreit habe, und danke euch für eure ſchnelle Hülfe."

Alſo zog er von dannen, flog als Adler bis zum Schloß des Rieſen, drang als Ameiſe durch die Ritze in den Saal. „Ich bin eine Ameiſe und werde ein Chriſt," ſprach er, und erzählte nun ſeiner Frau, daß er Alles vollbracht habe und das Ei mitbringe. Da ſprach ſie: Der Rieſe ſchläft eben im Nebenzimmer, jetzt iſt der Augenblick ihn zu tödten." Joſeph

schlich in das Nebenzimmer, zielte genau nach der Stirn des Riesen, und tödtete ihn. Da wurden alle Feen von ihren Ketten befreit, und seine Frau fiel ihm um den Hals. Dann zeigte sie ihm alle die Schätze, die da gesammelt waren. Davon nahmen sie, soviel sie tragen konnten, und reisten wieder nach Hause, zu Joseph's Eltern. Da bauten sie sich ein Haus, das war noch schöner als das erste, und lebten herrlich und in Freuden bis an ihr glückliches Ende.

7. Die beiden Fürstenkinder von Monteleone.

Es war einmal ein Fürst, der Fürst von Muntiliuni. *) Der lebte mit seiner Gemahlin in einem herrlichen Schloß, war unermeßlich reich, und hatte Alles was sein Herz begehrte. Dennoch waren sie Beide stets traurig, denn sie hatten keine Kinder. „Ach," dachten sie oft, „wem sollen wir denn alle unsere Schätze einmal hinterlassen?" Endlich, nach langen Jahren, hatte die Fürstin Aussicht ein Kind zu bekommen. Da ließ der Fürst in einer einsamen Gegend einen Thurm ohne Fenster bauen, und ließ ihn herrlich ausstatten mit kostbaren Möbeln. Die Fürstin aber ließ sich gar nicht mehr sehen. Als nun ihre Zeit kam, gebar sie einen Sohn und eine Tochter. Die ließ der Fürst in aller Stille taufen, nahm eine Amme, und schloß sie mit den Kindern in den Thurm ein. Dort gediehen nun die Kinder, und wuchsen einen Tag für zwei, **) und wurden immer schöner. Als sie größer wurden, schickte ihnen der Vater einen Kaplan, der lehrte sie lesen, schreiben und Alles was zu einer guten Erziehung gehört.

Nach einigen Jahren wurde die Fürstin krank und starb. Bald darauf wurde auch der Fürst schwer krank, und da er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er den Kaplan rufen und sprach zu ihm: „Ich

*) Principi di Muntiliuni. (Monteleone in Calabrien?)
**) Criscianu un giornu pi dui.

fühle, daß ich jetzt ſterben muß: dir empfehle ich meine Kinder an. Du ſollſt ihr Vormund ſein und all mein Vermögen für ſie verwalten. Laß ſie aber den Thurm nicht eher verlaſſen, bis ſich eine gute Gelegenheit findet ſie zu verheirathen." Der Kaplan verſprach für die Kinder zu ſorgen, wie wenn ſie ſeine eigenen wären, und bald verſchied der Fürſt. Nun verſiegelte der Kaplan alle die Schätze im Schloß, zog zu den Kindern in den Thurm, entließ die Amme, nachdem ſie hatte verſprechen müſſen Niemanden von den Kindern zu erzählen, und lebte nun allein mit ihnen in der Einſamkeit. Die Kinder wurden von Tag zu Tag ſchöner, und lernten auch fleißig. Wenn nun in den Büchern die Rede auf fremde Länder und Städte kam, verwunderte ſich der Knabe ſehr, und wollte gern wiſſen, wie die Welt beſchaffen ſei, und je älter er wurde, deſto mehr erwachte in ihm der Wunſch auszuziehen und die Welt zu ſehen.

Als er nun ein ſchöner Jüngling geworden war, trat er vor dem Kaplan, und ſprach zu ihm: „Onkel, laßt mich hinaus, denn ich will die Welt kennen lernen." Der Kaplan wollte es anfangs nicht zugeben, aber der junge Fürſt bat ſo lange, daß er endlich nachgeben mußte. Da ließ er ein wunderſchönes Schiff bauen und bemannen, und füllte es mit koſtbaren Schätzen, darauf ſollte der Jüngling verreiſen. Als er nun von ſeiner Schweſter Abſchied nahm, ſchenkte er ihr einen Ring mit einem koſtbaren Stein, und ſprach: „So lange der Stein klar iſt, ſo lange bin ich geſund und werde zu dir zurückkehren; wenn aber der Stein trüb werden wird, dann bin ich todt und kann nicht zurückkehren. Darauf umarmte er ſie, beſtieg ſein Schiff und reiſte ab. Alles ſchien ihm ſchön, der Himmel, die Sonne, die Sterne, die Blumen, das Meer, Alles war ihm unbekannt und Alles freute ihn.

Nachdem er einige Tage gefahren war, kam er in eine ſchöne Stadt, darin wohnte der König. Als er nun in den Hafen einfuhr, fing er an zu ſchießen. Das hörte der König, wurde neugierig und fuhr an die Marine, und da er das ſchöne Schiff ſah, bekam er Luſt an Bord zu ſteigen. Dort wurde er von dem jungen Fürſten wohl empfangen, und

er gewann den ſchönen und edeln Jüngling ſo lieb, daß er ihn mit an's Land und auf ſein Schloß nahm, ihn hoch in Ehren hielt und zu ſeinem ſteten Begleiter machte. In's Theater, auf den Ball, überall nahm er ihn mit. Unter ſeinen Miniſtern aber waren Manche neidiſch auf die Gunſt, die er dem Jüngling erwies, denn die neidiſchen Menſchen fehlen nirgends auf der Erde.

Als ſie nun eines Tages bei dem König verſammelt waren, erzählte der junge Fürſt von ſeiner Schweſter, die ſo ſchön ſei, und die noch nie eines Mannes Auge erblickt habe, und rühmte ihre große Tugend. Darüber zuckte nun einer der Miniſter die Achſel, und meinte es gälte eben nur einen Verſuch, und er wette es würde ihm gelingen. Ein Wort gab das andere, und endlich gingen der Miniſter und der Jüngling die Wette ein, derjenige aber, der die Wette verlor, ſollte gehängt werden. Nun beſtieg der Miniſter ein Schiff, und nachdem er lange nach dem Orte Monteleone geforſcht hatte, kam er endlich dahin. Als er ſich aber dort nach der Tochter des verſtorbenen Fürſten erkundigte, lachten ihm Alle in's Geſicht, und meinten der Fürſt und die Fürſtin ſeien ja ohne Kinder geſtorben, und wie viel er auch fragen mochte, ſie konnten ihm keine Auskunft geben. Da wurde er ſehr bange, und fing an für ſein Leben zu fürchten.

Als er nun ſo mißmuthig durch die Straßen ſchlenderte, bettelte ihn eine arme Frau an. Er wies ſie hart ab, ſie aber frug ihn nach der Urſache ſeines Mißmuthes. Endlich erzählte er ihr denn, wie er die junge Fürſtin von Monteleone nicht finden könne, und welche Wette er eingegangen ſei. „Wenn mir Jemand helfen könnte," rief er, „ich wollte ihn reich belohnen." Die Frau aber war Niemand anders, als die Amme der beiden Kinder. Da ihr nun der Miniſter eine ſo reiche Belohnung verſprach, ließ ſie ſich beſtechen, und ſprach: „Kommt morgen an dieſen ſelben Ort, ſo will ich euch helfen." Den nächſten Morgen machte ſich die falſche Frau auf den Weg nach dem Thurm, und pochte dort an. Zufälligerweiſe war der Kaplan zur Stadt gegangen und das Mädchen allein im Haus. Als ſie nun das Mädchen ſah, ſprach ſie: „Liebes Kind,

ich bin deine frühere Amme, und bin gekommen dir einen Beſuch zu machen.“ Da ließ das Mädchen ſie hinein, und die Alte ſchritt durch die Zimmer und betrachtete Alles ganz genau. Als ſie nun in das Schlafzimmer des Mädchens kamen, ſprach ſie: „Komm, liebes Kind, ich will dich hübſch ankleiden.“ Das Mädchen aber hatte ein Muttermal auf der Schulter mit drei goldenen Härchen, die waren mit einem Fädchen geflochten. Auch trug ſie den Ring ihres Bruders am Schnürleibchen feſtgenäht. Wie nun die Alte ſie ankleidete merkte ſie ſich genau die Form des Muttermales, und entwendete ihr auch unbemerkt den Ring. Dann verließ ſie ſie, und kehrte eilig zum Miniſter zurück, dem ſie Alles erzählte, was ſie ſich gemerkt hatte, und ihm auch den Ring gab.

Nun kehrte der Miniſter eilig in ſein Land zurück, trat vor den König und erzählte: „Ich habe die Wette gewonnen, ſo und ſo ſieht es im Hauſe aus; auf der Schulter hat die Fürſtin ein Muttermal mit drei goldenen Härchen, die mit einem Fädchen geflochten ſind, und dieſen Ring hat ſie mir geſchenkt.“ Da das der junge Fürſt hörte, konnte er Nichts erwiedern, aber er wurde auch von einem heftigen Grimm gegen ſeine unſchuldige Schweſter erfüllt. „Wohl,“ ſprach er, „ich bin bereit zu ſterben, und bitte nur um acht Tage Friſt.“ Der König, der ſehr traurig war über das Schickſal ſeines Lieblings, gewährte ihm die Friſt, und nun rief der junge Fürſt ſeinen treuen Diener Franz herbei, und ſprach zu ihm: „Du haſt mir bisher ſo treu gedient, nun mußt du auch meinen letzten Befehl erfüllen. Eile zu meiner nichtswürdigen Schweſter, tödte ſie und bringe mir ein Fläſchchen von ihrem Blut, daß ich es trinke, ſo werde ich freudig ſterben.“ Der Diener war ſehr betrübt über dieſen Auftrag; er mußte aber gehorchen und reiſte alſo nach Monteleone. Wie ihn die junge Fürſtin ſah, und bemerkte wie traurig er war, frug ſie ihn nach der Urſache. „Ach,“ erwiederte Franz, „ich muß euch tödten, denn ihr habt eine ſchwere Sünde begangen und euretwegen muß mein armer Herr ſterben.“ „Was habe ich denn gethan?“ frug das arme Mädchen. „Wie? habt ihr nicht den Miniſter des Königs bei euch empfangen, und ihm ſogar den Ring eures Bruders geſchenkt?“ — Da

merkte ſie erſt, daß der Ring fort war, und ihr Verdacht fiel gleich auf die Amme, die ihr wenige Tage vorher beim Ankleiden geholfen hatte. Nun warf ſie ſich dem Kaplan zu Füßen und rief: „Lieber Onkel, laßt mich ziehen, ich muß gehen und meinen Bruder retten.“ „Ach Kind,“ erwiederte der Kaplan, „das kann dir ja nimmer gelingen!“ Sie aber bat ſo lange, bis er ſeine Einwilligung dazu gab. „Nun, lieber Onkel,“ fuhr ſie fort, „müßt ihr mir die ſchönſten Perlen und Edelſteine meiner Mutter holen.“ Der Kaplan ging hin, füllte ein Kiſtchen mit den edelſten Steinen und koſtbarſten Perlen, und die Jungfrau machte ſich mit Franz auf den Weg nach der Reſidenz. „Nun mußt du mir ein Zimmer in einem Wirthshaus miethen,“ ſprach ſie, „dann tödte einige Hühner, bringe meinem Bruder ein Fläſchchen Blut und ſage ihm, du hätteſt ſeinen Befehl erfüllt.“ Franz that Alles was ſeine Herrin ihm befahl, und als der junge Fürſt das Blut getrunken hatte, kehrte er in's Wirthshaus zurück. Nun mußte er die Fürſtin zum beſten Goldſchmied der Stadt begleiten, zu dem ſprach ſie: „Meiſter, aus dieſen Perlen und Edelſteinen müßt ihr mir binnen drei Tagen eine Sandale machen, ſo koſtbar, wie ihr nur könnt. Der Meiſter nahm ſogleich eine Schaar neuer Geſellen, die Tag und Nacht arbeiten mußten, und binnen drei Tagen war die koſtbare Sandale fertig.

Zugleich waren die acht Tage verronnen, und der arme junge Fürſt ſollte zum Galgen geführt werden. Nun ließ ſeine Schweſter eine kleine Tribüne errichten, an dem Wege auf dem ihr Bruder zum Tode geführt werden ſollte, und ſetzte ſich darauf; vor ihr auf einem ſilbernen Theebrett lag die Sandale. Als nun der Zug des Weges gezogen kam, wartete ſie bis der König in ſeinem Wagen vorbeifuhr, und rief: „Königliche Majeſtät! Ich flehe um Eure Gerechtigkeit und Euren Schutz.“ „Was iſt denn dein Begehr?“ frug der König. „Einer Eurer Miniſter hat mir eine Sandale geſtohlen, die zu dieſer hier gehörte, und der dort iſt der Dieb.“ Damit wies ſie auf den Miniſter, durch deſſen Schuld ihr Bruder den Tod erleiden ſollte. „Wie!“ rief der Miniſter, „ich ſoll euch eine Sandale geſtohlen haben? Wenn ich euch nun noch einmal ſehe, ſo habe

ich euch zum zweiten Mal gesehen.“*) „O Nichtswürdiger,“ rief nun die Fürstin, „wenn du mich nicht einmal kennst, wie kannst du dich denn rühmen meine Gunst genossen zu haben? Ich bin die Schwester des Unglücklichen, der um deiner Verleumdungen willen den Tod erleiden soll.“ Als der König das hörte, befahl er sogleich den jungen Fürsten zu befreien; der Minister aber wurde ergriffen und an demselben Galgen aufgehängt. Die beiden Geschwister führte der König auf sein Schloß, und weil das Mädchen so schön war, nahm er es zu seiner Gemahlin. Da ließen sie ihre Schätze kommen, und der Kaplan mußte auch zu ihnen ziehen. So lebten sie denn vergnügt und glücklich, wir aber haben das Nachsehen.

8. Bauer Wahrhaft.

Es war einmal ein König, der hatte eine Ziege, ein Lamm, einen Widder und einen Hammel. Weil er nun die Thiere sehr lieb hatte, wollte er sie nur Jemanden übergeben in dem er ganzes Vertrauen hätte. Nun hatte der König einen Bauer, den nannte er nur Bauer Wahrhaft,**) weil derselbe noch nie eine Lüge gesagt hatte. Den ließ der König kommen und übergab ihm die Thiere, und jeden Sonnabend mußte der Bauer in die Stadt kommen und dem König Bericht abstatten. Wenn er nun vor dem König kam, so zog er immer sein Mützchen ab und sprach:

„Guten Morgen, königliche Majestät!“ ***)
„Guten Morgen, Bauer Wahrhaft;
Wie geht es der Ziege?“
„Ist weiß und schalkhaft!“

*) Si vi vidu n'autra vota, v'aju vidutu dui voti.
**) Massaru verità.
***) »Bon giornu, riali maestà!«
»Bon giornu, massaru verità;
Comu è la crapa?«
»Janca e ladra!«

„Wie geht es meinem Lamm?“
„Iſt weiß und ſchön!“
„Wie geht es meinem Widder?“
„Iſt ſchön zu ſehen!“
„Wie geht es meinem Hammel?“
„Iſt ſchön zu ſchauen!“

Wenn ſie ſo mit einander geſprochen hatten, zog der Bauer wieder auf ſeinen Berg, und der König glaubte ihm immer Alles.

Unter den Miniſtern des Königs war aber einer, der ſah mit neidiſchen Augen die Gunſt, die der König dem Bauer erwies, und eines Tages ſprach er zum König: „Sollte der alte Bauer wirklich unfähig ſein, eine Lüge zu ſprechen? Ich wollte doch wetten, daß er euch nächſten Sonnabend anlügt.“ „Und wenn mir mein Bauer eine Lüge ſagt,“ rief der König, „ſo will ich den Kopf verlieren.“ Alſo gingen ſie die Wette ein, und wer verlor ſollte den Kopf verlieren.“ Der Miniſter aber, je mehr er darüber nachdachte, deſto ſchwerer wurde es ihm, ein Mittel auszudenken, den Bauern bis zum Sonnabend, in drei Tagen, zu einer Lüge zu bewegen. Den ganzen Tag dachte er vergeblich nach, und als es Abend wurde, und der erſte Tag verſtrichen war, ging er mißmuthig nach Haus. Als ſeine Frau ihn nun ſo ſchlechter Laune ſah, ſprach ſie: „Was drückt euch, daß ihr ſo verſtimmt ſeid?“ „Laß mich in Ruhe,“ antwortete er, „muß ich es dir erſt noch erzählen!“ Sie bat ihn aber ſo freundlich, daß er es ihr endlich ſagte. „O,“ ſagte ſie, „iſt's weiter Nichts? Das will ich ſchon zu Wege bringen.“

Den nächſten Morgen kleidete ſie ſich in ihre ſchönſten Kleider, legte ihren beſten Schmuck an, und befeſtigte über der Stirn einen diamantenen Stern. Dann ſetzte ſie ſich in ihren Wagen und fuhr auf den Berg.

»Comu è l'agneddu?«
»Jancu e beddu!«
»Comu è lu muntuni?«
»Beddu a vidiri!«
»Comu è lu crastu?«
»Beddu a guardari!«

wo Bauer Wahrhaft die vier Thiere weidete. Als ſie nun vor dem Bauer erſchien, blieb dieſer wie verſteinert ſtehen, denn ſie war über die Maßen ſchön. „Ach," ſprach ſie, „lieber Bauer, wollt ihr mir einen Gefallen thun?" „Edle Frau," antwortete der Bauer, „befehlt mir was ihr wollt, ſo will ich es thun!" „Sieh," ſprach ſie, „ich bin guter Hoffnung und habe ein unwiderſtehliches Gelüſt nach einer gebratenen Hammelsleber, und wenn du ſie mir nicht giebſt, ſo muß ich ſterben." „Edle Frau," ſprach der Bauer, „verlangt von mir was ihr wollt, aber dies Eine kann ich euch nicht gewähren; denn der Hammel gehört dem König und ich kann ihn nicht tödten." „Ich Unſelige," jammerte die Frau, „ſo muß ich ſterben, wenn du mein Gelüſte nicht befriedigſt. Ach, lieber Bauer, thue es doch. Der König weiß ja nichts davon, und du kannſt ihm ſagen, der Hammel ſei den Berg heruntergeſtürzt." „Nein, das kann ich nicht ſagen," ſprach der Bauer, „und die Leber kann ich euch auch nicht geben." Da fing die Frau noch mehr an zu jammern, und that als ob ſie ſterben müſſe, und weil ſie ſo überaus ſchön war, wurde das Herz des Bauern ganz davon berückt, er ſchlachtete den Hammel, briet die Leber und brachte ſie ihr. Da aß die Frau voller Freude, nahm Abſchied von dem Bauer und ging fort. Nun fiel es dem armen Bauer ſchwer auf's Herz, was er dem König ſagen ſollte. In ſeiner Verlegenheit nahm er ſeinen Stock, pflanzte ihn in die Erde, und hing ſein Mäntelchen darüber; ging dann einige Schritte darauf los, und fing an: „Guten Morgen, königliche Majeſtät!" Wenn er aber an die letzte Frage des Königs nach dem Hammel kam, blieb er immer ſtecken, und fand keine Antwort. Er verſuchte es mit Lügen: „Der Hammel iſt geraubt worden," oder „er iſt den Berg hinuntergeſtürzt," aber die Lügen blieben ihm in der Kehle ſtecken. Er ſteckte ſeinen Stock wo anders in die Erde, und hing wieder ſein Mäntelchen darüber, aber es fiel ihm Nichts ein. Die ganze Nacht konnte er nicht ſchlafen, endlich, am Morgen fiel ihm eine paſſende Antwort ein. „Ja," dachte er, „das wird gehen," nahm ſeinen Stock und ſein Mäntelchen und machte ſich auf den Weg zum König, denn es war Sonnabend. Unterwegs blieb er von Zeit zu Zeit

ſtehen, ſtellte wieder den König vor mit ſeinem Stock und Mäntelchen und ſagte die ganze Unterredung mit dem König her, und jedes Mal gefiel ihm ſeine Antwort beſſer.

Als er nun in das Schloß trat, ſaß da der König mit ſeinem ganzen Hofſtaat, denn nun ſollte ſich die Wette entſcheiden. Da zog er ſein Mützchen ab; und fing an wie gewöhnlich:

„Guten Morgen, königliche Majeſtät!“*)
„Guten Morgen, Bauer Wahrhaft;
Wie geht es meiner Ziege?“
„Iſt weiß und ſchalkhaft!“
„Wie geht es meinem Lamm?“
„Iſt weiß und ſchön!“
„Wie geht es meinem Widder?“
„Iſt ſchön zu ſehen!“
„Wie geht es meinem Hammel?“ . . . . .
„Mein Herr und König!
Die Lüge verhöhn' ich.
Vom hohen Berg' in weiter Fern
Erſchien die Schöne mit ihrem Stern.
Es traf mich tief ihr Liebesblick —
Dem Hammel brach ich das Genick.“

*) »Bon giornu, riali maestà!«
»Bon giornu, massaru verità!«
»Comu è la crapa?«
»Janca e ladra!«
»Comu è l'agneddu?«
»Jancu e beddu!«
»Comu è lu muntuni?«
»Beddu a vidiri!«
»Comu è lu crastu?«
»Riali maestà!
Ju ci dicu la verità.
Vinni na donna di autu munti,
Janca e bedda, cu na stidda in frunti
Tantu di sciamma a lu cori mi misi
Chi pri l'amuri soi lu crastu uccisi.«

Da klatschten Alle in die Hände, und der König beschenkte seinen treuen Bauer reichlich. Der Minister aber mußte seinen Neid mit dem Kopf büßen.

9. Zafarana.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte drei Töchter, die waren alle drei sehr schön, aber die Jüngste war die Schönste. Wenn er nun auf seine Geschäftsreisen ging, frug er immer seine Töchter was er ihnen mitbringen solle.

Eines Tages mußte er auch wieder verreisen, trat also zu den Mädchen und sprach: „Liebe Kinder, ich muß nach Frankreich reisen, was soll ich euch mitbringen?“ Da wählten die beiden Aelteren schöne Kleider und Schmucksachen, die Jüngste aber, Zafarana, sprach: „Lieber Vater, grüßt mir nur den Sohn des Königs von Frankreich.“ Als der Vater nun alle seine Geschäfte vollendet hatte, ließ er sich bei dem Königssohn anmelden, und richtete ihm die Grüße der Tochter aus. Da antwortete der Prinz: „Ich will deine Tochter Zafarana heirathen.“ Nun war der Vater sehr erfreut, nahm den Prinzen mit auf sein Schiff und sie fuhren nach Hause. Als sie aber in den Kanal von Messina kamen, hörten sie auf einmal eine drohende Stimme: „Rühre Zafarana nicht an, denn Zafarana ist mein.“ Darüber erschrak der Vater so sehr, daß er dem Prinzen seine jüngste Tochter nicht mehr geben wollte; er mußte also die Aelteste heirathen.

Nach einiger Zeit mußte der Vater wieder verreisen, und frug seine Töchter was er ihnen mitbringen solle. Die Zweite wählte einen schönen Schmuck, Zafarana aber sprach: „Lieber Vater, grüßt mir nur den Sohn des Königs von Portugal.“ Als der Vater alle seine Geschäfte abgemacht hatte, ließ er sich bei dem Prinzen melden und überbrachte ihm Zafarana's Grüße. Da sprach der Prinz: Ich will deine Tochter Zafarana heirathen.“ Also setzten sie sich auf's Schiff und fuhren nach Messina. Wie sie aber durch den Kanal fuhren, hörten sie dieselbe

Stimme, die rief noch drohender: „Rühre Zafarana nicht an, denn Zafarana iſt mein.“ Nun war der Vater ſehr betrübt und dachte: „Auf meiner armen Tochter liegt gewiß ein Zauber, wer weiß, was ihr bevorſteht.“ Er wollte aber auch dieſem Prinzen ſeine jüngſte Tochter nicht geben, und gab ihm die Zweite.

Nun lebte Zafarana allein mit ihrem Vater, der immer nur an die drohende Stimme denken mußte. Er konnte ſich auch gar nicht entſchließen, wieder zu verreiſen, weil er ſich fürchtete ſie allein zu laſſen; endlich aber konnte er es doch nicht länger aufſchieben. Da berief er ſeine ganze Dienerſchaft und ſprach: „Ich muß verreiſen; euch empfehle ich meine Tochter an. Thut Alles was ſie wünſcht, und hütet ſie wohl vor jeder Gefahr.“ Die Diener verſprachen es, und mit ſchwerem Herzen reiſte der Vater ab; Zafarana aber hatte Alles was ſie begehrte, und die Diener thaten ihr Alles zu Willen.

Eines Tages nun bekam ſie Luſt ſpazieren zu fahren. Sie ſetzte ſich alſo in ihren Wagen und fuhr nach dem Faro. Dort ließ ſie halten, ſtieg aus, und ſprach zum Diener: „Ich will ein wenig gehen, bleibt Ihr nur bei dem Wagen, ich komme gleich wieder.“ Da fing ſie an einen Hügel hinauf zu ſteigen; als ſie aber oben ankam, ſenkte ſich eine Wolke hernieder und nahm ſie mit. Der Diener wartete zuerſt eine Weile, als aber ſeine Herrin nicht wieder erſchien, ging er ihr nach, denſelben Hügel hinauf. Aber wie ſehr er auch rufen und ſuchen mochte, von ſeiner Herrin war keine Spur mehr zu ſehen. Es wurde dunkle Nacht, und er konnte Nichts thun, als nach Meſſina zurückfahren. „Ach,“ dachte er, „wenn nun der Patron wiederkommt, was ſollen wir ihm ſagen?“ Als er nach Hauſe kam, lief ihm die Kammerfrau gleich entgegen, und rief: „Was ſeid ihr ſo lange ausgeblieben? Es iſt ja ſchon ganz dunkle Nacht. Aber was habt ihr, und wo iſt das Fräulein?“ Nun erzählte der Lakai, daß Zafarana verſchwunden ſei, und alle Diener fingen an zu jammern und zu klagen. Sie zogen aus, das Fräulein zu ſuchen, aber es war Alles vergebens; Zafarana war und blieb verſchwunden. Als der Vater von ſeiner Reiſe wiederkehrte, traten ihm alle ſeine Diener mit ſo traurigen

Geſichtern entgegen, daß ihm ganz Angſt wurde, und er ſogleich frug: „Wo iſt das Fräulein?“ Da mußten ſie ihm erzählen, wie ſie verſchwunden ſei. Der unglückliche Vater konnte ſich gar nicht tröſten, und ſprach nur immer: „Ich habe es ja geſagt, auf meiner Tochter liege ein Zauber!“

Zafarana aber war von der Wolke durch die Luft getragen, und in einem ſchönen Schloſſe niedergeſetzt worden. Dort wohnte ein ſteinalter Mann, dem ſie nun dienen mußte. Es war aber ein verwunſchener Prinz. Zafarana diente ihm treu, und der alte Mann war immer freundlich mit ihr. Eines Tages rief er ſie: „Zafarana, komm mit mir in den Garten und laufe mich ein wenig.“ Als ſie nun ſo bei einander ſaßen, ſprach der Greis: Ich habe dir auch eine Nachricht mitzutheilen; deine älteſte Schweſter hat einen ſchönen Knaben zur Welt gebracht.“ „Ach,“ ſprach Zafarana, „thut mir den Gefallen, und laßt mich meiner Schweſter einen kleinen Beſuch machen.“ „Nein,“ antwortete der Greis, „denn wenn du bei deiner Schweſter biſt, ſo kehrſt du gewiß nicht zurück.“ Aber Zafarana bat ſo lange, und verſprach ſo ſicher wieder zu kommen, daß er endlich nachgab. Da ſchenkte er ihr die ſchönſten Kleider und einen ſchönen Wagen, in dem ſollte ſie zu ihrer Schweſter fahren. Vorher aber führte er ſie in einen Saal, darin ſtanden drei Seſſel, der erſte von Gold, der zweite von Silber und der dritte von Blei. „Sieh,“ ſprach er zu Zafarana, „du darfſt nun gehen, du mußt aber Niemanden erzählen, wo du biſt. Und ſobald du meine Stimme hörſt, mußt du gleich zurückkehren. Dann komme hierher in dieſen Saal; ſitze ich auf dem goldenen Seſſel, ſo iſt es gut für dich; ſitze ich auf dem ſilbernen Seſſel, ſo iſt es weder gut noch übel; ſitze ich aber auf dem bleiernen Seſſel, ſo iſt es dein Unglück.“

Zafarana fuhr nun fort und kam zu ihrer älteſten Schweſter, die ſich ſehr freute, Zafarana wieder zu ſehen, die ſo lange Zeit verſchollen war. Aber ſo ſehr man ſie auch ausfragte, ſie erzählte Nichts von ihrem Leben. Als ſie eine Weile mit ihrer Schweſter geplaudert hatte, hörte ſie auf einmal die Stimme des Greiſes, der ſie rief. Sogleich umarmte

ſie ihre Schweſter, eilte hinunter und fuhr nach dem Schloſſe. Wie ſie nun in den Saal trat, ſaß der Greis auf dem goldenen Seſſel. „Gott ſei Dank," dachte ſie, „das iſt ja ein gutes Zeichen."

Nun verfloſſen wieder einige Wochen, da rief ſie der Greis wieder, und ſprach zu ihr: „Zafarana, komm in den Garten und lauſe mich ein wenig." Als ſie nun beiſammen im Garten ſaßen, ſprach der Alte: „Ich habe dir wieder eine Nachricht zu bringen: Deine zweite Schweſter hat ein ſchönes Mädchen zur Welt gebracht." „Ach," rief Zafarana, „lieber Patron, laßt mich doch zu ihr, daß ich meine kleine Nichte ſehe." Der Alte wollte nicht, endlich aber mußte er ſie doch gehen laſſen. Als nun Zafarana zu ihrer zweiten Schweſter kam, freute die ſich auch ſehr ſie wiederzuſehen, und ſie plauderten vergnügt zuſammen. Plötzlich hörte Zafarana den Greis, der ſie rief; ſie that aber als hörte ſie es nicht und blieb ſitzen. Nach einer Weile rief der Greis wieder: „Zafarana!" Da wurde ſie bange, umarmte ihre Schweſter und fuhr in das Schloß zurück. Als ſie aber in den Saal kam, ſaß der Alte auf dem ſilbernen Seſſel. „Nun," dachte ſie, „wenn es auch nichts Gutes bedeutet, ſo bedeutet es doch wenigſtens auch nichts Schlimmes."

Wieder vergingen einige Wochen, da rief der Greis ſie eines Tages in den Garten, und als ſie beiſammen ſaßen, ſprach er: Zafarana, ich habe dir wieder eine Nachricht zu bringen. Ich möchte es dir aber lieber gar nicht ſagen, denn du wirſt gewiß wieder fort wollen, und das iſt dein Unglück." „Dann hättet ihr mir gar nichts ſagen ſollen," meinte Zafarana, habt ihr mir ſo viel geſagt, ſo müßt ihr auch noch bis zu Ende ſprechen." „Dein Vater iſt geſtorben," ſprach der Alte. Da fing Zafarana an zu weinen, und ſagte: „Ich habe meinen Vater lebend nicht wiedergeſehen, ſo will ich ihn wenigſtens todt noch einmal ſehen." Der Alte wollte gar nicht: „Du wirſt ſehen, es iſt dein Unglück!" ſagte er. Aber Zafarana weinte ſo bitterlich und bat ſo lange, daß er endlich nachgab. Da ließ er ihr eine ſchöne Trauerkleidung machen, und ſchickte ſie in ihres Vaters Haus.

Als ſie nun die Treppe hinaufgegangen war, und in den Saal trat,

lag da ihr Vater auf einem Bett, und Kerzen brannten um ihn her, und die Freunde Alle ſtanden da und trauerten. Da warf ſich Zafarana über ihn, und weinte bitterlich, und rief nur immer: „Vater, lieber Vater!“ Als nun der Greis ſie rief, hörte ſie es wohl, aber ſie achtete es in ihrem großen Schmerze nicht. Da rief er zum zweiten Mal, und auch diesmal gehorchte ſie nicht. Als er aber zum dritten Mal rief, mußte ſie doch gehorchen, und kehrte weinend in das Schloß zurück.

Wie ſie nun in den Saal trat, ſaß der Alte auf dem bleiernen Seſſel, und ſah ſie ſo ſtreng und ernſt an, ohne ein Wort zu reden, daß ihr ganz bange wurde. Sie ſetzten ſich zuſammen an den Tiſch, und nahmen ihr Abendeſſen, aber der Greis ſprach kein Wort, ſondern ſchaute ſie nur immer mit demſelben Blick an. Als ſie nun zu Bette gegangen waren und es Mitternacht ſchlug, rief der Greis: „Zafarana, ſteh auf, mach das Fenſter auf und ſieh was das Wetter macht.“ Sie gehorchte, und ſah, daß ſich der Himmel überzogen hatte und es anfing zu regnen. Als ſie das dem Alten wiederſagte, ſprach er: „Gut, lege dich nun wieder ſchlafen.“ Nach einer halben Stunde rief er wieder: „Zafarana, ſteh auf und ſieh was das Wetter macht.“ „Ach,“ ſprach ſie, „laßt mich doch ſchlafen; ihr habt mich doch ſonſt nicht ſo oft gerufen.“ Es half aber Nichts, ſie mußte eben aufſtehen und nach dem Wetter ſchauen. Da ſah ſie, daß es unterdeſſen angefangen hatte ſtark zu regnen, und daß es blitzte und donnerte. Das ſagte ſie dem Greis, der antwortete: „Gut, lege dich nun wieder ſchlafen.“ Nach einer halben Stunde rief er aber zum dritten Mal: „Zafarana, ſteh auf, und ſieh was das Wetter macht.“ „Warum ruft ihr mich denn immer aus dem Schlaf?“ ſprach Zafarana. „Das iſt doch ſonſt nicht eure Gewohnheit.“ Sie mußte aber doch gehorchen, ſtand auf und ſah zum Fenſter hinaus. Da ſah ſie einen ſolchen Aufruhr und ein ſolches Wetter, daß ſie ganz erſchreckt das Fenſter zumachte. „Ich glaube, die Welt geht unter,“ ſprach ſie, „ein ſolches Wetter habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen.“ „Gut,“ antwortete der Greis, „ziehe dich an, und geh. Hier kannſt du nicht länger bleiben.“ Da fing Zafarana an zu jammern und ſprach: „So lange Zeit habe ich

euch treu gedient, ihr könnt nicht so grausam sein mich jetzt zu verstoßen." Aber der Greis sagte immer nur: „Du kannst hier nicht länger bleiben. Ich habe es dir ja gesagt, es wäre dein Unglück." Er gab ihr noch ein Bündelchen Kleider mit, und drei Schweinsborsten, und sagte: „Hebe sie wohl auf, sie werden dir nützen." Dann mußte Zafarana in die finstere Nacht und in das furchtbare Unwetter hinausgehen.

Zuerst ging sie ein wenig, als es aber immer ärger wurde, kauerte sie sich hinter eine Scheunenthür hin, und erwartete so den Tag. Als es nun dämmerte stand sie auf, und wanderte mit schwerem Herzen in das Weite. Da kam sie an ein Häuschen, davor saß ein Bauer, zu dem trat sie hinzu und sprach: „Guter Freund, wollt ihr mir einen großen Gefallen erweisen?" „Was soll ich thun?" frug der Bauer. „Gebt mir eure Männerkleidung," antwortete Zafarana, „so will ich euch meine Kleider geben, und Alles was ich hier im Bündelchen habe." Der Bauer wollte nicht, denn er sah, daß Zafarana's Kleider viel schöner waren als sein schlichter Anzug. Zafarana aber bat so lange, bis er einwilligte, in seinem Häuschen die Kleider wechselte, und sie Zafarana übergab. Zafarana trat in das Häuschen, und kam bald, als Bauer verkleidet, wieder heraus.

Nun wanderte sie weiter, bis sie in eine große schöne Stadt kam, dort ging sie geradewegs vor des Königs Schloß und spazierte auf und ab. Vor dem Schlosse aber stand des Königs Leibkutscher, und als er den schönen Jüngling erblickte, redete er ihn an: „Woher kommst du, mein schöner Jüngling?" Zafarana antwortete: „Ich bin hier fremd, und möchte gern einen Dienst annehmen, denn ich bin arm, und muß mir mein Brod verdienen." Der Kutscher sprach: „In des Königs Marstall fehlt uns ein Stallknecht; willst du die Stelle annehmen, so kann ich sie dir verschaffen." Zafarana war es zufrieden, und trat in den Dienst des Königs ein, striegelte und putzte die Pferde und war immer fleißig und ordentlich.

Der König aber hatte eine Tochter, die war eigensinnig, und Alles mußte nach ihrem Willen gehen. Da sie nun den jungen Stallknecht sah,

verliebte ſie ſich in ihn, trat alſo vor ihren Vater, und ſprach: „Lieber Vater, in dem Stall iſt ein junger Burſche angeſtellt, der ſieht viel zu fein aus für die grobe Arbeit. Laßt ihn als Lakaien heraufkommen in das Schloß. Der König that ſeiner Tochter ſogleich den Willen, ließ Zafarana rufen, machte ihr eine ſchöne Livree und ſie mußte nun im Schloſſe dienen. Nach einiger Zeit kam die Königstochter wieder zum König, und ſprach: „Lieber Vater, alle meine Bedienten gefallen mir ſo ſchlecht; ich will den jungen Burſchen zu meinem Leibpagen haben, und keinen Andern.“ Und der König erfüllte wieder ihren Wunſch.

Als nun Zafarana im Dienſte der Königstochter war, wurde dieſe immer verliebter in den ſchönen Jüngling, und eines Tages rief ſie ihn und ſprach zu ihm: „Höre, du gefällſt mir ſo gut und deshalb will ich dich heirathen. Heute will ich den König darum bitten, daß er es zugeben ſoll, und er wird es gewiß zugeben, denn er verweigert mir niemals etwas.“ „Ach, Prinzeſſin,“ antwortete Zafarana ganz erſchrocken, „thut das nicht. Euch gebührt ein großer, reicher König, nicht ein armer Burſche, wie ich es bin.“ Aber was ſie auch ſagen mochte, die Königstochter kam immer darauf zurück, und da Zafarana immer dieſelbe Antwort gab, ſo ging ſie endlich voll Zorn zum König, und ſprach: „Der junge Burſche hat Ungebührliches von mir verlangt, und dafür muß er ſterben. Nun wurde Zafarana in Ketten geſchloſſen, und in drei Tagen ſollte ſie ſterben.

Als ſie nun zum Galgen geführt wurde, dachte ſie an die drei Schweinsborſten, die der Greis ihr gegeben hatte, und da ſie auf den Platz kam, wo der Galgen ſtand, bat ſie: „Gewährt mir denn eine letzte Bitte, und gebt mir in einem Becken einige glühende Kohlen.“ Ihre Bitte wurde ihr gewährt, und da man ihr das Becken brachte, warf ſie die drei Schweinsborſten hinein und verbrannte ſie. Alſobald wirbelte in der Ferne eine große Staubwolke auf, und ein ſchöner, reicher Prinz nahte ſich mit ſeinem glänzenden Gefolge. Das war aber Niemand anders als der Greis, der nun von ſeinem Zauber erlöſt war. Schon von Weitem rief er: „Haltet ein! Haltet ein!“ Als er nun herangekommen

war, frug er: „Warum ſoll dieſer junge Menſch gehängt werden?“ Da erzählte der König, wie er ſeine Tochter beleidigt habe, und daß er dafür ſterben müſſe. „Wohl,“ antwortete der Prinz, „wenn ich aber nun beweiſen kann, daß er nie eure Tochter beleidigt hat, ſo muß ſie an ſeiner Statt ſterben.“ „Ich ſchwöre es bei meiner königlichen Ehre!“ ſprach der König. Als ſie nun in das Schloß zurückkamen, ließ der Prinz Zafarana in ein Zimmer treten, wo ſie königliche Frauenkleidung anlegen mußte. Da erkannten Alle, daß ſie ein Mädchen ſei, und die Königstochter mußte an ihrer Statt ſterben. Der fremde Prinz aber nahm Zafarana mit in ſein Reich, wo er König wurde und ſie Königin. So lebten ſie denn glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

---

10. Die jüngſte, kluge Kaufmannstochter.

Es war einmal ein kleiner Kaufmann, der hatte drei Töchter, davon war die Jüngſte, Maria, ſehr ſchön, und zugleich ſehr klug und ſchlau. Eines Tages nun mußte der Vater verreiſen; er rief alſo ſeine Töchter und ſprach: „Liebe Kinder, ich muß fort; nehmt euch wohl in Acht, denn es ſind unſichere Zeiten, ſeid alſo vorſichtig.“ Damit ſchied er von ihnen.

Einige Tage vergingen ganz ruhig; eines Tages aber klopfte ein Bettler an die Thür und bat um ein Almoſen. Dieſer Bettler aber war ein verkleideter Räuber. „Wir wollen dieſen Unbekannten nicht herein laſſen,“ rieth die kluge Maria ihren Schweſtern. Als aber der Bettler anfing zu jammern: „Ich bin ſo müde, ihr lieben Mädchen, es iſt ſo lange her, daß ich nichts Warmes gegeſſen habe, und mich nicht ordentlich ausruhen kann,“ ließen ihn die beiden älteren Mädchen doch herein. Als der Bettler gegeſſen hatte, ſprach er: „Es iſt ſchon Nacht geworden, und wo ſoll ich ein Obdach finden? Ach, liebe Mädchen, laßt mich dieſe Nacht hier ruhen.“ „Thut es nicht,“ warnte Maria, aber die Schweſtern hörten nicht auf ſie, ſondern machten dem Bettler ein Lager zurecht, und

hießen ihn dableiben. Maria aber konnte gar nicht ſchlafen, denn der Verdacht, das möchte kein wirklicher Bettler ſein, verließ ſie nicht. Als nun Alles im Hauſe ſtille geworden war, ſtand ſie auf, ſchlich bis zu der Kammer wo der Bettler ſchlief und verſteckte ſich dicht daneben. Es dauerte nicht lange, ſo öffnete ſich leiſe die Thür, und der vermeintliche Bettler trat heraus und ſchaute ſich vorſichtig um. Er ſchlich die Treppe hinunter, ſchloß die Thür auf, verſammelte durch einen Pfiff alle ſeine Gefährten, und Alle zuſammen brachen nun in den Laden des Kaufmannes ein. Maria war ſchnell entſchloſſen; wie der Blitz ſprang ſie durch ein Hinterpförtchen in's Freie, und lief nach der Polizei. Die kam denn auch herbei, und es gelang ihnen, den einen Räuber, der ſich als Bettler verkleidet hatte, zu ergreifen; die Andern entflohen, ließen aber ihren Raub im Stich. Nun ging Maria zu ihren Schweſtern, die noch ſchliefen, weckte ſie, und ſprach: „Seht ihr was eure Unvorſichtigkeit für Folgen haben konnte? Das und das iſt geſchehen.“ Als nun der Vater zurückkam, hörte er wie muthig und klug ſeine Tochter geweſen war, und freute ſich ſehr darüber.

Der Räuberhauptmann aber konnte es gar nicht verwinden, daß ihm ein junges Mädchen ſeinen Plan vereitelt hatte, und ſchwur, ſich dafür zu rächen. Er nahm alſo unter ſeinen Schätzen die ſchönſten Kleider, beſtieg ein ſchönes Pferd, und kam ſo als ein großer, reicher Herr in die Stadt, wo Maria wohnte. Dort bezog er ein ſchönes Haus, und ging dann in den Laden des Kaufmanns, wo er allerlei kaufte, und ſich dabei freundlich mit dem Kaufmann unterhielt. Er gab ſich für den Sohn eines Reichsbarons aus, und erzählte von ſeinen Reichthümern und ſeinem ſchönen Schloſſe. Den nächſten Tag kam er wieder, und ſo trieb er es, bis der Kaufmann ganz für ihn eingenommen war. Nun hielt er um ſeine jüngſte Tochter an, und der Vater, hoch erfreut über die große Ehre, kam zu Maria und ſprach: „Denke dir, mein Kind, der junge Baron will dich heirathen.“ Maria aber antwortete: „Ach, lieber Vater, ich bin ja gut bei euch, und Niemand von uns kennt dieſen jungen Mann, wie können wir wiſſen ob er das wirklich iſt, wofür er ſich ausgiebt?“

Der Vater aber war geblendet durch die Reichthümer und durch den hohen Rang des jungen Mannes, und verſuchte immer wieder ſeine Tochter zu überreden, bis Maria endlich ſprach: „So thut denn, was ihr wollt.“ Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfeſt angeſtellt, und am Hochzeitstag brachte der Bräutigam einen Brief von ſeiner Mutter, und darin ſchrieb ſie ihrem Sohn, ſie könne leider nicht zur Hochzeit kommen, aber ſie hoffe, der Sohn werde ſie mit ſeiner jungen Frau beſuchen. Alſo beſtiegen die Beiden nach der Hochzeit ihre Pferde und reiſten fort.

Immer ſteiler und öder wurde der Weg, und Maria ſah ſich in einer ganz unbekannten, wilden Gegend. Auf einmal drehte ſich der Räuberhauptmann nach ihr um, und rief ihr barſch zu: „Steige ſogleich vom Pferd. Haſt du wirklich gemeint, ich ſei der Sohn eines Reichsbarons? Ich bin der Hauptmann jenes Räubers, der durch deine Schuld gehängt worden iſt, und ich will mich dafür an dir rächen.“ Zitternd ſtieg Maria vom Pferd. „Jetzt ziehe deine Schuh und Strümpfe aus,“ fuhr der Räuber fort, „und klettere jenen Berg hinauf.“ Was konnte Maria thun? Sie mußte wohl gehorchen und mit ihren zarten Füßen den ſteilen Berg erſteigen. Als ſie oben angekommen waren, riß der Räuber ihr ihre Kleider ab, band ſie an einen Baum und fing an, ſie mit Ruthen zu peitſchen. „Wart nur,“ rief er, „jetzt rufe ich meine Genoſſen, und dann werden wir dich zu Tode peitſchen.“ Damit verließ er ſie. Da ſtand nun Maria am Baum feſtgebunden, und konnte ſich gar nicht helfen, und die Ruthenhiebe ſchmerzten ſie ſo ſehr, daß ſie in einem fort ſtöhnte.

Unweit von dem Baume aber zog ſich ein ſchmaler Pfad hin, und auf dieſem Pfade ritten eben ein Bauer und ſeine Frau hin. Die brachten einige Säcke roher Baumwolle zu Markt. Als ſie nun das Stöhnen hörten, meinten ſie es wäre ein Geiſt, bekreuzten ſich und wollten ſchnell vorbei. Maria aber hörte ſie und rief ihnen zu: „Ach, lieben Leute, ich bin eine getaufte Seele wie ihr auch. Verlaßt mich nicht. Da ſtieg der Bauer ab, und als er Maria ſah, zog er ſchnell ſein Meſſer aus der Taſche, ſchnitt die Stricke auf, mit denen ſie gebunden war, und befreite

ſie. Doch was ſollte nun geſchehen, denn die Räuber konnten jeden Augenblick erſcheinen. Da rieth der Bauer, Maria ſolle ſich in einen von den Säcken ſtecken laſſen. Das geſchah denn auch, und rings um Maria herum ſtopfte der Bauer ſoviel Baumwolle, als nur in den Sack ging. Dann band er den Sack auf den Eſel, ſetzte ſich mit ſeiner Frau auf, und ritt nun davon, ſo ſchnell er konnte. Bald erſchienen nun die Räuber, aber wie erſtaunten ſie, als ſie ſahen, daß Maria fort war. Der Hauptmann ſchwur, er wolle ſie dennoch umbringen, und ſetzte den Flüchtlingen nach. Bald erreichte er ſie auch, und befahl grimmig dem Bauer zu halten. Bis in den Tod erſchrocken, konnten ſie doch nichts thun als gehorchen. Nun zog der Räuber ſein Schwert, und ſtach damit in die Baumwollenſäcke hinein, und verſetzte der armen Maria mehrere Stiche. Sie aber ließ keinen Laut hören, und weil das Schwert immer wieder durch die Baumwolle gezogen werden mußte, ſo wurden die Blutflecken dabei abgewiſcht, und der Räuber ließ ſich täuſchen, und erlaubte den Bauern ihres Weges zu ziehen. Nach einem Weilchen aber lief er ihnen nach, zwang ſie zu halten, und ſtach wieder mit ſeinem Schwert in die Säcke. Es gelang ihm aber nicht beſſer als das erſte Mal, und ſo ließ er endlich die Leute ziehen.

Als ſie nun in die nächſte Stadt kamen, hielten ſie bei einer Bekannten an, und ſprachen: Wollt ihr uns einen Gefallen thun, Frau Gevatterin, ſo gebt uns euer beſtes Bett, denn wir haben hier ein armes verwundetes Mädchen, das wir eurer Pflege anvertrauen." Da legten ſie Maria in's Bett, und weil ſie fort mußten, ſo empfahlen ſie ſie der Gevatterin. Bei dieſer blieb nun Maria, bis ſie ſich ganz erholt hatte, und wenn man nach ihr frug, ſo antwortete die Alte immer: „Es iſt meine Nichte." Als nun Maria wieder wohl war, ſprach ſie eines Tages zu der Alten: „Ich bin nun wieder geſund und will euch nicht länger zur Laſt fallen; ſeht zu, ob ihr mir einen Dienſt verſchaffen könnet." Die Alte erkundigte ſich, und erfuhr, der König ſuche ein Kammermädchen. Da ließ ſich Maria melden, und weil ſie dem König ſo wohl gefiel, nahm er ſie in ſeinen Dienſt. Je mehr aber der König ſie ſah, deſto beſſer

gefiel ſie ihm, und eines Tages ſprach er zu ihr: „Du ſollſt meine Gemahlin ſein, und keine Andere!“ Da mußte ſie ihm erzählen, daß ſie verheirathet ſei, und wie ſie an den Räuberhauptmann gekommen. „O,“ rief der König, „wenn's weiter Nichts iſt, den wollen wir ſchon kriegen, und wenn er erſt einmal gehängt iſt, dann biſt du ſeine Frau nicht mehr.“ Alſo wurde Maria von Allen als des Königs Gemahlin angeſehen.

Als ſie nun eines Tages zuſammen am Fenſter ſtanden, ging eben der Räuberhauptmann vorbei. „Oho,“ dachte er, „lebſt du auch noch, und biſt noch gar des Königs Frau? Wart nur, ich will dich ſchon kriegen!“ Er ging geraden Wegs zu einem Goldſchmied, und ſprach: „Meiſter, ihr müßt mir einen ſilbernen Adler machen, der inwendig hohl iſt, und ſo groß, daß ich darinnen ſtehen kann, und er muß in drei Tagen fertig ſein. Der Goldſchmied verſprach es, und nahm eine ganze Schaar Geſellen, die mußten Tag und Nacht arbeiten, um den Adler fertig zu machen. Als nun die Arbeit fertig war, rief der Räuber einen Laſtträger herbei, und ſprach: „Mit dieſem Adler mußt du ſo lange an des Königs Fenſtern vorbeigehen, bis der König Luſt bekommt ihn zu kaufen.“ Dann ſchloß er ſich ſelbſt in den Adler ein, der Laſtträger nahm ihn auf den Rücken, und trug ihn vor des Königs Fenſter vorbei. Der König ſtand wieder mit Maria an dem Balkon, und da er den ſchönen ſilbernen Adler ſah, rief er: „Sieh nur, Maria, wie ſchön! Den wollen wir uns kaufen.“ Maria aber hatte damals den Räuber wohl erkannt; deßhalb war ſie mißtrauiſch und ſprach: „Ach, Majeſtät, ihr habt ja ſonſt ſo viele ſchöne Sachen, was wollt ihr noch das ſchwere Geld ausgeben!“ Dem König aber gefiel der Adler ſo gut, daß er den Laſtträger herauf rief, ihm den Adler abkaufte und in ſein Zimmer bringen ließ.

Als nun der König und Maria ſchliefen, ſchloß der Räuber den Adler auf und trat hinaus. Vorſichtig ſchlich er an das Bett des Königs, und legte ein Blatt Papier auf das Kopfkiſſen; ſo lange das liegen blieb, konnte weder der König noch die Leute im Hauſe aufwachen. Dann trat er zu Maria, ergriff ſie und ſchleppte ſie in die Küche. „Du dachteſt wohl, ich würde dich hier nicht finden,“ ſagte er höhniſch, und nahm den

größten Keſſel, füllte ihn mit Oel und ſetzte ihn auf's Feuer. „Darin will ich dich ſieden!“ ſprach er. Nun war Maria übel daran, aber ſie verlor den Muth doch nicht, ſondern ſprach: „Muß ich denn ſterben, ſo geſchehe es! Laß mich nur vorher meinen Roſenkranz holen, daß ich noch einmal beten kann.“ Der Räuber erlaubte es, und Maria eilte in die Kammer, und rief den König. Aber ſo ſehr ſie auch rufen mochte, es half Nichts; ſie ſtieß und zupfte ihn, Alles vergebens. Da faßte ſie ihn in der Verzweiflung am Bart und ſchüttelte ihn; durch die Bewegung aber fiel das Blatt herunter, der König erwachte plötzlich, und mit ihm alle Leute im Haus. Da führte ſie Maria in die Küche, wo der Räuber noch immer das Feuer ſchürte; den ergriffen ſie und warfen ihn in das ſiedende Oel. Maria aber heirathete den König und es war eine glänzende Hochzeit. Ihren Vater und ihre Schweſtern ließ ſie zu ſich kommen, und ſo lebten ſie Alle glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen!

11. Der böſe Schulmeiſter und die wandernde Königstochter.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten ein einziges Töchterchen, das ſie ſehr lieb hatten. Sie ſchickten es in die Schule zu einem Lehrer, zu dem auch noch viele andere Kinder gingen. Der Lehrer aber war ein böſer Mann, und ſchlug oft die armen Kinder.

Jeden Tag nun ſagte er zu ihnen: „Kinder, ſeid ganz ruhig und ſtill, bis ich wiederkomme.“ Dann ging er in ſein Zimmer, und kam erſt nach mehreren Stunden wieder heraus. Nun wurden die Kinder neugierig und eines Tages ſprachen ſie: „Wir wollen uns an die Thür ſchleichen und durchs Schlüſſelloch ſehen.“ Die Königstochter aber fürchtete ſich und wollte nicht mit. Da ſprachen die Anderen: „Gehen wir Alle hin, ſo mußt du auch mitkommen,“ und beredeten ſie endlich, daß ſie mitging. Da ſchlichen ſie an die Thür und ſchauten durch's Schlüſſel-

loch, und ſahen, daß der Lehrer mit einem Todten beſchäftigt war; was er aber that, konnten ſie nicht ſehen, denn er näherte ſich gleich der Thür, und ſie liefen Alle fort und an ihre Plätze. Die Königstochter aber verlor unterwegs einen Schuh, und mußte ohne Schuh an ihren Platz. Als nun der Lehrer mit dem Schuh hereinkam, zog ſie ihren Fuß unter den Rock, damit er es nicht ſehen ſolle. Er frug aber: „Wer von euch hat einen Schuh verloren?“ Da zeigten alle die anderen Kinder ihre Füße, und riefen: „Ich nicht!“ und nur die arme, kleine Königstochter wollte ihren Fuß nicht zeigen. Da ſprach der Lehrer: „Alſo biſt du es geweſen, die durch das Schlüſſelloch geſchaut hat? Nun, warte nur, du ſollſt deiner Strafe nicht entgehen.“ Als nun um Mittag die anderen Kinder nach Hauſe gingen, kam auch der Bediente, um die Königstochter abzuholen. Der Lehrer aber ſprach: „Sagt nur eurer Herrſchaft, die Kleine wolle gern bei mir eſſen; ſie würde heute Abend nach Haus kommen.“ Die Königstochter weinte, aber ſie mußte doch dableiben. Als nun Alle fort waren, ſchlug der Lehrer das arme Kind und mißhandelte es ganz ſchrecklich. Endlich verwünſchte er es noch, und ſprach: „Sieben Jahre, ſieben Monate und ſieben Tage ſollſt du in deinem Bette zubringen, und wenn du wieder geſund wirſt, ſo ſoll eine Wolke kommen und dich auf den Calvarienberg *) tragen.“

Da ging das arme Kind nach Haus, und wurde krank, ſo krank, daß es ſich zu Bette legen mußte, und blieb viele Jahre krank und kein Arzt konnte ihm helfen. Als aber die ſieben Jahr und die ſieben Monate vergangen waren, fing es an etwas beſſer zu werden, und als noch die ſieben Tage um waren, ward es ganz geſund und war zu einer wunderſchönen Jungfrau herangewachſen. Da ſprach eines Tages die Kammerfrau zu ihr: „Es iſt ein ſo ſchöner, ſonniger Tag, kommen Sie mit auf die Terraſſe,**) ſo will ich Sie friſiren. “Die Königstochter wollte nicht, aber die Kammerfrau überredete ſie, auf die Terraſſe zu ſteigen. Als ſie nun oben waren, machte die Kammerfrau ihre ſchönen Flechten auf, und

*) Munti Calvariu.
**) Lastrino.

wollte ſie friſiren. Da merkte ſie, daß ſie die Haarſchnur vergeſſen hatte, und ſprach: „Ich will nur eben gehen, die Schnur holen, und komme gleich wieder. Die Königstochter bat: „Ach, bleibe bei mir, es iſt ja einerlei, du kannſt mich auch ohne Schnur kämmen.“ „Nein, nein,“ rief die Kammerfrau, „ich will Sie hübſch friſiren, ich bin im Augenblick wieder da,“ und eilte hinunter. Da kam eine Wolke, ſenkte ſich auf die Terraſſe herab, und entführte die Königstochter auf den Calvarienberg. Als nun die Kammerfrau auf die Terraſſe kam, ſah ſie, daß ihre junge Herrin verſchwunden war, und fing an zu jammern: „Ach, wäre ich doch nicht fortgegangen!“ Da lief ſie zur Königin, und erzählte es ihr, und das ganze Schloß kam in Aufruhr, und Alle ſuchten die Königstochter überall. Sie aber war und blieb verſchwunden. Da waren die Eltern tief betrübt, und die Mutter ſprach: „Gewiß iſt mein armes Kind verwünſcht worden.“

Laſſen wir nun die Eltern, und ſehen wir, was aus der Jungfrau geworden iſt. Die Wolke trug ſie alſo auf den Calvarienberg, und legte ſie dort nieder. Es war aber ein ſo furchtbar ſteiler Berg, daß ihn gewiß noch Niemand erſtiegen hatte. Da befahl ſie ſich dem lieben Gott, und fing an langſam den Berg hinunter zu ſteigen. Die Dornen und die Steine zerriſſen ihre Kleider, und verwundeten ihre zarten Glieder, endlich aber kam ſie doch an den Fuß des Berges. Da wanderte ſie weiter und kam endlich an ein wunderſchönes, großes Schloß, in das ging ſie hinein, und ſchritt durch alle Zimmer. Sie ſah keine menſchliche Seele, wohl aber die ſchönſten Schätze, und einen Tiſch, der war mit köſtlichen Speiſen beſetzt. Im letzten Saal aber lag ein ſchöner Jüngling am Boden, der war wie todt, und daneben lag ein Zettel, darauf ſtand: „Wenn mich eine Jungfrau ſieben Jahre, ſieben Monate und ſieben Tage lang mit dem Gras vom Calvarienberg reibt, ſo würde ich in's Leben zurückkehren, und ſie ſoll meine Gemahlin werden.“ Da dachte die Königstochter: „Ich bin ein armes Mädchen; zu meinen Eltern kann ich den Weg nicht zurückfinden, zu thun habe ich auch nicht, ſo will ich ein gutes Werk thun.“ Da ging ſie zurück, und kletterte mühſam auf

den Calvarienberg hinauf, und achtete es nicht, daß die Dornen ihre zarten Glieder zerriſſen. Oben aber ſchnitt ſie das Gras ab, und machte große Bündel davon, die ſie den Berg hinunterwarf. Dann ſtieg ſie ſelbſt hinab, und kam mehr todt als lebendig unten an. Als ſie ſich etwas erholt hatte, fing ſie an die Bündel alle in das Schloß zu tragen. Dann begab ſie ſich an die Arbeit, den Jüngling zu reiben, Tag und Nacht, ohne zu ſchlafen und ohne zu ruhen. Nur einmal am Tag erhob ſie ſich um etwas zu eſſen von den ſchönen Speiſen.

So vergingen ſieben Jahre und ſieben Monate und von den ſieben Tagen blieben auch nur noch drei übrig, da wurde ſie ſo müde, daß ſie kaum mehr fortfahren konnte. Da hörte ſie auf der Straße eine Sklavin zum Verkauf ausbieten, und dachte: „Die könnte ich kaufen, und ſie auch ein wenig reiben laſſen, während ich ein paar Stunden ruhe.“ Da ſtand ſie auf und kaufte die Sklavin, die war ganz ſchwarz und häßlich wie die Schulden,*) und befahl ihr, den ſchönen Jüngling ein wenig zu reiben, während ſie ruhe. Als ſie ſich aber hinlegte, war ſie ſo müde, daß ſie drei Tage lang in einem Stück ſchlief, und als ſie aufwachte, waren die ſieben Jahre, die ſieben Monate und die ſieben Tage herum, und der ſchöne Jüngling war erwacht, hatte die ſchwarze, häßliche Sklavin als ſeine Befreierin angeſehen, und hatte ihr geſagt: „Du haſt mich erlöſt, du ſollſt auch meine Gemahlin ſein.“ Als nun die Königstochter erſchien, frug er: „Wer iſt denn das ſchöne Mädchen?“ Da ſprach die Sklavin: „Das iſt meine Küchenmagd.“ Alſo mußte die arme Königstochter in die Küche und die niedrigſten Dienſte thun. In dem Schloß aber wurde es ganz lebhaft von Bedienten und Jägern und dem ganzen Gefolge eines Königs, und der ſchöne Jüngling, der ein verwunſchener Prinz war, feierte eine glänzende Hochzeit mit der ſchwarzen Sklavin. Die Königstochter aber mußte in der Küche arbeiten.

Des Königs Marſchall aber, da er ſie ſah, fand er ſie ſo ſchön und gut, daß er ſie von Herzen lieb gewann. Da er nun eines Tages ver-

*) Brutta comu i debiti.

reiſen mußte, rief er ſie und ſprach: „Ich muß nach Rom reiſen, ſoll ich dir etwas mitbringen?“ Da ſprach die Königstochter: „Bringt mir ein Meſſer mit und einen Geduldsſtein.“ Der Marſchall verreiſte und in Rom ſuchte er ſo lange, bis er einen Geduldsſtein fand, den brachte er ihr nebſt einem Meſſer. Nun war er aber doch neugierig, was wohl die Königstochter mit den beiden Sachen machen wolle. Alſo ſchlich er ihr nach, und ſah, daß ſie in ihr Zimmerchen ging, und die Thür zumachte. Als er nun durch das Schlüſſelloch ſchaute, ſah er, daß ſie den Geduldsſtein vor ſich auf den Tiſch gelegt hatte und das Meſſer daneben, und nun anfing zu jammern: „O Geduldsſtein, höre doch an, wie es mir im Leben ergangen iſt.“ Da erzählte ſie ihre ganze Lebensgeſchichte, von der Zeit an wo ſie noch in die Schule ging. Wie ſie nun erzählte, fing der Stein an zu ſchwellen, und ſie ſprach: „O Geduldsſtein, wenn du nun anſchwillſt bei der Erzählung meiner Leiden, denke doch wie es mir zu Muthe ſein muß.“

Als das der Marſchall hörte, lief er eilends hin und rief den Prinzen, und bat ihn, er möge doch auch kommen, dieſe wunderbare Thatſache mit anzuſehen. Da kam der Prinz und horchte am Schlüſſelloch, und hörte, wie die Königstochter erzählte, daß ſie den ſchönen Jüngling ſo viele Jahre gerieben habe, und ſelbſt gegangen ſei das Gras auf dem Calvarienberg zu holen. Dabei ſchwoll der Stein immer mehr an, als aber die Königstochter gar erzählte, wie ſie nach aller Mühe und Arbeit von der falſchen Sklavin betrogen worden ſei, zerſprang der Stein mit einem gewaltigen Knall. „O Geduldsſtein,“ rief ſie, „wenn du bei der Erzählung meiner Leiden zerſpringſt, ſo will auch ich nicht länger leben,“ und ergriff das Meſſer und wollte ſich umbringen. Da ſprengte der Prinz die Thür, und fiel ihr in den Arm, und ſprach: „Du, und keine Andere ſollſt meine Gemahlin werden, und die falſche Sklavin ſoll ſich ihr Urtheil ſelber ſprechen.“ Da ging er zur Sklavin, und ſprach: „Heute wird meine Couſine zum Beſuch herkommen; empfange ſie gut.“ Als nun die Couſine ankam, war es Niemand anders als die Königstochter, die hatte unterdeſſen köſtliche Kleider angelegt; aber die Sklavin erkannte ſie nicht.

Als ſie nun zu Tiſche ſaßen, ſprach der Prinz zur Sklavin: „Was verdient ein Mädchen, das dies und das gethan hat?“ Sie aber war verblendet, und antwortete: „Der kann man nichts Beſſeres anthun, als daß man ſie in eine Tonne mit ſiedendem Oel thue, und ſie von einem Pferd durch die ganze Stadt ſchleifen laſſe.“ Da ſprach der Prinz: „Du haſt dir ſelbſt dein Urtheil geſprochen, und es ſoll auch an dir vollzogen werden.“ Alſo wurde ſie in eine Tonne mit ſiedendem Oel geſteckt, und durch die ganze Stadt geſchleift. Der Prinz aber heirathete die ſchöne Königstochter, die ließ es auch ihren Eltern ſagen. Und da lebten ſie Alle glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

---

12. Von der Königstochter und dem König Chiechereddu.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatte keine Kinder, und die Königin ſeufzte immer nur: „Ach wenn ich doch ein Kind hätte!“ Da ließ der König einen Sterndeuter kommen, und frug ihn, ob die Königin wohl ein Kind bekommen würde. Da antwortete der Sterndeuter: „Die Königin wird ein Töchterchen bekommen, das wird in ſeinem 14. Jahre mancherlei Schickſale durchmachen.“ Nicht lange, ſo gebar die Königin ein Töchterchen, das war ſchöner als die Sonne und wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran.

Als die Königstochter aber 14 Jahre alt war, wurde ſie plötzlich ganz ſchwermüthig und Niemand konnte ſie zum Lachen bringen. Die Eltern verſuchten Alles um ſie zu zerſtreuen, aber es half nichts. Endlich ließ der König auf dem Schloßplatz einen ſchönen Brunnen bauen, aus dem floß Oel, und ließ in der ganzen Stadt verkündigen, es dürfe Jeder kommen und Oel ſchöpfen. Die Tochter aber mußte ſich an's Fenſter ſtellen, ob der Anblick ſie wohl zerſtreuen würde. Da kamen von nah und fern Leute mit ihren Krügen und ſchöpften Oel, aber die Königstochter blieb immer traurig. Zuletzt, als das Oel ſchon aufgehört hatte zu fließen, kam noch ein altes Mütterchen mit einem kleinen Krüglein.

Als sie sah, daß kein Oel mehr floß, nahm sie ein Schwämmlein, und tauchte es in das Oel, das noch im Becken zurückgeblieben war, und drückte es in das Krüglein aus, und immer so fort bis es voll war. Als das die Königstochter sah, fing sie an laut zu lachen, und in ihrem Uebermuth nahm sie ein Steinchen und warf es an das Krüglein der Alten, daß es zerbrach und das Oel verschüttet wurde. Die Alte aber wurde zornig und rief: „So mögest du denn so lange laufen bis du den König Chiechereddu gefunden hast.“ Da trat die Königstochter vom Balkon zurück, und wurde noch viel trauriger als sie bis dahin gewesen war.

Nach einiger Zeit aber kam sie zu ihren Eltern, und sprach: „Liebe Eltern, laßt mich in die Welt ziehen, denn ich habe keine Ruhe mehr zu Haus.“ „O Kind,“ antworteten die Eltern, „wo willst du denn hin, du ein zartes Mädchen? Wenn dir etwas fehlt, so sage es uns doch. Du hast es ja gut bei uns und alle deine Wünsche werden erfüllt.“ Sie aber sprach: „Wenn ihr mich nicht ziehen laßt, so werde ich vor Sehnsucht sterben.“ Da mußten die Eltern mit großen Schmerzen ihr den Willen thun, und gaben ihr auf ihren Wunsch das schönste Pferd aus dem Stall, ein Bündelchen Kleider und etwas Geld. Dann umarmte sie ihre Eltern, bestieg ihr Pferd und ritt ganz allein in die Welt hinein. Sie ritt viele Tage lang gerade aus, und endlich hatte sie all ihr Geld aufgezehrt. Da verkaufte sie ihre Kleider und ritt noch einige Tage lang weiter. Da mußte sie aber auch ihr Pferd verkaufen und wanderte nun zu Fuß weiter, bis sie in ein anderes Reich kam, das nicht ihrem Vater gehörte.

Als sie nun all ihr Geld aufgezehrt hatte, und dem Verschmachten nahe war, begegnete sie einer reichen Dame, die frug sie wer sie sei, denn sie war verwundert ein so schönes und zartes Mädchen allein zu sehen. Die Königstochter antwortete: „Ich bin hier im Lande fremd, und möchte gern einen Dienst annehmen. Könnt ihr mir einen verschaffen?“ Da sprach die Dame: „Der König sucht eben eine Wärterin für seinen kranken Sohn, der ist schon viele Jahre lang krank, und kein Arzt kann ihm

helfen. Es ist ein harter Dienst, und ich weiß nicht, ob ihr es werdet aushalten können." „Ich will es versuchen," sagte die Königstochter, und ging mit der Dame in das königliche Schloß. Dort wurde sie dem König vorgestellt. Der brachte sie hinein zu seinem kranken Sohn. Da sah sie ihn im Bette liegen, und er war ein schöner Jüngling, aber so mager wie ein Skelett, und so schwach, daß er kaum sprechen konnte. Der König sagte der neuen Wärterin, was sie thun solle, und zeigte ihr in einem Winkel ein kleines Bett, darauf sollte sie schlafen und Tag und Nacht um ihn sein.

Niemand aber wußte was für eine Krankheit der Prinz habe; er nahm nur immer mehr ab, während er doch mit großem Heißhunger den ganzen Tag über aß. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," dachte die Königstochter, und beschloß gleich die erste Nacht nicht zu schlafen. Als es nun Abend wurde, legte sie sich zwar hin, aber sie schlief nicht ein. Um Mitternacht aber sprang auf einmal die Thüre auf, und eine hohe, schöne Frau trat herein, näherte sich dem Bett des Prinzen und frug ihn nach seinem Befinden. Da antwortete er: „Ach, ich befinde mich recht schlecht." „Nimm diesen Trank," sprach sie, „er wird dir gut thun." Es war aber ein Schlaftrunk, und sobald der Prinz ihn genommen hatte, schlief er ein. Da zog die Frau ein scharfes Messerchen hervor, schnitt ihm die Adern auf und trank sein Blut. Um ein Uhr verschwand sie. Dies Alles hatte die Königstochter mit angesehen, und am nächsten Morgen erzählte sie es dem Prinzen, und sprach: „Nun weiß ich auch, warum ihr den ganzen Tag einen solchen Heißhunger habt, und doch nicht zu Kräften kommt, trotz aller guten Speisen. Aber seid nur ruhig, heute Nacht will ich ihrer schon Meister werden. Trinkt nur nicht den Trank, den sie euch anbietet." Als der König und die Königin kamen, war ihr Sohn immer noch nicht besser. Die Königstochter aber sagte ihnen nicht, was sie beobachtet hatte. Am Abend aber nahm sie das scharfe Schwert des Prinzen, zog es aus der Scheide, und nahm es so in ihr Bett.

Um Mitternacht kam wieder die schöne Gestalt, setzte sich an das Bett des Prinzen, und bot ihm wieder einen Trank dar. Der Prinz that

als ob er trinke, ließ aber den Trank in das Bett fließen und machte die Augen zu, als ob er schliefe. Da sich nun die Frau über ihn beugte, und mit ihrem Messer seine Adern öffnen wollte, sprang die Königstochter mit dem Schwert aus dem Bett und hieb ihr den Kopf ab. Dann schob sie den Rumpf und den Kopf unter das Bett, brachte dem Prinzen sogleich eine kräftige Suppe, und darauf schliefen sie Beide ganz ruhig ein. Als nun der König und die Königin kamen, saß der Prinz ganz aufrecht in seinem Bett, konnte auch wieder sprechen, und sagte: „Ich bin viel besser, liebe Eltern, und dieses Mädchen hat mich befreit." Dann zeigte er ihnen was unter dem Bett lag, und erzählte ihnen Alles was vorgefallen war, und sprach: „Liebe Eltern, dies Mädchen muß meine Gemahlin sein." Die Eltern waren so erfreut, ihren Sohn besser zu sehen, daß sie mit Freuden einwilligten. Da trat aber die Königstochter hervor und sprach: „Ich danke euch für euer freundliches Anbieten, aber ich kann es nicht annehmen, denn ich muß noch weit wandern ehe ich ruhen darf. Da wurde der Prinz ganz traurig und bat sie, doch da zu bleiben, und auch der König und die Königin drangen in sie. Die Königstochter aber blieb standhaft, und sagte nur immer: „Ich kann noch nicht ruhen; wollt ihr mir aber einen Dienst erweisen, so gebt mir ein gutes Pferd, ein Bündelchen Kleider und ein wenig Geld, und laßt mich ziehen." Da gaben sie ihr ein wunderschönes Pferd und führten sie in die Schatzkammer, sie solle sich nehmen so viel sie wolle. Sie aber nahm nur ein wenig Geld und ein Bündelchen Kleider, und bestieg ihr Pferd.

Da ritt sie viele Tage lang, und als sie ihr Geld aufgezehrt hatte, mußte sie zuerst ihre Kleider, und dann auch ihr Pferd verkaufen, und zu Fuß weiter wandern. Da kam sie in ein anderes Reich, und war wieder dem Verschmachten nahe, als sie einer vornehmen Dame begegnete, und sie bat, ihr einen Dienst zu verschaffen. Die Dame antwortete: „Unser König sucht eben eine Wärterin für seinen kranken Sohn, der ißt schon seit vielen Jahren keinen Bissen, und ist ganz stumm. Es ist aber ein harter Dienst, und ich weiß nicht, ob ihr es aushalten könnt." Da sagte die Königstochter, sie wolle es versuchen, und ließ sich dem König vor-

ſtellen, der führte ſie zu ſeinem Sohn. Das war auch ein ſehr ſchöner Jüngling, aber noch magerer und ſchwächer als der Erſte. In einem Winkel des Zimmers war wieder ein Bett für die Wärterin bereit; die Königstochter aber dachte: „Es geht gewiß nicht mit rechten Dingen zu. Ich will wieder wach bleiben. Iſt es mir mit dem Erſten gelungen, ſo wird es auch wohl mit dem Zweiten gehen.“ Alſo legte ſie ſich auf ihr Bett, ſchlief aber nicht ein.

Um Mitternacht ſprang die Thüre auf, und eine ſchöne Frau trat herein, ſetzte ſich ans Bett, und zog unter dem Kopfkiſſen ein goldenes Schlüſſelchen hervor. Damit öffnete ſie des Prinzen Lippen, daß er ſprechen konnte, und unterhielt ſich ein wenig mit ihm. Dann verſchloß ſie ihm wieder den Mund, legte das Schlüſſelchen unter das Kopfkiſſen, und als es 1 Uhr ſchlug verſchwand ſie. Da ſprang die Königstochter herzu, nahm das Schlüſſelchen und öffnete des Prinzen Lippen, wie die Geſtalt es gethan hatte, brachte ihm auch eine kräftige Suppe, und dann ſchliefen Beide bis zum Morgen. Als nun der König und die Königin hereinkamen, war ihr Sohn ganz munter, konnte wieder ſprechen, und erzählte ihnen Alles was vorgefallen war. Dann ſprach er: „Dieſes Mädchen hat mich befreit, und ſoll nun meine Gemahlin ſein.“ Die Eltern gaben es gern zu, aber die Königstochter dankte wieder, und ſprach: „Ich muß noch lange wandern, ehe ich Ruhe finden kann.“ Da ward der Prinz ſehr traurig, ſie aber ſagte: „Ihr werdet eine vornehme Prinzeſſin heirathen und mit ihr glücklich ſein, mich aber laßt ziehen.“ Dann bat ſie um ein Pferd, ein Bündelchen Kleider und etwas Geld, und als ſie das hatte, ritt ſie auf und davon.

Es ging ihr aber nicht beſſer als die erſten Male. Sie mußte Alles verkaufen, und war dem Verſchmachten nahe, als ſie einer vornehmen Dame begegnete, und ſie um einen Dienſt bat. „Ich weiß wohl einen Dienſt,“ antwortete die Dame, „aber werdet ihr ihn auch aushalten können? Der König ſucht eine Wärterin für ſeinen wahnſinnigen Sohn, der iſt ſchon ſeit vielen Jahren raſend, und es hat ihm noch kein Arzt helfen können.“ Die Königstochter dachte: „Es ſcheint mein Schickſal zu

ſein allen kranken Prinzen helfen zu müſſen," und ſagte, ſie wolle es verſuchen. Da wurde ſie dem König vorgeſtellt, der führte ſie zu ſeinem Sohn in einen tiefen, dunkeln Keller, der nur ein kleines Fenſterchen hatte. Da gaben ſie ihr ein Licht und ſperrten ſie mit dem Prinzen ein. Der war auch ein ſehr ſchöner Jüngling, aber er war ganz raſend, erkannte Niemanden und rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer. Die Königstochter kauerte ganz erſchrocken in einem Winkel nieder, und dachte: „Nein, hier kann ich es doch nicht aushalten; wenn es nur wieder Tag wäre, ſo ginge ich gleich." Mit einem Mal löſchte ein Windſtoß ihr Lichtchen aus, und ſie war im Dunkeln. Da trat ſie an das Fenſterchen, um zu ſehen ob es wohl bald Tag würde, und ſah einige Schritte weit, in einem Dickicht, ein Feuerchen brennen, und dachte: „Ich will mit meinem Licht hingehen und es anzünden, ſo bin ich doch wenigſtens nicht im Dunkeln." Alſo nahm ſie ihr Licht, kletterte vorſichtig zum Fenſter hinaus und ging auf das Feuer zu. Dort ſaß ein ſteinaltes Mütterchen und ſpann, und ſpann in einem fort. Auf dem Feuer aber war ein großer Keſſel mit ſiedendem Waſſer.

Die Königstochter trat auf das alte Mütterchen zu, und ſprach: „Ach, liebe Tante, finde ich euch hier? Wie lange wir uns nicht geſehen haben!" Die Alte war halb blind, glaubte alſo wirklich es ſei ihre Nichte, und begrüßte ſie freundlich. „Was thut ihr denn da in ſo finſterer Nacht?" frug die Königstochter. „Weißt du nicht, daß der Prinz wahnſinnig iſt?" erwiederte die Alte. „Vor einigen Jahren hat er mich einmal ausgelacht, da habe ich geſchworen, mich zu rächen. Seitdem drehe ich in einem fort mein Spinnrad, und ſo lange ich ſpinne, kann er nicht geneſen." „Da müßt ihr aber ſehr müde ſein, arme Tante," ſagte das kluge Mädchen. „Laßt mich einmal ein wenig ſpinnen, und ruht unterdeſſen ein wenig aus." Die Alte ließ ſich überreden, und die Königstochter fing an zu ſpinnen, während ſich das alte Mütterchen hinlegte und gleich einſchlief. Da ſie nun feſt ſchlief, packte die Königstochter die alte Hexe und warf ſie in den Keſſel mit dem ſiedenden Waſſer. Das Spinnrad aber zerbrach ſie in tauſend Stücke. Dann zündete ſie

ihr Lämpchen an, und kehrte ruhig in den Keller zurück, wo sie den Prinzen ruhig schlafend fand. Da legte sie sich auch hin, und schlief ruhig bis zum Morgen. Als nun der König und die Königin am Morgen hereinkamen, erwachte der Prinz, sah sich ganz verwundert um und frug: „Warum bin ich denn in diesem finstern Keller und nicht in meinen schönen Gemächern?“ Da merkten sie, daß er genesen war, und waren hoch erfreut. Die Königstochter aber mußte erzählen, was in der Nacht vorgefallen war, und als der Prinz es hörte, begehrte er sie zu seiner Gemahlin. Sie aber dankte und sprach: „Ich muß noch lange wandern, ehe ich zur Ruhe kommen kann. Wollt ihr mir aber einen Dienst erweisen, so gebt mir ein Pferd, eine Männerkleidung und ein wenig Geld, und laßt mich ziehen.“ Da gaben sie ihr ein schönes Pferd und Geld so viel sie wollte, und ließen ihr auch Männerkleidung machen. Die legte sie an, bestieg ihr Pferd und ritt davon.

Nicht lange, so kam sie in ein anderes Königreich, und als sie frug, wem es gehöre, hieß es: „Dem König Chicchereddu.“ Da ritt sie an das Schloß des Königs und ritt immer auf und ab. Der König aber stand am Balkon, und da er den schönen Jüngling sah, rief er ihn an, und frug ihn wo er her sei. Die Königstochter antwortete: „Ich bin fremd an diesem Orte und möchte mir gerne einen Dienst verschaffen.“ „Willst du mein Sekretär werden?“ frug der König. Da trat die Königstochter in den Dienst des Königs und wurde sein Sekretär. Der König aber gewann seinen neuen Diener sehr lieb, und wollte ihn immer um sich haben. Zuweilen aber kam ihm der Gedanke, es möchte wohl ein Mädchen sein.

Nun hatte der König eine Mutter, die war eine böse Zauberin und wußte wohl wer der vermeintliche Sekretär sei. Sie wollte aber durchaus, daß ihr Sohn eine andere Königstochter heirathe, und wenn er ihr sagte, der Sekretär sei gewiß ein verkleidetes Mädchen, redete sie es ihm immer aus. Da kam er eines Tages und sprach: „Mutter, ich muß mir Gewißheit verschaffen. Seht doch einmal seine Hände an, das sind ja keine Männerhände.“ Da sprach die Mutter: „Du bist ein dummer Tropf,

warum soll es nun durchaus ein Mädchen sein? Nimm ihn aber mit in den Garten. Wenn er ein Mädchen ist, so wird er sich vor Allem an den Blumen ergötzen und einen Strauß pflücken." Der König that es und ging mit seinem Sekretär in den Garten. „Sieh einmal die schönen Blumen," sprach er, willst du dir nicht einen Strauß pflücken?" Da antwortete die kluge Königstochter: „Was soll ich mit den Blumen machen? Gehen wir lieber ein wenig spazieren." Der König aber gab sich doch nicht zufrieden, und sprach wieder zu seiner Mutter: „Er hat die Blumen gar nicht beachtet, ich bin aber doch noch nicht überzeugt." „Weißt du was," sagte die Mutter, „schlage ihm vor, dich in's Männerbad zu begleiten. Nimmt er es an, so können dir doch keine Zweifel bleiben." Da rief der König seinen Sekretär und sprach: „Komm, der Tag ist so heiß, wir wollen ein Meerbad nehmen." „Ja wohl," antwortete die kluge Königstochter, und ging mit ihm. Als sie aber ganz nicht an das Badehaus angelangt waren, sprach sie: „Wir haben ja vergessen ein Handtuch mitzunehmen. Ich will aber schnell laufen und es holen." Da lief sie schnell in das Schloß und in ihr Zimmer, nahm einige Zettel Papier, und schrieb darauf: „Jungfräulich kam ich, jungfräulich geh ich weg, gefoppt ist König Chiccherebdu frech."*) Einen von den Zetteln legte sie auf ihren Schreibtisch, einen anderen klebte sie am Thor fest, bestieg ihr Pferd und ritt zu ihren Eltern zurück.

Unterdessen wartete der König immer auf seinen Sekretär, und als ihm die Zeit lang wurde, ging er auf das Schloß zurück. Da sah er schon am Thor den angeklebten Zettel, und als er in sein Arbeitszimmer ging, fand er auf dem Schreibtisch den zweiten Zettel. Der Sekretär aber war nirgends zu finden, und sein Pferd war auch fort. Da wurde es ihm klar, daß er doch Recht gehabt hatte, und er wurde ganz krank und schwermüthig, denn er hatte die Königstochter von Herzen lieb. Die alte Königin aber ward sehr zornig, daß ein junges Mädchen ihren Sohn zum Besten gehabt hatte und schwur sich zu rächen. Da nahm sie zwei Tauben und

*) Schetta vinni, schetta mi unn' annai, lu re Chiccherebdu lu gabbai.

ſprach einen Zauber darüber aus. Dann rief ſie einen Bauer und befahl ihm die zwei Tauben zur Königstochter zu bringen, und ſie ihr zu verkaufen. Da wanderte der Bauer ſo lange, bis er in die Stadt kam, wo die Königstochter wohnte und verkaufte ihr die zwei Tauben. Er war aber ein wohlmeinender Mann, und als er ſie ihr verkaufte, ſprach er: „Hört auf die Warnung eines redlichen Bauers und gebet nie den Tauben zu gleicher Zeit zu freſſen; einen Tag müßt ihr die Eine füttern, und den nächſten Tag die Andere.“ Das befolgte die Königstochter auch getreulich, und hatte ihre Freude an den hübſchen Thieren.

Eines Tages aber mußte ſie zur Meſſe gehen, und hatte noch nicht Zeit gehabt die Taube zu füttern. Da rief ſie ihre Kammerfrau, und ſprach zu ihr: „Füttere du die Tauben, an dieſer iſt heute die Reihe. Gieb aber ja der Anderen kein Futter.“ Die Kammerfrau aber war nachläſſig, und als die Königstochter zur Meſſe gegangen war, vergaß ſie ihren Befehl und gab beiden Tauben zu freſſen. In demſelbigen Augenblick wurde die Königstochter in das Schloß des Königs Chicchereddu verſetzt. Dort ließ ihr die alte Königin ihre ſchönen Kleider ausziehen und ſie mußte geringe Kleider anlegen und als Küchenmagd die niedrigſten Dienſte thun. Dabei wurde ſie von der alten Königin arg mißhandelt, bekam wenig zu eſſen und viele Schläge. Dem König aber that das Herz weh ſie in dieſem Zuſtande zu ſehen, denn er hatte ſie ſehr lieb. Er konnte aber Nichts thun gegen den Willen ſeiner Mutter. Eines Tages aber, da ſie wieder ſo mißhandelt wurde, nahm er ſich ein Herz, ergriff ſie und trug ſie in ſeinen Armen in ſein Zimmer. Dort lebte ſie nun mit ihm, und die alte Königin konnte ihr Nichts anhaben, ob ſie gleich Tag und Nacht darüber nachdachte, wie ſie ihr ein Leid anthun könnte. Da hörte ſie eines Tages, daß die Königstochter Ausſicht habe ein Kind zu bekommen. Als nun ihre Stunde gekommen war, ſetzte ſich die alte Zauberin an ihr Fenſter, ſteckte die gefalteten Hände zwiſchen die Knie, und ſprach: „Nicht eher ſoll die Königstochter ein Kind zur Welt bringen, als bis ich die Hände aus dieſer Lage genommen habe.“ So ſaß ſie, aß nicht und trank nicht, und die arme Königstochter lag in bittern Schmerzen,

und konnte das Kind nicht zur Welt bringen. Da rief der König einen Bauer und sprach zu ihm: „Geh in alle Kirchen der Stadt, gieb Jeder ein schönes Geschenk und befiehl allen Küstern die Todtenglocke zu läuten. Dann gehe hin und stelle dich unter das Fenster, wo meine Mutter sitzt. Wenn sie nun frägt: Was bedeuten denn diese Todtenglocken? so antworte du, der König Chicchereddu ist gestorben. Dann wird sie in ihrem Schmerz sich mit den Händen in's Haar fahren und der Zauber wird von meiner Frau genommen sein. Dann aber gehe hin, befiehl den Küstern in allen Kirchen mit allen Glocken Gloria zu läuten, und wenn sie dich dann wieder frägt, was denn nun los sei, so antworte ihr: Die Frau des Königs Chicchereddu ist eines Kindes genesen." Der Bauer ging hin und that wie der König ihm befohlen.

Als nun die alte Hexe alle die Todtenglocken hörte, frug sie ihn, wer denn gestorben sei. Da antwortete der Bauer: „Der König Chicchereddu ist gestorben." „O mein Sohn, mein Sohn!" rief die Königin, und raufte sich die Haare aus. In demselben Augenblick genas die Königstochter eines schönen Knaben. Da ging der Bauer hin, und ließ mit allen Glocken Gloria läuten. Das hörte die Königin und frug ihn: „Warum wird denn Gloria geläutet, wenn mein Sohn gestorben ist?" „Die Frau des Königs Chicchereddu hat einen schönen Knaben bekommen." antwortete der Bauer. Da merkte die alte Hexe, daß sie gefoppt worden war, und in ihrem Zorn schlug sie sich so lange den Kopf gegen die Mauer, bis sie todt hinfiel. Da feierte der König Chicchereddu ein glänzendes Hochzeitsfest, und die junge Königin ließ ihre Eltern zu sich kommen, und da lebten sie Alle glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

13. Die Schöne mit den sieben Schleiern.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gerne welche gehabt. Da wandte sich die

Königin an die Mutter Gottes vom Carmel,*) und bat: „Ach, heilige Mutter Gottes, wenn ihr mir ein Kind beſcheert, ſo gelobe ich euch, daß ich in ſeinem vierzehnten Jahr im Schloßhof einen Brunnen errichten laſſen will, aus dem ſoll ein ganzes Jahr lang Oel fließen. Nicht lange, ſo wurde die Königin guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen wunderſchönen Knaben, der wuchs einen Tag für zwei, und wurde immer ſchöner und ſtärker. Da er nun vierzehn Jahr alt geworden war, gedachten ſeine Eltern an ihr Gelübde, und ließen im Schloßhof einen Brunnen errichten, aus dem floß Oel. Der Königsſohn aber ſtand gern am Fenſter und betrachtete die Leute, die von nah und fern herbeikamen, um ſich Oel zu ſchöpfen.

Nun war das Jahr herum und der Brunnen floß nur noch ſpärlich, da hörte auch ein altes Mütterchen davon, und dachte: „Konnte ich es nun nicht früher erfahren.“ Wer weiß, ob der Brunnen jetzt noch fließt.“ Da nahm es ein Krüglein und einen Schwamm, und machte ſich auf den Weg zum Brunnen. Der hatte nun ſchon aufgehört zu fließen, im Becken aber lag noch etwas Oel. Da nahm die Alte den Schwamm, tauchte ihn in's Oel und drückte ihn dann in's Krüglein aus, und das that ſie ſo lange, bis endlich der Krug voll war. Der Königsſohn aber ſtand am Balkon und hatte Alles mit angeſehen, und in ſeinem Uebermuth nahm er einen Stein und warf damit nach dem Krüglein, daß es zerbrach und das Oel verſchüttet wurde. Da gerieth die Alte in einen großen Zorn und verwünſchte ihn: „So mögeſt du denn nicht eher heirathen. als bis du die Schöne mit den ſieben Schleiern gefunden haſt.“ Von dem Tag an wurde der Königsſohn ſchwermüthig und dachte immer nur an die Schöne mit den ſieben Schleiern.

Eines Tages aber trat er vor ſeine Eltern und ſprach: „Lieber Vater und liebe Mutter, gebet mir euren heiligen Segen, denn ich will in die weite Welt hinausziehen und mein Glück ſuchen.“ „O mein Sohn,“ rief die Mutter, „welches Glück willſt du denn noch ſuchen? Du haſt ja

*) Madonna del Carmine.

Alles, was du dir wünschen kannst. Bleibe bei uns, mein Kind, du bist uns erst nach vielen Gelübden geschenkt worden, und bist unser einziges Kind." Der Königssohn aber ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, sondern sprach: „Liebe Mutter, wenn ihr mir euren Segen nicht geben wollt, so werde ich eben ohne Segen fortziehen, denn ich will nicht länger hier bleiben." Da das die Eltern hörten, ließen sie ihn gewähren und segneten ihn, er aber steckte ein wenig Geld zu sich, bestieg ein schönes Pferd und ritt davon. Da wanderte er eine lange Zeit, immer gerade aus, denn er wußte nicht, wo er die Schöne mit den sieben Schleiern zu suchen habe. Endlich, nach vielen Tagen, kam er eines Abends an den Saum eines großen Waldes. Vor dem Wald aber lag ein hübsches Häuschen, darin wohnte ein Bauer mit seiner Frau und seinen Kindern. „Ich will hier übernachten," dachte der Königssohn, „und morgen will ich dann in den Wald hineinreiten." Also klopfte er an und begehrte ein Nachtlager, und der Bauer und seine Frau nahmen ihn auch freundlich auf. Am nächsten Morgen nahm er dankend Abschied von ihnen und ritt dem Walde zu. Da rief ihm die Bäuerin nach: „Schöner Jüngling, wohin reitet ihr? Wagt euch doch nicht in den finsteren Wald hinein, denn ihr wißt nicht, welchen Gefahren ihr entgegengeht. In diesem Walde sind furchtbare Riesen und wilde Thiere, die bewachen den Eingang zu der Schönen mit den sieben Schleiern. Da könnet ihr nicht durch." Der Königssohn aber antwortete: „Wenn hier der Weg zu der Schönen mit den sieben Schleiern führt, so bin ich auf dem richtigen Weg und muß ihn ziehen." „Ach, laßt euch warnen," sprach die Bäuerin, „ihr wißt nicht, wie viele Prinzen und Königssöhne in den Wald hinein gezogen sind, und Keiner ist je wieder herausgekommen." Der Königssohn ließ sich aber nicht von seinem Vorhaben abbringen, deßhalb sagte endlich die Frau: „Wenn ihr denn durchaus euer Glück versuchen wollt, so höret einen guten Rath. Eine Tagereise tief im Wald wohnt ein frommer Einsiedler; geht heute Abend zu ihm und fraget ihn um Rath." Da dankte der Königssohn der guten Frau und ritt in den Wald hinein, immer tiefer, bis er bei Dunkelwerden am Häuschen des Einsiedlers ankam.

Als er nun anklopfte, frug eine tiefe Stimme: „Wer bist du?“ „Ich bin ein armer Wanderer, der um ein Obdach bittet,“ antwortete der Königssohn. „Ich beschwöre dich bei dem Namen Gottes,“ rief der Einsiedler. „Nein, beschwört mich nicht,“ sagte der Jüngling, „denn ich bin eine getaufte Seele.“ Da öffnete der Einsiedler die Thür und nahm den Königssohn auf, und frug ihn, woher er komme und wohin er gehe. Als er aber hörte, daß er ausgezogen sei die Schöne mit den sieben Schleiern zu suchen, sprach er: „O mein Sohn, laß dich warnen und kehre wieder um. „Du bist verloren, wenn du weiter gehst.“ Der Königssohn wollte sich aber nicht warnen lassen. Da sagte endlich der Einsiedler: „Ich kann dir nicht helfen, aber ich will dir einen guten Rath geben: „Wenn du eine Thür siehst, die auf und zuschlägt, so halte sie fest. Ruhe dich jetzt aus und morgen will ich dir den Weg weisen, denn eine Tagereise tiefer im Wald wohnt mein älterer Bruder, der kann dir wohl helfen. Zu essen kann ich dir aber nur die Hälfte meines Brodes und meines Wassers geben, denn jeden Morgen bringt mir ein Engel vom Himmel einen Krug Wasser und einige Schnitte Brod, davon ernähre ich mich.“ Da theilten sie das Brod und das Wasser und bei Tagesanbruch machte sich der Jüngling auf den Weg.

Bei Dunkelwerden sah er wieder ein Licht von weitem, und als er sich näherte, sah er das Hüttchen des zweiten Einsiedlers, der nahm ihn freundlich auf wie sein Bruder und frug ihn, was er in dieser wilden Gegend suche. Als der Königssohn ihm Alles erzählt hatte, wollte er ihn auch bereden wieder umzukehren, aber der Jüngling blieb standhaft und so sagte endlich der Einsiedler: „Mein Bruder hat dir einen guten Rath gegeben, jetzt will ich dir auch etwas sagen. Wenn du einen Esel und einen Löwen siehst, von denen der Löwe das Heu des Esels im Maule hält und der Esel den Knochen des Löwen, so gehe nur muthig auf sie zu, und hilf ihnen, indem du Jedem das Seine giebst. Ruhe dich jetzt aus, morgen will ich dir den Weg zu meinem ältesten Bruder weisen, der wohnt noch eine Tagereise tiefer im Wald.“

Am nächsten Morgen machte sich der Königssohn wieder auf den

Weg, und bei Dunkelwerden kam er zum dritten Einſiedler, der war ſo alt, daß ihm ſein Bart bis an den Boden reichte. Der Einſiedler nahm ihn freundlich auf und frug ihn nach ſeinem Begehr. „Gut," ſagte er, als der Königsſohn Alles erzählt hatte, „ruhe dich jetzt nur aus, morgen will ich dir Beſcheid geben." Am andern Morgen aber ſprach er zu ihm: „Merke wohl auf jedes Wort, das ich dir ſagen werde, denn wenn du eins davon vergißt, ſo biſt du verloren. Drei Sachen mußt du mitnehmen: Einige Brode, einen Pack Beſen und ein Bündel Wedel,*) um das Feuer anzufachen. Wenn du nun auf dieſem Weg weitergehſt, ſo wirſt du zuerſt einen Eſel und einen Löwen treffen. Der Eſel hält den Knochen des Löwen im Maul und der Löwe das Heu des Eſels und ſtreiten ſich. Befolge aber nur den Rath meines zweiten Bruders, ſo werden ſie dich durchlaſſen. Dann wirſt du einige Rieſen treffen, die ſchlagen mit furchtbaren, eiſernen Keulen auf einen Ambos. Warte bis Alle zugleich ihre Keulen erheben und dich alſo nicht ſehen können. Dann laufe unter den Keulen durch, ſo ſchnell du kannſt. Dann wirſt du einen Feigenbaum am Wege ſtehen ſehen, mit kleinen, kümmerlichen Früchten. Pflücke einige, wirf ſie aber ja nicht weg, ſondern iß ſie und lobe den Baum. Wenn du am Feigenbaum vorbei biſt, wirſt du endlich an einen großen Palaſt kommen, darin wohnt die furchtbare Rieſin, welche die drei Schönen mit den ſieben Schleiern bewacht. Du mußt in den Palaſt hineindringen; gleich zu Anfang aber wird dich die Thüre aufhalten, die ſchlägt immer auf und zu. Vergiß nur nicht den Rath meines erſten Bruders, ſo wird ſie dich durchlaſſen. Nun werden dir einige grimmige Löwen entgegenſtürzen, um dich zu freſſen; wirf du ihnen aber das Brod vor, ſo werden ſie dir Nichts thun. Wenn du nun die Treppe hinaufgehſt, ſo werden dir die Diener der Rieſin entgegenſtürzen, mit großen Knüppeln, denn ſie haben keine Beſen und kehren den Boden nur mit Knüppeln. Zeige du ihnen aber deine Beſen und weiſe ihnen, wie ſie ſie gebrauchen ſollen, ſo werden ſie dich nicht mehr aufhalten. Weiter oben werden dir

*) Muscalori.

die Köche der Riesin entgegen kommen, schenke ihnen aber nur die Wedel, so werden sie dich durchlassen, denn sie haben keine. Endlich wirst du zur Riesin gelangen, die sitzt auf einem großen Thron, und wo ihr Ellenbogen ruht, liegen drei Kästchen, in jedem von diesen ist eine Schöne mit sieben Schleiern. Gieb ihr diesen Brief, den wird sie lesen und wird dir dann sagen, du solleſt ein wenig warten, bis sie im anderen Zimmer die Antwort schriebe. Sie geht aber um ihre Zähne zu wetzen, damit sie dich fresse. Deßhalb warte nicht auf sie, sondern ergreife schnell eines von den Kästchen und entflieh. Es ist einerlei, welches Kästchen du nimmst, hüte dich aber mehr als Eins zu berühren. Alle die Wächter werden dich ruhig vorbeilassen, reite nur so schnell du kannst, daß dich die Riesin nicht einhole. Das Kästchen darfst du nicht eher aufmachen, als bis du aus dem Walde und in der Nähe eines Brunnens bist. Denn wenn du es öffnest, so wird die Schöne rufen: „Wasser!“ und wenn du nicht gleich mit Wasser bei der Hand bist, so wird sie sterben. Wenn du alle meine Worte genau befolgst, so kommst du vielleicht glücklich wieder.“ Damit segnete der Einsiedler den Königssohn und ließ ihn ziehen.

Der Jüngling ritt immer weiter, bis er den Löwen und den Esel vor sich sah, die stritten sich, wie der Einsiedler ihm gesagt hatte. Da ging er auf sie zu und gab Jedem das Seine, und die ergrimmten Thiere beruhigten sich und ließen ihn durch. Als er nun weiter ritt, hörte er schon von Weitem ein furchtbares Getöse, das waren die Riesen, die mit ihren schweren, eisernen Keulen auf den Ambos schlugen. Da wartete er, bis sie Alle zugleich ihre Keulen erhoben und trieb dann sein Pferd unten durch, so schnell, daß die Riesen ihn nicht einmal bemerkten. Als er glücklich den Riesen entschlüpft war, sah er einen Feigenbaum am Wege stehen, der hing voll Früchte. Da pflückte er einige Feigen, und ob sie gleich klein und kümmerlich waren, so aß er sie doch und sprach: „Wie süß sind diese Feigen.“ Als er noch ein Weilchen geritten war, kam er zum Palast, in dem die Riesin hauste; die Thüre aber schlug immer auf und zu. Da stieg er vom Pferd und faßte die Thüre mit fester Hand und

hakte ſie ein. Kaum aber war er durchgegangen, ſo ſprangen ihm die grimmigen Löwen entgegen und wollten ihn freſſen. Da warf er ihnen das Brod hin und ſie ließen ihn durch. Wie er die Treppe hinaufgehen wollte, kamen ihm die Diener der Rieſin entgegen, die trugen große Knüppel und kehrten die Treppe. Als ſie ihn aber erblickten, wollten ſie ihn todtſchlagen. Da nahm er einen von ſeinen Beſen, und rief: „Seht, ſolch einen Beſen ſolltet ihr haben, dann könntet ihr im Augenblick die Treppe kehren.“ Da fing er an zu kehren und ſie waren ſo erfreut darüber, daß ſie die Beſen unter ſich vertheilten, und nicht mehr auf ihn achteten und er ſeinen Weg weiter fortſetzen konnte. Er kam aber nicht weit, denn bald kamen ihm die Köche der Rieſin entgegen, die hatten keine Wedel, ſondern mußten das Feuer mit dem Athem anfachen. Als er ihnen aber ſeine Wedel gab und ihnen zeigte, wie ſie ſie gebrauchen müßten, waren ſie hoch erfreut und ließen ihn ruhig durch. Endlich kam er in einen großen Saal, darin ſaß die Rieſin auf einem großen Thron, und war furchtbar anzuſehen, und ihr Ellenbogen ruhte auf drei kleinen Käſtchen an ihrer Seite. Als ſich nun der Jüngling verneigt hatte, übergab er ihr den Brief, den las ſie, und ſprach: „Warte hier ein wenig, ſchöner Jüngling, bis ich die Antwort geſchrieben habe.“ Der Königsſohn aber wußte wohl, daß ſie nur ging ihre Zähne zu wetzen, daher ergriff er augenblicklich das eine Käſtchen und entfloh. Er kam glücklich an den Köchen, den Dienern, den Löwen und der Thüre vorbei, beſtieg ſein Pferd und ritt davon wie der Wind, und auch der Feigenbaum, die Rieſen und der Löwe und der Eſel ließen ihn durch.

Als die Rieſin aus ihrem Zimmer kam und den Jüngling nicht mehr ſah, zählte ſie ſogleich die Käſtchen und fand, daß eins fehle. „Verrath, Verrath!“ ſchrie ſie da, und lief dem Königsſohn nach. „Warum habt ihr ihn durchgelaſſen?“ rief ſie den Köchen zu. Die aber antworteten: „So viele Jahre haben wir euch gedient, und ihr habt uns nie einen Wedel geſchenkt, um uns die Arbeit zu erleichtern. Dieſer Jüngling aber iſt freundlich mit uns geweſen, deßhalb haben wir ihn durchgelaſſen.“ Da lief ſie zu den Dienern und ſprach: „Warum habt ihr ihn

nicht mit euern Knüppeln todtgeschlagen?" „So viele Jahre haben wir euch gedient," antworteten sie, „und ihr habt uns nie einen Besen geschenkt, um uns die Arbeit zu erleichtern. Der Jüngling aber hat uns geholfen, und wir sollten ihn todtschlagen?" „O ihr Löwen, warum habt ihr ihn nicht gefressen?" rief die Riesin den Löwen zu. „Wenn ihr nicht still seid, so fressen wir euch. Wann habt ihr uns jemals Brod gegeben, wie der schöne Jüngling gethan hat!" Da sprach die Riesin zur Thür: „Warum hast du ihn durchgelassen?" „So viele Jahre verschließe ich euer Haus," antwortete die Thür, „aber euch ist es nie eingefallen, mich einzuhaken, wenn ich auf- und zuschlage." „O Feigenbaum," rief sie nun, „warum hast du ihn nicht aufgehalten?" „So viele Jahre seid ihr täglich an mir vorbeigegangen," erwiederte der Feigenbaum, „aber niemals habt ihr eine Feige genommen und sie gegessen. Das hat aber der schöne Jüngling gethan und hat meine Früchte gelobt." Da lief die Riesin zu den Riesen und machte ihnen Vorwürfe, daß sie ihn nicht mit ihren Keulen todtgeschlagen hätten. Sie aber antworteten: „Warum zwingt ihr uns auch den ganzen Tag auf den Ambos zu schlagen. Wenn wir die Keulen aufheben, können wir ja nicht sehen, wer vorbeikommt." Die Riesin aber lief und machte auch dem Löwen und dem Esel Vorwürfe, daß sie ihn nicht gefressen hätten. „Seid stille," antwortete der Löwe, „sonst fresse ich euch. So viele Jahre seid ihr an uns vorbeigegangen, und habt nicht daran gedacht Jedem das Futter zu geben, das ihm zukam. Das hat aber der schöne Jüngling gethan." Da mußte die Riesin umkehren, denn Niemand wollte ihr helfen, den Flüchtling zu verfolgen.

Der Königssohn aber eilte mit dem Kästchen durch den Wald, kam auch bei den drei Einsiedlern und bei den Bauersleuten vorbei, und dankte Allen für ihre Hülfe. Als er nun aus dem Walde heraus war, gedachte er das Kästchen aufzumachen. Also ritt er weiter, bis er an einen Brunnen kam, dort stieg er ab und öffnete das Kästchen. „Wasser," rief eine Stimme, und als er Wasser in das Kästchen gegossen hatte, erhob sich ein wunderschönes Mädchen, das war so schön, daß die Schön-

heit durch die sieben Schleier hindurchstrahlte, die es trug. Sonst aber war es unbekleidet. Da sprach der Königssohn zur Schönen mit den sieben Schleiern: „Steige auf diesen Baum und verbirg dich in dem dichten Laub, derweil ich nach Hause gehe und dir Kleider hole.“ „Ja,“ antwortete sie, „aber laß dich nur nicht von deiner Mutter küssen, sonst vergissest du mich, und wirst erst in einem Jahr, einem Monat und einem Tag an mich gedenken.“ Da versprach er ihr das und ritt nach Haus.

Als ihm nun seine Eltern entgegen kamen, rief er: „Liebe Mutter, küsset mich nicht, sonst vergesse ich meine liebe Braut.“ Weil es aber Abend war, so dachte er, er wolle diese eine Nacht bei seinen Eltern ruhen und am nächsten Morgen zu seiner Schönen zurückkehren. Da legte er sich hin, und als er schlief, kam seine Mutter herein, um ihn noch einmal zu sehen, und weil sie eine solche Sehnsucht hatte ihn zu küssen, so beugte sie sich über ihn und küßte ihn. Da vergaß er seine Braut und blieb bei seinen Eltern. Die Schöne aber wartete auf ihn, und als er nicht mehr kam, wurde sie ganz traurig und dachte: „Gewiß hat er sich von seiner Mutter küssen lassen und mich vergessen. So will ich denn hier auf dem Baum sitzen bleiben, und ein Jahr, einen Monat und einen Tag lang auf ihn warten.“

Als nun ein Jahr vergangen war, begab es sich eines Tages, daß eine schwarze häßliche Sklavin an den Brunnen kam, Wasser zu schöpfen. Da sie aber hineinschaute, erblickte sie das Bildniß der Schönen mit den sieben Schleiern, dachte, es wäre ihr eigenes Bildniß und rief: „Bin ich so schön, und sollte mit dem Kruge zum Brunnen gehn?“*) Da zerbrach sie ihren Krug und ging nach Haus. Als sie aber zu ihrer Herrin kam und kein Wasser mitbrachte, schalt die Herrin und frug, wo sie den Krug gelassen habe. „Ich sah mein Bildniß im Wasser,“ antwortete die Sklavin, „und weil ich so schön bin, so will ich nicht mehr gehen Wasser zu schöpfen.“ Die Herrin aber lachte sie aus und schickte sie sogleich wieder zum Brun-

*) Sugnu tantu bedda, e vaju all' aqua cu a quartaredda?

nen mit einem kupfernen Krug. Da schaute die Sklavin wieder in's Wasser und da sie das schöne Bildniß erblickte, so hob sie verwundert die Augen auf und sah die Schöne mit den sieben Schleiern. „Schönes Mädchen," rief sie. „was machst du da oben?" „Ich warte auf meinen Liebsten," antwortete die Schöne, „der ist ein schöner Königssohn, und wird in einem Monat und einem Tag kommen, um mich zu seiner Frau zu machen." „Ich will dich ein wenig kämmen," sprach die Sklavin, stieg zu ihr auf den Baum und kämmte sie. Sie hatte aber eine lange Nadel mit einem schwarzen Knopf, die nahm sie und steckte sie ihr unter dem Kämmen plötzlich in den Kopf. Die Schöne aber starb nicht, sondern wurde eine weiße Taube und flog davon. Nun blieb die schwarze, häßliche Sklavin auf dem Baume sitzen und wartete auf den Königssohn. Der war aber bei seinen Eltern und dachte nicht mehr an seine schöne verlassene Braut.

Nun wohnte in dem Schloß eine steinalte Kammerfrau, die war so alt, daß sie nicht mehr ordentlich sprechen konnte. Der Königssohn aber lachte sie aus, wenn sie so undeutlich sprach. Da er nun eines Tages wieder über sie lachte, und zugleich eine Orange schälte, schnitt er sich in den Finger und ein Blutstropfen fiel auf den weißen Marmorboden. Da rief die Alte: „So möget ihr nicht eher heirathen, als bis ihr eine Braut findet, so weiß wie der Marmorboden und so roth wie Blut." In demselben Augenblick waren ein Jahr, ein Monat und ein Tag vergangen, und der Königssohn rief: „Was soll ich länger suchen; ich habe ja eine schöne Braut." Da nahm er einen prächtigen Wagen und herrliche Kleider und fuhr zum Baum, wo er die Schöne gelassen hatte. Als er aber hinkam und die häßliche Gestalt erblickte, erschrak er und rief: „Was ist denn mit dir vorgegangen?" Sie antwortete:

„Die Sonne kam
Und mir die Farbe nahm,
Der Wind, der blies,
Die Stimme mich verließ." *)

*) Vinni lu suli, mi cangiau lu culuri, vinni lu ventu, mi cangiau lu parlamentu.

„Wenn ich denn Schuld daran bin," antwortete der Königsſohn, „ſo will ich dich heirathen, wie du auch ſein mögeſt." Da legte ſie die herrlichen Kleider an und ſetzte ſich in den ſchönen Wagen und fuhr auf das königliche Schloß. Als die Königin ſie aber ſah, ſprach ſie zu ihrem Sohn: „Konnteſt du keine Häßlichere finden? Dies iſt alſo die Schöne, für die du ſo viel gelitten haſt?" „Ich habe ſie verlaſſen," antwortete der Königsſohn, „und der Wind, der Regen und der Sonnenſchein haben ſie ſo entſtellt. Deßhalb will ich ſie heirathen, ſie mag ſein, wie ſie will." Alſo wurde ein ſchönes Hochzeitsfeſt gefeiert und der Königsſohn heirathete die falſche Sklavin.

Am anderen Morgen aber, als der Koch das Vorzimmer kehrte, kam eine weiße Taube hereingeflogen, die ſang: „Koch, Koch im Vorzimmer, was macht der König mit der Sklavin?"*) Dann flog ſie fort, gegen Mittag aber, als eben der Koch die Speiſen für des Königs Tiſch anrichtete, kam die weiße Taube wieder und ſang: „Koch, Koch in der Küche, was macht der König mit der Königin?" **) Dann flog ſie über die Speiſen und ſchüttelte ihre weißen Flügel, daß Salz herausfiel und alle die Speiſen verſalzen wurden. Der Königsſohn aber, da man ihm die verſalzenen Speiſen brachte, ließ er den Koch vor ſich kommen und frug ihn, wie das zugegangen ſei. „Ich bin wohl zerſtreut geweſen," antwortete der Koch. Als es aber jeden Tag ſo ging, wurde der Königsſohn endlich böſe und wollte den ungeſchickten Koch fortjagen. Da geſtand der Koch die Wahrheit und erzählte wie zweimal täglich eine weiße Taube komme, und nach ihm und der Königin frage. „Gut," antwortete der Königsſohn, „beſtreiche morgen den Fenſterſims mit Leim, und wenn die Taube kommt, ſo rufe mich."

Als nun am nächſten Morgen die Taube kam, war der Königsſohn ſchon in der Küche verſteckt und ſah, wie ſie ſich auf dem Fenſterſims niederließ und ſang: „Koch, Koch in der Küche, was macht der König mit der Königin?" Als ſie aber fortfliegen wollte, ſaß ſie in dem Leim feſt

*) Cocu, cocu ddi la sala, chi fa lu re cu la schiava.
**) Cocu, cocu ddi la cucina, chi fa lu re cu la regina?

und konnte sich nicht los machen. Da sprang der Königssohn hinzu und nahm sie in seinen Arm und streichelte sie. Dabei bemerkte er den schwarzen Knopf und dachte: „Du armes Thier, wer hat dich so gequält?“ Da zog er die Nadel heraus, und alsobald stand die Schöne mit den sieben Schleiern vor ihm, die war noch viel schöner geworden, und sprach: „Ich bin die Braut, die du auf dem Baum verlassen hast. Die schwarze Sklavin, die du zu deiner Frau genommen hast, hat mir die Nadel in den Kopf gestoßen, daß ich eine weiße Taube geworden bin, und hat meine Stelle eingenommen.“ Da ließ der Königssohn der Schönen herrliche Kleider anlegen und ließ sie in einem prächtigen Wagen auf das Schloß fahren, als ob sie von ferne her käme. Zur Sklavin aber sprach er: „Es ist eine fremde Hofdame gekommen, die mußt du mit allen Ehren empfangen und heute soll sie bei uns essen.“ Die Sklavin war es zufrieden und als die Schöne kam, erkannte sie sie nicht. Da sie nun gegessen hatten, sprach der Königssohn: „Edles Fräulein, wollet uns eure Lebensgeschichte erzählen.“ Da erzählte die Schöne, wie es ihr ergangen war, und die Sklavin ward verblendet, also daß sie Nichts merkte. „Was dünket euch,“ frug nun der Königssohn seine Frau, „was verdienet wohl diese falsche Sklavin?“ „Die verdienet nichts Besseres, denn daß man sie in einem Kessel mit siedendem Oel koche, und an einen Pferdeschwanz gebunden durch die ganze Stadt schleife,“ antwortete die Sklavin. Der Königssohn aber rief: „Du hast dein eigenes Urtheil gesprochen, und so soll es mit dir geschehen.“ Da wurde sie in einen Kessel mit siedendem Oel geworfen, und nachher an einen Pferdeschwanz gebunden und durch die ganze Stadt geschleift.

Der Königssohn aber feierte eine noch glänzendere Hochzeit, und heirathete die Schöne mit den sieben Schleiern. Da blieben sie reich und getröstet, und wir sind hier sitzen geblieben.

14. Von der ſchönen Nzentola.*)

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind und hätten doch ſo gern eins gehabt. Da that der König ein Gelübde, wenn ihm ein Sohn beſcheert würde, ſo wolle er, wenn das Kind zwölf Jahre alt ſei, einen ſchönen Brunnen errichten, und zwölf Stunden lang Oel fließen laſſen, daß Jeder ſich mit Oel verſehen könne. Nicht lange, ſo wurde die Königin guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen wunderſchönen Knaben. Denkt euch nur, welche Freude die Eltern hatten!

Das Kind wuchs heran, und wurde mit jedem Tage ſchöner. Als es zwölf Jahre alt war, gedachte der König an ſein Gelübde, ließ einen ſchönen Brunnen in ſeinem Schloßhof errichten, und in ſeinem ganzen Reiche verkündigen, vierundzwanzig Stunden lang werde Oel fließen, es könne ein Jeder kommen und Oel ſchöpfen, ſo viel er wolle. Da kamen von nah und fern die Leute herbei, und drängten ſich um den Brunnen, um das Oel zu ſchöpfen; der Königsſohn aber ſtand auf dem Balkon und freute ſich des Schauſpiels. Zuletzt, als das Oel ſchon aufgehört hatte zu fließen, kam noch eine alte Frau mit einem Krüglein. Als ſie aber ſah, daß ſie ihren Krug nicht mehr würde füllen können, nahm ſie einen Schwamm, und ſammelte ſorgſam das Oel, das in den Ritzen zurückgeblieben war. Der Königsſohn aber ſtand am Fenſter und ſah zu, und als die Alte ihr Krüglein endlich voll hatte, nahm er im Uebermuth einen Stein, und warf damit nach dem Krüglein, alſo daß es zerbrach, und das Oel verſchüttet wurde. Da rief die Alte im Zorn: „So mögeſt du nicht eher heirathen, als bis du die ſchöne Nzentola gefunden haſt.“ Von dem Tage an dachte der Königsſohn nur an die ſchöne Nzentola, und hatte keine Ruhe mehr bei ſeinen Eltern, und als er etwas älter geworden war, trat er vor ſeinen Vater und ſprach: „Lieber Vater, gebet mir ein Pferd und laſſet mich ausziehn, die ſchöne Nzentola zu ſuchen.“ „O mein Sohn,“

* Diminutiv von Innocenzia.

rief der Vater ganz erschrocken, „bist du verrückt? Weißt du auch, wie schwierig es ist, die schöne Nzentola zu finden? Weißt du auch, daß ihre Eltern Menschenfresser sind? Denke nicht mehr daran, mein Sohn, und bleibe bei uns; hier fehlt dir ja nichts und du bist unser einziger Sohn.“ Der Königssohn aber ließ sich nicht halten, sondern bat immer und immer wieder den König, ihn doch ziehen zu lassen, bis er ihm endlich ein Pferd gab, und ihn mit seinem Segen ziehen ließ.

Der Königssohn ritt eine lange Zeit immer gerade aus bis er endlich eines Abends in eine wilde Gegend kam, wo kein Haus zu sehen war. In der Ferne aber sah er ein Lichtchen, auf das ging er zu, und kam an eine Hütte, darin wohnte ein Einsiedler. Dieser Einsiedler aber war der erste Wächter der schönen Nzentola. „Wer ist da draußen?“ frug er mit einer tiefen Stimme. „Ich bin ein armer Jüngling,“ antwortete der Königssohn, „lasset mich diese Nacht hier ruhen, und morgen will ich meines Weges weiter ziehen.“ „Was? du willst wohl die schöne Nzentola rauben? Jetzt fresse ich dich.“ „Fresset mich nicht,“ bat der Königssohn, „ich weiß von keiner schönen Nzentola, und will nur zu meinem Vergnügen ein wenig jagen.“ Da schloß ihm der Einsiedler die Thüre auf, gab ihm etwas zu essen, und wies ihm ein Lager an. Am anderen Morgen als der Königssohn Abschied nahm, gab ihm der Einsiedler einen Stab von Sammet und Gold, und sprach: „Höre auf meinen Rath, nimm diesen Stab, er wird dir nützen. Eine Tagereise von hier wohnt mein älterer Bruder, bei dem mußt du die nächste Nacht ruhen, und wenn du von ihm weiter ziehst, so lasse dir von ihm zwei Brode geben, sie werden dir nützen. Morgen aber wirst du zu meinem ältesten Bruder kommen, der wird dich aufnehmen. Wenn du nun bei ihm zu Tische sitzest, so reiße ihm drei Barthaare aus und verwahre sie wohl, sie werden dir nützen.“ Der Jüngling dankte und ritt den ganzen Tag, bis er am Abend zum zweiten Einsiedler kam.

Er klopfte an, und der Einsiedler sprach: „Wer ist da draußen?“ „Ich bin ein armer Jüngling, lasset mich diese Nacht hier ruhen, und morgen will ich meines Weges weiter ziehen.“ „Was? du willst wohl die

schöne Nzentola rauben?" brummte der Einsiedler, „jetzt fresse ich dich!" „Fresset mich nicht," bat der Königssohn, „ich weiß von keiner schönen Nzentola, und will nur zu meinem Vergnügen ein wenig jagen." Da machte der Einsiedler seine Thüre auf, und gab ihm zu essen, und ein Lager für die Nacht. Als er am anderen Morgen Abschied nahm, bat er den Einsiedler: „Gebet mir noch zwei Brode mit, daß ich in dieser Einöde nicht Hungers sterbe." Da gab ihm der Einsiedler die beiden Brode, und brummte: „Laß es dir nicht einfallen, die schöne Nzentola zu rauben, sonst geht es dir schlecht." „Was geht mich die schöne Nzentola an," sprach der Königssohn und ritt davon.

Am Abend kam er zum dritten Einsiedler, der war steinalt, und hatte einen langen weißen Bart, und brummte mit tiefer Stimme: „Wer ist da draußen?" Der Königssohn bat ihn um ein Nachtlager, aber der Einsiedler sprach: „Du willst wohl die schöne Nzentola rauben? Jetzt fresse ich dich!" Der Königssohn aber verschwor sich, er wisse nicht, wer die schöne Nzentola sei, und der Einsiedler ließ ihn endlich herein. Als sie nun beim Essen waren, fuhr der Königssohn auf einmal dem Alten in den Bart, und riß ihm drei Barthaare aus. „Was fällt dir ein?" schrie der Einsiedler, „jetzt fresse ich dich!" „Ach, warum wollt ihr mich denn fressen?" sprach der Königssohn. „Eine Fliege hat sich in euren Bart verwickelt, und da ich euch davon befreien wollte, blieben mir die Haare zwischen den Fingern hängen." Da beruhigte sich der Alte, und wies ihm sein Lager an, und am nächsten Morgen bestieg der Königssohn sein Pferd und ritt weiter.

Nachdem er nun noch eine Zeit lang geritten war, kam er in eine Ebene, und sah ein wunderschönes Schloß vor sich. Die Thüre stand offen, aber eine riesige Scheere war davor angebracht, die bewegte sich fortwährend auf und zu, also daß Niemand durch konnte. Da stieg der Königssohn vom Pferd, nahm den Stab von Sammet und Gold, und steckte ihn zwischen die Scheere, und während die Scheere den Stab zerschnitt, schlüpfte er unten durch. Kaum war er in das Schloß gedrungen, so stürzten ihm zwei brüllende Löwen entgegen, und wollten ihn fressen.

Da warf er ihnen die beiden Brode hin, und während sie damit beschäftigt waren, eilte er die Treppe hinauf. In dem Vorzimmer aber war die Musca vana*) die erhob ein lautes Gesumme, wenn Jemand in das Schloß drang, damit die Hexe es hören und herbeieilen sollte, der Königssohn aber warf ihr die drei Barthaare zu, daß sie sich darin verwickelte, und nicht mehr an's Summen dachte. Endlich trat der Königssohn in einen großen Saal, darin saß die schöne Nzentola, die war schöner als die Sonne. „O schöne Nzentola," sprach er, „sieh, wie viel habe ich um deinetwillen gearbeitet und gelitten. Nun mußt du mir folgen, und meine Gemahlin werden." „Wie ist das möglich?" antwortete sie. „Meine Eltern sind ausgegangen, aber sie werden gleich wiederkommen, und wenn sie dich finden, so fressen sie dich." „Dafür kannst du sorgen," sprach er, „ich habe so viel für dich gethan, jetzt mußt du ausdenken, wie wir fliehen können." „Gut," antwortete die schöne Nzentola, „so will ich dich jetzt in meiner Kammer verstecken, und diese Nacht wollen wir entfliehen." Da versteckte sie ihn in ihre Kammer, und bald kamen der Menschenfresser und seine Frau, und brummten: „Wir riechen Menschenfleisch, wir riechen Menschenfleisch." „Ach was," antwortete die Tochter, „wie sollte ein Mensch hierher kommen. Bin ich nicht gut verwahrt, da die Musca vana und zwei Löwen, und die Scheere mich bewachen?" Als nun der Menschenfresser und seine Frau schliefen, rief die schöne Nzentola den Königssohn, spuckte einmal auf den Boden und entfloh mit dem Jüngling.

Nach einer Weile erwachte die alte Hexe, und da sie die Tochter nicht sah, rief sie: „Schöne Nzentola, komm, lege dich schlafen." „Gleich," ich muß nur noch diesen Strumpf fertig stricken." „Wie weit bist du denn?" „Ich habe das halbe Bein gestrickt." Nach einem Stündchen rief die Hexe wieder: „Schöne Nzentola, komm, lege dich schlafen." „Gleich, ich muß nur noch diesen Strumpf fertig stricken." „Wie weit bist du denn?" „Ich bin beim Abnehmen." Wieder nach einem Weilchen rief die Hexe: „Schöne Nzentola, so komm doch, und lege dich schlafen."

*) Eitle Fliege. Hummel. Brummfliege.

„Gleich, ich muß nur noch den Strumpf fertig ſtricken.“ „Wie weit biſt du denn?“ „Ich ſtricke die Ferſe.“ Unterdeſſen war es beinahe Tag geworden, da rief die Hexe noch einmal: „Schöne Nzentola, ſo komm doch und lege dich ſchlafen.“ Der Speichel aber war vertrocknet und antwortete nicht mehr. „Schöne Nzentola, ſchöne Nzentola,“ rief die Hexe, aber die ſchöne Nzentola war längſt über alle Berge. Da weckte die Hexe den Menſchenfreſſer, und rief: „Unſere Tochter iſt entflohen, komm, wir wollen ſie verfolgen.“ Um ſie aber einzuholen, verwandelten ſich der Menſchenfreſſer und ſeine Frau in eine rothe und eine weiße Wolke, und hatten die Beiden bald eingeholt.

„Schaue hinter dich, und ſage mir, was du ſiehſt,“ ſprach die ſchöne Nzentola zum Königsſohn. „Ich ſehe eine rothe und eine weiße Wolke,“ antwortete der Königsſohn. „So werde ich zur Kirche und du zum Sakriſtan,“ ſprach die Schöne, und alſobald wurde ſie zur Kirche und der Königsſohn zum Sakriſtan. Der Menſchenfreſſer aber und ſeine Frau nahmen ihre natürliche Geſtalt an, kamen auf den Sakriſtan zu und frugen ihn: „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Für die Meſſe iſt's noch nicht Zeit,“ ſprach er und that als verſtehe er ſie nicht. „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Der Pater iſt noch nicht gekommen.“ „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Der Kelch iſt noch nicht gebracht worden.“ „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Die Hoſtie iſt vergeſſen worden.“ „Sind ein Mann und eine Frau vorbeigekommen?“ „Das Meßbuch iſt nicht zu finden.“ Da verloren die Beiden endlich die Geduld, und kehrten brummend nach Hauſe zurück. Die Hexe aber hatte keine Ruhe und ſprach: „Ich muß ſie doch noch einholen, und wenn du nicht mitkommſt, ſo gehe ich allein.“ Da verwandelte ſie ſich in eine weiße Wolke und flog den Beiden nach.

„Schau hinter dich, und ſage mir, was du ſiehſt,“ ſprach die ſchöne Nzentola. „Ich ſehe eine weiße Wolke.“ „So werde ich zum Garten und du zum Gärtner darin.“ Da wurde ſie zum Garten und der Königsſohn zum Gärtner, und als die Hexe kam, frug ſie ihn: „Sind ein Mann

und eine Frau vorbeigelaufen?" Der Fenchel ist noch nicht reif." „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigelaufen?" „Lattich kann ich euch noch keinen geben." „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbei gelaufen?" „Was sucht ihr Kohlrabi zu dieser Zeit?" „Willst du mich zum Besten haben," schrie die Hexe und wollte den Gärtner angreifen. Die schöne Nzentola aber rief: „Werde du zum Rosenstrauch und ich zur Rose darauf." Da wurde der Königssohn zum Rosenstrauch, auf dem blühte eine wunderschöne Rose. Doch die Hexe wußte wohl, daß die Rose ihre Tochter sei, und wollte sie pflücken; aber der Rosenstrauch stach sie mit seinen Dornen, daß sie ganz zerkratzt wurde. Sie kehrte sich aber nicht daran, und streckte schon die Hand nach der schönen Rose aus, da rief die schöne Nzentola: „Werde du zum Brunnen und ich zum Aal darin." Alsbald war der Rosenstrauch verschwunden, und statt dessen stand ein Brunnen da, mit klarem Wasser gefüllt, darin spielte ein Aal. Die Hexe wollte den Aal fangen, aber so oft sie ihn schon in der Hand zu haben glaubte, schlüpfte ihr der Aal zwischen den Fingern durch. „Schöne Nzentola, schöne Nzentola," rief sie, „komm mit oder es wird dich reuen." Aber sie mochte rufen, so viel sie wollte, die schöne Nzentola folgte nicht. Da sprach die Hexe: „So möge er denn deiner vergessen bei dem ersten Kuß, den seine Mutter ihm gibt!" und kehrte in ihr Schloß zurück.

Die schöne Nzentola und der Königssohn aber setzten ihren Weg fort, und als sie schon nahe bei der Stadt waren, wo seine Eltern wohnten, sprach er zu ihr: „Schöne Nzentola, es gebührt dir nicht, also in meines Vaters Schloß einzuziehen. Bleibe hier, bis ich gehe, und meinem Vater deine Ankunft melde. Morgen komme ich wieder mit einem herrlichen Wagen und großen Gefolge, und führe dich im Triumph auf das Schloß." „Ach nein," bat sie, „laß mich nicht hier; denn wenn du deine Mutter küssest, so wirst du meiner vergessen." „Sei ohne Sorge," antwortete er, „ich werde meine Mutter nicht küssen, und morgen komme ich wieder." Da führte er sie zu einem Bauer seines Vaters und ließ sie dort im Bauernhaus. Als er nun auf das Schloß kam, waren seine Eltern voller Freude, ihren lieben Sohn wiederzusehen; er aber sprach:

„Liebe Mutter, ihr müſſet mich nicht küſſen, ſonſt vergeſſe ich meine liebe Braut, denn ich habe die ſchöne Nzentola gefunden, und morgen will ich mit großem Gefolge hinausfahren und ſie herbringen. Als er aber am Abend ſich zur Ruhe gelegt hatte, konnte die Königin dem Verlangen nicht widerſtehen, ihren Sohn zu küſſen, und dachte: „Ich will ihn ſchon an die ſchöne Nzentola erinnern.“ Da ging ſie in ſeine Kammer und küßte ihn, und in demſelben Augenblick vergaß er die ſchöne Nzentola, und als er aufwachte, wußte er nichts mehr von ihr. „Lieber Sohn, willſt du dich nicht auf den Weg machen, die ſchöne Nzentola einzuholen? frug die Königin. „Wer iſt die ſchöne Nzentola? Ich weiß nichts von ihr, und will nichts von ihr wiſſen,“ antwortete der Königsſohn, blieb bei ſeinen Eltern und führte ein herrliches Leben, und nach einiger Zeit wählte er ſich eine andere Braut, und bald ſollte die Hochzeit ſein.

Der Bauer aber, bei dem die ſchöne Nzentola geblieben war, pflegte hie und da nach der Stadt zu gehen. Da er nun eines Tages nach Hauſe kam, frug ihn die Schöne, was es Neues in der Stadt gebe. „Der Königsſohn hat ſich eine edle Braut erwählt, und nächſtens ſoll die Hochzeit ſein,“ antwortete der Bauer. „Thut mir einen Gefallen,“ ſprach die ſchöne Nzentola, „kaufet mir in der Stadt ſieben rottoli Zucker und Honig, und ſieben rottoli Mandelteig.“ Als der Bauer ihr das nun gebracht hatte, bildete ſie zwei ſchöne Tauben daraus, und ſprach einen Zauberſpruch über ſie aus, gab ſie dem Bauer und bat: „Bringet dieſe Tauben in das königliche Schloß, und laſſet ſie heimlich in die Kammer des Königsſohnes bringen.“ Der Bauer that, wie ſie wünſchte, und als der Königsſohn in die Kammer kam, ſaßen da die beiden Tauben.

„Ei, wie hübſch ſind dieſe Tauben,“ ſprach er und ging näher hinzu. Da fing die eine Taube an: „Kurr, kurr, denkſt du noch daran, wie du zu mir kamſt, und mir ſagteſt, du hätteſt ſo viel für mich gelitten, und nun müßte ich dir folgen?“ „Ja,“ antwortete die andere Taube. „Kurr, kurr, denkſt du noch daran, wie ich dich in meine Kammer verſteckte, damit meine Eltern dich nicht freſſen ſollten?“ „Ja.“ „Kurr, kurr, denkſt du noch daran, wie ich in der Nacht mit dir geflohen bin,

und auf den Boden spuckte, damit der Speichel statt meiner antworten sollte?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie meine Eltern uns verfolgten, und ich mich in eine Kirche verwandelte, und dich in den Sakristan? Wie sie dich dann frugen, ob ein Mann und eine Frau vorbeigekommen seien und du antwortetest, der Pater sei noch nicht gekommen, und der Kelch und die Hostie seien noch nicht gebracht worden, und das Meßbuch sei nicht zu finden?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie meine Mutter uns wieder einholte, und ich mich in einen Garten verwandelte und dich in den Gärtner? Wie sie dich frug, ob ein Mann und eine Frau vorbeigekommen seien, und du sprachst dagegen von Fenchel, Lattich und Kohlrabi?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie du zum Rosenstrauch wurdest, und ich zur Rose, und wie meine Mutter mich pflücken wollte, und du sie mit deinen Dornen zerstachst?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie du zum Brunnen wurdest und ich zum Aal darin, und wie meine Mutter mich fangen wollte, und ich ihr zwischen den Fingern durchschlüpfte?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie meine Mutter mich rief: Schöne Nzentola, komm mit, sonst wird es dich reuen, und ich nicht auf sie hörte, sondern Vater und Mutter verließ, um dir zu folgen? Und wie sie mich dann verwünschte: So möge er denn deiner vergessen bei dem ersten Kuß, den seine Mutter ihm gibt?" „Ja." „Kurr, kurr, und denkst du noch daran, wie du mich im Bauernhaus ließest, und versprachest wieder zu kommen?" Als sie aber vom Bauernhaus sprach, erinnerte sich der Königssohn alles dessen, was vorhergegangen war, und eilte zum König und sprach: „Lieber Vater, schicket meine Braut nur wieder nach Hause zurück, denn ich habe ja schon eine Braut, meine schöne Nzentola, für die ich so viel gelitten habe."

Da setzte er sich in einen prächtigen Wagen, und nahm herrliche Kleider mit, und ein großes Gefolge, und fuhr nach dem Bauernhaus, um die schöne Nzentola abzuholen. „Hatte ich es dir nicht gesagt, du solltest mich nicht hier lassen?" sprach sie. „Meine Mutter küßte mich, während ich schlief," antworte er, „deshalb vergaß ich deiner. Doch nun

sind alle Leiden zu Ende, und ich bin gekommen, dich auf mein Schloß zu bringen." Da legte sie die schönen Kleider an, und setzte sich zu ihm in den prächtigen Wagen, und fuhr auf's königliche Schloß mit allen Ehren. Der König und die Königin aber freuten sich über die schöne Braut ihres Sohnes, und veranstalteten eine glänzende Hochzeit. So wurden sie Mann und Frau, und nun ist die Geschichte aus.

---

15. Der König Stieglitz.*)

Es war einmal ein armer Schuster, der hatte drei sehr schöne Töchter, die Jüngste aber war die Schönste. Er war aber sehr arm und obgleich er den ganzen Tag herumlief und Arbeit suchte, verdiente er doch sehr selten etwas. Wenn er nun Abends mit leeren Händen nach Hause kam, fuhr ihn seine Frau mit harten Worten an und auch seine Töchter machten ihm Vorwürfe.

Eines Tages nun war er lange herumgewandert und hatte Nichts verdient. Da kam er in einen Wald, und weil er so müde war, setzte er sich auf einen großen Stein und sprach ganz trostlos: „Ach. weh mir! Kaum hatte er das gesagt, so stand ein schöner Jüngling vor ihm, der frug: „Warum hast du mich gerufen?" „Ich habe euch nicht gerufen, edler Herr," antwortete der Schuster. „Doch! wenn Jemand sich auf diesen Stein setzt und ruft: Ach, weh mir! dann muß ich immer erscheinen," sprach der Jüngling. Da erzählte ihm der Schuster, wie schlecht es ihm ergehe, und der schöne Jüngling sprach zu ihm: „Komm mit mir, ich will dir etwas geben." Da führte er ihn durch einen unterirdischen Gang in ein wunderschönes Schloß, das war aber auch unterirdisch, und gab ihm zu essen, so viel sein Herz begehrte. Dann füllte er ihm noch die Taschen mit Geld und sprach: „Kehre zu deiner Familie zurück, über acht Tage

*) Cardiddu.

aber mußt du mir deine jüngste Tochter herbringen. Ich kann sie jetzt zwar noch nicht heirathen, aber der Tag wird kommen wo ich sie zu meiner Gemahlin machen kann."

Der arme Schuster machte sich fröhlich auf den Weg, kaufte Einiges ein für seine Familie, und kehrte nach Hause zurück. Als er anklopfte, hörte er schon seine Frau und seine Töchter, die sagten: „Da kommt er gewiß wieder mit leeren Händen, und wir verhungern fast." Als er ihnen aber seine Schätze zeigte, wurden sie ganz freundlich, und seine Töchter umarmten ihn und nannten ihn ihr liebes Väterchen. „So?" sprach er, „jetzt bin ich euer liebes Väterchen!" Da erzählte er ihnen, wie es ihm ergangen sei, und sagte auch seiner jüngsten Tochter, daß er versprochen habe, sie dem Jüngling zu bringen. Die war es zufrieden und nach acht Tagen machte sie sich mit ihrem Vater auf den Weg. Als sie an den großen Stein kamen, setzte er sich darauf und rief: „Ach, weh mir!" Sogleich erschien der schöne Jüngling, führte sie Beide in sein unterirdisches Schloß und bewirthete sie herrlich. Dann umarmte der Vater seine Tochter und ging nach Haus.

Nun hatte das Mädchen ein herrliches Leben. Der schöne Jüngling zeigte ihr alle Zimmer des Schlosses und sprach zu ihr: „Mit diesen Schätzen darfst du thun was du willst, und wenn deine Schwestern dich besuchen, darfst du ihnen davon geben, so viel du willst." Zuletzt aber zeigte er ihr ein verschlossenes kleines Zimmer, und sprach: „Dieses Zimmer aber darfst du nie aufmachen. Hüte dich wohl, dich von deinen Schwestern dazu überreden zu lassen. Es wäre dein Unglück. Achte wohl auf das was ich dir sage, denn ich bin nicht immer bei dir. Ich muß sehr oft auf zwei oder drei Tage fortgehen, ich kann dir aber nicht sagen, wohin." Der schöne Jüngling aber war ein König, der König Cardiddu und war von einer alten Hexe*) in dieses unterirdische Schloß verbannt

*) Mamma draja, Neugriechisch Drakäna, die menschenfressende Hexe, französisch ogresse, während die gewöhnliche Hexe mavara (magara) genannt wird, die schöne, aber nicht immer wohlthätige Zauberin maga, und die Fee fata.

worden, weil er ihre Tochter nicht hatte heirathen wollen. Zu dieſer alten Hexe mußte er auch gehen, wenn er auf zwei oder drei Tage fortging. In dem Zimmer aber waren hilfreiche Feen, die nähten Kinderzeug für die Schuſterstochter.

Nun begab es ſich eines Tages, daß der König wieder auf einige Tage verreiſen mußte, und vor ſeiner Abreiſe ſchärfte er ſeiner Frau alle ſeine Warnungen noch einmal ein. Als er nun weg war, kamen die Schweſtern der jungen Frau und wollten ſie beſuchen. Da bewirthete ſie ſie auf's Herrlichſte, zeigte ihnen das ganze Schloß und beſchenkte ſie reichlich. Als ſie aber vor der verſchloſſenen Thür vorbeikamen, ſprach die eine Schweſter: „Schließe doch dieſe Thür auf und laß uns ſehen was darinnen iſt.“ „Nein,“ antwortete ſie, „in dieſes Zimmer darf ich nicht hineingehen, mein Mann hat es mir verboten.“ „Ach was,“ ſagten die Schweſtern, „dein Mann iſt ſo viele Meilen weit, der merkt ja Nichts davon.“ Sie aber blieb ſtandhaft und wollte nicht aufmachen. Da ſagten die Schweſtern: „Wenn wir erſt einmal fort ſind, wirſt du ganz gewiß aufmachen.“ Damit gingen ſie fort, und nicht lange ſo kam der König nach Haus. „Sind deine Schweſtern hier geweſen?“ frug er, „und haſt du ihnen auch das Zimmer nicht aufgeſchloſſen?“ „Nein,“ ſprach ſie, „ich habe eurem Befehl gehorcht.“ Sie hatte aber gar keine Ruhe mehr, und dachte immer nur, wie ſie ihre Neugierde befriedigen könnte. Als er nun ſchlief, nahm ſie leiſe eine Kerze, und beugte ſich über ihn, um zu ſehen, ob er ſchliefe. Dabei aber hielt ſie die Kerze ſchief und ein Tropfen Wachs fiel herab, und gerade auf des Königs Stirn. In demſelben Augenblick aber befand ſie ſich auf dem großen Stein im Wald, und der König ſtand neben ihr und ſprach: „Siehſt du, daß deine Neugierde dein Unglück geweſen iſt? Ich kann dich nun nicht länger behalten, du mußt in die weite Welt hinauswandern. Wenn du aber thuſt was ich dir ſage, wirſt du vielleicht doch noch meine Gemahlin. Gehe immer gerade aus, ſo wirſt du endlich an das Haus der alten Hexe kommen. Da ſetze dich hin, ſo wird ſie dich rufen und dir ſagen, du ſolleſt heraufkommen. Nimm dich aber in Acht, ſie will dich freſſen. Gehe alſo nicht eher hinauf, als bis

ſie dir bei dem Namen des Königs Cardiddu ſchwört, dich nicht zu freſſen. Dann gehe ruhig hinauf und laſſe dich vor ihr in den Dienſt nehmen. Als der König das geſagt hatte, verſchwand er, und die arme Frau blieb allein in dem finſtern Wald.

Da fing ſie an zu wandern, und weinte bitterlich, und als es Tag geworden war, kam ſie richtig an das Haus der alten Hexe. Da ſetzte ſie ſich vor die Thür und ſchaute betrübt vor ſich hin. Als die Hexe ſie nun erblickte, dachte ſie: „Das wäre ein ſchöner Braten für mich," und rief ihr gar freundlich zu: „Schönes Mädchen, komm doch herauf zu mir." Sie aber antwortete: „Ach nein, ich komme nicht, denn ihr wollt mich doch nur freſſen." „Das fällt mir gar nicht ein," ſprach die Hexe, „komm nur." „So ſchwört mir bei dem Namen des Königs Cardiddu," ſprach die Frau, „daß ihr mich nicht freſſen wollt." Da ſchwur die Hexe bei dem Namen des Königs Cardiddu, und die arme Frau ging hinauf, und ließ ſich als Magd dingen. Die Hexe aber konnte es nicht verwinden, daß ſie ſie nicht freſſen durfte, und trachtete immer, wie ſie ſie in eine Schlinge locken könnte.

Eines Tages alſo rief ſie ihre neue Magd und ſprach: „Ich muß in die Meſſe gehen, während ich dort bin kehre das Haus und kehre es nicht." Nun ſtand die arme Frau rathlos da und wußte gar nicht, wie ſie dieſen Befehl ausführen ſolle, und in ihrer Angſt fing ſie bitterlich an zu weinen. Auf einmal erſchien der König Cardiddu, und frug ſie, warum ſie weine. Da klagte ſie ihm ihr Leid. „So," ſagte er, jetzt weißt du keinen Ausweg mehr? Rufe doch deine Schweſtern, die geben dir ja ſonſt ſo gute Rathſchläge, vielleicht können ſie dir jetzt auch helfen." Als er ſie aber ſo weinen ſah, ſprach er: „Nun, weine nur nicht, ich will dir ſchon helfen. Kehre das ganze Haus recht ſäuberlich, dann aber nimm den Korb mit dem Kehricht und laß ihn die Treppe hinunterrollen." Das that ſie, und als die Hexe nach Hauſe kam, ſah ſie, daß ihr Befehl richtig ausgeführt worden war, und ergrimmte, aber ſie konnte ihr Nichts anhaben.

Den nächſten Morgen rief ſie ſie wieder und ſprach: „Ich gehe in

die Meſſe; zünde das Feuer an und zünde es nicht an." Nun war die arme Frau wieder rathlos und fing an zu weinen. Da kam der König Cardiddu wieder und ſprach: „Weißt du dir ſchon wieder nicht zu helfen? Rufe doch deine Schweſtern, die können dir gewiß rathen." „Ach," antwortete ſie, „wenn ihr mich nur zum Beſten haben wollt, ſo laßt mich doch in Ruhe." Da that ſie ihm leid und er ſprach: „Nun, weine nur nicht. Lege das Holz zurecht, als ob du Feuer machen wollteſt, ſtelle auch den Keſſel darauf und die Zündhölzchen lege daneben, aber ohne es anzuzünden." Das that ſie, und als die Hexe kam, war der Auftrag wieder richtig ausgeführt. „Wenn ich nur wüßte, wer dir dabei hilft," ſagte ſie. Die arme Frau aber meinte: „Wer ſollte mir denn helfen, es kommt ja Niemand her."

Am dritten Morgen ging die Hexe wieder in die Meſſe und ſprach: „Mache das Bette und mache es nicht." Nun fing die arme Frau wieder an zu weinen, denn ſie wußte keinen Rath. Da erſchien aber der König Cardiddu, und ob er ſie auch mit ihren Schweſtern neckte, ſo half er ihr doch endlich, denn er hatte ſie von Herzen lieb. „Weißt du was du thun mußt?" ſprach er. „Nimm die Betttücher und die Decken auf und falte ſie, die Matratzen aber laß liegen." Das that ſie und ſo war auch der dritte Auftrag richtig ausgeführt.

Die Hexe aber konnte ſich doch nicht zufrieden geben, und ſann wieder etwas Neues aus. Sie nahm alle ihre weiße Wäſche, tauchte ſie in Ochſenblut, und machte ein ſchweres Bündel davon. Das gab ſie der armen Frau und ſprach: „Dieſe Wäſche mußt du mir heute Abend gewaſchen, gebleicht, geſtopft, gebügelt und gefaltet wieder bringen, ſonſt freſſe ich dich." Da nahm die arme Frau das ſchwere Bündel, das ſie kaum tragen konnte, und wanderte mühſam herum, um einen Bach zu ſuchen. Dabei ſtrömten ihr die Thränen über die Wangen. Da erſchien wieder der König Cardiddu und frug ſie, warum ſie weine. „Ach," antwortete ſie, „da ſoll ich armes Weib bis heute Abend alle dieſe Wäſche waſchen, bleichen, ſtopfen, bügeln und falten, ſonſt frißt mich die Hexe. Nicht einmal ein Stück Seife hat ſie mir mitgegeben." „Können dir denn

deine Schwestern nicht helfen?" frug der König. „Nun, weine nur nicht. Steige auf jenen Berg hinauf, dort sitzt der König der Vögel. Dem bringe deine Wäsche und sage ihm, der König Cardiddu hätte dich geschickt." Da stieg sie mühsam den Berg hinauf, und kam zum König der Vögel, dem brachte sie ihr Bündel und sagte ihm, der König Cardiddu habe sie geschickt. Da that der König der Vögel einen Pfiff, und sogleich kamen von allen Seiten seine Feen herbei, die nahmen die Wäsche und im Handumdrehen war sie gewaschen, gebleicht, gestopft, gebügelt und gefalten. Die arme Frau aber legte sich hin und schlief bis zum Abend. Als sie nun der Hexe die Wäsche brachte, war diese sehr erstaunt und zornig, daß sie auch diesen Auftrag richtig ausgeführt hatte, und sann über eine neue Arbeit nach.

Da nahm sie alle ihre Matratzen, zeigte sie der armen Frau und sprach: „Bis heute Abend mußt du alle diese Matratzen auftrennen, die Wolle waschen und trocknen, die Ueberzüge waschen und bügeln und die Matratzen gestopft wiederbringen, sonst fresse ich dich." Da nahm die arme Frau eine Matratze nach der andern und trug sie mühsam auf das Feld hinaus, aber sie sah wohl, daß sie die Arbeit nie würde ausführen können. Da setzte sie sich hin und weinte, aber der treue König Cardiddu erschien auch gleich, und sie klagte ihm ihr Leid. „Gehe wieder auf den Berg und sage dem König der Vögel, der König Cardiddu schicke dich," sprach er. Sie konnte aber die schweren Matratzen nicht den Berg hinauftragen, da half er ihr, und als sie zum König der Vögel kamen, pfiff dieser seinen Feen und die besorgten diese ganze Arbeit. Sie aber schlief ruhig bis zum Abend, dann brachte sie der Hexe die Matratzen wieder. Nun wußte die Hexe keinen Rath mehr, und beschloß sie zu ihrer Schwester zu schicken, die war eine noch schlimmere Hexe. Da gab sie ihr einen Brief und ein Kästchen, das sollte sie dieser Schwester bringen.

Die arme Frau ging betrübt ihren Weg und weinte, der König Cardiddu erschien aber auch gleich und frug sie, warum sie denn schon wieder weine. Da klagte sie ihm ihr Leid. „Nun, weine nicht," antwortete er, „merke nur auf das was ich dir sage. Dieses Kästchen sollst

du alſo der Hexe bringen; hüte dich aber es unterwegs aufzumachen. Erſt wirſt du an einen reißenden Strom kommen, darin wird Blut und Waſſer fließen. Sprich du aber nur: Nein, wie ſchön iſt dieſer Strom*), ſo wird er ſich beſänftigen und du kannſt hindurch. Dann wirſt du einen Eſel und einen Hund ſehen, der Eſel hat im Maul den Knochen des Hundes, und der Hund hält das Gras des Eſels. Wenn ſie dich nun nicht vorbeilaſſen wollen, ſo nimm dem Eſel den Knochen aus dem Maul und gieb ihn dem Hund, und dem Eſel gieb das Gras. Dann wirſt du an das Schloß der Hexe kommen; die Thüre aber wird in einem fort ſich auf und zu bewegen, daß du nicht durch kannſt. Sprich aber nur: Nein, wie ſchön iſt dieſe Thür, ſo wird ſie ſtille ſtehen. Dann gehe die Treppe hinauf und gieb den Brief und das Käſtchen ab. Die Hexe wird dir ſagen, du ſolleſt warten bis ſie den Brief geleſen hat. Hüte dich aber, es zu thun, denn in dem Brief ſteht, ſie ſolle dich freſſen, ſondern entflieh ſo ſchnell du kannſt, und die Thür, der Eſel, der Hund und der Strom werden dich durchlaſſen."

Nun ging die arme Frau getröſtet weiter, wie ſie aber das Käſtchen ſo anſchaute, erwachte die Neugierde in ihr, und ſie dachte: „Es ſieht's ja kein Menſch, ob ich das Käſtchen aufmache." Kaum aber hatte ſie den Deckel berührt, ſo fing das Käſtchen an zu klingen, und klang in einem fort. Da erſchrak ſie heftig, aber je mehr ſie verſuchte es zum Stillſtehn zu bringen, deſto lauter klang das Käſtchen. Da fing ſie an bitterlich zu weinen und ſogleich kam auch der König Cardiddu. „Habe ich dich nicht gewarnt?" ſagte er. „Warum biſt du doch ſo unverſtändig? Wäre ich nicht glücklicherweiſe noch in der Nähe geweſen, ſo hätte ich dir nicht helfen können. Dies eine Mal will ich dir noch helfen, dann aber ſei verſtändig. Da brachte er die Muſik zum Stillſtehen, und gab ihr das Käſtchen zurück und ſie ſetzte ihren Weg fort. Nicht lange ſo kam ſie an einen reißenden Strom, in dem floß Blut und Waſſer. Da ſprach ſie: „Nein, wie ſchön iſt dieſer Strom!" und ſogleich glättete ſich das Waſſer und ſie

*) Sci, sci, ch'è beddu stu sciume.

konnte ohne Gefahr hindurchgehen. Bald aber ſah ſie einen Eſel, der hielt einen Knochen im Maul, und einen Hund, der hatte Gras im Maul, und beide ſtritten ſich, alſo daß ſie nicht durchkonnte. Da nahm ſie dem Eſel den Knochen und gab ihn dem Hund und dem Eſel gab ſie das Gras und ſogleich ließen die Thiere ſie durch. Als ſie nun an das Schloß der Hexe kam, mußte ſie durch eine Thür, die ſchlug immer auf und zu, alſo daß ſie nicht durchkonnte. Sie ſprach aber: „Nein, wie ſchön iſt dieſe Thür!“ und die Thür blieb ſogleich ſtille ſtehen, und die arme Frau konnte durch. Da ging ſie die Treppe hinauf und klopfte an, und als die Hexe herauskam, gab ſie ihr den Brief und das Käſtchen. „Warte einen Augenblick,“ ſprach die Hexe, „bis ich den Brief geleſen habe,“ und ging in ein anderes Zimmer, ſie aber ſprang die Treppe hinunter, und als ſie an die Thür kam, ſprach ſie ihren Spruch, da konnte ſie durch, und als ſie zu den Thieren kam, gab ſie Jedem ſein Futter, und auch ſie ließen ſie durch, und als ſie zum Strom kam, ſagte ſie ihren Spruch und entkam glücklich.

Die Hexe aber, da ſie ihre Flucht merkte, lief ihr nach, und rief ſchon von Weitem der Thür zu: „O Thüre, laß ſie nicht durch.“ Die Thür aber antwortete: „Warum ſollte ich ſie nicht durchlaſſen? Sie hat mir geſagt, ich ſei ſchön, du aber ſchimpfſt mich immer.“ Und die Thür wollte für die Hexe nicht ſtille ſtehen, alſo daß ſie ſich durchdrücken mußte, ſo gut ſie konnte. Da rief ſie auch den Thieren zu, ſie ſollten die Fliehende nicht durchlaſſen, aber die Thiere antworteten: „Warum ſollten wir ſie nicht durchlaſſen? Sie hat uns ja das Futter gewechſelt, daß wir einige Augenblicke Ruhe gehabt haben, du aber haſt es nie gethan, und dich wollen wir nicht durchlaſſen.“ Da mußte ſie einen großen Umweg machen, um vorbei zu kommen, und rief dem Strome zu, er ſolle die Fliehende aufhalten. Der Strom aber antwortete: „Warum ſollte ich ſie aufhalten? Sie hat mir geſagt, ich ſei ſchön, du aber ſchimpfſt mich immer, und dich will ich nicht durchlaſſen.“ Da floß der Strom immer reißender, und als ſie dennoch durch wollte, mußte ſie jämmerlich ertrinken.

Als nun aber die arme Frau zu ihrer Herrin zurückkehrte, fand ſie, daß große Vorbereitungen zu einem glänzenden Hochzeitsfeſt gemacht wurden, denn der König Cardiddu ſollte nun doch die Tochter der Hexe heirathen. Da mußte auch die arme Frau Hand anlegen und that es mit ſchwerem Herzen, denn ſie hatte den König ſehr lieb. Als es aber Abend war, ſprach der König zur Hexe: „Laſſet die Magd mit zwei brennenden Kerzen am Fußende des Bettes knieen.“ Und die arme Frau mußte mit zwei brennenden Kerzen am Fußende des Bettes knieen, während die Tochter der Hexe im Bett lag. Die alte Hexe aber wollte um Mitternacht durch ihre Zauberkünſte das Stück Boden, auf welchen ſie kniete, einfallen laſſen, alſo daß ſie ſterben müßte. Das wußte aber der König Cardiddu, und nach einer Weile ſprach er zu ſeiner Frau: „Höre, das arme Weib dauert mich, noch dazu in dieſem Zuſtand. Nimm ein Weilchen die Kerzen und laß ſie ein wenig ſitzen.“ Da mußte die Tochter der Hexe aufſtehen und am Fußende des Bettes niederknieen, die rechte Frau aber ſetzte ſich am Kopfende des Bettes auf einen Stuhl. Da flüſterte der König ihr zu: „Komm und lege dich ganz leiſe in's Bett Da rückte ſie immer näher, bis ſie im Bette lag. Als es aber Mitternacht ſchlug, da gab es einen gewaltigen Lärm, und der Boden ſank ein und die Tochter der Hexe fiel in den Keller hinunter. Da ſtanden der König und ſeine Frau leiſe auf und entflohen.

Als es nun kaum Tag war, wollte die Hexe nach ihrer Tochter ſehen, aber da ſie in's Zimmer trat, war Niemand darin. Da lief ſie ganz erſchrocken in den Keller, und als ſie erkannte, daß ihre eigene Tochter ſich todt gefallen hatte, fing ſie an laut zu ſchreien, und ſchwur ſich zu rächen. Da verfolgte ſie die beiden Fliehenden, und nicht lange, ſo hatte ſie ſie beinahe eingeholt. Als der König ſie nun kommen ſah, ſprach er: „Werde du zum Gemüſegarten und ich zum Gärtner darin.“ Da wurde die Frau zum Gemüſegarten, und der König war der Gärtner darin. Nicht lange ſo kam die Hexe am Garten an, und frug den Gärtner: „Sagt mir, guter Mann, habt ihr vielleicht einen Mann und eine Frau geſehen, die hier vorbeiliefen?“ „Was,“ antwortete der Gärtner, „junge Erbſen

wollt ihr? die ſind noch nicht reif." „Ach nein," ſprach ſie, „ich frage euch ob ihr einen Mann und eine Frau habt vorbeilaufen ſehen?" „Wie könnt ihr nach Rüben fragen," antwortete er, „die ſind ja gar nicht an der Zeit!" So antwortete er ihr auf jede Frage, bis die Hexe ungeduldig wurde und davonlief.

Da nahmen die Beiden ihre menſchliche Geſtalt wieder an und flohen weiter. Die alte Hexe aber hatte ſie bald erſpäht, und ſetzte ihnen nach. „Werde du zur Kirche und ich zum Sakriſtan darin," ſprach der König, und alſobald wurde die Frau zur Kirche und er zum Sakriſtan. Als nun die Hexe vorbei kam, frug ſie ihn: „Habt ihr vielleicht einen Mann und eine Frau geſehen, die hier vorbeiliefen?" „Die Meſſe fängt erſt in einer Stunde an," antwortete der Sakriſtan, „der Pater iſt noch nicht gekommen." Und ſo viel ſie ihn auch fragen mochte, er gab keine andere Antwort, Da wurde die Hexe ungeduldig, und lief fort, die Beiden aber nahmen ihre menſchliche Geſtalt wieder an, und wanderten weiter.

Es dauerte aber nicht lange, da hatte die Hexe ſie wieder erſpäht, und ſetzte ihnen nach. „Werde du zum Aal," rief der König, „und ich zum Teich, in dem du herumſchwimmſt," und ſogleich wurde der König zum Teich und ſeine Frau zum Aal. Als nun die alte Hexe herbeikam, wollte ſie den Aal fangen, aber ſo oft ſie ihn auch in Händen hatte, der Aal entſchlüpfte ihr immer wieder. Da merkte ſie, daß ſie auf dieſe Weiſe der Beiden nicht habhaft werden konnte, und ging wieder nach Haus, indem ſie ſprach: „Wartet nur, ich will mich ſchon noch rächen!" Da ſetzte ſie ſich an ihr Fenſter, ſteckte die gefalteten Hände zwiſchen die Knie, und ſprach: „Nicht eher ſoll die Frau des Königs Cardiddu eines Kindes geneſen, bis ich die Hände aus dieſer Lage genommen habe."

Der König aber und ſeine Frau wanderten weiter, bis ſie an das königliche Schloß kamen. Kaum aber waren ſie dort, ſo war die Stunde der Frau herbeigekommen, und ſie konnte doch das Kind nicht zur Welt bringen, ſo lange die alte Hexe den Zauber auf ihr ließ. Da rief der König einen treuen Diener, und ſchickte ihn in alle Kirchen der Stadt

herum, mit dem Befehl an die Küſter, ſie ſollten die Todtenglocken läuten. Dann mußte der Diener ſich vor dem Hauſe der Hexe aufſtellen. Als ſie ihn nun daſtehen ſah, frug ſie ihn: „Was bedeutet denn das Läuten der Todtenglocken in allen Kirchen?“ Er antwortete: „Der König Cardiddn iſt geſtorben.“ Da vergaß ſie ſich in ihrem Jubel und klatſchte vor Freuden in die Hände, und ſogleich gebar die Frau des Königs einen ſchönen Knaben. Da mußte der Diener wieder in alle Kirchen laufen, und überall befehlen, mit allen Glocken Gloria zu läuten. Als er ſich nun wieder vor das Haus der alten Hexe aufſtellte, frug ſie ihn: „Warum wird denn Gloria geläutet?“ Er antwortete: „Die Frau des Königs hat einen wunderſchönen Knaben bekommen.“ Da merkte ſie den Betrug, und in ihrem Zorn rannte ſie mit dem Kopf gegen die Mauer, daß ſie todt hinfiel. Da feierte der König ein ſchönes Hochzeitsfeſt, und es war große Freude im Schloß. Die junge Königin aber ließ ihre Eltern und Schweſtern auch an den Hof kommen, und ſie lebten alle glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

---

16. Die Geſchichte von dem Kaufmannsſohne Peppino.

Es war einmal ein Kaufmann, der war ganz unermeßlich reich, und hatte ſo viel Schätze, daß der König nicht mehr haben konnte. Er lebte mit ſeiner Frau in Frieden und Eintracht, und nur Eines fehlte ihnen, ſie hatten keine Kinder. Da wandte ſich eines Tages die Frau an den heiligen Joſeph, und ſprach: „Lieber heiliger Joſeph, wenn ihr mir ein Kind beſcheert, ſo will ich euch eine ſchöne Kirche bauen, und will jedes Jahr an eurem Feſttage ein großes Gaſtmahl*) halten, und will euch ein kleines Kind von lauterm Golde ſchenken, und mein Kind ſoll

*) Am Joſephstage, 19. März, pflegen viele Leute ein Gaſtmahl für die Armen zu veranſtalten, bei dem dieſe feſtlich geſpeiſt werden. Das nennt man fare convito a S. Giuseppe. Gewöhnlich geſchieht das in Folge eines Gelübdes, zuweilen auch nur als eine fromme Sitte.

euren Namen führen.“ Nach einiger Zeit wurde die Frau guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen wunderſchönen Knaben, den nannte ſie Giuſeppe. Nun denkt euch, welche Freude der Kaufmann und ſeine Frau an dieſem einzigen Sohne hatten! In ihrer Dankbarkeit bauten ſie dem heilgen Joſeph eine wunderſchöne Kirche, und ließen ein kleines Kind von Gold machen, und ſchenkten es der Kirche. Und als der Tag des Heiligen kam, hielten ſie ein großes Gaſtmahl, zu dem alle Stände geladen waren; die Reichen aßen mit den Reichen, die Bürger mit den Bürgern, und die Armen mit den Armen, und dieſes Feſt wiederholten ſie jedes Jahr.

Der kleine Peppino*) wuchs mit jedem Tage, und wurde ſo ſchön, wie man ſonſt kein Kind ſehen konnte, wie konnte es auch anders ſein, er war ja durch ein Wunder gemacht, ein Werk des heiligen Joſephs. Als er nun 16—17 Jahre alt war, kam er eines Tages zu ſeinem Vater, und ſprach: „Lieber Vater, ich bin nun bald 17 Jahre alt, und habe noch nichts von der Welt geſehen, darum erlaubet mir, mit dem nächſten Schiffe, das ihr abſenden werdet, eine Reiſe zu machen, und die Welt zu ſehen.“ „Ach mein Sohn, was willſt du denn in der Welt? Du biſt ja reich, und brauchſt dich nicht zu plagen. Bleibe bei deinen Eltern, denn was ſollen wir ohne dich thun?“ So jammerte der Vater, aber Peppino ließ ſich von ſeinem Vorhaben nicht abbringen, und bat immer und immer wieder, und weil er der einzige Sohn war, ſo konnte ihm ſein Vater nichts abſchlagen, und erlaubte ihm endlich, mit dem nächſten Schiffe zu verreiſen. Als aber die Mutter hörte, daß ihr einziger Sohn verreiſen wolle, fing ſie laut an zu jammern und zu weinen: „Ach, ſoll ich meinen Sohn dem verrätheriſchen Meere anvertrauen?“ Doch vergebens, Peppino ließ ſich nicht bewegen, da zu bleiben.

Als nun der Vater wieder ein Schiff abzuſenden hatte, ließ er es ſchön ausrüſten für ſeinen Sohn, rief den Kapitän, und ſprach zu ihm: „Ich empfehle dir meinen Sohn, du biſt mir für ihn verantwortlich.

*) Deminutiv von Giuseppe.

Wenn du ihn mir geſund wiederbringſt, ſo will ich dich fürſtlich dafür belohnen.“ Der Kapitän verſprach, aus allen Kräften für Peppino zu ſorgen, und ſo reiſten Beide ab. Nun wollte es das Unglück, daß ſie kaum einige Tage gefahren waren, als ſich ein furchtbarer Sturm erhob, und der Kapitän meinte, das Schiff werde unterſinken. Da ließ er ein kleines Boot in das Meer hinab, und dachte auf dieſe Weiſe den Sohn ſeines Patrons zu retten; kaum war aber Peppino in das Boot geſtiegen, als dieſes umſchlug, und der Jüngling ſpurlos verſchwand. Der Kapitän ſuchte auf allen Seiten, um ihn zu retten, Peppino kam aber nicht wieder zum Vorſchein.

Da er nun nichts mehr machen konnte, fuhr der Kapitän nach Haus. „Ach,“ dachte er, „wie kann ich nun vor den armen Vater treten, wer ſoll es ihm erzählen!“ Der Kaufmann aber ſtand am Balkon, und dachte an ſeinen Sohn. Auf einmal ſah er ein Schiff mit geſenkten Segeln einfahren, und erkannte es als das Schiff, in welchem ſein Sohn abgereiſt war. „Ach,“ dachte er, „gewiß iſt mein Sohn ertrunken und geſtorben.“ Als nun der Kapitän ans Land kam, und den Eltern erzählte, wie ihr Sohn untergegangen ſei, da gab es im Palaſt ein großes Trauern und Klagen; der Kaufmann ließ das ganze Haus ſchwarz behängen und ſeine Leute mußten Trauerkleider anziehen. Er ſelbſt ſchloß ſich mit ſeiner Frau ein, ſie ſahen keinen Menſchen und thaten nichts als ihren verlorenen Sohn beweinen. Dem heiligen Joſeph aber machten ſie Vorwürfe, und ſprachen: „O, heiliger Joſeph, wie habt ihr uns einen ſo großen Schmerz angethan; warum habt ihr uns den Sohn gegeben, um ihn uns wieder zu entreißen? Nun machen wir auch an eurem Feiertage kein Gaſtmahl mehr.“ Und als der Tag des heiligen Joſeph kam, feierten ſie ihn nicht. — Doch laſſen wir nun die weinenden Eltern, und ſehen wir, was aus dem Sohn geworden iſt.

Als das Boot umſchlug, erfaßte ihn eine große Welle, und warf ihn weit weg auf einen Felſen. Als er ſich aber erholt hatte, und um ſich blickte, ſah er auf einmal, daß der Felſen ſich vor ihm öffnete; ſchöne Mädchen kamen heraus, und ſprachen freundliche Worte zu ihm: „Schöner

Jüngling, komm mit uns und bleibe hier, du ſollſt es gut bei uns haben.“ Da ließ er ſich von ihnen führen, und ſie brachten ihn durch den Felſen in einen wunderſchönen Garten, in dem blühten die prächtigſten Blumen, und wuchſen die ſüßeſten Früchte. Die ſchönen Mädchen aber dienten ihm, und brachten ihm, was er nur wünſchte. So ging es bis zum Abend, und als er ſchläfrig wurde, führte ſie ihn in einen prächtigen Saal, da ſtand ein wunderſchönes Bett. Sie brachten ihm ein Licht, und nachdem er ſich zu Bette gelegt hatte, kamen ſie wieder und nahmen das Licht weg. Als er ſich aber im Bette umwenden wollte, merkte er zu ſeinem Erſtaunen, daß eine feine, zarte Frauengeſtalt neben ihm lag, die redete ihn an und ſagte: „Bleib nur da, ſchöner Jüngling; es ſoll dein Glück ſein.“ Als er aber am Morgen erwachte, war die Geſtalt verſchwunden, und er hatte ſie nicht geſehen.

So ging es ein ganzes Jahr; er lebte wie im Paradies; die ſchönen Mädchen dienten ihm, und erfüllten jeden ſeiner Wünſche, und am Abend, wenn ſie das Licht weggenommen hatten, lag das ſchöne Mädchen neben ihm, und redete mit ihm ſo fein und freundlich, daß er ſie von Herzen lieb gewann, und ſie gar zu gerne auch einmal geſehen hätte; wenn er aber am Morgen erwachte, war er allein.

Als ein Jahr verfloſſen war, ſprach eines Abends das ſchöne Mädchen zu Peppino: „Peppino, würdeſt du auch gerne einmal deine Eltern beſuchen?“ „Ach ja!“ antwortete er, „wenn ich ihnen doch den Troſt bringen könnte, daß ich noch lebe, denn ſie meinen gewiß, ich ſei todt.“ „Jawohl, das glauben ſie,“ antwortete das Mädchen, „und deshalb haben ſie dem heiligen Joſeph keine Ehren mehr erwieſen. Nächſtens iſt aber wieder das Feſt des heiligen Joſeph. Nimm dieſe Zaubergerte, und ſchlage morgen damit gegen den Felſen, ſo wird er ſich öffnen, daß du hindurch kannſt. Gehe zu deinen Eltern, und ſei glücklich und vergnügt mit ihnen; bedenke aber, daß du dich hier wieder einfinden mußt, ſobald du das Feſt des heiligen Joſeph gefeiert haſt, ſonſt iſt es dein Unglück.“

Am anderen Morgen legte Peppino königliche Gewänder an, ſchlug mit der Gerte gegen den Felſen, alſobald öffnete er ſich, und draußen

ſtand ein prächtiges Pferd, und ein großes Gefolge erwartete ihn, um ihn zu begleiten; alſo daß ſein Zug dem eines Königs glich. Als er nun in ſeine Vaterſtadt kam, erſcholl das Gerücht, ein großer Herrſcher ziehe ein, und die Vornehmſten und Reichſten der Stadt zogen ihm entgegen, und meinten, er wäre ein König, und Jeder bat ihn, doch in ſeinem Hauſe abzuſteigen. Er aber ſandte einen Boten zu ſeinem Vater, und ließ ihm ſagen: „Ein reicher König zieht in die Stadt ein, und will bei euch abſteigen.“ Der Kaufmann antwortete: „Ach! ſeit länger als einem Jahre iſt mein Haus traurig und verödet, da ja mein einziger Sohn verloren gegangen iſt. Gegen des Königs Willen läßt ſich aber nicht handeln, und ſo will ich ihn denn in meinem Hauſe empfangen.“ Da ließ er ſeinen Palaſt aufs herrlichſte ſchmücken, und die Treppe wurde mit den feinſten Teppichen belegt, und als der König kam, gingen ihm der Kaufmann und ſeine Frau bis an die Treppe entgegen. Als aber Peppino ſeine Eltern ſah, ſtieg er eilends vom Pferd, küßte ſeinem Vater die Hand und ſprach: „Segnet mich, lieber Vater!“ Dann küßte er auch die Hand ſeiner Mutter und ſprach: „Segnet mich, liebe Mutter!“ Nun denkt euch die Freude der Eltern, als ſie ihren todtgeglaubten Sohn wiederſahen, und mit welcher Herzlichkeit ſie dem heiligen Joſeph für ſeine Gnade dankten. Peppino aber mußte Alles erzählen, wie es ihm ergangen war, und wie er auch von dem ſchönen Mädchen ſprach, das er noch nie geſehen habe, ſagte ſeine Mutter: „Dafür wollte ich dir ſchon einen guten Rath geben!“ Nach einigen Tagen war das Feſt des heiligen Joſeph, da gaben die Eltern ein Gaſtmahl, ſo prächtig und ſo reich, wie ſie noch keines gegeben hatten, und luden die ganze Stadt dazu ein.

Als aber das Feſt zu Ende war, ſprach Peppino: „Nun muß ich euch verlaſſen, denn ich muß in den Felſen zurück, ſonſt iſt es mein Unglück.“ Die Mutter fing an zu weinen, und wollte ihn nicht ziehen laſſen, Peppino aber antwortete: „Mutter, wenn ihr mich zurückhaltet, ſo wird es mein Unglück ſein.“ Als ſie nun ſah, daß ſie ihn nicht zurückhalten konnte, gab ſie ihm eine kleine Kerze und ein Fläſchchen, und ſprach zu ihm: „Höre, mein Sohn, wenn du das ſchöne Mädchen ſehen

willſt, ſo befolge meinen Rath. Wenn ſie eingeſchlafen iſt, ſo ſtecke die Kerze ins Fläſchchen, ſo wird ſie ſich alsbald von ſelbſt entzünden, und du kannſt die Schöne ſehen." Peppino nahm die Kerze und das Fläſchchen, umarmte ſeine Eltern, und ritt mit ſeinem Gefolge dem Meeresufer entlang, bis er an den Felſen kam. Kaum hatte er ſich dem Felſen genähert, als derſelbe ſich öffnete, die ſchönen Mädchen ihn umringten, und ihn voll Freude hereinführten. Er aber konnte vor Ungeduld kaum den Abend erwarten, wo er das ſchöne Mädchen zu ſchauen hoffte. Als er nun zu Bette gegangen war, nahmen die Mädchen das Licht weg, und alsbald lag die zarte Geſtalt wieder neben ihm, und frug ihn: „Nun Peppino, biſt du auch recht vergnügt geweſen? Haſt du deine Eltern in guter Geſundheit getroffen?" „Ja wohl," edles Mädchen, antwortete er; „doch ich bitte euch, ſprechet nun nicht weiter mit mir, denn ich bin müde von dem langen Ritt und möchte gerne ſchlafen." Als ſie aber eingeſchlafen war, nahm er ſchnell die Kerze hervor, und ſteckte ſie in das Fläſchchen; alsbald brannte ſie licht und hell, und bei dem Scheine ſah er ein Mädchen von ſo wunderbarer Schönheit, daß er ſich nicht von dem Anblicke trennen konnte, und ſie voll Entzücken anſchaute. Wie er ſich aber über ſie neigte, um ſie zu küſſen, fiel ein Tropfen Wachs auf ihre feine Wange, — in demſelben Augenblick verſchwand das ganze ſchöne Schloß, und er fand ſich in finſterer Nacht, nackt und allein, ganz oben auf einem Berge, der mit Schnee bedeckt war. „Ach!" ſeufzte er, „was ſoll nun aus mir werden? Wer wird mir helfen?" Es war aber Niemand da, der ihm helfen konnte, und ſo kroch er denn mühſam auf Händen und Füßen, bis er am Morgen am Fuße des Berges ankam. Da ſah er nicht weit von ſich einen großen Bauernhof liegen, auf den ging er zu, klopfte an, und als der Bauer ihm aufmachte, ſprach er zu ihm: „Ach, guter Mann, könnt ihr mich nicht in eurem Hof anſtellen, daß ich auf dieſe Weiſe mein Brod verdiene?" „Wer ſeid ihr denn?" frug der Bauer. „Ach, ich bin ein armer Hauſirer," antwortete er, „und dieſe Nacht, als ich über den Berg kam, haben mich die Räuber angefallen, und haben mich ganz ausgeplündert; ſogar die Kleider haben

ſie mir ausgezogen.“ „Nun gut, armer Mann,“ ſagte der Bauer, „bleibet bei mir, und ich will euch zu eſſen geben, auch hier und da ein altes Kleidungsſtück; dafür müſſet ihr mir die Schafe hüten. Ihr dürfet ſie aber nicht in jenen Wald treiben, denn da hauſt ein mächtiger Lindwurm mit ſieben Köpfen; der würde euch und die Schafe freſſen.“ Alſo blieb Peppino bei dem Bauer, trug ärmliche Kleidung und bekam geringe Speiſe, und mußte täglich die Schafe auf die Weide führen.

Eines Tages, da die Schafe weideten, hörte er auf einmal eine laute Stimme, die ihn rief: „O, Peppe!“ Er ſchaute ſich um, ſah aber Niemand. Da rief die Stimme noch einmal, und ſprach: „Folge der Stimme!“ Da ging er dem Klang der Stimme nach, und kam an einen Felſen, davor ſtand eine wunderſchöne Frau, die reichte ihm drei Borſten und ſprach: „Verwahre ſie wohl, und wenn du etwas nöthig haſt, ſo verbrenne ſie.“ Als ſie das geſagt hatte, verſchwand ſie, Peppino aber verwahrte die drei Borſten auf ſeiner Bruſt.

Nach einigen Tagen hörte er ſich wieder rufen: „O, Peppe!“ und als er ſich umſah, ſprach die Stimme: „Folge der Stimme!“ Da folgte er dem Klang der Stimme, und kam an denſelben Felſen, da ſtand die ſchöne Frau, und gab ihm drei Federn, und ſprach: „Verwahre ſie wohl, und wenn du etwas nöthig haſt, ſo verbrenne ſie.“ Dann verſchwand ſie, und Peppino legte die Federn zu den Borſten.

Wieder nach einigen Tagen rief ſie ihn zum drittenmal, und gab ihm drei Haare mit denſelben Worten.

Nun verging noch einige Zeit, da begab es ſich, daß der Fürſt, dem die Güter alle gehörten, einen Boten zum Bauer ſandte, und ihm ſagen ließ: „Der Patron will, daß ihr ihm in drei Tagen alle Rechnungen bringet.“ Seit vielen Jahren aber hatte der Bauer die Rechnungen nicht mehr in die Reihe gebracht, alſo daß er ganz niedergeſchlagen da ſaß, und ſich den Kopf zerbrach, wie er die Rechnungen machen ſollte. Das ſah Peppino, und ſprach zu ihm: „Maſſaro, ſoll ich euch nicht helfen? ich kann auch Rechnungen machen.“ Damit war der Bauer

zufrieden und Peppino brachte ihm alle Rechnungen in Ordnung, und nach drei Tagen konnte der Bauer in die Stadt gehen, und dem Fürſten die Rechnungen überbringen. Als ſie nun der Fürſt durchgeleſen hatte, ſprach er: „Habt ihr dieſe Rechnungen ſelbſt gemacht, Maſſaro?“ Der Bauer dachte: „Der dumme Peppe hat ſich gewiß geirrt,“ und antwortete ganz kleinlaut: „Ach, Excellenz, habet Nachſicht mit mir, einer meiner Knechte hat ſie gemacht.“ „Das iſt kein Knecht,“ antwortete der Fürſt, „ſondern gewiß ein feiner Herr, bringe ihn her, denn er ſoll mein Verwalter werden.“ „Ach, Excellenz, ich kann ihn euch nicht bringen, denn er trägt ſo ärmliche ſchlechte Kleider.“ „Bekümmere dich nicht darum,“ ſprach der Fürſt, und gab ihm gute Kleider und ein Pferd mit, damit Peppino ordentlich zur Stadt kommen konnte. Der Bauer ging ganz vergnügt nach Hauſe, und ſprach zu Peppino: „O, Peppe! dir blüht ein großes Glück; der Patron ſagt, du ſeieſt zum Knecht zu gut und hat dich zu ſeinem Verwalter gemacht.“ Da wuſch ſich Peppino, und legte die feine Kleidung an, und als er ſo fein und ſauber da ſtand, ſah man erſt, wie ſchön er war. Alſo kam er in die Stadt, und blieb beim Fürſten als ſein Verwalter, und der Fürſt liebte ihn wie ſeinen Sohn.

Nun hatte aber der Fürſt eine einzige Tochter, die war ein ſehr ſchönes Mädchen; und als ſie den ſchönen Jüngling ſah, verliebte ſie ſich in ihn, alſo daß ſie nur den einzigen Wunſch hatte, er möchte doch ihr Gemahl werden. Da ſagte ſie oft zu ihm: „Ach! Peppino! wenn es mein Vater erlaubte, ſo möchte ich dich wohl gerne heirathen.“ Er aber antwortete: „O, edles Fräulein! euch gebührt es, einen Fürſten zu heirathen, und nicht einen armen Burſchen wie ich einer bin.“ Denn er dachte nur immer an ſeine ſchöne Braut, und wenn er ſeine Arbeiten beendigt hatte, ging er an den Meeresſtrand und ſeufzte: „Ach, wenn mich doch ein günſtiger Wind zu ihr hinführte!“ So vergingen ſieben Jahre, da ſprach Peppino zum Fürſten: „Excellenz! ich habe euch nun ſo lange treu gedient, nun laſſet mich ziehen, denn ich kann nicht länger bei euch bleiben.“ Der Fürſt war ſehr betrübt, und ſeine Tochter weinte ſich faſt die Augen aus; Peppino aber blieb dabei: „Ich

kann nun nicht länger bei euch bleiben.“ Da nun der Fürſt ſah, daß er ihn nicht mehr halten konnte, beſchenkte er ihn reichlich und ließ ihn ziehen. Peppino aber ging an das Ufer des Meeres, und da er ein Schiff ſah, das abſegeln ſollte, frug er die Schiffer: „Wohin fahrt ihr?“ „Gegen Sonnenuntergang.“ „So nehmet mich mit, und ich will euch hundert Unzen geben, denn ich muß auch gegen Sonnenuntergang ziehen.“ Da nahmen ſie ihn mit, und fuhren gegen Sonnenuntergang, und als ſie viele Tage gefahren waren, ſah er endlich den Felſen vor ſich liegen, in dem das ſchöne Schloß war. Hier ließ ſich Peppino ans Land ſetzen, und blieb allein am öden Ufer zurück. Der Felſen aber war verſchloſſen, und öffnete ſich erſt, nachdem er eine lange Zeit gewartet hatte. Niemand kam ihm entgegen, um ihn zu begrüßen; da ging er hinein, und fand Alles gerade ſo, wie er es verlaſſen hatte. Die ſchönen Mädchen brachten ihm wohl zu eſſen und zu trinken, aber ſo freundliche Worte ſprachen ſie nicht mehr zu ihm, wie früher. Als er ſich zu Bette gelegt hatte, nahmen ſie das Licht nicht fort; das ſchöne Mädchen lag aber doch neben ihm, und frug ihn gar ſpöttiſch: „Nun, wie hat es dir auf dem Schneeberg gefallen? Und wie lieblich war es, dem Bauer zu dienen, und ihm die Schafe zu hüten? Warum biſt du denn nicht bei der ſchönen Fürſtentochter geblieben?“ Er aber antwortete ihr demüthig, und bat ſie um Verzeihung, bis ſie wieder ganz freundlich wurde, und zu ihm ſprach: „Höre mich an, Peppino; ich bin eine verzauberte Königstochter, und wenn du an jenem Abende deine Neugierde bezähmt hätteſt, ſo wäre ich nun ſchon lange erlöſt. Mein Vater war ein mächtiger König und ich ſeine einzige Tochter. Er wollte mich aber nicht verheirathen, und als er zum Sterben kam, verzauberte er mich in dieſes Felſenſchloß hinein, und ſein Geiſt hält mich hier gefangen.“ „Gibt es denn kein Mittel, dich zu erlöſen?“ frug Peppino. „Wohl gibt es ein Mittel,“ antwortete ſie, „was aber dazu gehört, kannſt du nun und nimmer ausführen.“ „Ach, ſage mir doch, was es iſt,“ bat er, „du wirſt ſehen, ich habe den Muth dazu.“ „Nun denn, ſo höre genau zu, was ich dir ſagen werde. Wenn du dich und mich erlöſen willſt, ſo mußt du morgen früh den

Felſen verlaſſen, und dieſe Zaubergerte mitnehmen. Dann mußt du in jenen Wald gehen, wo der Lindwurm mit den ſieben Köpfen hauſt. Am Saum des Waldes ſchlage mit der Gerte auf den Boden, ſo wird ſich ein Pferd aus dem Boden erheben, und ein Zauberſchwert. Beſteige das Pferd, ſchnalle das Schwert um, und reite ſo in den Wald und bekämpfe muthig den Lindwurm. Denn du wirſt ihn beſiegen, und ihm die ſieben Köpfe abhauen. Die Köpfe aber bringe dem Bauer, der dich ſo mitleidig aufgenommen hat, und ſage ihm, er ſolle ſie zum Fürſten bringen, und ſich von demſelben dafür die Erlaubniß erbitten, zwölf Jahre lang in dem Walde Holz fällen zu dürfen. Alsdann gehe wieder in den Wald, dort mußt du dir ein Kaninchen herbeizaubern und einen Hund. Der Hund wird das Kaninchen jagen, und dir bringen; zerſchneide es, ſo wird eine weiße Taube daraus auffliegen. Auch die Taube wird der Hund dir bringen; zerſchneide ſie, ſo wirſt du in ihrem Leib ein Ei finden, das mußt du wohl verwahren. Endlich mußt du um Mitternacht in den Wald kommen, dort wirſt du mich ſehen, liegend und ſchlafend. Auf mir aber liegt der Geiſt meines Vaters. Nähere dich leiſe, ziele gut, und wirf ihm das Ei mitten auf die Stirn, ſo wird er in den Abgrund rollen, und auf ewig verſchwinden. Wenn du dieſes Alles vollbracht haſt, ſo bin ich erlöſt.“ „Wie ſoll ich aber das Kaninchen herbeizaubern?“ frug Peppino. „Dafür mußt du ſelbſt ſorgen,“ antwortete ſie.

Am andern Morgen verließ Peppino den Felſen, er nahm die Zaubergerte, und wanderte viele Tage lang, bis er endlich an den Wald kam, wo der Lindwurm hauſte. Da ſchlug er mit der Gerte auf den Boden, und alsbald erhob ſich ein prächtiges Pferd und ein blitzendes Schwert, er ſchnallte das Schwert um, ſchwang ſich aufs Pferd, und ritt in den Wald hinein. Nicht lange, ſo kam ihm der Lindwurm entgegen, und wollte ihn verſchlingen. Er aber zog muthig ſein Schwert, und kämpfte mit dem Lindwurm, bis er ihm alle ſieben Köpfe abgehauen hatte. Da kam er zu dem Bauer und ſprach zu ihm: „Ihr habt mir ſo viel Gutes erwieſen, als ich arm und elend war, nun bin ich reich und

mächtig geworden, und zum Dank ſchenke ich euch dieſe ſieben Köpfe. Ich habe den Lindwurm umgebracht, und das ſind die Köpfe. Bringet ſie zu eurem Patron, und gebet ihm dieſe freudige Nachricht, unter der Bedingung, daß er euch auf zwölf Jahre erlaube, in dem Walde Holz zu fällen." „Nun bin ich ein gemachter Mann," rief der Bauer voll Freude; „ſeit ſo viel Jahren iſt Niemand mehr in den Wald gegangen um Holz zu fällen, weil der grimmige Lindwurm darin hauſte; deshalb wird mir der Patron in ſeiner Herzensfreude die Bedingung gern zugeſtehen."

Darauf nahm Peppino Abſchied von dem Bauer, und ging wieder in den Wald, in tiefen Gedanken, denn er wußte nicht, wie er nun das Kaninchen herzaubern ſollte. Auf einmal gedachte er an die drei Borſten, welche die ſchöne Frau ihm gegeben hatte; die ſchöne Frau war aber niemand anders geweſen als die verzauberte Königstochter. Da verbrannte er die drei Borſten, und alsbald ſprang ein Kaninchen aus dem Gras und lief durch den Wald. Da verbrannte er auch die drei Federn, und ſogleich ſprang ein Hund hervor, der verfolgte das Kaninchen und brachte es dem Peppino. Dieſer ſchnitt es entzwei, und eine weiße Taube flog heraus; der Hund verfolgte ſie, bis ſie ſich niederſetzte, dann ergriff er ſie, und brachte ſie dem Jüngling. Peppino ſchnitt ſie auf und fand in ihrem Leib ein Ei, gerade ſo, wie die Königstochter es vorhergeſagt hatte. Das Ei verwahrte er, und als es Mitternacht war, ſchlich er leiſe in den Wald. Da ſah er die Königstochter vor ſich liegen und ſchlafen, und ſie ſchien ihm viel ſchöner als je; auf ihr aber lag der Geiſt ihres Vaters. Leiſe ſchlich er hinzu, und als er ganz nahe bei ihnen ſtand, zog er das Ei hervor, zielte, und warf es dem Geiſte des alten Königs mitten auf die Stirn. Kaum hatte er ihn getroffen, ſo gab es einen furchtbaren Schlag, der König rollte in den Abgrund hinab, und ward nicht mehr geſehen; die Königstochter erwachte, und fiel ihm voll Freuden in die Arme, vor ihnen aber ſtand ein prächtiges Schloß, mit vielen herrlichen Schätzen. Da rief die Königstochter: „Du haſt mich erlöſt, und nun gehören alle dieſe Schätze dir. Wir wollen ſie mit-

nehmen, und zu deinen Eltern gehen, und dann soll unsere Hochzeit sein." Da nahmen sie alle die Herrlichkeiten mit, und kehrten in Peppino's Vaterstadt zurück.

Als aber der Kaufmann und seine Frau ihren lieben Sohn wiederkehren sahen, und mit ihm seine schöne Braut, dankten sie voll Freude dem heiligen Joseph, und feierten eine prächtige Hochzeit. Und so blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

17. Von dem klugen Mädchen.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine hatte sieben Söhne, der andere aber sieben Töchter. Wenn nun der Vater von den sieben Söhnen seinem Bruder begegnete, so rief er ihm immer zu: „O Herr Bruder, ihr mit sieben Blumentöpfen und ich mit sieben Schwertern!"*) Das verdroß den Andern über die Maßen und wenn er nach Hause kam, war er immer mißmuthig und verstimmt. Seine jüngste Tochter aber war ein wunderschönes Mädchen und dabei sehr schlau. Da sie nun ihren Vater immer so mißmuthig sah, frug sie ihn eines Tages, was ihm fehle. „Ach Kind," antwortete er, „da ist mein Bruder, der wirft mir immer vor, daß ich nur sieben Töchter habe und keine Söhne, und sagt mir so oft er mich sieht: O Herr Bruder, ihr mit sieben Blumentöpfen und ich mit sieben Schwertern!" „Wißt ihr was, Vater," sprach das kluge Mädchen, „wenn euer Bruder wieder so spricht, so antwortet ihm nur, eure Töchter seien klüger als seine Söhne und bietet ihm eine Wette an, er solle seinen jüngsten Sohn ausschicken und ihr wolltet eure jüngste Tochter ausschicken, wem von beiden es zuerst gelinge dem Königssohn seine Krone zu rauben." „Ja, das will ich thun," sagte der Vater, und als er das nächste Mal seinen Bruder antraf, und der ihn wieder neckte, antwortete er: „O Herr Bruder, meine Töchter sind aber doch klüger als Eure Söhne, und zum

*) O seu frate, voi cu setti graste, e ju cu setti spadi.

Beweis dafür biete ich euch eine Wette an: Schicket euern jüngsten Sohn aus, so will ich meine jüngste Tochter schicken und dann wollen wir sehen, wer von Beiden es zuerst fertig bringt, dem Königssohn seine Krone zu rauben." Der Bruder war es zufrieden und so zogen der Jüngling und die Jungfrau zusammen aus.

Als sie eine Weile gegangen waren, kamen sie an ein Flüßchen,*) in dem eben viel Wasser floß. Die Jungfrau zog ihre Schuhe aus, schürzte ihr Röckchen und watete munter durch's Wasser. Der Jüngling aber dachte: „Was soll ich mir meine Füße naß machen? Ich will warten bis sich das Wasser verlaufen hat!" Also setzte er sich hin und damit das Füßchen schneller trocken werden sollte, schöpfte er Wasser mit einer Haselnußschaale und goß es aus in den Sand. Seine Base aber ging weiter, bis sie einem Bauerburschen begegnete: „Schöner Bursche," sprach sie, „gieb mir deine Kleider, so will ich dir die meinigen dafür geben." Der Bursche war es zufrieden und so nahm das Mädchen die Männerkleidung und legte sie an. Dann machte sie sich wieder auf den Weg, bis sie in die Stadt kam, wo der Königssohn wohnte. Da ging sie vor das königliche Schloß und fing an auf und ab zu gehen; der Königssohn aber stand am Balkon, und da er den schönen Jüngling sah, rief er ihn und frug ihn wie er heiße. „Ich heiße Giovanni, und bin hier fremd," antwortete sie, „könnt ihr mich nicht in euern Dienst nehmen?" „Willst du mein Sekretär sein?" frug der Königssohn. Sie war es zufrieden und der Königssohn nahm sie in seinen Dienst und gewann seinen Sekretär von Tag zu Tag lieber. Wenn er aber ihre schönen weißen Hände betrachtete, so kam ihm immer der Gedanke: „Das ist ja keine Männerhand, Giovanni ist gewiß ein Mädchen!" Da ging er zu seiner Mutter und sagte ihr das, sie aber antwortete: „Ach geh' doch, warum soll es nun gerade ein Mädchen sein!" „Nein Mutter," sagte der Königssohn, ich bin gewiß, daß Giovanni kein Mann ist, seht doch nur seine feinen weißen Hände an.

*) Fiumara.

Johannes ſchreibt
Mit ſeiner Hand,
Hat Frauen Art und Weiſe,
Die macht mich krank zum Tode.*)

„Nun denn, mein Sohn," ſprach die Königin, wenn du dir Gewißheit verſchaffen willſt, ſo nimm ihn mit in den Garten. Wenn er ſich eine Nelke pflückt, ſo iſt er ein Mädchen, pflückt er ſich aber eine Roſe, ſo iſt er gewiß ein Mann." Das that der Königsſohn, rief ſeinen treuen Diener und ſprach zu ihm: „Giovanni, wir wollen ein wenig in den Garten gehen. „Wohl, Königliche Hoheit," antwortete das kluge Mädchen, und ſie gingen in den Garten. Sie hütete ſich aber wohl nach den Nelken zu ſchauen, ſondern pflückte ſich eine Roſe und ſteckte ſie in's Knopfloch. „Sieh doch einmal die ſchönen Nelken an," ſprach der Königsſohn. Sie aber antwortete: „Was ſollen wir mit den Nelken, wir ſind ja keine Mädchen!"**)

Nun ging der Königsſohn zu ſeiner Mutter, die ſagte: „Siehſt du, ich habe es dir ja geſagt!" „Nein Mutter," antwortete er, „ich laſſe es mir nicht ausreden, denn

Johannes ſchreibt,
Mit ſeiner Hand,
Hat Frauen Art und Weiſe,
Die macht mich krank zum Tode.

„Weißt du was," ſagte die Königin, „ſchlage ihm vor, dich in's Meerbad zu begleiten, wenn er es annimmt, ſo kann dir doch kein Zweifel bleiben." Der Königsſohn rief ſeinen Sekretär und ſprach: „Giovanni, es iſt heute ſo warm, wollen wir nicht zuſammen in's Meerbad gehen?"

*) Giovanni scrive
Cu manu suttile
Modu di donna
Ca mi fà murire.

**) Das Mädchen zieht nämlich die Nelke vor, weil ſie obgleich unſcheinbar, doch herrlich duftet, während der Jüngling mehr auf die Schönheit ſieht. Außerdem iſt die Nelke das Zeichen der glücklichen Liebe; das Mädchen wirft ihrem Liebhaber eine Nelke herab, wenn ſie ſeine Bewerbung annimmt.

Warum nicht!" antwortete das kluge Mädchen. „Wir wollen gleich gehen, königliche Hoheit." Als ſie aber an den Meeresſtrand kamen, rief ſie auf einmal: „Ach, königliche Hoheit, ich habe vergeſſen, die Handtücher mitzunehmen; wartet aber einen Augenblick auf mich, derweil ich in's Schloß zurückeile und ſie hole." Da lief ſie in's Schloß, trat vor die Königin und ſprach: „Der Königsſohn will ſogleich ſeine goldene Krone haben, und läßt euch bitten, ſie mir ohne Verzug zu geben." Da gab ihr die Königin die goldene Krone, und das kluge Mädchen ſchrieb ſchnell auf einen Zettel:

„Jungfräulich kam ich,
Jungfräulich geh ich weg.
Gefoppt iſt der Prinz
Gar ſchlau und frech." *)

Dieſen Zettel klebte ſie am Thore an, beſtieg ein Pferd und ritt mit der Krone davon. Als ſie nun an das Flüßchen kam, ſaß ihr Vetter noch immer da, und ſchöpfte Waſſer mit ſeiner Haſelnußſchaale. Da zeigte ſie ihm lachend die goldene Krone, und ſprach: „Hatte mein Vater nicht Recht, da er ſagte, wir ſeien klüger als ihr?" Damit ritt ſie durch den Strom, und kam fröhlich nach Hauſe.

Unterdeſſen aber wartete der Königsſohn immer noch auf ſeinen Sekretär, und als er endlich die Geduld verlor, und nach Hauſe ging, ſah er ſchon von Weitem den Zettel am Thore, und da er ihn geleſen hatte, lief er voll Schmerz zu ſeiner Mutter und rief: „Sagte ich euch nicht, daß Giovanni ein Mädchen ſei? Und nun iſt ſie fort, und ich wollte ſie zu meiner Gemahlin erheben?" Da ließ er ſein Roß ſatteln, und machte ſich auf, um das ſchöne Mädchen zu ſuchen.

Lange Zeit ritt er immer gerade aus, und ſo oft ihm Jemand begegnete, frug er ihn, ob er nicht einen ſchönen Jüngling habe vorbei-

*) Schetta vinni,
Schetta mi nni vaju,
E lu figghiu ddu rè
Gabbatu l'aju.

reiten ſehen? aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. Endlich kam er an das Flüßchen, wo der Sohn des anderen Bruders noch immer mit der Haſelnußſchaale Waſſer ſchöpfte. „Schöner Burſche," rief er ihn an, „iſt vielleicht ein Jüngling zu Pferd hier vorbeigeritten, der in ſeiner Hand eine goldene Krone trug?" „Das iſt ja meine Baſe," antwortete der Burſche, „die iſt zur Stunde gewiß zu Hauſe." „So führe mich zu ihr hin," ſprach der Königsſohn, und ſie gingen zuſammen in die Wohnung des Mädchens. Dieſes hatte unterdeſſen wieder Frauenkleidung angelegt und ſah ſo noch viel ſchöner aus, und als der Königsſohn ſie erblickte, eilte er auf ſie zu, und ſprach: „Du ſollſt meine liebe Gemahlin ſein!" Da nahm er ſie auf ſein Schloß, und ſie ließ auch ihren Vater und ihre Schweſtern hinkommen, und ſie feierten eine glänzende Hochzeit und blieben zufrieden und glücklich, wir aber ſitzen hier und ſchauen einander an.

---

18. Die gedemüthigte Königstochter.

Es war einmal ein König, der hatte eine ſehr ſchöne Tochter, ſie war aber auch ſehr launenhaft und ſtolz, und nie war ihr ein Freier recht. So viele auch auf das Schloß kommen mochten, ſie machte ſich über alle luſtig, und ließ ſie mit Schimpf und Schande abziehn, der König machte ihr Vorwürfe, ſie aber wollte nicht hören, und trieb nach wie vor mit den Freiern ihr Spiel. Endlich wollte kein Freier mehr kommen.

Da ſchickte der König in ferne Länder, wo man noch nichts von ihr wußte, und ließ die Bilder von den ſchönſten Prinzen kommen, ſie gefielen ihr aber Alle nicht. Endlich jedoch, weil der König ihr ſo viel Vorwürfe machte, zeigte ſie auf das Bild eines ſehr ſchönen Königs, und ſprach: „Laſſet Den kommen, ich will ihn zum Manne nehmen." Da ward der alte König hoch erfreut, und ließ den jungen König mit allen Ehren abholen, und empfing ihn auf's Glänzendſte. Er ließ ihm zu Ehren ſchöne Feſtlichkeiten geben, und Alles ſchien gut weiter zu gehen.

Eines Tages aber, da sie zu Tische saßen, bemerkte die Königstochter, daß der junge König einen Stuhl genommen hatte, auf dem ein Federchen lag, und daß ihm beim Essen ein wenig Sauce auf die Brust fiel. „O," rief sie gleich, „Feder auf dem Stuhl, Sauce auf der Brust!"*) und wollte ihn nun nicht mehr haben. Da ward der junge König sehr gekränkt, und mußte mit Beschämung in sein Land zurückkehren; der alte König aber ward so zornig, daß er seine Tochter verstieß, und sie mit einer Kammerfrau in die weite Welt hinaus jagte.

Da wanderte die Königstochter mit ihrer Kammerfrau, bis sie in ein Städtchen kamen, wo sie ein kleines Häuschen mietheten. Sie mußten aber doch leben. Also zog die Kammerfrau aus und verschaffte sich Weißzeug, das brachte sie nach Haus, und die Königstochter nähte es. So trieben sie es lange Zeit.

Der junge König aber hatte die Königstochter von Herzen lieb gewonnen, und hatte keine Ruhe ohne sie. Da er nun hörte, daß sie von ihrem Vater verstoßen worden war, verkleidete er sich in einen Hausirer, und wanderte mit seinem Kasten durch das ganze Reich, um sie wo möglich zu finden. Eines Tages nun kam er in die Stadt wo sie wohnte, und da er seine Waare ausrief, fiel ihr ein, daß sie keine Nadeln mehr habe, und rief ihn, um bei ihm welche zu kaufen. Als er sie nun sah, ward er sehr erfreut, und verkaufte ihr allerlei, und dazwischen unterhielt er sich mit ihr. Als er nun hörte, daß sie Weißzeug nähe, bestellte er ein Dutzend Hemden bei ihr, und kam oft, um nachzusehen, wie weit sie wären. Er wollte sich aber an ihr rächen für die Demüthigung, die sie ihm zugezogen hatte, also gab er sich nicht zu erkennen, sondern kam immer als Hausirer.

Nach einiger Zeit nahm er einmal die Kammerfrau bei Seite, und sprach zu ihr: „Wenn es ihr recht ist, möchte ich gern dies junge Mädchen heirathen. Ich kann sie zwar jetzt noch nicht heirathen, aber ich möchte sie doch mitnehmen in mein Land, denn ich kann nicht länger hier

*) Pinna in seggia e sarsa in pettu!

bleiben." Da ging die Kammerfrau zu ihrer jungen Herrin, und redete ihr zu, sie solle den Hausirer doch nehmen, „denn," sprach sie, „wenn ich sterben sollte, dann wäret ihr ja allein auf der Welt." Die Königstochter wollte zwar nicht gern, aber ihr Stolz war gebrochen, und sie sagte „ja", und ging mit dem Hausirer in die weite Welt. Sie wanderten viele viele Tage lang, bis sie in das Reich des jungen Königs kamen. Die arme Königstochter war so matt, daß sie kaum mehr vorwärts konnte; da führte sie ihr Mann in ein ärmliches Häuschen und sprach: „Siehst du, da ist meine Wohnung, da müssen wir uns behelfen."

Nun mußte die zarte Königstochter alle Arbeit thun, kochen, und waschen und nähen, und jeden Morgen wanderte der Hausirer fort, und wenn er am Abend wiederkam, brachte er ihr eine Kleinigkeit mit, und sagte: „Siehst du, das ist Alles, was ich verdient habe. Er blieb aber den ganzen Tag in seinem Schloß bei seiner Mutter, der er erzählte, daß er die junge Königstochter bei sich habe, die ihn so gekränkt habe.

Nach einiger Zeit kam er einmal zur Königstochter und sprach: „Wir müssen nun ausziehen, denn ich kann die Miethe nicht länger bezahlen. Ich will aber zur Königin gehen, und sie bitten, uns zu erlauben, in einem ihrer Ställe zu schlafen. Sie ist meine Gönnerin, und wird mir meine Bitte nicht abschlagen." Da ging er fort, und als er wiederkehrte, sprach er: „Die Königin hat es mir erlaubt, und wir werden von nun an im Stall wohnen." Also mußte die zarte Königstochter im Stall wohnen, und auf dem Stroh schlafen. Sie trug es aber mit Geduld, und dachte nur: „Ich habe es verdient durch meinen Stolz." Ihr Mann aber ging jeden Morgen mit seinem Kasten fort, um zu hausiren; er ging aber nur ein Paar Schritte, so lange sie ihn sehen konnte, dann trat er durch eine andere Thüre in das Schloß, kleidete sich als König an, und ging nun immer an ihr vorüber, ohne daß sie in ihm ihren Mann erkannt hätte; sie sah aber wohl, daß er der von ihr verschmähte Freier war, und meinte, sie müsse in den Boden sinken vor Scham.

Eines Tages kam er nun zu seiner Mutter, und sprach: „Die

Königstochter iſt noch nicht genug geſtraft für ihren Stolz; laßt ſie heraufkommen, und im Schloß als Näherin arbeiten." „Ach, mein Sohn," ſprach die Mutter, „laß doch das arme Mädchen in Ruh, und nimm es wieder zu Gnaden an." „Nein," antwortete er, „die Demüthigung, die ich durch ſie erfahren habe, ſoll ſie auch erfahren."

Da ging er zu ſeiner Frau, und ſprach: „Im Schloſſe wird jetzt viel Kinderzeug genäht, denn der König hat ſich verheirathet, und die junge Königin erwartet ein Kind. Die alte Königin aber hat dich rufen laſſen, damit du auch arbeiten hilfſt." „Ach nein," antwortete ſie, „laß mich hier bleiben, ich ſchäme mich dem jungen König unter die Augen zu kommen." „Ach was," rief er, „wovon ſollen wir denn leben? Geh gleich hinauf, der junge König wird ſich nicht um dich bekümmern. Und höre, ſei nicht dumm, und wenn du ein Hemdchen oder ein Häubchen nehmen kannſt, ſo thue es, du wirſt es bald brauchen." „Ach nein," ſprach ſie, „wie könnte ich ſo etwas thun." „Mache mich nicht bös," rief ihr Mann, „und thue, was ich dir ſage. Du kannſt es ja im Buſen verſtecken."

Die arme Königstochter ging alſo in's Schloß, und weil ſie ſich vor ihrem Mann fürchtete, ſo nahm ſie ein Hemdchen unbemerkt weg, und verſteckte es im Buſen. Als ſie aber ſo ſaß und nähte, kam auf einmal der junge König herein, und rief: „Wen habt ihr denn hier zum Nähen? ich kenne dieſe Frau als eine Diebin." Die arme Königstochter wurde bald roth, bald blaß, und die alte Königin ſprach: „Laß die Näherin in Ruhe, mein Sohn; es iſt eine arme Frau, die bei uns im Stall wohnt. „Nein," ſprach er, ſie iſt eine Diebin, und ich will es euch beweiſen." Da griff er ihr in den Buſen, und zog das Hemdchen heraus. Die arme Königstochter erſchrak ſo ſehr, daß ſie ohnmächtig wurde. „Mein Sohn," ſprach die Königin, „ſieh, wie das arme Mädchen leidet Ende nun ihre Leiden." „Nein," ſprach er, „ſie iſt noch nicht genug geſtraft," und ließ ſie in den Stall hinuntertragen.

Als er am Abend wieder kam, erzählte ſie ihm weinend ihr Unglück. und ſagte, ſie wolle nicht wieder ins Schloß gehen. Er aber fuhr ſie hart an, und befahl ihr den nächſten Morgen wieder hinauf zu gehen, und

auch wieder etwas zu nehmen. „Du kannst es ja unter die Schürze verstecken, meinte er. Sie weinte zwar bitterlich, mußte aber doch gehorchen, und den nächsten Morgen ging sie wieder in's Schloß zum Nähen, und als sie Niemand beobachtete, nahm sie zwei Häubchen, und versteckte sie unter die Schürze. Als sie aber nähte, kam der König herein, und rief: „Habt ihr diese Diebin schon wieder heraufkommen lassen? Ich will euch doch zeigen, daß nichts vor ihr sicher ist." Da griff er ihr unter die Schürze, und zog die Häubchen hervor. Die Königstochter wurde ohnmächtig, und trotz der Bitten der alten Königin ließ sie der König wieder in den Stall zurückbringen.

In der Nacht aber kam ihre Stunde, und sie gebar einen wunderschönen Knaben. Da brachte ihr ihr Mann ein wenig Fleischbrühe, und sprach: „Die Königin schickt dir diese Fleischbrühe, und diese alten Windeln für unseren Sohn." In der Fleischbrühe aber war ein Schlaftrunk; und als die Königstochter sie genommen hatte, schlief sie fest ein. Da ließ der König sie in's Schloß hinauftragen, wo ein schönes Bett für sie bereit stand, und ließ ihr ein Hemd von der feinsten Leinwand anziehen, und sie in's Bett hinein legen. Neben dem Bett aber stand eine kostbare Wiege für den jungen Prinzen, der auch gekleidet wurde, wie es sich für den Sohn eines Königs ziemte. Der junge König aber legte seine Hausirertracht ab, und zog königliche Kleider an. Als nun die Königstochter erwachte, schaute sie sich verwundert um, und glaubte zu träumen. Da trat der König herein, und frug sie freundlich, wie es ihr gehe. Sie aber wußte nicht, wie sie seinen Augen begegnen sollte. „Kennst du mich nicht?" frug der König. „Ich bin ja dein Mann, der Hausirer. Ich habe dich für deinen Stolz strafen wollen, doch nun ist alles Leid vorbei, und du bist meine liebe Gemahlin." Als nun die junge Königin gesund geworden war, feierten sie ein glänzendes Hochzeitsfest, und die Eltern der Königin mußten auch kommen, und freuten sich sehr, als sie ihre Tochter wieder sahen. Da lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

19. Gevatter Tod.

Es war einmal ein Mann, der hatte ein einziges Kind. In jenen Zeiten aber ließen manche Leute ihre Kinder nicht taufen, ſo lange ſie klein waren, ſondern warteten bis ſie größer wurden. So war denn auch dieſes Kind ſchon ſieben Jahre alt, und der Vater hatte es noch nicht taufen laſſen.

Da das der liebe Gott vom Himmel aus ſah, verdroß es ihn, und er rief den St. Johannes und ſprach zu ihm: „Höre einmal Johannes, gehe einmal hin zu Dem und Dem, und ſage ihm, ich ließe ihn fragen, warum er ſeinen Sohn noch nicht getauft habe.“ Da kam St. Johannes auf die Erde und klopfte an die Thür des Mannes. „Wer iſt da?“ frug der Mann. „Ich bin es, St. Johannes!“ „Was wollt ihr denn von mir?“ frug der Mann wieder. „Mich ſchickt der liebe Gott,“ ſprach der Heilige, „und läßt dich fragen, warum du deinen Sohn noch nicht haſt taufen laſſen?“ „Ich habe eben noch keinen guten Gevatter finden können,“ antwortete der Mann. „Nun, wenn es das iſt,“ meinte St. Johannes, „ſo will ich bei deinem Kinde Gevatter ſtehen.“ „Ich danke euch,“ ſagte der Mann, „es kann aber nicht ſein. Wenn ihr bei meinem Kinde Gevatter ſteht, ſo werdet ihr nur den einen Wunſch haben, ihn möglichſt bald in's Paradies zu nehmen, und das will ich nicht.“ Alſo mußte St. Johannes unverrichteter Sache in den Himmel zurück.

Da ſchickte der liebe Gott den heiligen Petrus aus, den Mann zu warnen. Es ging ihm aber nicht beſſer, der Mann gab ihm dieſelben Antworten wie dem St. Johannes und wollte den heiligen Petrus nicht zum Gevatter.

Da dachte der liebe Gott: „Was hat denn der nur im Sinn? Er will gewiß ſeinem Sohn die Unſterblichkeit verſchaffen, ſo kann ich ihm nur den Tod ſchicken.“ Da rief der liebe Gott den Tod herbei und ſchickte ihn zu dem Mann, er ſolle ihn fragen, warum er das Kind noch nicht habe taufen laſſen. Der Tod kam alſo zu dem Mann und klopfte an. „Wer iſt da?“ frug der Mann. „Mich ſchickt der liebe Gott,“ antwor-

tete der Tod, „er läßt dich fragen, warum dein Kind noch nicht getauft ist.“ „Sagt dem lieben Gott,“ sprach der Mann, „ich hätte noch keinen passenden Gevatter gefunden.“ „Willst du mich zum Gevatter?“ frug der Tod.*) „Wer seid ihr denn?“ „Ich bin der Tod.“ „Ja,“ rief der Mann, „euch will ich gern zum Gevatter meines Kindes, und wir wollen es gleich taufen lassen.“ Also wurde das Kind getauft.

Nach einigen Monaten aber erschien auf einmal der Gevatter Tod wieder bei dem Mann. Der nahm ihn freundlich auf, wollte ihm auch allerlei Gutes vorsetzen. Der Tod aber sprach: „Mach nicht so viel Umstände, ich bin nur gekommen dich zu holen.“ „Wie,“ rief der Mann ganz erstaunt, „dazu habe ich ja euch zum Gevatter erwählt, damit ihr mich und meine Frau und meinen Sohn solltet verschonen.“ „Das geht nicht an,“ antwortete der Tod, „die Sichel schneidet auch alles Gras, das sie auf ihrem Wege findet, ich kann dich nicht verschonen.“ Da nahm der Tod den Mann in einen finsteren Keller, darin brannten an allen Wänden eine ganze Menge Lampen. „Siehst du,“ sprach er, „das sind Lebenslichter; jeder Mensch hat ein solches Licht, und wenn es verlischt, so muß er sterben.“ „Welches ist denn mein Licht?“ frug der Mann. Da zeigte ihm der Tod ein Lämpchen, darin war fast gar kein Oel mehr, und als es verlosch, fiel der Mann um und war todt.

Hat denn der Tod den Sohn auch sterben lassen? Ja freilich, der Tod kann ja Niemand verschonen. Als seine Zeit um war, mußte der Sohn auch sterben.

20. Von dem Pathenkinde des heiligen Franz von Paula.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gern eins gehabt. Die Königin aber hatte eine besondere Verehrung für den heiligen Franziskus von Paula.**)

*) Eigentlich Gevatterin, da der Tod weiblichen Geschlechtes ist.

**) A rigina era divota di S. Franciscu i Paula.

Da betete die Königin zum heiligen Franziskus und bat ihn, ihr doch ein Kindchen zu gewähren, sie würde es auch Paul oder Pauline heißen. Nicht lange, so gebar die Königin ein schönes Töchterchen und nannte es Pauline.

Pauline wuchs heran und wurde immer schöner. Als sie sieben Jahre alt war, schickten die Eltern sie in die Schule. Wenn sie nun mit dem Bedienten in die Schule ging, mußten sie immer an einer schmalen Gasse vorbei, die war sehr lang und lief zwischen zwei Mauern. Sie hatte aber keinen Ausweg und Häuser waren auch keine da. Einmal sprach nun die kleine Pauline zum Bedienten: „Warte einen Augenblick auf mich, ich komme gleich wieder," und ging in die Gasse hinein. Da sah sie ein Mönchlein stehen, das winkte ihr und sprach: „Liebe Pauline, ich bin dein Onkel, komm her und habe mich lieb." Das Mönchlein aber war der heilige Franziskus, der gab der kleinen Pauline Süßigkeiten, und sprach: „Jeden Morgen, wenn du zur Schule gehst, so komm herein in dies Gäßchen; du darfst aber Niemand sagen, daß du mich hier findest." Pauline that es und jeden Morgen ließ sie den Bedienten warten und ging dem heiligen Franziskus die Hand zu küssen.

Eines Tages sprach nun der Heilige zu ihr: „Liebe Pauline, frage deine Mutter, ob es besser sei in der Jugend zu leiden, oder im Alter, und komme morgen und bringe mir die Antwort." Als Pauline aus der Schule nach Hause kam, ging sie sogleich zu ihrer Mutter, und sprach: „Liebe Mutter, sagt mir doch, was ist besser, in der Jugend zu leiden, oder im Alter?" „O Kind," erwiederte die Mutter, „was sind das für Fragen, und wer hat dir solche Dinge in den Kopf gesetzt? An dich können ja die Leiden nicht herankommen." Pauline aber bat ihre Mutter, sie möchte ihr doch antworten, der Gedanke sei ihr eben so durch den Kopf gegangen. Endlich antwortete die Mutter: „Nun denn, mein Kind, für dich hat es ja keine Bedeutung, wenn du es aber durchaus wissen willst, so ist es wohl besser in der Jugend zu leiden, so ruht man im Alter."

Am nächsten Morgen ging Pauline wieder in's Gäßchen und über-

brachte dem Heiligen die Antwort ihrer Mutter. Da sprach der heilige Franziskus: „Nun wohl, Kind, so komm mit mir," und nahm sie in seine Arme und verschwand.

Der Bediente wartete unterdessen am Eingang des Gäßchens und als Pauline immer nicht kam, ging er ihr endlich nach. Aber Pauline war nirgends zu finden. „Wie ist denn das möglich?" dachte er, „die Gasse hat keinen Ausweg, Häuser sind auch keine da und über die hohen Mauern wird sie doch auch nicht geklettert sein." Da lief der arme Mann endlich im hellen Schrecken zur Lehrerin und frug ob die Kleine vielleicht auf einem andern Weg zur Schule gekommen sei, es war aber keine Pauline da. Die Lehrerin begleitete ihn in das Schloß und theilten es dem König und der Königin mit. Da schickten sie nach allen Seiten aus das Kind zu suchen, es war aber Alles vergebens. Pauline war und blieb verschwunden. Der Schmerz der armen Eltern war sehr groß und die Königin sprach: „Mein armes Kind wird wohl ein Verhängniß zu erfüllen haben." *)

Lassen wir nun die Eltern und sehen wir uns nach Pauline um. Der Heilige brachte sie in eine ganz einsame Gegend, in einen Thurm, der hatte keine Thüre und nur ein Fenster. Darin wohnte der Heilige mit Pauline und erzog sie und lehrte sie Alles, was zu ihrem Stande gehörte.

Und Pauline wuchs heran und wurde mit jedem Tage schöner. Sie hatte aber wunderschönes langes Haar. Wenn nun der Heilige von einem Ausgange zurückkehrte, rief er ihr immer: „Pauline, Pauline, lasse deine schönen Flechten herunter und nimm mich hinauf!" **) Da ließ Pauline ihre schönen Flechten hinunter und der Heilige kletterte daran hinauf, in den Thurm.

Nun begab es sich eines Tages, als Pauline schon erwachsen war,

---

*) Avrà a passare qualche destino.

**) Paulina, Paulina,
cala sti beddi trissi (sic!) e pigghia a mia.

daß der König auf die Jagd ging und auch in die Gegend des Thurmes kam. Während er noch diesen sonderbaren Thurm ohne Thür anstaunte, sah er ein Mönchlein daher kommen, das ging geraden Wegs auf den Thurm zu. Da versteckte sich der König hinter einen Busch, weil er neugierig war, wie das Mönchlein wohl in den Thurm kommen würde. Der heilige Franziskus wußte wohl, daß der König hinter dem Busch versteckt war, und rief daher: „Birne und Quitte, laß deine schöne Flechten herunter und nimm mich hinauf." *) Pauline aber erkannte die Stimme des Heiligen und ließ ihre Flechten hinunter. Der König aber sah nur die wunderschönen Flechten und ward nur noch begieriger auch in den Thurm zu dringen. Als nun der Heilige bald wieder den Thurm verließ, stellte er sich unter das Fenster und rief: „Birne und Quitte, laß deine schöne Flechten herunter und nimm mich hinauf." Da glaubte Pauline, der Heilige sei es wieder und ließ ihre Flechten hinunter und der König kletterte daran hinauf. Sie konnte ihn aber kaum ziehen, denn der heilige Franziskus hatte sich immer so leicht gemacht, daß sie sein Gewicht kaum gespürt hatte. Als der König nun in das Zimmer sprang und das wunderschöne Mädchen sah, stand er zuerst ganz sprachlos da. Sie aber erschrak bei dem Anblick des fremden Mannes und floh entsetzt durch alle Zimmer. Der König eilte ihr jedoch nach und suchte sie mit sanften Worten zu beruhigen: „Edles Fräulein," sprach er, „erschreckt nicht so vor mir. Ich will euch ja kein Leid thun. Kommt mit mir auf mein Schloß, meine Mutter wird euch freundlich empfangen und ihr sollt meine Gemahlin sein." Nach und nach beruhigte sie sich und hörte ihn an, aber sie sagte, sie könne nicht mit ihm gehen, sie müsse auf ihren Onkel warten. Der Heilige aber kam nicht zurück, denn er wünschte, daß Pauline mit dem König gehe. Als nun der Heilige immer nicht kam, bewog der König das schöne Mädchen ihm zu folgen. Da brachte er sie zu seiner Mutter und sprach: „Liebe Mutter, dies Mäd-

*) Pira e cutugnu,
cala sti beddi trizzi cu.

chen soll meine Gemahlin sein." Die Mutter aber wollte es nicht, da Niemand wußte, wo Pauline her war. Aber weil sie ihren Sohn so lieb hatte, so nahm sie Pauline doch freundlich auf und ließ es geschehen, daß sie bei dem König wohnte.

Nach einem Jahr gebar Pauline ihren ersten Sohn. In der Nacht aber kam der heilige Franziskus, nahm das Kindlein weg, bestrich Paulinens Mund mit Blut und beraubte sie der Sprache. Als nun am Morgen die alte Königin in das Zimmer kam war das Kindchen weg, die junge Mutter aber konnte nicht sagen, was aus ihm geworden war. Da erhob die alte Königin ein großes Geschrei und rief den König und sprach: „Eine Wehrwölfin*) hast du dir aus dem Walde mitgebracht, die ihre Kleinen frißt. Sieh, wie ihr Mund noch vom Blut befleckt ist." Der König wollte es nicht glauben, als er aber zu Pauline kam, konnte sie ihm nicht antworten wo das Kind geblieben sei. Da ward der König tief betrübt, weil er sie aber so lieb hatte, so wollte er sie nicht verstoßen. Die arme Pauline aber weinte den ganzen Tag und betete in einem fort zum heiligen Franziskus.

Nach einem Jahr gebar sie ihren zweiten Sohn, und in der Nacht erschien wieder der Heilige und gab ihr die Sprache zurück. „Ach, heiliger Franziskus," flehte sie, „laßt mir meine Kindlein, sehet wie viel ich leiden muß." „Ja, Kind," sprach der Heilige, „erinnerst du dich nicht, wie deine Mutter sagte, es sei besser in der Jugend zu leiden, so ruhe man im Alter? Leide also in deiner Jugend, so wirst du nachher dein Alter genießen." Da nahm er auch das zweite Kindlein weg, bestrich ihren Mund mit Blut und beraubte sie der Sprache. Als nun am Morgen das Kind wieder fort war, war die alte Königin außer sich vor Zorn, und wollte die arme Pauline verstoßen und wegjagen. Der König aber wollte dennoch nicht, denn er hatte sie zu lieb.

Als nun wieder ein Jahr vergangen war, gebar Pauline ein kleines Mädchen, in der Nacht aber erschien der Heilige und Pauline flehte ihn

*) Lupa di voscu. Bedeutet auch Geißblatt, madreselva.

an: „O, heiliger Franziskus, laßt mir doch wenigstens dies eine Kindlein.“ Er aber erwiderte: „Ich muß das Kindlein nehmen, aber sei getrost, deine Leiden haben nun bald ein Ende.“ Damit nahm er das [illegible] ihren Mund mit Blut und verschloß ihr denselben. Am [illegible]gen ward die alte Königin aber so wüthend, daß sie die arme [illegible]e in ein abgelegenes Zimmer einschloß, Wachen davor stellte und ihrem Sohn verbot zu ihr zu gehen. „Diese Wehrwölfin muß sterben,“ sprach sie, „und du sollst nun eine ebenbürtige Prinzessin heirathen.“ Der König war tief betrübt, und weil er nicht selbst zu Paulinen kommen konnte, so schickte er seinen Diener hin, der mußte durchs Schlüsselloch schauen und ihm berichten, was sie thue. „Sie kniet am Boden,“ antwortete er immer, „und fleht zum heiligen Franziskus.“ Sie aber bat immer den Heiligen, er möge sie doch von ihren Leiden erlösen.

Unterdessen ließ die alte Königin eine benachbarte Prinzessin an den Hof kommen und sprach zu ihrem Sohn: „Diese Prinzessin wirst du heute heirathen.“ Der König war tief betrübt und wollte nicht, aber seine Mutter bestand darauf. Nun sollte ein schönes Hochzeitsmahl gehalten werden und nach dem Mahl sollte die Hochzeit sein. Da erschien der heilige Franziskus bei der armen Pauline in ihrem Gefängniß und brachte die drei Kinder mit, die waren Eines schöner als das Andere. Dann brachte er ihr auch kostbare Kleider und einen königlichen Mantel und für die Kindlein brachte er drei goldene Sesselchen und sprach zu Pauline: „Kleide dich königlich an und setze dich mit den Kindern hin; wenn es Zeit ist, werde ich dich rufen.“ Der König aber sprach zu seinem treuen Diener: „Gehe noch einmal hin, und schaue, was meine arme Pauline macht.“ Der Diener ging hin, kam aber ganz entsetzt zurück: „Ach, Majestät, was habe ich gesehen!“ „Nun, was hast du gesehen?“ frug der König. „Denkt euch nur, sie sitzt da in einem herrlichen königlichen Mantel, mit einer Krone auf dem Kopf und neben ihr sitzen drei Kinder auf goldenen Sesselchen, die sind so schön wie drei Engelchen.“ Der König wollte gern selbst durch das Schlüsselloch schauen, aber die Wachen ließen ihn nicht durch und er mußte zum Mahle gehen.

Während sie nun bei Tische saßen, kam der heilige Franziskus und rief Pauline und ihre Kinder und führte sie aus dem Gefängniß, und die Wachen ließen sie durch, denn sie merkten wohl, daß das Mönchlein ein Heiliger war. Da ließ der heilige Franziskus die Kindlein vorausgehen in den Eßsaal und die beiden Aeltesten mußten zum König und zur alten Königin treten, und ihnen die Hand küssen und sprechen: „Guten Tag Papa, Guten Tag Großmama, ich will auch essen, wo ist mein Platz?“ Als aber der König die Kinder sah, war er sehr erfreut und sprach: „Ihr seid gewiß meine lieben Kinder,“ und umarmte sie. Da kam auch Pauline herein und sie war noch viel schöner als früher und konnte auch wieder sprechen, und mit ihr kam der heilige Franziskus, der sprach zum König: „Ich bin der heilige Franziskus und ich hatte deine Kindlein fortgenommen, jetzt aber sind eure Leiden zu Ende, und wir wollen fröhlich zusammen essen, und nachher traue ich euch.“ Als das die fremde Braut hörte, wurde sie ohnmächtig und mußte fortgetragen werden, und als sie wieder zu sich kam, kehrte sie zu ihrem Vater zurück. Der heilige Franziskus aber traute den König und Pauline, gab ihnen seinen Segen und verschwand. Da lebten sie glücklich und zufrieden mit ihren Kindlein, wir aber haben das Nachsehen.

---

21. Die Geschichte von Caterina und ihrem Schicksal.

Es war einmal ein Kaufmann, der war über alle Maaßen reich, und hatte solche Schätze, wie sie nicht einmal der König hatte. In seinem Zimmer, wo er Audienz gab, standen drei wunderschöne Stühle, der eine war von Silber, der zweite von Gold, der dritte von Diamanten. Dieser Kaufmann hatte eine einzige Tochter, die hieß Caterina und war schöner als die Sonne.

Eines Tages saß Caterina in ihrem Zimmer. Auf einmal sprang die Thüre ganz von selbst auf, und es trat eine schöne, hohe Frau herein,

die hielt in ihren Händen ein Rad. „Caterina,“ ſprach ſie, „wann willſt du lieber dein Leben genießen, in der Jugend oder im Alter?“ Caterina ſchaute ſie ganz verwundert an, und wußte ſich nicht zu faſſen, und die ſchöne Frau frug noch einmal: „Caterina, wann willſt du lieber dein Leben genießen, in der Jugend oder im Alter?“ Da dachte Caterina: Wenn ich ſage: in der Jugend, ſo werde ich dafür im Alter leiden müſſen. Deshalb will ich lieber im Alter mein Leben genießen, und in der Jugend gehe es mir nach dem Willen Gottes. Alſo antwortete ſie: „Im Alter!“ „Dir geſchehe, wie du gewünſcht haſt,“ ſprach die ſchöne Frau, drehte einmal ihr Rad, und verſchwand. Dieſe hohe, ſchöne Frau aber war das Schickſal *) der armen Caterina.

Nach einigen Tagen bekam ihr Vater plötzlich die Nachricht, einige von ſeinen Schiffen ſeien in einem Sturme geſcheitert; wieder nach einigen Tagen erfuhr er, noch mehrere von ſeinen Schiffen ſeien untergegangen, und um es kurz zu faſſen, es war kaum ein Monat verfloſſen, ſo ſah er ſich aller ſeiner Reichthümer beraubt. Er mußte Alles verkaufen, was er hatte, aber auch das verlor er, bis er endlich ganz arm und elend blieb. Aus Kummer darüber erkrankte er und ſtarb.

So blieb denn die arme Caterina ganz allein in der Welt zurück, ohne einen Grano, ohne Jemanden zu haben, der ſie hätte zu ſich nehmen wollen. Da dachte ſie: „Ich will in eine andere Stadt gehen, und mir dort einen Dienſt ſuchen,“ machte ſich auf, und wanderte, bis ſie in eine andere Stadt kam. Wie ſie durch die Straßen ging, ſtand eben eine vornehme Frau am Fenſter, die frug ſie: „Wohin geheſt du ſo allein, du ſchönes Mädchen?“ „Ach, edle Frau, ich bin ein armes Mädchen, und möchte gern in Dienſt treten, um mir mein Brod zu verdienen. Könnet ihr mich nicht brauchen?“ Da nahm die vornehme Frau ſie zu ſich, und Caterina diente ihr treu.

Nach einigen Tagen ſprach eines Abends die Frau: „Caterina, ich muß einen Ausgang machen, und werde die Hausthüre zuſchließen.“ „Gut,“

*) Sorte.

ſprach Caterina, und als ihre Herrin fort war, nahm ſie ihre Arbeit, ſetzte ſich hin und nähte. Plötzlich ging die Thüre auf, und ihr Schickſal trat herein. „So?“ rief daſſelbe, „hier biſt du, Caterina? und meinſt nun wohl, ich ſolle dich in Ruhe laſſen?“ Mit dieſen Worten lief das Schickſal an alle Schränke, riß die Wäſche und die Kleider von Caterinas Herrin heraus, und riß Alles in tauſend Stücke. Caterina aber dachte: „Ach, weh mir, wenn meine Herrin wiederkommt, und Alles in dieſem Zuſtand findet, ſo bringt ſie mich gewiß um.“ Und in ihrer Angſt brach ſie die Thüre auf und entfloh. Das Schickſal aber ſammelte alle die zerriſſenen und zerſtörten Sachen, machte ſie ganz und legte Alles an ſeinen Platz. Als nun die Herrin nach Hauſe kam, rief ſie nach Caterina, aber Caterina war nirgends zu ſehen: „Sollte ſie mich wohl beſtohlen haben?“ dachte ſie, aber als ſie nachſah, fehlte von ihren Sachen nichts. Sie verwunderte ſich ſehr, aber Caterina kam nicht zurück, ſondern lief immer weiter, bis ſie endlich in eine andere Stadt kam. Als ſie nun durch die Straßen ging, ſtand wieder eine Frau am Fenſter, und frug ſie: ‚Wohin geheſt du ſo allein, du hübſches Mädchen?“ „Ach, edle Frau, ich bin ein armes Mädchen, und möchte gern einen Dienſt annehmen, um mein Brod zu verdienen; könnet ihr mich nicht brauchen?“ Da nahm ſie die Frau in ihren Dienſt, und Caterina diente ihr, und meinte nun in Ruhe bleiben zu können. Es währte aber nur einige Tage; als eines Abends ihre Herrin ausgegangen war, erſchien das Schickſal wieder, und fuhr ſie mit harten Worten an: „So, hier biſt du jetzt? Und meinſt du wohl, du könneſt mir entgehen?“ Damit zerriß und zerſtörte das Schickſal Alles, was es fand, alſo daß die arme Caterina in ihrer Herzensangſt wieder entfloh. Um es kurz zu ſagen, dieſes ſchreckliche Leben führte die arme Caterina ſieben Jahre lang, lief aus einer Stadt in die andere, und verſuchte es überall, einen Dienſt anzunehmen. Nach wenigen Tagen aber erſchien immer das Schickſal, zerriß und zerſtörte die Sachen ihrer Herrſchaft, und das arme Mädchen mußte fliehen. Wenn ſie jedoch das Haus verlaſſen hatte, machte das Schickſal Alles wieder ganz und legte es an ſeinen Platz.

Nach ſieben Jahren endlich ſchien das Schickſal müde zu werden, die unglückliche Caterina immer zu verfolgen. Eines Tages kam Caterina wieder in eine Stadt, und ſah eine Frau am Fenſter ſtehen, die frug ſie: „Wohin geheſt du ſo allein, du ſchönes Mädchen?“ „Ach, edle Frau, ich bin ein armes Mädchen und möchte gerne einen Dienſt annehmen, um mein Brod zu verdienen. Könnet ihr mich nicht brauchen?“ Da antwortete die Frau: „Ich will dich gern zu mir nehmen, du mußt mir aber täglich einen Dienſt leiſten, und ich weiß nicht, ob du die Kraft dazu haſt.“ „Sagt mir, was es iſt,“ ſprach Caterina, „und wenn ich es kann, will ich es thun.“ „Siehſt du jenen hohen Berg?“ ſprach die Frau. „Auf den mußt du jeden Morgen ein großes Bret mit friſchgebackenem Brod tragen, und mußt oben mit lauter Stimme rufen: „O Schickſal meiner Herrin! o Schickſal meiner Herrin! o Schickſal meiner Herrin! dreimal. Dann wird mein Schickſal erſcheinen, und das Brod in Empfang nehmen.“ „Das will ich gerne thun,“ ſprach Caterina, und die Frau nahm ſie zu ſich.

Nun blieb Caterina lange Jahre bei dieſer Frau, und jeden Morgen nahm ſie ein Tragbret mit friſchgebackenem Brode, und trug es den Berg hinauf, und wenn ſie dreimal gerufen hatte: „O Schickſal meiner Herrin!“ erſchien eine ſchöne, hohe Frau und nahm das Brod in Empfang. Caterina aber weinte oft, wenn ſie dachte, daß ſie, die ſo reich geweſen war, nun wie eine arme Magd dienen mußte. Da ſprach eines Tages ihre Herrin zu ihr: „Caterina, warum weineſt du ſo viel?“ Da erzählte Caterina, wie ſchlecht es ihr ergangen ſei, und ihre Herrin ſprach: „Weißt du was, Caterina? Wenn du morgen das Brod auf den Berg trägſt, ſo bitte mein Schickſal, daß es dein Schickſal zu bewegen ſuche, dich nun in Ruhe zu laſſen. Vielleicht hilft das.“ Dieſer Rath gefiel der armen Caterina, und am nächſten Morgen, als ſie dem Schickſal ihrer Herrin das Brod gebracht hatte, klagte ſie demſelben ihre Noth, und ſprach: „O Schickſal meiner Herrin! bittet doch mein Schickſal, daß es mich nun nicht mehr verfolge.“ Da antwortete das Schickſal: „Ach, du armes Mädchen, dein Schickſal iſt eben mit ſieben Decken bedeckt, deßhalb kann es dich nicht hören. Wenn du aber morgen kommſt, ſo

will ich dich zu ihm hinführen." Als nun Caterina nach Hauſe gegangen war, ging das Schickſal ihrer Herrin zu dem Schickſal des Mädchens, und ſprach: „Liebe Schweſter, warum wirſt du nicht müde, die arme Caterina leiden zu laſſen? Laſſe ſie nun auch wieder glückliche Tage ſehen." Da antwortete das Schickſal: „Führe ſie morgen zu mir, ſo will ich ihr etwas ſchenken, das ſoll ihr aus aller Noth helfen."

Als nun Caterina am nächſten Morgen das Brod brachte, führte das Schickſal ihrer Herrin ſie zu ihrem eigenen Schickſal, das war mit ſieben Decken bedeckt. Das Schickſal aber gab ihr ein Sträuglein Seide, und ſprach zu ihr: „Verwahre es wohl, es wird dir nützen." Da ging Caterina nach Hauſe, und ſprach zu ihrer Herrin: „Da hat mir mein Schickſal ein Sträuglein Seide geſchenkt, was ich wohl damit thun ſoll? Es iſt ja keine drei Grani werth." „Nun," ſagte die Herrin, „verwahre es nur, wer weiß wozu es nützen kann."

Nun begab es ſich nach einiger Zeit, daß der junge König heirathen ſollte, und ſich deßhalb königliche Kleider anfertigen ließ. Als der Schneider nun ein ſchönes Gewand nähen ſollte, war nirgends Seide von derſelben Farbe zu finden. Da ließ der König im ganzen Land verkünden, wer ſolche Seide habe, ſolle ſie an den Hof bringen, ſie werde ihm gut bezahlt werden. „Caterina," ſprach ihre Herrin, „dein Sträuglein Seide iſt ja von dieſer Farbe; bringe es doch zum König, daß er dir ein ſchönes Geſchenk mache." Da legte Caterina ihre beſten Kleider an, und ging an den Hof, und als ſie vor den König trat, war ſie ſo ſchön, daß er ſeine Augen nicht von ihr wenden konnte. „Königliche Majeſtät," ſprach ſie, „ich habe euch ein Sträuglein Seide gebracht, von jener Farbe, die ihr nicht finden konntet." „Wißt ihr was, königliche Majeſtät," rief einer der Miniſter, „wir wollen dem Mädchen die Seide mit Gold aufwiegen." Der König war es zufrieden, und es wurde eine Wage gebracht; auf die eine Seite legte der König die Seide, auf die andere ein Goldſtück. Nun denkt euch aber, was geſchah; ſo viele Goldſtücke der König auch auf die Wage legen mochte, die Seide war doch immer ſchwerer. Da ließ der König eine größere Wage holen, und alle

ſeine Schätze auf die eine Schale legen, aber die Seide wog immer noch ſchwerer. Da nahm der König endlich ſeine goldene Krone vom Haupt, und legte ſie zu all den anderen Schätzen, und ſiehe da, nun ging die Wagſchale mit dem Golde hinunter, und wog genau eben ſo viel wie die Seide. „Woher haſt du dieſe Seide?“ frug der König. „Königliche Majeſtät, ich habe ſie von meiner Herrin geſchenkt bekommen,“ antwortete Caterina. „Nein, das iſt nicht möglich,“ rief der König, „und wenn du mir nicht die Wahrheit ſagſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“ Da erzählte Caterina Alles, wie es ihr ergangen, ſeit ſie ein reiches Mädchen geweſen war.

Am Hofe aber lebte eine weiſe Frau, die ſprach: „Caterina, du haſt viel gelitten, doch nun wirſt du auch glückliche Zeiten ſehen, und daß erſt die goldne Krone die Wage ins Gleichgewicht brachte, iſt ein Zeichen, daß du eine Königin ſein wirſt.“ „Soll ſie eine Königin ſein,“ rief der König, „ſo will ich ſie dazu machen, denn Caterina und keine andere ſoll meine Gemahlin ſein.“ Und ſo geſchah es auch; der König ließ ſeiner Braut ſagen, nun wolle er ſie nicht mehr, und heirathete die ſchöne Caterina. Und nachdem Caterina in ihrer Jugend ſo viel gelitten hatte, genoß ſie nun ihr Alter in lauter Glückſeligkeit, und blieb glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

---

22. Vom Räuber, der einen Hexenkopf hatte.

Es war einmal ein König, der hatte drei ſchöne Töchter, die Jüngſte aber war die Schönſte und Klügſte. Eines Tages rief er ſie und ſprach zu ihr: „Komm mein Kind und lauſe mich ein wenig.“ Das that die jüngſte Tochter und fand eine Laus. Da ſetzte der König die Laus in einen großen Topf mit Fett und ließ ſie viele Jahre darinnen. Als er aber eines Tages den Topf zerſchlagen ließ, war die Laus zu einem ſolchen Ungethüm angewachſen, daß alle Leute davor erſchraken und der König ſie umbringen ließ. Dann ließ er ihr die Haut abziehen, nagelte

ſie über die Thür feſt und ſprach: „Derjenige, der errathen kann, von welchem Thier dieſes Fell iſt, der ſoll meine älteſte Tochter zur Frau bekommen. Wer es aber nicht erräth, der muß ſeinen Kopf dabei verlieren.“ Da kamen von nah und fern Prinzen und vornehme Herren und wollten die ſchöne Königstochter freien, aber Keiner konnte das Räthſel errathen, und ſo mußten ſie jämmerlich ſterben.

Nun war auch ein Räuber, der lebte in einer wilden Gegend ganz allein. Der hatte einen Hexenkopf*) in einem kleinen Körbchen, bei dem holte er ſich immer guten Rath, wenn er irgend etwas unternehmen wollte. Dieſer Räuber hörte nun davon, wie ſo viele Freier das Leben ließen und Keiner das ſchwere Räthſel herausbringen konnte. Da trat er vor ſeinen Hexenkopf und frug: „Sage mir, Kopf, von welchem Thier iſt das Fell, das der König über ſeiner Thür angenagelt hat?“ „Von einer Laus,“ antwortete der Kopf. Nun war der Räuber guter Dinge und machte ſich auf den Weg nach der Stadt. Unterwegs frugen ihn die Leute, wo er hinginge. „Ich gehe nach der Stadt und will die älteſte Königstochter freien,“ antwortete er. „So geht ihr eurem gewiſſen Tode entgegen,“ meinten die Leute. Als er nun in die Stadt kam, ließ er ſich bei dem König melden, er hätte auch Luſt, das Räthſel zu errathen. Da ließ ihn der König hereinkommen, zeigte ihm die Haut und frug: „Kannſt du mir ſagen, von welchem Thier dieſes Fell iſt?“ „Von einem Haſen?“ ſagte der Räuber. — „Falſch!“ — „Vielleicht von einem Hund?“ „Falſch!“ „Iſt es vielleicht das Fell einer Laus?“ Da hatte er es errathen und der König gab ihm ſeine älteſte Tochter zur Frau. Als nun die Hochzeitsfeierlichkeiten vorbei waren, ſprach er zum König: „Ich will nun mit meiner Frau nach Haus zurückkehren.“ Da umarmte die Königstochter ihren Vater und ihre Schweſtern, und ging mit ihrem Manne fort.

Nachdem ſie lange, lange Zeit gewandert waren, kamen ſie in eine wilde, einſame Gegend. „Ach,“ ſprach die Königstochter, „wohin führeſt

*) Testa di mavara.

du mich denn? Wie häßlich es hier iſt!" „Komm du nur mit!" antwortete der Räuber. Da kamen ſie endlich an ſein Haus, das war ſo finſter und häßlich, daß die Königstochter wieder ſagte: „Wohnſt du denn hier? Ach, wie unfreundlich es hier iſt!" „Komm nur herein," antwortete der Räuber. Nun mußte die arme Königstochter in der Wildniß wohnen und hart arbeiten. Am zweiten Morgen ſprach der Räuber: „Ich muß nun meinen Geſchäften nachgehen, beſorge unterdeſſen das Haus." Zu ſeinem Hexenkopf aber ſprach er ganz leiſe: „Gieb Acht, was ſie über mich ſagt." Als nun der Räuber weg war, konnte es die Königstochter nicht mehr aushalten, und fing an über ihren Mann zu ſchimpfen, denn ſie hatte ihn nicht gern geheirathet und konnte ihn nun vollends nicht leiden. „Dieſer Böſewicht!" ſagte ſie, „ich wollte doch, er bräche den Hals! Möge das Unglück ihn verfolgen!" und dergleichen mehr. Der Hexenkopf aber hörte Alles mit an und erzählte es dem Räuber, als er nach Hauſe kam. Da ergriff der Räuber die Königstochter, ſchnitt ihr den Kopf ab und warf ſie in ein Kämmerlein, darin waren noch viele andere Leichen von Mädchen, die er auf dieſelbe Weiſe umgebracht hatte. Den nächſten Tag aber wanderte er wieder an den Hof des Königs. Als er nun zum König kam, frug ihn dieſer: „Wie geht es meiner Tochter?" „Meine Frau iſt wohl und munter," antwortete der Räuber, „ſie langweilt ſich aber und möchte ihre zweite Schweſter zur Geſellſchaft haben." Da gab ihm der König die zweite Tochter mit und er führte ſie in jene wilde Gegend. „Ach, Schwager," ſprach ſie, „wie unheimlich iſt dieſe Gegend! Wohin führet ihr mich denn?" „Komm du nur mit," antwortete der Räuber. Als ſie nun an das Haus des Räubers kamen, frug die Königstochter wieder: „Ach, Schwager, iſt das eure Wohnung? dieſes häßliche Haus?" „Komm nur herein," ſprach der Räuber. „Wo iſt denn meine Schweſter?" frug ſie. „Um deine Schweſter brauchſt du dich nicht zu bekümmern, thu nur deine Arbeit." Alſo mußte die Königstochter harte Arbeit thun und ihr Herz ward immer mehr von Zorn und Haß gegen ihren Schwager erfüllt. Eines Tages nun ſprach er zu ihr: „Ich muß meinen Geſchäften nach-

gehen und komme erſt heute Abend zurück." Dann ging er auch zum Hexenkopf und ſprach: „Gib Acht, was ſie über mich ſagt." Damit ging er. Die Königstochter aber machte ihrem Haſſe Luft, ſchimpfte über ihn, und nannte ihn einen Böſewicht und wünſchte ihm alles Unglück. Als nun der Räuber nach Hauſe kam, ſagte es ihm der Hexenkopf und der armen Königstochter erging es nicht beſſer als ihrer Schweſter.

Nun wanderte der Räuber wieder zum König, der frug ihn, wie es ſeinen zwei Töchtern gehe. „O ſehr gut," antwortete der Räuber, „ſie hätten aber gern ihre jüngſte Schweſter, um bei einander zu ſein." Da gab ihm der König auch die Jüngſte mit. Die war aber ſehr klug, und als ſie in die Wildniß kamen, ſprach ſie: „Nein, Schwager, wie ſchön iſt dieſe Gegend! Wohnt ihr hier?" Und als ſie an das Haus kamen, ſprach ſie wieder: „Ei, was iſt das Haus ſo ſchön!" Als ſie aber hineingingen, hütete ſie ſich wohl, nach ihren Schweſtern zu fragen, ſondern ging fröhlich an ihre Arbeit. Nun ging der Räuber wieder ſeinen Geſchäften nach und der Hexenkopf mußte auf Alles achten, was die Königstochter ſagen würde. Als ſie nun ihre Arbeit fertig hatte, kniete ſie nieder und betete laut für den Räuber, dem ſie alles Gute wünſchte, in ihrem Herzen aber wünſchte ſie, es möchte ihm ein Unglück begegnen. Am Abend kam der Räuber und frug gleich den Hexenkopf: „Nun, was hat ſie von mir geſagt?" Da antwortete der Kopf: „Ach, ſo Eine haben wir noch nicht hier gehabt! Sie hat den ganzen Tag gebetet und fromme Wünſche für dich gethan!" Da war der Räuber ſehr erfreut und ſprach zur Königstochter: „Weil du vernünftiger geweſen biſt, als deine Schweſtern, ſo ſollſt du es gut bei mir haben und ich will dir auch zeigen, wo deine Schweſtern ſind." Da führte er ſie in das Kämmerlein und zeigte ihr die todten Schweſtern. „Ihr habt wohl daran gethan, ſie zu tödten, Schwager, wenn ſie euch nicht geehrt haben," ſprach die kluge Königstochter. Nun hatte ſie es gut bei dem Räuber und war Herrin im Haus.

Eines Tages aber, da der Räuber wieder einmal auf mehrere Tage fortgegangen war, kam ſie von ungefähr in ſein Zimmer, und als ſie die Augen aufhob, erblickte ſie den Hexenkopf. Der war in ſeinem

Körbchen oberhalb des Fensters angenagelt. Weil sie aber so klug war, so rief sie dem Kopf zu: „Was machst du da oben? Komm doch herunter zu mir, hier kannst du es viel besser haben.“ „Nein,“ antwortete der Kopf, „ich befinde mich hier oben ganz gut, und habe keine Lust, hinunter zu gehen.“ Die Königstochter aber schmeichelte dem Hexenkopf, also daß er sich bethören ließ und endlich herunterstieg. „Was hast du für struppiges Haar,“ sprach die Königstochter, „komm mit mir, ich will dich fein machen.“ Da folgte ihr der Hexenkopf in die Küche, und die Königstochter nahm einen Kamm und begann den Kopf zu kämmen. Sie hatte aber gerade den Ofen geheizt, um das Brod zu backen. Während sie nun das Haar kämmte, wand sie sich leise den langen Zopf um den Arm, und mit einem Male schleuderte sie den Kopf in den Ofen, machte die Ofenthür zu und ließ ihn ruhig verbrennen.

An den Kopf aber knüpfte sich das Leben des Räubers und während er nun verbrannte, fühlte der Räuber auch seine Gesundheit und sein Leben schwinden und starb. Die Königstochter aber war an dem Fenster hinaufgestiegen, wo noch das Körbchen hing, in welchem der Kopf gehaust hatte. Dort fand sie ein kleines Töpfchen mit Salbe und als sie damit ihre Schwestern bestrich, wurden sie wieder lebendig. Da bestrich sie auch alle die anderen Mädchen und Jede nahm sich von den Schätzen des Räubers, so viel sie tragen konnte; dann kehrten sie Alle zu ihren Eltern zurück. Die drei Schwestern aber kamen zu ihrem Vater und lebten mit ihm glücklich und zufrieden, bis sie drei schöne Prinzen heiratheten.

23. Die Geschichte vom Ohimè. (Ach!)

Es war einmal ein armer alter Holzhacker, der hatte drei schöne Enkeltöchter. Von ihnen war die jüngste auch die schönste und klügste, und hieß Maruzza*). Der arme Mann hatte keinen Verdienst, Geld hatte

*) Diminutiv von Maria.

gehen und komme er[illegible] er mit seinen Enkelinnen
Hexenkopf und [illegible]
er. Die K[illegible] sammelte, ward er so müde
ihn, und [illegible] Stein setzte, und laut seufzte:
Als nr[illegible] großer Mann, der frug ihn:
der [illegible] „Ich habe euch nicht gerufen," sagte der Holz-
[illegible] Ohimé gerufen? Daß ist mein
[illegible] Mann. „Du siehst aber aus, wie ein armer
[illegible] Bringe deine älteste Enkelin zu
[illegible] will ich dich reich beschenken. Führe
[illegible] bei meinem Namen, so werde ich er-
[illegible] gab er ihm etwas Geld, und der alte
[illegible] zu seinen Enkeltöchtern. „Denke dir,"
[illegible] großes Glück bescheert; ein vornehmer
[illegible] nehmen, damit du seiner Frau dienest;
[illegible] Als seine Enkelin das hörte, küßte sie den Boden
[illegible] Gott!" Nach einigen Tagen machte
[illegible] brachte sie in den Wald, und rief
[illegible] Ohimé, und als er das schöne Mädchen
[illegible] gehalten, und nun soll deine Enkelin
[illegible] Woche kannst du kommen, und dich
[illegible] Da machte er dem Großvater ein schönes Geschenk,
[illegible] führte sie vor einen Felsen.
[illegible] konnten. Drinnen aber
[illegible] Schätzen und Kostbarkeiten.
[illegible] „Die Patrona bist du," ant-
[illegible] Ohimé, und wenn du mir gehorchst, und Alles thust, was ich
[illegible] werden." Mit diesen Worten
[illegible] und zeigte ihr die schönen Sachen.
[illegible] darin lagen viele ermordete Mäd-
[illegible] diese haben mir nicht gehorcht,
[illegible] deßhalb haben sie ihre Strafe be-

darum laß dich warnen." „Wenn ſie euch nicht gehorcht ſo iſt es ihnen recht geſchehen," ſagte ſie, „ich aber will ſchon meine Pflicht thun." Alſo blieb das Mädchen bei Ohimè und hatte es gut bei ihm.

Nach einigen Tagen ſprach Ohimè zu ihr: „Ich muß auf drei Tage verreiſen, und laſſe dir ein Gebot zurück; wenn du das nicht erfüllſt, ſo geht es dir ſchlimm." „Was ſoll ich denn thun?" frug ſie. Da gab er ihr ein Todtenbein, und ſprach: „Das mußt du eſſen, und wenn ich wiederkomme, ſo will ich es nicht mehr ſehen." Mit dieſen Worten verließ er ſie; ſie aber blieb in ſchweren Sorgen zurück. „Wie kann ich denn ein Todtenbein eſſen? dachte ſie, „ſo ein ſchmutziges, ekliges Ding. Da kann Ohimè lange warten, bis ich das eſſe." Weil ſie es nun nicht eſſen wollte, warf ſie es zum Fenſter hinaus, und meinte, Ohimè werde es nicht merken. Als er aber nach Hauſe kam, war ſeine erſte Frage: „Haſt du deine Pflicht gethan?" „Ja wohl, Patron." Da rief Ohimè mit lauter Stimme: „Wo biſt du, Bein? „Hier bin ich!" Komm doch einmal her zu mir." Da kam das Bein hervor, und Ohimè ſprach zu dem Mädchen: „Weil du mich belogen haſt, und deine Pflicht nicht gethan, ſo ſollſt du nun auch deine Strafe haben." Damit ergriff er ſie, ſchleppte ſie in den Saal, wo die vielen todten Mädchen lagen, und ermordete ſie.

Nach einigen Tagen kam der alte Holzhacker wieder in den Wald, und rief den Ohimè, und als er erſchien, frug er ihn: „Wie geht es meiner Enkelin?" „Ei, der geht es ſehr gut," antwortete Ohimè, „und meine Frau hält ſie wie ihre eigene Tochter. Sie möchte auch gerne die zweite Schweſter in ihren Dienſt nehmen. Bringe ſie mir her, ſo will ich dir ein ſchönes Geſchenk machen." Da lief der alte Holzhacker voll Freude nach Hauſe, und erzählte ſeiner zweiten Enkelin, ſie ſolle auch zu dem vornehmen Herrn in Dienſt kommen. Die war es denn auch zufrieden, und der Großvater führte ſie in den Wald. „O, Ohimè!" rief er, und alsbald erſchien Ohimè, und nahm die Enkelin in Empfang. Da führte er ſie durch den Felſen in ſeinen Palaſt, und zeigte ihr die

Ohimè hatte ſie lieb, und brachte ihr Alles, was ſie ſich wünſchte. Eines Tages zeigte er ihr auch alle ſeine Schränke, in denen viele Flaſchen mit Tränken und Salben ſtanden. „Siehſt du," ſprach er, „hier iſt eine Salbe, wenn man damit die Todten beſtreicht, ſo werden ſie wieder lebendig. Ich zeige ſie dir, weil ich weiß, daß du mir treu ergeben biſt." Als er ihr nun Alles gezeigt hatte, führte er ſie auch vor eine verſchloſſene Thür, und ſprach: „Sieh, Maruzza, Alles was hier iſt, gehört dir, und du darfſt thun und laſſen, was du willſt. Dieſe Thüre aber darfſt du nicht aufmachen, denn wenn ich es merke, ſo ermorde ich dich." Kaum war Ohimè das nächſtemal verreiſt, ſo nahm Maruzza ihren Schlüſſelbund, ging und machte die Thüre auf. Als ſie hineintrat, ſah ſie einen wunderſchönen Jüngling, der lag am Boden als ob er todt wäre, und in ſeinem Herzen ſtak ein Dolch. „Ach!" dachte Maruzza voll Mitleid, „armer, unglücklicher Jüngling! Darum alſo wollte der böſe Ohimè nicht, daß ich die Thüre aufmachen ſolle." Da lief ſie hin, und holte ein wenig von der Salbe; zog den Dolch aus dem Herzen, und beſtrich die Wunde mit der Salbe, und alsbald ſchlug der Jüngling die Augen auf und war geſund. „Schönes Mädchen," rief er, „du haſt mich erlöſt; denn ich bin ein Königsſohn, und der böſe Ohimè hat mich hier gefangen gehalten." „Ach," antwortete ſie, „was hilft es, daß ihr nun geſund ſeid? Bald wird Ohimè wiederkommen, und wenn er euch dann geſund und am Leben findet, wird er euch und mich umbringen. Darum müſſet ihr euch wieder hinlegen, und ich will euch den Dolch ins Herz ſtoßen; und dann will ich ſehen, was wir thun können, um den böſen Ohimè zu ermorden." Und ſo thaten ſie denn auch; der Königsſohn legte ſich wieder hin, und Maruzza ſtieß ihm mit vielen Thränen den Dolch ins Herz. Denn ſie war in heftiger Liebe zu ihm entbrannt.

Als aber Ohimè nach Hauſe kam, ging ſie mit ihm in den Garten, und ſchmeichelte ihm mit vielen ſüßen Worten: „Sagt mir doch, lieber Herr, wenn je das Unglück wollte, daß euch einer nach dem Leben trachtete, wie müßte er es anfangen, um euch umzubringen?" „Warum frägſt du mich das?" ſprach Ohimè, „willſt du mich vielleicht verrathen?" „Ach,

was denkt ihr auch! Bin ich nicht eure gehorſame, treue Maruzza? Es war nur ein Gedanke, der mir eben durch den Kopf ging." „Nun, weil du es biſt, will ich es dir ſagen," ſprach Ohimè. „Sieh, ermorden kann man mich nicht; wenn mir aber Jemand einen Zweig von dieſem Kraut in die Ohren ſtopft, ſo ſchlafe ich ein, und kann nicht wieder aufwachen." „Nun, nun, ſagt mir nichts mehr, ich will gar nichts davon wiſſen," ſagte Maruzza; heimlich aber bückte ſie ſich, brach ein Zweiglein ab, und ſteckte es in die Taſche. „Nun ſetzt euch ein wenig hin, ſo will ich euch lauſen," ſprach ſie zu Ohimè, und ſetzte ſich; er aber legte ſeinen Kopf in ihren Schoß, und ſie lauſte ihn, bis er einſchlief. Dann nahm ſie ſchnell das Kraut, und ſtopfte es ihm in beide Ohren, daß er in einen tiefen Schlaf verfiel. So ließ ſie ihn im Garten liegen, und eilte wieder ins Haus, nahm die Salbe, und beſtrich zuerſt den Königsſohn, daß er wieder lebendig wurde; dann lief ſie auch in den Saal, wo die todten Mädchen lagen, und beſtrich ſie Alle mit der Salbe; zuerſt ihre Schweſtern, dann auch die anderen Mädchen, die der böſe Ohimè nach und nach umgebracht hatte. Als ſie nun Alle wieder lebendig waren, beſchenkte Maruzza ſie reichlich, und ließ ſie in ihre Heimath zurückkehren, ſie ſelbſt aber und der Königsſohn nahmen die übrigen Schätze, und gingen fort nach der Heimath des Königsſohnes. Denkt euch nun die Freude des Königs und der Königin als ihr Sohn wiederkam, den ſie ſeit ſo vielen Jahren für todt beweint hatten, und nun kam er wieder und brachte erſt noch ein ſo ſchönes, kluges Mädchen mit. Da wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, und der Königsſohn heirathete die ſchöne Maruzza, und lebte mit ihr glücklich und zufrieden.

Unterdeſſen lag Ohimè im Garten, und ſchlief, und ſchlief, mehrere Jahre lang. Endlich aber verfaulte das Kraut durch den Wind und Regen, und eines Tages fiel es heraus, und Ohimè fuhr aus dem Schlaf empor. „Wo bin ich?" dachte er, ſprang auf und lief in das Haus. Als er aber dort nur die nackten Wände ſah, gerieth er in einen großen Zorn, und rief: „Dieſe Nichtswürdige! Sie hat mich verrathen, nachdem ich mich ſo auf ſie verlaſſen hatte! Aber warte nur, ich will mich

schon an dir rächen!" Da machte er sich auf, und zog durch alle Länder, um Maruzza zu suchen, und wanderte so lange, bis er endlich eines Tages in die Stadt kam, wo Maruzza wohnte.

Als er nun durch die Straßen ging, hob er zufällig die Augen auf, und sah an einem Fenster die schöne Maruzza stehen. „Ei!" dachte er, „bist du hier, und lebst gar prächtig in einem königlichen Schloß? Nun, warte nur, ich will dich schon kriegen." Da ging er hin, und machte eine Statue aus Silber, die war eben so groß, wie er selbst, und inwendig hohl. In das Innere aber steckte er mehre Instrumente, um Musik zu machen, rief dann einen Burschen herbei, und sprach zu ihm: „Ich mache dir ein schönes Geschenk, wenn du diese Statue auf deinen Rücken nimmst, und damit in der ganzen Stadt herumziehst, um sie für Geld sehen zu lassen. Zuletzt mußt du sie zum Könige bringen, und sie einige Tage bei ihm lassen." Der Bursche versprach Alles zu besorgen, und Ohimè schloß sich in die Statue ein. Da nahm der Bursche ihn auf den Rücken, und trug ihn in der ganzen Stadt herum, und rief mit lauter Stimme: „Ei, was habe ich für einen schönen heiligen Nikolaus, und was der für schöne Musik machen kann." Als die Leute das hörten, riefen Manche ihn herbei und baten: „Laß uns doch deinen heiligen Nikolaus einige Tage hier, daß wir uns an der schönen Musik erfreuen, wir wollen dir auch ein schönes Geschenk dafür machen." Da ließ der Bursche die Statue in den Häusern, und Ohimè spielte dann so wunderschön, daß man bald in der ganzen Stadt von nichts anderm sprach, als von der wunderbaren Statue, und Jeder sie sehen und hören wollte. So gelangte denn endlich auch das Gerücht davon zum Könige, und zu Maruzza, die sprach: „Ach, ruft mir doch auch einmal den Burschen her, ich möchte so gerne die Statue einige Tage hier behalten." Da ließ der König den Burschen aufs Schloß kommen und machte ihm ein schönes Geschenk, damit er seinen heiligen Nikolaus da lassen sollte, und ließ die Statue in sein Schlafzimmer tragen, und ergötzte sich mit Maruzza an der schönen Musik. Am Abend aber, als sie Beide zu Bette lagen, hörte Maruzza auf einmal ein leises Geräusch, und schrie laut: „Zu Hülfe!"

„Was gibt es?“ frug der König, und alle Leute im Schloß liefen erſchrocken zuſammen. „Dort bei der Statue habe ich ein Geräuſch gehört,“ ſagte Maruzza; als aber die Diener die ganze Kammer durchſuchten, fanden ſie nichts, und der König dachte, Maruzza habe wohl geträumt. Als alles wieder ruhig war, ließ ſich daſſelbe Geräuſch wieder vernehmen; Maruzza ſchrie laut auf, die Diener liefen zuſammen; ſie konnten aber nichts entdecken, und der König ſagte: „Maruzza, du träumſt; wenn du noch einmal ſchreiſt, ſo ſoll Niemand mehr kommen.“ Das hörte Ohimè in der Statue, denn das hatte er ja eben gewollt; und als der König ſchlief, machte er leiſe die Statue auf und kam heraus. Maruzza ſchrie laut auf, aber es kam Niemand, denn Ohimè legte ſchnell ein Fläſchchen aufs Bett, und alsbald verfielen der König und alle die Leute im Schloſſe in einen tiefen Schlaf; Keiner konnte aufwachen, nur Maruzza blieb wach, und ſah, wie Ohimè auf ſie zutrat, und ſie am Arme ergriff. „Du haſt mich verrathen!“ rief er, „und meinſt nun, du ſeieſt hier ſicher. Jetzt aber biſt du in meiner Macht, und wirſt deiner Strafe nicht entgehen.“ Dann ging er in die Küche, machte ein großes Feuer an, und ſtellte einen Keſſel mit Oel darüber, und als das Oel recht am Sieden war, eilte er in die Kammer zurück, ergriff die arme Maruzza, und wollte ſie in die Küche ſchleppen, um ſie in den Keſſel mit ſiedendem Oel zu werfen. Sie weinte und ſchrie, aber Niemand hörte ſie, denn ein tiefer Schlaf lag auf dem König und dem ganzen Schloß. Wie ſie ſich aber ſo wehrte, fiel auf einmal das Fläſchchen auf den Boden, und in demſelben Augenblick erwachte der König, und die Diener kamen in das Zimmer geſtürzt. Maruzza aber ſchrie! „Zu Hülfe! zu Hülfe! der Böſewicht will mich ermorden!“ Da ergriffen die Diener den böſen Ohimè, und der König erkannte ihn nun auch, und befahl, man ſolle ihn in denſelben Keſſel mit ſiedendem Oel werfen, in dem er die ſchöne Maruzza hatte umbringen wollen. Und ſo geſchah es; der böſe Ohimè wurde in das ſiedende Oel geworfen, und mußte elendiglich verbrennen; der König und Maruzza aber lebten noch lange reich und getröſtet, und wir ſind hier ſitzen geblieben.

Königin pflegte sie wohl und schrieb auch gleich dem König einen Brief, um ihm die Geburt seines Sohnes zu melden. Der Bote aber, der den Brief zum König hintragen sollte, mußte in dem Wirthshaus ausruhen, welches die Mutter der jungen Königin hielt. Da er nun hinkam, ließ er sich zu essen geben und während er aß, frug ihn die Wirthin, woher er komme und wohin er gehe. Da erzählte er, wie er gesandt sei, dem König die glückliche Geburt seines ersten Sohnes zu melden. Als die Wirthin das hörte, beschloß sie sich an der Tochter zu rächen, dafür daß sie entflohen war. Als nun der Bote sich ein wenig hinlegte um zu schlafen, zog sie ihm leise den Brief aus der Tasche und steckte ihm einen andern Brief hinein, darin stand, die Königin habe sich schwerer Untreue schuldig gemacht und verdiene die härteste Strafe. Diesen Brief brachte der Bote zum König.

Als nun der König ihn las, ward er über die Maßen traurig, weil er aber seine Frau so lieb hatte, so schrieb er dennoch, die alte Königin solle sie gut pflegen und Nichts thun, so lange er nicht zurück sei. Mit diesem Brief zog der Bote ab. Als er aber an das Wirthshaus kam, kehrte er wieder ein um zu essen. Da frug ihn die Wirthin, ob ihm der König eine Antwort gegeben habe. „Ja wohl," antwortete er, „der Brief ist in meiner Tasche." Als nun der Bote nach dem Essen wieder schlief, zog ihm die Wirthin leise den Brief aus der Tasche und steckte ihm einen andern hinein, darin stand, man solle der Königin die Hände abhauen, ihr das Kind auf die verstümmelten Arme binden und sie so in die weite Welt hinausstoßen.

Als die alte Königin den Brief erhielt, fing sie bitterlich an zu weinen, denn sie hatte ihre Schwiegertochter sehr lieb. Die junge Königin aber sprach mit Demuth: „Was mein Herr und Gemahl befiehlt, werde ich thun!" Da ließ sie sich die Hände abhauen, ließ sich das Kind auf den Armen festbinden, daß sie es säugen konnte, umarmte die alte Königin und wanderte weg, weit weg in einen finstern Wald hinein.

Als sie lange Zeit gewandert war, kam sie an ein Bächlein, und weil sie so müde war, setzte sie sich hin. „Ach," dachte sie, „hätte ich doch

wenigstens meine Hände, so wäre ich nicht so hülflos. Ich würde dann meinem Kinde die Windeln waschen und es säuberlich kleiden. So aber wird mein unschuldiges Kindlein wohl bald sterben."

Während sie so sprach und weinte, stand auf einmal ein alter, ehrwürdiger Mann vor ihr, der frug sie, warum sie weine. Da klagte sie ihm ihr Leid und wie sie so unschuldig so schwere Strafe dulden müsse. „Weine nicht," sagte der Alte, „und komm mit mir, du sollst es gut haben." Da führte er sie ein Stück weit in den Wald, dann schlug er mit seinem Stock in die Erde und alsbald erschien da ein Schloß, das war noch viel schöner, als das königliche Schloß, und ein Garten war dabei, wie ihn der König nicht besser hatte. Der Alte aber war der heilige Joseph und war gekommen, der armen, unschuldigen Königin beizustehen.

Nun lebte die Königin mit dem heiligen Joseph und mit ihrem Kinde in dem schönen Schloß und weil sie so gut war, ließ ihr der heilige Joseph ihre Hände wieder wachsen. Das Kind aber wurde groß und stark und wurde mit jedem Tage schöner. — Lassen wir nun die Königin und sehen wir uns nach dem König um.

Als der Krieg zu Ende war, kehrte er traurig in sein Schloß zurück, denn die Untreue seiner Frau brach ihm schier das Herz. „Wo habt ihr meine Frau hingethan?" frug er seine Mutter. „Ach, du böser Mann," antwortete weinend die alte Königin, „wie konntest du deiner unschuldigen Gemahlin so schweres Leid anthun?" „Wie!" rief er, „habt ihr mir denn nicht geschrieben, sie hätte sich schwerer Untreue schuldig gemacht?" „Ich hätte dir das geschrieben?" sagte die Königin, „ich meldete dir die glückliche Geburt deines Sohnes und du antwortetest mir, ich solle ihr die Hände abhauen lassen und sie mit ihrem Kinde in die weite Welt hinausstoßen." „Das habe ich nie geschrieben," rief der König. Da holten sie Beide ihre Briefe herbei und Beide sagten, diesen Brief hätten sie nicht geschrieben. „Ach, mein armes, unschuldiges Kind," jammerte die alte Königin, „jetzt bist du gewiß schon lange todt!" Da war große Trauer im Schloß und der König wurde so schwermüthig, daß er in eine

schwere Krankheit verfiel, und als er endlich wieder genas, blieb er dennoch immer traurig.

Eines Tages nun sprach die alte Königin zu ihm: „Mein Sohn, das Wetter ist so schön, willst du nicht ein wenig auf die Jagd gehen? Vielleicht zerstreut es dich.“ Da bestieg der König sein Pferd und zog traurig in den Wald hinein, ohne zu jagen, und weil er so traurig war, achtete er nicht auf seinen Weg und verirrte sich bald in dem dichten Wald. Sein Gefolge aber wagte nicht, ihn anzusprechen. Als es schon fast dunkel war, wollte der König umkehren, aber Niemand wußte mehr den richtigen Weg und so geriethen sie immer tiefer in den Wald. Endlich sahen sie von weitem ein Licht brennen und da sie darauf losgingen, kamen sie endlich an das schöne Schloß, in welchem die junge Königin wohnte. Da klopften sie an, und der heilige Joseph machte ihnen die Thür auf und frug nach ihrem Begehr. „Ach, guter Alter,“ antwortete der König, „könnt ihr uns für diese Nacht ein Obdach geben? Wir haben uns verirrt und finden nicht mehr den Weg nach Haus.“ Da hieß sie der heilige Joseph eintreten, bewirthete sie und wies ihnen gute Betten an. Die Königin aber und ihr Sohn ließen sich nicht sehen.

Am nächsten Morgen, während der König frühstückte, ging der heilige Joseph zur Königin und sprach: „Der König hat hier übernachtet; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo deine Leiden enden werden.“ Da zog die Königin ihren Sohn fein säuberlich an, und der heilige Joseph hieß ihn hineingehen zum König und ihm die Hand küssen und sprechen: „Guten Morgen, Papa, ich möchte auch mit euch frühstücken.“ Als der König nun das schöne Kind erblickte, ward er sehr gerührt und wußte doch nicht warum. Da ging die Thür auf und die junge Königin trat mit dem heiligen Joseph herein und verneigte sich vor ihm. Da erkannte der König seine liebe Gemahlin und schloß sie voll Freude in seine Arme und seinen kleinen Sohn. Der heilige Joseph aber trat [illegible] „Alle eure Leiden sind nun zu Ende. Lebt glücklich [illegible] wenn ihr einen Wunsch habt, so ruft mich an, denn [illegible] Joseph.“ Damit segnete er sie und verschwand.

Zugleich verſchwand auch das Schloß und der König und die Königin mit ihrem Sohn und ihrem Gefolge ſtanden im Wald. Vor ſich aber ſahen ſie den Weg, der ſie aus dem Walde hinaus und in ihr Schloß zurück führte. Dak amen ſie zur alten Königin, die freute ſich von Herzen, ihre liebe Schwiegertochter und ihren kleinen Enkel wiederzuſehen. Da lebten ſie glücklich und zufrieden, Alle zuſammen, wir aber gehen leer aus.

---

25. Von dem Kinde der Mutter Gottes.

Es war einmal ein Geiſtlicher, der war ſeinen Nachbarn immer eine Quelle des Aergers, denn er ließ Niemanden in ſein Haus kommen, wuſch und kochte Alles ſelbſt, und wohnte ganz allein. „Dieſer Pfaffe," ſagten die Leute, „da lebt er nun ganz allein und giebt Niemanden etwas zu verdienen." So ſannen ſie denn darauf, wie ſie ihm einen Streich ſpielen könnten.

Nun begab es ſich, daß in dem Dorf eine arme, junge Frau wohnte, der war ihr Mann vor kurzem geſtorben. Die genas nun eines wunderhübſchen Töchterchens und ſtarb bei der Geburt. Da nahmen die Nachbarn das arme, kleine Kindlein und legten es am frühen Morgen auf die Schwelle des Hauſes, wo der Geiſtliche wohnte, denn ſie dachten: „Dieſes kleine Kind kann er doch nicht allein verſorgen, auf irgend eine Weiſe wird er den Nachbarn etwas zu verdienen geben müſſen." Als nun der Geiſtliche aus ſeiner Thüre trat und das unſchuldige Kindlein erblickte, das jämmerlich ſchrie, empfand er Mitleid mit ihm, hob es auf und brachte es zu einer Nachbarin, die mußte es ſäugen, und er gab ihr dafür jeden Monat eine gewiſſe Summe Geld. Als aber das Kind vier Jahre alt geworden war, nahm es der Geiſtliche wieder zu ſich und die Nachbarn bekamen nach wie vor kein Geld mehr von ihm zu ſehen. Das Kind aber ſchlief am Fuß einer Niſche, darin ſtand eine Mutter Gottes *), die

*) Eigentlich die „ſchöne Mutter," la bedda madre.

wachte über das Kind, daß es gedieh und mit jedem Tage größer und schöner wurde. Das Kind aber nannte sie „Mutter" und sprach mit ihr, wie mit einer Mutter. Die Mutter Gottes lehrte das Kind lesen und nähen und stricken. Wenn nun der Geistliche nach Hause kam und das Kind an der Arbeit fand, frug er sie: „Wer hat dich das gelehrt?" Dann antwortete das Kind: „Die Mutter," und der Geistliche verwunderte sich sehr darüber.

Als das Kind nun vierzehn Jahre alt geworden war, sah es der Geistliche eines Tages an und bemerkte wie schön es geworden war, und er wurde von einer bösen Lust ergriffen. Da stieg er auf die Kanzel und sprach: „Meine Freunde, rathet mir was ich thun soll. Ich habe vor mehreren Jahren eine junge Henne gefunden. Soll ich sie nun euch verkaufen oder selbst genießen?" Da antworteten die Leute: „Da ihr sie doch einmal gefunden habt, so genießt sie selber." Als er nun nach Hause kam, sprach er zum Kinde: „Ich fürchte mich allein des Nachts, komm und schlafe diesen Abend bei mir." Das Mädchen ging hin und erzählte es der Mutter Gottes, die sprach: „Willst du denn deine arme Mutter verlassen? Bleibe doch lieber bei mir und wenn er dich ruft, so gieb ihm diesen Trank, da wird er gleich einschlafen und du kannst wieder zu mir kommen." Da gab die Mutter Gottes dem Kind einen Schlaftrunk, den reichte das Kind dem Geistlichen, als er es rief. Als nun der Geistliche fest schlief, stieg die Mutter Gottes aus ihrer Nische heraus, nahm das Kind in ihre Arme und entfloh mit ihm. In einer einsamen Gegend stand ein Häuschen, dort hielt sie an und wohnte mit dem jungen Mädchen, das wurde mit jedem Tage schöner.

Nun begab es sich eines Tages, daß der König auf die Jagd ging und dabei auch in die einsame Gegend kam. Mit einem Male sah er das wunderschöne Mädchen vor sich und fand es so schön, daß er zu ihm sprach: „Du sollst meine Gemahlin sein." Da nahm er das Mädchen auf sein Pferd und brachte es in sein Schloß und die Mutter Gottes folgte ihnen.

Als aber die Hochzeit gefeiert worden war, trat die Mutter Gottes

zur jungen Königin und sprach: „Ich kann nun nicht länger bei dir bleiben. Wenn du aber in Noth bist, so rufe mich nur.“ Damit verschwand sie. Nun lebten der König und seine junge Frau glücklich miteinander und nach einem Jahr gebar die Königin zwei wunderschöne Knaben. — Doch lassen wir nun die Königin und sehen uns nach dem Geistlichen um.

Als er am Morgen erwachte und im ganzen Haus das junge Mädchen nicht mehr fand, ward er von Grimm erfüllt und schwur sich zu rächen. Da machte er sich auf und wanderte durch das ganze Land, durch jedes Dorf und durch jede Stadt, um das Mädchen zu suchen. Endlich kam er auch in die Stadt, wo die junge Königin wohnte. Da wurde gerade das große Fest der St. Agatha gefeiert, und alle Leute waren auf den Straßen oder auf den Balkonen. „Gut,“ dachte der Geistliche, „ich will durch alle Straßen gehen und an jedem Fenster hinaufschauen, so werde ich sie finden.“ Als er nun am königlichen Schloß vorbeikam, hob er seine Augen auf und sah neben dem König die junge Königin stehen und erkannte sie sogleich. Da ließ er dem König sagen, er sei ein geistlicher Herr und bitte um die Vergünstigung, dem Zug von seinem Balkon aus sehen zu dürfen. Der König nahm ihn mit großem Respekt auf und führte ihn auch zur Königin, die erkannte ihn aber nicht. Als nun der Zug vorbeiging und Alle mit der Heiligen beschäftigt waren, und selbst die Amme der Kindlein auf den Balkon getreten war, schlüpfte der Geistliche unbemerkt in das Schlafgemach, wo die beiden Kindlein in einer schönen Wiege schliefen und schnitt ihnen mit einem scharfen Messer die Kehle ab. Das blutige Messer aber steckte er unbemerkt in die Tasche der Königin. Als die Amme den Zug betrachtet hatte, eilte sie zu den Kindlein zurück. Da fand sie sie todt, in ihrem Blute schwimmend, und erhob ein großes Geschrei. Der König und die Königin kamen herbeigestürzt, und bedenket den Kummer, den sie fühlen mußten, als sie ihre Kinder in diesem Zustande sahen. „Wer hat das gethan?“ rief der König außer sich vor Wuth. „Majestät,“ murmelte der Geistliche, „seht doch das Kleid der Königin an, es hat ja Blutflecken. Ich bin überzeugt, daß sie

ein blutiges Meſſer in der Taſche hat." Da ſtürzte ſich der König auf ſeine Frau, und fuhr ihr mit der Hand in die Taſche und fand das Meſſer. „Sieh," rief er, „wenn ich dich nicht ermorde, ſo iſt es nur, weil ich dich dennoch ſo lieb habe, ich will dich aber nicht mehr ſehen. Nimm deine beiden Kinder und verlaſſe augenblicklich das Schloß." Da nahm die Königin ihre beiden todten Kindlein auf den Arm und verließ weinend das Schloß.

Als ſie ſich nun ſo allein auf der Straße ſah, überkam ſie der Schmerz und ſie ſchrie laut auf: „O Mutter, wo biſt du nun? Haſt du mich denn ganz verlaſſen?" In demſelben Augenblick ſtand die Mutter Gottes neben ihr und ſprach: „Weine nicht und gib mir deine Kindlein." Da benetzte die Mutter Gottes ihre Finger mit Speichel und beſtrich damit die Kehlen der Kinder und alsbald wurden ſie wieder lebendig und lächelten ihre Mutter an. Die Mutter Gottes nahm nun das eine Kind auf den Arm und die junge Königin das andere, und ſo wanderten ſie miteinander weiter. Da ſprach die Mutter Gottes: „Um zu leben, müſſen wir irgend etwas unternehmen. Wir wollen am Wege ein Wirthshaus errichten und ſo unſer Brod verdienen." Alſo richteten ſie am Wege ein Wirthshaus ein, und die Königin mußte arbeiten vom Morgen bis zum Abend. Die Kinder aber wuchſen und gediehen, und wurden ſchöner als die Sonne und der Mond. — Laſſen wir nun die Königin mit ihren Kindern und ſehen wir, was aus dem König geworden iſt.

Der grämte ſich ſo über den Verluſt ſeiner lieben Frau und ſeiner hübſchen Kinder, daß er ganz traurig wurde und ſich nicht tröſten laſſen wollte. Der Geiſtliche aber war bei ihm geblieben und begleitete ihn ſtets. So verfloſſen mehrere Jahre, da begab es ſich, daß der König eine Reiſe machen mußte und auch den Geiſtlichen mitnahm.

Auf ihrer Reiſe kamen ſie auch an dem Wirthshaus vorbei, wo die Mutter Gottes und die Königin wohnten, und weil ein hübſcher Garten mit Bäumen dabei war, ſo ſprach der König: „Hier iſt ſo ſchöner Schatten, wir wollen hier ein wenig ruhen." Da traten ſie in den Garten und die Königin empfing ſie; er erkannte ſeine Frau aber nicht. Sie aber

hatte ihn wohl erkannt, eilte hin und erzählte es der Mutter Gottes, die sprach: „Laß deine Kinder im Garten spielen mit den goldenen Aepfeln, die ich ihnen geschenkt habe.“ Als nun die Kinder in den Garten kamen und mit den goldenen Aepfeln spielten, sah sie der König an, und sein Herz war gerührt und er wußte doch selbst nicht warum. Da fing er an mit ihnen zu spielen und erfreute sich an ihrem kindlichen Gespräch. Die Mutter Gottes aber nahm heimlich die goldenen Aepfel und steckte sie in des Königs Tasche, ohne daß er es merkte.

Als nun die Kinder mit ihren Aepfeln spielen wollten, fanden sie sie nicht und fingen an zu weinen. Da sprach die Mutter Gottes: „Warum habt ihr den unschuldigen Kindern das gethan? Wir haben euch freundlich aufgenommen und zum Dank nehmt ihr ihnen die goldnen Aepfel weg.“ „Wie sollte ich dazu kommen, den armen Kindern etwas zu nehmen?“ rief der König. „Ueberzeugt euch doch selbst, daß meine Taschen leer sind.“ Die Mutter Gottes aber griff in seine Tasche, und zog die goldnen Aepfel heraus.

Als nun der König da stand und kein Wort mehr sagen konnte, sprach sie: „Wie in eurer Tasche die Aepfel sich vorgefunden haben, die ihr doch nicht hineingelegt hattet, so fandet ihr einst in der Tasche eurer Gemahlin das blutige Messer, von dem sie nichts wußte.“ Da erkannte der König seine Frau und seine lieben Kinder, und umarmte sie voll Freuden. Die Mutter Gottes aber wies auf den Pfaffen, und sprach: „Dort steht der Mörder; bindet ihn und strafet ihn, wie sein Verbrechen es verdient.“ Da ließ der König den Geistlichen ergreifen, mit einem Pechhemde bekleiden und so verbrennen, und die Asche wurde in die Lüfte gestreut. Die Mutter Gottes aber segnete den König und die Königin und ihre Kinder, und verschwand. Da kehrten sie auf ihr Schloß zurück, und lebten glücklich und zufrieden.

26. Vom tapfern Königssohn.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder und hätten doch so gerne einen Sohn oder eine Tochter gehabt. Da ließ der König einen Sterndeuter kommen, der sollte ihm wahrsagen, ob die Königin wohl ein Kind gebären würde. Der Sterndeuter antwortete: „Die Königin wird einen Sohn gebären; wenn er aber erwachsen ist, wird er euch den Kopf abschneiden." Da erschrak der König und ließ in einer einsamen Gegend einen hohen Thurm bauen ohne Fenster. Als nun die Königin einen Sohn gebar, ließ er ihn mit seiner Amme in den Thurm einsperren. Nun lebte das Kind in dem Thurm und wuchs einen Tag für zwei, und wurde immer stärker und schöner. Er kannte aber nur die Amme und hielt sie für seine Mutter.

Nun begab es sich eines Tages, daß er ein Stück Zicklein aß und darin einen spitzen Knochen fand. Den verwahrte er und fing an damit zum Spaß die Mauer aufzukratzen. Das Spiel gefiel ihm und er setzte es fort, bis er ein kleines Loch gebohrt hatte, durch das ein Sonnenstrahl in sein Zimmer fiel. Ganz verwundert grub er weiter und bald war das Loch so groß, daß er den Kopf hinausstecken konnte. Als er nun das schöne Feld mit den tausend Blumen sah und den blauen Himmel und das weite Meer, rief er seine Amme und frug sie, was denn das Alles sei. Da erzählte sie ihm von den großen Ländern, die es gebe und von den schönen Städten, also daß er eine unwiderstehliche Sehnsucht bekam, in das Weite zu ziehen und alle diese Wunder selbst zu sehen. „Liebe Mutter," sprach er, „ich halte es in dem finstern Thurm nicht mehr aus, wir wollen fort und die Welt besehen." „Ach mein Sohn," sprach die Amme, „was willst du in die weite Welt ziehen? Hier haben wir es ja gut, wir wollen lieber hier bleiben." Er bat sie aber inständigst, sie möchte doch mit ihm gehen, und weil sie ihn so lieb hatte und ihm Nichts abschlagen konnte, so gab sie denn endlich nach, schnürte ihr Bündelchen und zog mit ihm in die weite Welt. Als sie viele Tage lang gewandert waren, kamen sie eines Tages in eine ganz einsame Gegend, wo sie Nichts zu essen

fanden. Da sie nun dem Verschmachten nahe waren, sahen sie in der Ferne ein schönes Schloß stehen und gingen darauf zu, um sich etwas Speise zu erbitten.

Als sie aber an das Schloß kamen, war weit und breit kein Mensch zu sehen. Sie stiegen die Treppe hinauf und schritten durch alle Zimmer, es war aber Niemand da. In einem Zimmer war ein Tisch mit köstlichen Speisen gedeckt. „Mutter," sprach der Königssohn, „es ist ja doch Niemand hier. Wir wollen uns hinsetzen und essen." Also setzten sie sich hin und nahmen von den Speisen, dann betrachteten sie die Zimmer und alle die Reichthümer, die sie enthielten.

Auf einmal sah die Amme von Weitem eine Schaar Räuber kommen. „Ach, mein Sohn," rief sie, „das sind gewiß die Besitzer dieses Schlosses, wenn sie uns hier finden, so schlagen sie uns gewiß todt." Da nahm der Königssohn schnell eine vollkommene Rüstung, und legte sie an, nahm das beste Schwert von der Wand, wählte im Stall das beste Pferd und erwartete so bewaffnet die Ankunft der Räuber. Als diese nun näher kamen, begann er zu kämpfen und weil er so stark war, so machte er sie Alle todt, bis auf den Räuberhauptmann. „Laß mich leben," rief ihm dieser zu, „so will ich deine Mutter heirathen und du sollst mein lieber Sohn sein." Da ließ der Königssohn den Räuberhauptmann leben, und der heirathete die Amme. Er konnte es aber nicht vergessen, daß ihm der Königssohn alle seine Gefährten umgebracht hatte und da er sich vor seiner riesenmäßigen Kraft fürchtete, so sann er darauf, wie er ihn durch eine List verderben könnte. Da rief er seine Frau und sprach: „Dein Sohn ist mir zuwider und ich will ihn mir aus den Augen schaffen. Stelle dich krank und sage ihm, es könnte dich Nichts heilen als einige Citronen, so will ich ihn schon in einen Garten schicken, aus dem er nicht zurückkehren soll." Die Amme weinte bitterlich und sprach: „Wie könnte ich meinen Sohn ins Verderben bringen? Laßt ihn doch leben, er hat euch ja Nichts gethan." Der Mann aber drohte ihr: „Wenn du es nicht thust, so schlage ich euch Beiden den Kopf ab." Da mußte sie wohl gehorchen und stellte sich krank. „Liebe Mutter, was

fehlt euch?" frug der Königssohn. „Sagt mir doch, ob ihr nach irgend etwas ein Gelüste habt, so will ich es euch verschaffen." „Ach, lieber Sohn," antwortete sie, „wenn ich nur ein paar Citronen hätte, so würde ich gewiß genesen." „Ich will sie euch holen, liebe Mutter!" rief der Jüngling. „Weißt du, wo du schöne Citronen findest?" sprach nun der Stiefvater. „Du mußt in den und den Garten gehen," und wies ihm einen Garten an, der lag weit weg in einer einsamen Gegend und wurde von wilden Thieren bewacht. Als nun der Königssohn hineindringen wollte, stürzten sich die Thiere auf ihn und wollten ihn zerreißen. Er aber zog sein Schwert und machte sie Alle todt. Dann pflückte er ruhig einige Citronen und kehrte wohlgemuth nach Hause zurück. Als ihn sein Stiefvater kommen sah, erschrak er sehr und frug ihn, wie es ihm ergangen sei. „O," antwortete der Jüngling, „in dem Garten war eine große Schaar wilder Thiere, ich habe sie aber Alle umgebracht."

Der Räuberhauptmann erschrak noch mehr und konnte den Königssohn immer weniger leiden. Da sprach er wieder zu seiner Frau: „Dein Sohn ist mir zuwider und ich will ihn mir aus den Augen schaffen. Stelle dich krank und bitte ihn, dir einige Orangen zu holen." „Nein, nein," sprach die Amme, „das thue ich nicht wieder. Laßt den armen Jungen doch leben." Da drohte ihr der Mann, daß sie endlich doch gehorchen mußte und sich krank stellte. „Liebe Mutter, seid ihr wieder krank?" frug sie der Königssohn. „Ihr wünscht euch gewiß irgend etwas. Sagt mir nur was, so will ich es euch holen." „Ach mein Sohn," antwortete sie, „hätte ich doch nur einige Orangen, um meinen brennenden Durst zu löschen." „Ist das Alles," rief er, „die will ich euch schon holen." Da wies ihn der Stiefvater in einen andern Garten, der war von noch wilderen Thieren bewacht, die wollten sich auf ihn werfen und ihn zerreißen. Er aber zog sein Schwert und brachte sie Alle um, dann brach er ruhig einige der schönsten Orangen ab und brachte sie seiner Mutter.

Der Räuberhauptmann erschrak über die Maßen, als er ihn kommen sah und er ihm erzählte, wie er die Thiere Alle umgebracht habe, und

weil er sich vor ihm fürchtete, so wuchs auch sein Haß und er trachtete nur, wie er ihn los werden könnte. Da befahl er wieder seiner Frau sich krank zu stellen und dann sollte sie dem Königssohne sagen, es könne ihr Nichts helfen, als ein Fläschchen vom Schweiß der Zauberin Parcemina. Die Amme weinte und wollte es durchaus nicht thun, aber ihr Mann drohte ihr und sie mußte wohl gehorchen. Da stellte sie sich krank und als der Königssohn zu ihr kam, stöhnte sie: „Ach, was bin ich so krank, was bin ich so krank." „Mutter," sprach der Jüngling, „gibt es denn Nichts, das euch Genesung verschaffen kann? Sagt es mir doch, so will ich die ganze, weite Welt durchwandern und es suchen." „Ach, mein Sohn," antwortete die Amme, „wohl gibt es ein Mittel. Hätte ich ein Fläschchen von dem Schweiß der Zauberin Parcemina, so würde ich wohl genesen." „Mutter," rief er, „ich will ausziehen und das Mittel suchen, und wenn es irgendwo in der Welt zu finden ist, so will ich es euch bringen."

Da zog er fort, und weil er den Weg nicht wußte, so wanderte er aufs Gerathewohl viele Tage lang, bis er in einen finstern Wald kam. Dort verirrte er sich und als es Abend wurde, fand er keinen Ausweg mehr. Auf einmal erblickte er in der Ferne ein Licht, und als er sich näherte, sah er eine kleine Hütte, darin wohnte ein Einsiedler. Er klopfte an und ein ganz alter Mann öffnete ihm, und frug nach seinem Begehr. „Ach, Vater," antwortete er, „ich habe mich verirrt und bitte euch nun, laßt mich die Nacht hier zubringen." „O, mein Sohn," antwortete der Alte, „wie kommst du denn in diese Wildniß zu dieser Stunde?" „Meine Mutter ist krank," erwiderte er, „und nichts kann ihr helfen, als ein Fläschchen von dem Schweiß der Zauberin Parcemina. So bin ich denn ausgezogen, es ihr zu holen." „O mein Sohn, laß ab von deinem thörichten Vorhaben," sagte der Alte. „So viele Prinzen haben es schon versucht, und Keiner ist zurückgekehrt." Der Königssohn aber ließ sich nicht überreden, und als der Morgen graute, wollte er wieder von dannen ziehen. Da gab ihm der Einsiedler eine Kastanie und ein Fläschchen, und sprach zu ihm: „Ich kann dir nicht rathen und helfen, eine

Tagereise weiter im Walde wohnt aber mein älterer Bruder; der kann dir vielleicht etwas sagen. Diese Kastanie aber verwahre wohl, sie wird dir einst nützen. Wenn es dir nun gelingt, den Schweiß zu finden, so bringe auch mir ein Fläschchen davon mit." Dann gab er ihm seinen Segen und ließ ihn ziehen.

Nachdem er den ganzen Tag gewandert war, sah er am Abend wieder in der Ferne ein Licht, und als er näher ging, sah er die Hütte, in welcher der zweite Einsiedler wohnte. Da klopfte er an, und der Einsiedler öffnete ihm, der war noch älter als der erste. Da erzählte ihm der Königssohn, warum er in dem finstern Walde umherwandere, und auf alle Weise versuchte ihn der Einsiedler von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens. Am nächsten Morgen sprach nun der Einsiedler: „Ich kann dir nicht helfen; eine Tagereise tiefer im Wald wohnt aber mein Bruder, der ist noch viel älter als ich, der kann dir vielleicht rathen. Nimm diese Kastanie und verwahre sie wohl, sie wird dir einst nützen. Und wenn es dir gelingt, den Schweiß der Zauberin Parcemina zu erlangen, so bringe auch mir ein Fläschchen voll mit." Damit gab er ihm eine Kastanie, ein Fläschchen und seinen Segen und ließ ihn ziehen.

Spät am Abend kam der Königssohn wiederum zu einem Einsiedler, der war noch viel älter als seine Brüder, und hatte einen großen weißen Bart. Als er nun hörte, wohin der Jüngling gehen wolle, versuchte auch er es, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens; der Königssohn wollte nicht ohne den Schweiß der Zauberin Parcemina nach Hause zurückkehren.

Als ihn nun der Einsiedler am nächsten Morgen wieder entließ, gab auch er ihm eine Kastanie und ein Fläschchen, und wies ihn an seinen vierten Bruder, der wohnte noch eine Tagereise tiefer im Wald.

Da wanderte der Königssohn wieder einen ganzen Tag in den Wald hinein, und als es Abend wurde, kam er zum vierten Einsiedler. Der wohnte nicht einmal in einer Hütte, sondern in einem Korbe, der zwischen den Zweigen eines hohen Baumes hing, und er war so steinalt, daß sein langer weißer Bart über den Korb hinaushing und fast bis an die Erde

reichte. Auch er fragte den Königssohn nach seinem Begehr, und der Jüngling erzählte ihm warum er so weit her gewandert sei. „Lagere dich unter den Baum," sprach der Einsiedler, „morgen früh will ich dir sagen, was du zu thun hast."

Am nächsten Morgen weckte der Einsiedler den Königssohn und sprach zu ihm: „Willst du denn durchaus dein Glück versuchen, so gehe mit Gott. Sieh jenen steilen Berg, den mußt du ersteigen. Auf dem Gipfel steht ein Garten mit einem Brunnen und dahinter ein wunderschönes Schloß, dessen Thüre verschlossen ist. Die Schlüssel aber liegen auf dem Rande des Brunnens. Hole sie und schließe leise die Thüre auf, steige die Treppe hinauf und schreite durch alle die Zimmer. Hüte dich aber wohl, irgend etwas anzurühren von alle den Schätzen, die da umherliegen. Im letzten Zimmer wirst du eine wunderschöne Frau finden, die auf einem Ruhebett liegt und schläft. Das ist die Zauberin Parcemina, und der Schweiß fließt in Strömen von ihrem Gesicht. Kniee neben ihr nieder, sammle mit einem Schwämmchen den Schweiß, und drücke ihn in deine Fläschchen aus. Sobald sie voll sind, so entfliehe so schnell du kannst. Sei vorsichtig und flink, und Gott sei mit dir." Damit segnete er ihn, und der Königssohn zog von dannen, dem steilen Berg zu. Je weiter er hinaufstieg, desto steiler wurde der Berg, aber er dachte an seine Mutter, und schritt muthig weiter.

Endlich gelangte er auf den Gipfel, und fand da Alles, wie der Einsiedler ihm vorhergesagt hatte. Also nahm er schnell die Schlüssel von dem Rand des Brunnens, schloß das Thor auf, stieg die Treppe hinauf und schritt eilends durch alle Zimmer. Im letzten Saal fand er die Zauberin Parcemina, die auf einem Ruhebett lag und schlief, und der Schweiß floß in Strömen von ihrem Gesicht. Da kniete er nieder, nahm das Schwämmchen, sammelte damit den Schweiß, der herniederfloß, und drückte ihn schnell in seine Fläschchen aus. Sobald sie voll waren, entfloh er so schnell er konnte. Als er nun das Thor verschloß, erwachte die Zauberin Parcemina und stieß einen durchdringenden Schrei aus, um die anderen Zauberinnen zu wecken. Aber obgleich sie erwachten,

konnten sie doch dem Königssohn nichts anhaben, denn er war mit einig großen Sätzen den Berg hinuntergesprungen. Zuerst ging er nun wiel zum ältesten Einsiedler und dankte ihm für seine Hülfe. „Höre mi Sohn," sprach der Greis, „du kehrst nun zu deinen Eltern zurück, u damit du schneller reisen kannst, gebe ich dir diesen Esel und diesen Que sack. Wenn du nun zu deinem Stiefvater kommst, so wird er in gro Wuth gerathen, daß dir dein Wagestück gelungen ist, und wird dich a greifen. Laß Alles ruhig geschehen, und bitte ihn nur, wenn er di umgebracht habe, möge er dich in den Quersack stecken, und auf den Es laden." Nun setzte sich der Königssohn auf den Esel und ritt nach Hause im Vorbeireiten aber überbrachte er den drei Einsiedlern ihre Fläschchen

Als er nun in die Nähe seines Hauses kam, sah ihn der Stiefvate schon von Weitem kommen, und ein grimmiger Zorn erfüllte ihn. Dro hend näherte er sich ihm, und fing an, ihm Vorwürfe zu machen, daß er zu lange ausgeblieben sei. „Vater," antwortete der Königssohn, „ich sehe es wohl, ihr könnt mich nicht leiden, und wollt euren Zorn an mir auslassen. So thut denn mit mir, was ihr wollt, erfüllet mir nur eine Bitte: wenn ich todt bin, so stecket mich in diesen Quersack und binde mich auf meinem Esel fest, daß er mich in die weite Welt hinaustrage." Dann ergab er sich wehrlos seinem Stiefvater, der ihn im Zorn trat und stieß, endlich ihm den Kopf abschnitt, und den Körper in lauter kleine Stücke hackte. Als er aber seine Wuth gekühlt hatte, dachte er, er könnte wohl den letzten Willen des armen Jünglings erfüllen. Also steckte er alle die Stücke in den Quersack, und band ihn auf dem Esel fest. Kaum aber fühlte der Esel seine Last, so rannte er sporenstreichs davon und lief ohne Aufhören, bis er zu dem alten Einsiedler kam, der ihn dem Königssohn geschenkt hatte. Der nahm die Stücke aus dem Quersack, legte sie sorgfältig zusammen, und machte den Jüngling wieder lebendig. Dann sprach er zu ihm: „Höre, mein Sohn, zu deinen Eltern kannst du nun nicht zurückkehren. Sie sind aber ohnehin nicht deine Eltern. Denn du bist ein Königssohn, und dein Vater herrscht noch in dem und dem Reich. So ziehe nun hin, und kehre zu deinen Eltern zurück." Da machte sich

der Königssohn auf, und wanderte, bis er in das Reich seines Vaters kam. Ehe er aber in die Stadt trat, vertauschte er seine Rüstung mit armseligen Lumpen, und band sich den Kopf in ein Tuch ein. Dann sagte er zu den Leuten, „ich habe einen bösen Grind.“ Da nannten ihn bald alle Leute den „Grindkopf.“ *).

Als er nun in die Stadt kam, sah er, daß alle Häuser festlich geschmückt waren, und viel Volks zog vor das königliche Schloß. Da frug er einen Mann auf der Straße, was denn los sei. „Heute ist ein großer Festtag,“ antwortete der, „denn in einer Stunde wird der König von der Spitze des Thurmes ein weißes Tuch herabflattern lassen, und auf wen das Tuch sich legen wird, der soll die Königstochter heirathen.“ Da erfuhr der Königssohn erst, daß er eine Schwester habe er ließ sich aber nichts merken, sondern sagte nur: „So? da will ich auch hingehen, und sehen, ob das Tuch vielleicht auf mich herniederschweben wird.“ Die Leute lachten ihn aus, und riefen: „Nein, seht doch, da will der Grindkopf die schöne Königstochter heirathen;“ er aber kehrte sich nicht daran, sondern mischte sich unter das Volk, und siehe da, als der König das weiße Tuch herabwarf, blieb es auf dem schmutzigen Grindkopf liegen. Da wurde er vor den König gebracht, und ob die Königstochter auch weinte, so mußte sie ihn doch zum Manne nehmen, und das Hochzeitsfest sollte am Abend gefeiert werden. Der Königssohn aber ging zum Geistlichen und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ihr sollt mich heut Abend mit der Königstochter trauen, sprecht aber die bindende Formel nicht aus; denn im Vertrauen will ich es euch sagen, daß sie meine Schwester ist. Verrathet mich aber nicht, denn der Augenblick ist noch nicht gekommen, wo ich mich zu erkennen geben kann.“

Am Abend wurde die Hochzeit gefeiert, der Königssohn aber blieb in seinen schmutzigen Lumpen, und wollte sich weder waschen noch sauber anziehen. Als nun das junge Paar in die Kammer geführt wurde, brummte er: „Auf einem so feinen Bett kann ich nicht schlafen; werft mir

*) Tignusu.

hier an den Boden eine Matratze hin." Da thaten sie ihm den Willen, und er schlief immer in seinem Winkel auf der Matratze.

Nun begab es sich eines Tages, daß ein Krieg ausbrach, und vor den Thoren der Stadt lagen die Feinde, und es sollte eine Schlacht geschlagen werden. Da zog der alte König auch in die Schlacht, und die Königstochter sprach zum Königssohn: „Meine Mutter und ich wollen der Schlacht von den Mauern aus zusehen; willst du mitkommen?" „Laß mich doch in Ruhe," brummte er, „es ist mir ohnehin einerlei, wer den Sieg erringt." Kaum aber waren sie fort, so biß der Königssohn eine der Kastanien auf, welche ihm die Einsiedler gegeben hatten, und fand darin eine vollständige Rüstung, wie man sie nicht schöner sehen konnte, und ein Pferd, wie es der König nicht besser hatte. Da wusch er sich, legte die Rüstung an, und stürmte hinaus in die Schlacht, wo die Truppen des Königs schon anfingen zu weichen. Doch sein Erscheinen erfüllte die Ritter mit neuem Muth und die Feinde wurden geschlagen. Als aber der König den fremden Ritter zu sich beschied, um ihm für seine Hülfe zu danken, war derselbe verschwunden; und der Königssohn saß wieder in seinem Winkel, in seine schmutzigen Lumpen gehüllt.

Am andern Tage kamen die Feinde mit neuen Kräften wieder, und der König mußte ihnen nochmals eine Schlacht liefern. Die Königstochter ging mit ihrer Mutter wieder auf die Mauer, und kaum waren sie Alle fort, so biß der Königssohn seine zweite Kastanie auf, und fand darin eine Rüstung und ein Pferd, die waren noch schöner als die vom Tage zuvor. Nun stürmte er wieder in die Schlacht und auch heute entschied erst sein Erscheinen den Sieg zu Gunsten des Königs. Nach der Schlacht verschwand er eben so spurlos wie am ersten Tage. Es hatte ihn aber eine Lanze am Bein verwundet. Am Abend nun bemerkte die Königstochter, daß der Grindkopf sein Bein verband, und frug ihn, was er da habe. „Nichts," antwortete er, „ich habe mich gestoßen." Sie erzählte es aber am andern Tage ihren Eltern, und sprach: „Sollte das nicht der unbekannte Ritter sein, der uns so treulich geholfen hat?" Der König und die Königin aber lachten sie aus.

Nun mußte der König zum drittenmal seinen Feinden eine Schlacht liefern, und als Alle fort waren, biß der Königssohn schnell die dritte Kastanie auf, und fand darin eine Rüstung und ein Pferd, die waren noch die allerschönsten. Als er in der Schlacht erschien, wurde wieder das Glück dem Könige günstig, und er schlug die Feinde so gut, daß sie nicht wiederkamen. Der fremde Ritter jedoch verschwand eben so schnell, als an den beiden ersten Tagen. Am Abend war ein großes Fest am Hofe, um die herrlichen Siege zu feiern, und die Königstochter schmückte sich auch, und sprach zum Grindkopf: „Da sind königliche Kleider für dich; willst du dich nicht schmücken und auch zum Fest kommen?“ „Laß mich in Ruhe,“ brummte er, „was soll ich auf euren Festen?“ Kaum aber war sie fort, so wusch er sich, legte die königlichen Kleider an, und trat in den erleuchteten Saal, und da war er ein so schöner Jüngling, daß ihn Alle ganz verwundert anschauten. Da trat er zum König und sprach: „Ich bin der schmutzige Grindkopf; ich bin aber auch der unbekannte Ritter, der dreimal in der Schlacht erschienen ist.“ Da umarmte ihn der König und dankte ihm, er aber sprach: „Ich bin auch zugleich euer Sohn, lieber Vater.“ Da erschrak der König und sprach: „Wie konntest du dann die Sünde begehen, deine Schwester zu heirathen?“ Er aber antwortete: „Beruhigt euch, lieber Vater, ich bin mit meiner Schwester nicht verheirathet, der Pater kann es euch bezeugen.“ Als nun der Geistliche es bezeugt hatte, war die Freude erst recht groß, und der König und die Königin freuten sich sehr über ihren schönen Sohn. Da lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

27. Vom grünen Vogel.

Es war einmal ein König, der hatte ein einziges Töchterlein, das er über alle Maßen liebte. Eines Tages, als er oben auf der Terrasse mit der kleinen Maruzza spielte, ging ein Wahrsager vorbei und schüttelte den Kopf, als er die kleine Königstochter ansah. Da ward der König

ſehr zornig, und befahl, den Wahrſager zu ergreifen und vor ihn zu führen. „Warum haſt du den Kopf geſchüttelt, als du meine Tochter anſaheſt?“ frug er ihn. „Ach, Majeſtät, ich habe es nur in Gedanken gethan,“ antwortete der Wahrſager. „Wenn du mir nicht ſogleich antworteſt,“ ſprach der König, „ſo laſſe ich dich in den tiefſten Keller*) werfen.“ Da mußte der arme Wahrſager wohl gehorchen, und ſprach: „Wenn die Königstochter elf Jahre alt ſein wird, ſo wird ein ſchweres Schickſal ſie erreichen.“ Da ward der König tief betrübt und ließ in einer einſamen Gegend einen Thurm ohne Fenſter bauen, und ſperrte ſein Töchterlein mit ſeiner Amme hinein. Er kam aber und beſuchte ſie oft.

Maruzza wuchs heran, und wurde mit jedem Tage größer und ſchöner. Sie gaben ihr aber beim Eſſen das Fleiſch immer ohne Knochen, damit ſie ſich kein Leid anthun könne, und nahmen ihr auch Alles weg, womit ſie ſich verletzen konnte.

Als ſie nun beinahe elf Jahre alt war, brachte ihr die Amme eines Tages einen Braten von einem Zicklein, in dem war ein ſpitzer Knochen zurückgeblieben. Als Maruzza den ſpitzen Knochen fand, wollte ſie gerne damit ſpielen, und weil ſie wußte, daß die Amme ihn ihr wegnehmen würde, ſo verſteckte ſie ihn hinter einer Kiſte. Als ſie nun allein war, nahm ſie den Knochen wieder hervor, und fing an, die Mauer ein wenig aufzukratzen. Es war aber gerade eine hohle Stelle in der Mauer, ſo daß ſie ſchnell ein kleines Loch gebohrt hatte; da bohrte ſie immer weiter, bis das Loch ſo groß war, daß ſie den Kopf hinausſtecken konnte. Da ſah ſie alle die ſchönen Blumen und den blauen Himmel mit der Sonne, und freute ſich darüber ſo ſehr, daß ſie den ganzen Tag dort hinausſchaute. Wenn aber die Amme ins Zimmer kam, ſo zog ſie einen kleinen Vorhang vor das Loch. So trieb ſie es mehre Tage, an dem Tage aber, wo ſie elf Jahre alt wurde, in demſelben Augenblick, als ſie in ihr elftes Jahr trat, rauſchte es in den Lüften, und durch das Loch kam ein wunderſchöner, leuchtend grüner Vogel hereingeflogen, der ſprach: „Ich bin ein

*) Burgverließ, trabano, fr. oubliette.

Vogel und werde ein Menſch," und alſobald ward er in einen ſchönen Jüngling verwandelt. Als Maruzza ihn ſah, erſchrak ſie heftig, und wollte anfangen zu ſchreien, er bat ſie aber mit freundlichen Worten, und ſprach: „Edles Fräulein, fürchtet euch nicht vor mir, ich will euch ja kein Leid zufügen. Ich bin ein verwunſchener Prinz und muß noch manches Jahr verzaubert bleiben. Aber wenn ihr auf mich warten wollt, ſo ſollt ihr einſt meine Gemahlin werden." Mit ſolchen Worten beruhigte er ſie; nach einer Stunde wurde er wieder zum Vogel, und verließ ſie mit dem Verſprechen, am andern Tage wiederzukommen. Von da an kam er jeden Tag um Mittag, und wenn es Ein Uhr ſchlug, ſo verließ er ſie wieder.

Als nun ein Jahr vergangen war, dachte der König: „Nun wird auch die Gefahr für meine kleine Maruzza vorüber ſein," und kam in einem ſchönen Wagen, und holte ſie ab in ſein Schloß. Als aber Maruzza in dem prächtigen Schloſſe ihres Vaters wohnte, ward ſie ſehr traurig, denn der ſchöne, grüne Vogel kam nicht wieder zu ihr, und ſie ward ſo ſchwermüthig, daß ſie gar nicht mehr lachen konnte, und immer in ihrem Zimmer blieb. Da ließ der König im ganzen Lande verkündigen: „Wer die Königstochter zum Lachen bringen könnte, den wolle er reich beſchenken. Das hörte auch ein altes Mütterchen, das auf einem Berge wohnte, und machte ſich auf, um zum König zu gehen. Wie die alte Frau nun ihres Weges zog, begegnete ſie einem Maulthiertreiber, der trieb ſein Maulthier vor ſich her, das war mit Geldſäcken beladen. „Gieb mir eine Handvoll von deinem Geld," bat ſie ihn. Der Maulthiertreiber antwortete: „Hier kann ich dir nichts geben, wenn du aber mit mir kommſt bis zu dem Schloß, wo ich die Säcke abliefern muß, ſo will ich dir einiges geben." Da ging die alte Frau mit ihm, und er führte ſie in ein wunderſchönes Schloß, in welchem zwölf Feen wohnten. Als ſie nun die Treppe hinaufgeſtiegen waren, öffnete der Maulthiertreiber ſeine Säcke, und ließ die Münzen auf dem Boden herumrollen. Da waren es aber ſo viele, daß die alte Frau am bloßen Anſehen genug hatte, und weiter nicht danach verlangte. Nun ging ſie durch die Zimmer, um ſie

zu betrachten, und sah alle die kostbaren Schätze, die da angesammelt waren. Alle die Stühle, die Tische, die Betten waren von lauterm Golde. Da kam sie in ein Zimmer wo ein gedeckter Tisch stand mit zwölf goldnen Tellern und zwölf goldnen Bechern, und dabei standen auch zwölf goldne Stühle. Da ging sie weiter, und kam in die Küche, da standen die zwölf Feen in einer Reihe, und jede hatte einen goldnen Heerd, auf dem sie in einem goldnen Kessel kochte. Als die Suppe fertig war, nahmen die Feen ihre Kessel vom Feuer und stellten sie auf den Tisch. Weil sie nun die alte Frau unbeachtet gelassen hatten, wurde sie vorwitzig und sprach: „Edle Frauen, ihr sagt mir nichts*), so werdet ihr es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich mich selbst bediene." Da nahm sie einen goldnen Löffel, und schöpfte sich etwas Suppe. Als sie aber den Löffel zum Munde führen wollte, fuhr ihr die Suppe ins Gesicht, daß sie sich jämmerlich verbrannte. In demselben Augenblick rauschte es in den Lüften, und der grüne Vogel flog in den Saal. „Ich bin ein Vogel und werde ein Mensch!" sprach er, und wurde sogleich zum schönen Prinzen. Der jammerte aber laut und rief: „O, Maruzza, meine Maruzza, habe ich dich denn ganz verloren? Kann ich dich nirgends wiederfinden?" Die Feen umringten ihn, um ihn zu trösten, die alte Frau aber verließ leise und unbeachtet das Schloß, und dachte: „Diese Geschichte muß ich der jungen Königstochter erzählen; wenn das sie nicht zum Lachen bringt, so ist wohl alles vergeblich."

Als sie nun in das königliche Schloß kam, ließ sie sich beim Könige melden, und sagte ihm, sie sei gekommen, die Königstochter zum Lachen zu bringen. Der König führte sie hinein und ließ sie mit seiner Tochter allein. Nun begann die Alte zu erzählen, wie sie von dem Maulthiertreiber in das schöne Schloß geführt worden sei, und wie sie sich den Mund verbrannt habe, als sie die Suppe versuchen wollte. Maruzza aber fing an laut zu lachen, als sie diese Geschichte hörte. Das hörte der König

*) D. h. „Ihr fordert mich nicht auf, zuzugreifen." — Es gilt in Sicilien als ein arger Verstoß gegen die Höflichkeit, Jemanden nicht zum Essen aufzufordern, wenn man selbst zu Tische ist.

draußen, und freute ſich, daß es endlich jemanden gelungen, ſein liebes Kind zum Lachen zu bringen. Die Alte aber ſprach: „Hört mich nun noch zu Ende, Fräulein!“ und erzählte ihr von dem grünen Vogel, der ein ſchöner Prinz geworden war, und immer nach ſeiner lieben Maruzza gefragt hatte.

Da wurde Maruzza noch froher, und ſprach: „Mein Vater wird dir ein ſchönes Geſchenk machen, von mir aber ſollſt du eben ſo viel bekommen, wenn du mich morgen um dieſelbe Stunde abholſt, und heimlich in das Schloß der zwölf Feen führſt.“ Die Alte verſprach es, und den nächſten Tag kam ſie, und führte die Königstochter über Berg und Thal, einen weiten Weg, bis ſie an das Schloß der zwölf Feen kamen. Da ſaßen die zwölf Feen wieder vor ihren goldnen Heerden, und die Suppe war eben fertig, und wurde in den goldnen Keſſeln vom Feuer genommen. „Seht einmal, Fräulein,“ ſprach die Alte, „ſo wollte ich neulich die Suppe verſuchen,“ und nahm mit einem goldnen Löffel ein wenig Suppe. Wie ſie ihn aber zum Munde führen wollte, fuhr ihr die Suppe ins Geſicht. Da ſprach Maruzza: „Laß es mich einmal verſuchen,“ nahm den goldnen Löffel, und ſchöpfte etwas Suppe, und ſiehe da, ſie konnte die Suppe ruhig zum Munde führen.

Mit einem Male rauſchte es in den Lüften, und der grüne Vogel flog herein, und verwandelte ſich in den ſchönen Prinzen. Als er nun anfing zu jammern: „O, Maruzza, meine Maruzza!“ Da ſtürzte ihm die Königstochter in die Arme, und rief: „Hier bin ich!“ Aber der Prinz wurde ganz traurig, und ſprach: „Ach, Maruzza, was haſt du gethan? Warum biſt du hergekommen? Nun muß ich fort, und muß herumfliegen ohne Ruh und ohne Raſt ſieben Jahre, ſieben Tage, ſieben Stunden und ſieben Minuten.“ „Wie?“ rief die arme Maruzza, „willſt du mich nun verlaſſen, nachdem ich deinethalben ſo traurig geweſen bin, und nun dieſen weiten Weg gemacht habe, um dich zu ſehen?“ Da antwortete der Prinz: „Ich kann dir nicht helfen; wenn du mich aber erlöſen willſt, ſo will ich dir ſagen, was du thun mußt.“ Da führte er ſie auf eine Teraſſe und ſprach: „Wenn du ſieben Jahre, ſieben Tage,

ſieben Stunden und ſieben Minuten hier auf mich warteſt, dem Sturm und Sonnenſchein ausgeſetzt, nicht iſſeſt, nicht trinkſt und nicht ſprichſt, ſo kann ich erlöſt werden, und dann ſollſt du meine Gemahlin ſein.“ Damit wurde er wieder ein Vogel, und flog davon. Nun ſaß die arme Maruzza auf der Terraſſe, und als die Feen kamen, und ſie baten, nun in das Schloß zu kommen, ſchüttelte ſie nur mit dem Kopf, und blieb in einer Ecke ſitzen, aß nicht und trank nicht, und es kam auch kein Wort über ihre Lippen. So blieb ſie ſieben Jahre, ſieben Tage, ſieben Stunden und ſieben Minuten, im Sturm und Regen, und an der glühenden Sonnenhitze, und ihre feine weiße Haut wurde ſchwarz, und ihr Geſicht wurde häßlich und entſtellt, und ihre zarten Glieder wurden ſteif.

Da nun die lange Zeit herum war, rauſchte es in den Lüften, und der grüne Vogel kam geflogen, und wurde ein ſchöner Prinz. Da ſtürzte ſie in ſeine Arme, und weinte, und rief: „Nun biſt du erlöſt, und nun ſind auch meine Leiden zu Ende.“ Als er aber ſah, wie häßlich ſie geworden war, und wie ſchwarz, da mochte er ſie nicht mehr, denn alle Männer ſind ſo, und ſtieß ſie hart von ſich, und ſprach: „Was willſt du von mir? ich kenne dich nicht.“ Da weinte ſie, und ſprach: „Du kennſt mich nicht? Habe ich nicht um deinetwillen meinen alten Vater verlaſſen? Bin ich nicht um deinetwillen ſieben Jahre, ſieben Tage, ſieben Stunden und ſieben Minuten hier oben geblieben, dem Regen und Sonnenſchein ausgeſetzt, habe nicht gegeſſen und nicht getrunken, und iſt auch kein Wort über meine Lippen gekommen?“ Er aber ſprach: „Und um eines irdiſchen Mannes willen haſt du hier oben gelegen wie ein Hund, und haſt alles dies über dich ergehen laſſen?“ und ſpuckte ihr zweimal ins Geſicht, drehte ihr den Rücken und verließ ſie. Da fiel die arme Maruzza zu Boden und weinte bitterlich, die Feen aber kamen und tröſteten ſie, und ſprachen: „Habe nur guten Muth, Maruzza, du ſollſt noch ſchöner werden, als du bisher warſt, und dich an dem böſen Mann rächen.“ Da brachten ſie ſie in das Schloß, und wuſchen ſie mit Roſenwaſſer viele Tage lang, bis ſie wieder ganz weiß wurde, und ſo ſchön, daß ſie niemand mehr erkennen konnte. Dann zog

Maruzza in das Land, wo der Prinz mit seiner Mutter der alten Königin wohnte, und die Feen begleiteten sie mit allen ihren Kostbarkeiten, und bauten ihr in einer Nacht ein wunderschönes Schloß, dem königlichen Schlosse gerade gegenüber.

Als der Prinz am Morgen zum Fenster hinausschaute, sah er verwundert auf den schönen Palast, der viel schöner war, als sein eignes Schloß, und während er sich noch darüber verwunderte, erschien Maruzza am Fenster gegenüber, mit prächtigen Kleidern und so schön, daß der Prinz kein Auge von ihr verwenden konnte. Er erkannte sie aber nicht, und machte eine tiefe Verbeugung, und wollte sie anreden. Maruzza aber schlug ihm heftig das Fenster vor der Nase zu. „O!" dachte er, „wer ist denn diese Dame, die sich gar besser dünkt als ich?" und rief seine Mutter herbei, um sie zu fragen. Sie wußte es aber nicht, und wen er auch fragen mochte, niemand konnte ihm Auskunft geben.

Nun stellte er sich jeden Morgen auf seinen Balkon, wenn er sie drüben an ihrem Fenster erblickte. Wenn er aber versuchte, sie zu begrüßen und anzureden, so drehte sie ihm stolz den Rücken und schlug das Fenster zu. Da ward der Prinz traurig, denn er hätte gern das schöne Mädchen zu seiner Gemahlin gemacht. „Mutter," sprach er eines Tages zur alten Königin, „thut mir den Gefallen und geht einmal zur schönen Dame, die gegenüber wohnt, und bringt ihr in meinem Namen euer schönstes Stirnband, und fragt sie, ob sie meine Gemahlin sein wolle." Da machte sich die alte Königin auf, und ging in das Schloß zur schönen Maruzza, und ein Diener trug auf einem silbernen Präsentirteller das goldne Stirnband. das glänzte von Perlen und edlen Steinen. Als nun Maruzza hörte, die Königin sei da, und wünsche mit ihr zu sprechen, eilte sie ihr entgegen, und sprach: „O, Frau Königin, warum habt ihr mich nicht zu euch rufen lassen, und habet euch zu mir bemüht? An mir war es, zu euern Füßen zu kommen." Da führte sie sie mit vielen schönen Worten in ihren besten Saal, der strahlte von Gold und Edelsteinen, und sprach: „Womit kann ich euch dienen, edle Königin?" Da antwortete die Königin: „Mein Sohn hat mich hierher gesandt, er ist in

heftiger Liebe zu euch entbrannt, und bietet euch seine Hand an, und als Zeichen seiner Liebe, sendet er euch dieses köstliche Stirnband." „O, welche Ehre!" erwiderte Maruzza, „euerem Sohn gebührt die reichste, vornehmste Königin, nicht aber ein armes Mädchen, wie ich es bin. Ich bin dieser Ehre nicht würdig." Während sie aber so sprach, hatte sie das kostbare Stirnband genommen, und ganz in kleine Stücke zerpflückt, und rief nun „kur, kur, kur, kur," da kamen die zwölf Feen herein, die hatten sich in zwölf kleine Gänschen verwandelt, und schluckten begierig die Goldkörner und die edlen Steine auf. Die alte Königin aber war sprachlos vor Erstaunen und Zorn. „Frau Königin," sagte Maruzza, „was seht ihr so zornig aus? Ich pflege meine Gänschen immer mit lauterm Golde zu füttern." Dabei winkte sie einem Diener, der brachte ihr auf einem Präsentirteller den kostbarsten Schmuck, Stirnbänder und Armbänder, und sie zerpflückte Alles in tausend Stückchen und streute sie den Gänschen vor.

Also mußte die Königin gekränkt und beschämt nach Hause zurückkehren. Der Prinz aber stand wieder am Balkon und schaute nach dem schönen Mädchen aus. Als nun Maruzza die Königin bis zur Thür begleitet hatte, kehrte sie eilends zurück und trat auf ihren Balkon. Als aber der Prinz sie begrüßen wollte, wandte sie ihm den Rücken zu und schloß heftig das Fenster. Da merkte der Prinz, daß sie ihn zurückgewiesen hatte, noch ehe seine Mutter ihm ihre Antwort überbringen konnte, und ward von Herzen traurig. Er konnte es aber doch nicht lassen, sich jeden Morgen auf den Balkon zu stellen und nach der schönen Maruzza zu schauen. Sie aber wandte ihm immer stolz den Rücken zu und schloß heftig das Fenster.

Nach einiger Zeit sprach der Prinz wieder zur alten Königin: „Mutter, thut mir den Gefallen und geht noch einmal zu der schönen Dame hier gegenüber und fraget sie, ob sie meine Gemahlin werden will." „Ach, mein Sohn," antwortete die Mutter, „bedenke doch nur wie grausam sie mich beleidigt hat, ich kann doch nicht zu ihr zurückkehren." Der Prinz aber sprach: „Mutter, wenn ihr mich lieb habt, so erfüllt

meine Bitte und bringet ihr in meinem Namen meine Krone.“ Da nahm er die Krone vom Kopf und gab sie seiner Mutter, und die alte Königin ließ sich überreden der schönen Maruzza einen Besuch zu machen.

Als nun Maruzza sie kommen sah, eilte sie ihr entgegen und empfing sie mit großer Höflichkeit und als sie bei einander saßen, frug sie wieder: „Womit kann ich euch dienen, edle Königin?“ Da antwortete die Königin: „Mein Sohn ist in heftiger Liebe zu euch entbrannt, und hat mich hierhergeschickt, euch zu fragen, ob er nicht die Ehre haben kann, euer Gemahl zu werden. Als Zeichen seiner Liebe sendet er euch seine goldne Krone, die er von seinem Haupte genommen hat.“ „Ach, edle Königin,“ sprach Maruzza, „wie könnte ich diese Ehre annehmen? Ein so armes Mädchen, wie ich bin, kann euer Sohn nicht zu seiner Gemahlin machen.“ Wie sie das gesagt hatte, rief Maruzza ihren Koch und sprach: „Hier, Koch, nimm diese goldne Krone, sie paßt gerade als Reif um meinen Kessel.“ Als sie aber wieder sah, daß die Königin ganz entstellt wurde vor Zorn, fuhr sie fort: „Edle Königin, was entstellt ihr euch so? Ich pflege immer um meine Kessel einen goldnen Reif zu legen.“ Da winkte sie dem Koch, der brachte ihr eine ganze Menge Kessel, die waren alle von reinem Gold und hatten einen goldnen Reif. Da kehrte die Königin beschämt und gekränkt nach Hause zurück, Maruzza aber eilte an das Fenster, um dem Prinzen die gewohnte Beleidigung zuzufügen.

Nun wurde der Prinz vor Zorn und Kummer krank und lag einen ganzen Monat schwer krank darnieder. Kaum war er besser, so schlich er auch gleich zu seinem Balkon und als er Maruzza gegenüber stehen sah, versuchte er es wieder sie zu begrüßen. Sie aber drehte ihm den Rücken, schlug ihm das Fenster von der Nase zu. Da sprach der Prinz zu seiner Mutter: „Mutter, wenn ihr mich lieb habt, so geht noch einmal zu der schönen Dame, und fraget sie, ob sie meine Gemahlin werden will.“ Die Königin wollte nicht, er bat aber so lange, bis sie „ja“ sagte. Da nahm er seine schwere, goldne Kette vom Hals und gab sie seiner Mutter, sie solle sie der schönen Dame bringen. Die Königin wurde von Maruzza wieder mit aller Höflichkeit empfangen und Maruzza frug

ſie: „Womit kann ich euch dienen, edle Königin?“ Da ſagte ihr die Königin wieder, der Prinz wolle ſie zu ſeiner Gemahlin und ſchickte ihr ſeine goldne Kette. Maruzza aber erklärte wieder, ſie ſei zu arm und niedrig für den Prinzen. Dann winkte ſie ihrem Diener, gab ihm die Kette und ſprach: „Lege ſie dem Hund an.“ Als nun die Königin wieder ſprachlos da ſtand über dieſe neue Beleidigung, ſprach Maruzza: „Frau Königin, was ſeid ihr ſo erzürnt? Meine Hunde haben immer Ketten von lauterem Golde.“ Da winkte ſie ihrem Diener, der brachte ihr auf einem Präſentirteller eine Menge Hundeketten, die waren Alle von ſchwerem Gold und dick und lang. Die Königin mußte wieder unverrichteter Sache nach Hauſe zurückkehren. Maruzza aber eilte auf den Balkon und als ſie den Prinzen ſah, der mit traurigem Geſicht nach ihr ausſchaute, drehte ſie ihm den Rücken und ſchloß das Fenſter.

Da wurde der Prinz ſo krank, daß alle Leute glaubten er müſſe ſterben; aber als er nach langer Zeit wieder etwas beſſer war, ſprach er gleich zu ſeiner Mutter: „Mutter, ich bitte euch, geht noch einmal zur ſchönen Dame und fleht ſie an, doch meine Gemahlin zu werden und ſaget ihr, daß wenn ſie mich zurückweiſt und noch einmal das Fenſter ſo verächtlich zuſchlägt, ſo werde ich vor ihren Augen todt niederſinken.“ Die Königin wollte durchaus nicht gehen, da ſie aber ſah, wie ſchwach und krank ihr Sohn war, ging ſie dennoch zur ſchönen Maruzza. Da wurde ſie freundlich empfangen und ſprach: „Edles Fräulein, ich komme mit einer Bitte zu euch, die ihr mir nicht abſchlagen müßt. Mein Sohn iſt mehr denn je in Liebe für euch entbrannt und fleht euch an, daß ihr ſeine Gemahlin werden wollet. Wenn ihr ihn aber zurückweiſet und ihm das Fenſter vor der Naſe zuſchlaget, ſo wird er vor euren Augen todt niederſinken, denn ohne euch kann er nicht leben.“ Da antwortete Maruzza: „Saget eurem Sohn: wenn er aus Liebe zu mir ſich entſchließet, in einem Sarge, unter dem Geläute der Todtenglocken, begleitet von den Prieſtern, die Grabgeſänge ſingen, aus ſeinem Hauſe ſich in das meinige tragen zu laſſen, ſo wird uns hier der Geiſtliche erwarten, der uns trauen ſoll.“

Mit dieſer Antwort kehrte die Königin zu ihrem Sohn zurück, der ließ gleich einen ſchönen Sarg herrichten und legte ſich hinein. Da wurden in der ganzen Stadt die Todtenglocken geläutet, und der Prinz ward in dem Sarge aus ſeinem Schloß herausgetragen und die Prieſter begleiteten ihn mit brennenden Kerzen und ſangen Grabgeſänge. Maruzza aber ſtand königlich geſchmückt auf ihrem Balkon und betrachtete ſtolz den traurigen Zug.

Als aber der Sarg unter ihrem Fenſter angekommen war, beugte ſie ſich heraus und rief mit lauter Stimme: „Und aus Liebe zu einem itziſchen Weib haſt du dich dazu hergegeben, bei lebendigem Leib als Todter im Sarge zu liegen?“ und ſpuckte ihm zweimal ins Geſicht. Da erkannte er ſie und rief laut: „Maruzza, meine Maruzza.“ Als er aber ſo rief, da eilte ſie zu ihm hinunter und ſprach: „Ja, ich bin deine Maruzza, den Kummer, den du mir zugefügt haſt, habe ich dich auch fühlen laſſen wollen; doch nun iſt Alles gut, und der Geiſtliche, der uns trauen ſoll, wartet ſchon.“ Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfeſt gefeiert und der Prinz wurde König und Maruzza wurde Königin.

---

28. Von der Tochter der Sonne.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch ſo gerne ein Söhnchen oder ein Töchterchen gehabt. Da ließ der König einen Wahrſager kommen, der mußte ihm wahrſagen, ob ſie Kinder bekommen würden. Der Wahrſager antwortete: „Die Königin wird eine Tochter gebären, die wird in ihrem vierzehnten Jahre durch die Sonne guter Hoffnung werden. Als der König das hörte, erſchrak er, und ſprach zum Wahrſager: „Wenn du mir richtig prophezeit haſt, ſo will ich dich reich beſchenken.“ Nicht lange, ſo merkte die Königin, daß ſie Ausſicht habe ein Kind zu bekommen. Da dachte der König: „Der Wahrſager hat richtig prophezeit, denn hat das Eine

ſich erfüllt, ſo wird das Andere auch in Erfüllung gehen." Er beſchenkte alſo den Wahrſager reichlich nach ſeinem Verſprechen, und ließ in einer einſamen Gegend einen Thurm bauen, ohne Fenſter, daß auch kein Sonnenſtrahl hineindringen konnte.

Als nun die Königin ein ſchönes Töchterchen gebar, ließ er es mit der Amme in den Thurm ſperren, und da wuchs das Kind auf, gedieh, und wurde mit jedem Tage ſchöner. Da es nun beinah vierzehn Jahr alt geworden war, ſchickten ihm eines Tages die Eltern einen Zicklein-Braten, und da die Königstochter den aß, fand ſie darin einen ſpitzen Knochen. Den nahm ſie und fing an zum Zeitvertreib die Mauer abzukratzen, und da ein kleines Löchlein entſtand, grub ſie immer weiter. Auf einmal fiel ein Sonnenſtrahl in das Gemach und auf ſie, und da ſie gerade in ihrem vierzehnten Jahre war, ſo erfüllte ſich auch alsbald die Prophezeiung des Wahrſagers. Die Amme konnte ſich nicht genug darüber verwundern, und als eines Tages der König zum Beſuch kam, ſo erzählte ſie ihm mit Furcht und Zittern, was mit der Königstochter vorgefallen ſei. Der König aber ſprach: „Es war ihr Schickſal und ſie konnte ihm nicht entgehen."

Als nun ihre Stunde kam, gebar die Königstochter ein Töchterchen, das war ſo ſchön, ſo ſchön, daß man nichts ſchöneres ſehen konnte; wie konnte es auch anders ſein, da es die Tochter der Sonne war. Da wickelten ſie das Kind in Windeln, und ſetzten es in dem Garten aus, der neben dem Thurm war; ſeine Tochter aber nahm der König auf ſein Schloß. Da lag nun das arme Kindlein im Garten, und wäre gewiß bald verſchmachtet.

Es begab ſich aber glücklicherweiſe, daß der Königsſohn eines benachbarten Landes eben an dem Tage auf die Jagd gegangen war, und dabei in dieſe einſame Gegend gerieth. Da er nun an dem Garten vorbeikam, ſchaute er hinein, und ſah, daß wunderſchöner Lattich darin wuchs, und bekam Luſt ein wenig davon zu nehmen. Alſo ging er in den Garten hinein, aber als er an den Lattich kam, ſah er ein wunderſchönes Kind dazwiſchen liegen. Da nahm er es mitleidig auf, und rief

ſein Gefolge herbei, und ſprach zu ihnen: „Seht doch dieſes wunderſchöne Kind. O die niederträchtige Mutter, die es hat dahin werfen können!“ Da nahm er es in ſeine Arme, und brachte es zu ſeiner Mutter in das königliche Schloß, und bat ſie, es aufziehen zu laſſen, und weil es im Lattich gelegen hatte, ſo nannte er es Lattughina.

Lattughina wurde mit jedem Tage ſchöner, und war bald ſo ſchön, daß ihr niemand gram ſein konnte; als ſie aber älter wurde, entbrannte der Königsſohn in heftiger Liebe zu ihr, und wollte ſie gerne zu ſeiner Gemahlin haben. Da frug er ſie: „Lattughina, weſſen Kind biſt du eigentlich?“ Lattughina antwortete:

„Ich bin die Tochter von Hund und Katze,
Wenn du mich nicht willſt, ſo ſtirb und zerplatze.“*)

„Willſt du mich denn heirathen?“ frug er weiter. „Nein,“ antwortete Lattughina. „Aber warum nicht?“ „Weil ich nicht will.“ Da ging der Königsſohn betrübt zu ſeiner Mutter, und klagte: „Ach, liebe Mutter, ich habe die Lattughina gefragt, ob ſie meine Gemahlin werden will, und ſie hat mir mit nein geantwortet. Wenn ich ſie aber frage, weſſen Kind ſie denn ſei, ſo antwortet ſie mir immer: Ich bin die Tochter von Hund und Katze, und wenn du mich nicht willſt, ſo ſtirb und zerplatze.“ „Was kann ich denn dafür, mein Sohn,“ antwortete die Mutter, „warte noch ein wenig und frage ſie zum zweitenmal.“ Das that der Königsſohn, aber Lattughina antwortete immer kurzweg: „Nein.“ „So ſage mir doch wenigſtens, weſſen Kind du biſt,“ bat der Königsſohn. „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, und wenn du mich nicht willſt, ſo ſtirb und zerplatze.“ **)

Da nun die Königin ſah, daß ihr Sohn ganz krank wurde aus Liebe zu der ſchönen Lattughina, ſo ſprach ſie: „Das Mädchen muß mir aus dem Haus, ſonſt hat mein Sohn keine Ruhe mehr.“ Alſo ließ ſie dem königlichen Palaſt gegenüber ein ſchönes Haus bauen, darin mußte

*) »Sugnu figghia di cani e di jatta,
Si non mi voi, mori e scatta.«
**) D. h. ſo ſtirb meinetwegen, es iſt mir gleich.

Lattughina wohnen. Der Königssohn kam aber dennoch immer zu ihr, und frug sie: „Lattughina, willst du mich zu deinem Gemahl?“ Sie aber antwortete immer: „Nein,“ und der Königssohn ging traurig zu seiner Mutter, und klagte ihr sein Leid. Endlich verlor die Königin die Geduld und rief: „Wenn sie dich nicht will, so laß sie doch laufen; es gibt noch andre hübsche Mädchen in der Welt.“ Da schickte sie an alle Höfe und Fürstenhäuser, und ließ Bilder kommen von den schönsten Königstöchtern, aber so viele sie auch dem Königssohn zeigen mochte, es wollte ihm keine gefallen.

Endlich, weil er sah daß seine Mutter ganz traurig war, und weil ihn Lattughina doch nicht haben wollte, wählte er eine schöne Königstochter, und sprach: „Lasset diese kommen, so will ich sie heirathen.“ Also wurde eine glänzende Hochzeit veranstaltet, und die Königstochter kam an den Hof, und wurde mit dem Königssohn getraut. Da sie nun aus der Kirche kamen, sah die junge Braut, daß der Königssohn verstimmt war, und gar nicht vergnügt aussah. „Was fehlt euch?“ frug sie ihn. „Ach,“ antwortete er, „ich habe eine Schwester, die ist schöner als die Sonne. Ich habe mich aber mit ihr überworfen, und deßhalb hat sie nicht bei meiner Hochzeit erscheinen wollen, und das betrübt mich.“ „O wenn es weiter nichts ist,“ sprach die Braut, „so gebt euch zufrieden, Morgen schicken wir ihr einen großen Teller voll Süßigkeiten, so wird diese Artigkeit sie wieder versöhnen.“ Das thaten sie denn auch, und schickten am nächsten Morgen einen Bedienten zur schönen Lattughina, mit einem großen Präsentirteller voll Süßigkeiten. *) „Wartet einen Augenblick,“ antwortete Lattughina, „und kommet mit in die Küche.“ In der Küche aber fing sie an zu rufen: „Feuer, zünde dich an,“ und alsobald brannte ein helles Feuer auf dem Heerd. „Pfanne, komm herbei,“ und eine goldne Pfanne kam, und stellte sich von selbst auf das Feuer; „Oel, komm herbei,“ und auch das Oel kam und goß sich von selbst in

*) Bei der Hochzeit schickt man allen Verwandten einen Präsentirteller voll Süßigkeiten; das Unterlassen dieser Höflichkeit wird sehr übel genommen. Den Hauptbestandtheil bilden immer kandirte Zimmtstengelchen, canellini.

die Pfanne. Als es nun recht heiß aufbrodelte, legte Lattughina ihre schönen, weißen Hände in die Pfanne, und hielt sie ein wenig darinnen, und als sie sie wieder herausnahm, lagen da zwei schöne goldne Fische, ihre Hände aber waren ganz unversehrt. Da legte sie die Fische auf den Präsentirteller, gab sie dem Diener und sprach: „Bringet diese Fische dem Königssohn, und saget ihm, er möge sie annehmen, seiner Schwester Lattughina zu Liebe.“ Der Diener kam in das Schloß zurück, sprachlos vor Erstaunen, und mit offnem Munde. „Nun, was ist denn geschehen?“ frug der Königssohn. „Ach, Majestät, was habe ich gesehen!“ und erzählte, wie Lattughina die goldnen Fische bereitet habe. „Ach, ist das Alles?“ rief die junge Königin, „das kann ich auch.“ „Nun, wenn du es kannst, so führe es auch aus,“ antwortete ihr Mann. Da ging sie in die Küche, und rief: „Feuer, zünde dich an!“ aber es entzündete sich kein Feuer auf dem Heerd. „Es will mir heute nicht folgen,“ sprach sie, und rief dem Koch zu: „Nun, zünde du mir das Feuer an.“ Als nun das Feuer brannte, rief sie die Pfanne, aber die Pfanne kam nicht. „Sie sind heute alle eigensinnig,“ meinte die junge Königin, „reiche mir einmal die Pfanne her.“ Eben so erging es mit dem Oel, ob sie es gleich rief, wollte es doch nicht kommen, und der Koch mußte es in die Pfanne gießen. Als es nun recht brodelte, wollte sie auch ihre Hände hinein stecken, aber sie verbrannte sich so jämmerlich, daß sie daran starb. Da ging der Königssohn zu Lattughina und sprach zu ihr: „Lattughina, warum hast du meine Frau ermordet?“ „Was habe ich ihr denn gethan?“ frug Lattughina. „Sie hat gehört, wie du die schönen goldnen Fische bereitet hast.“ antwortete der Königssohn, „und wollte es auch so machen; sie hat sich aber so verbrannt, daß sie gestorben ist. „Wer heißt sie denn etwas versuchen, was sie nicht kann?“ sprach Lattughina, „ich habe ihr nichts gesagt.“ „Ach, Lattughina,“ bat er, „willst du mich nun zu deinem Gemahl haben?“ „Nein,“ antwortete sie. „So sage mir wenigstens, wessen Kind du bist.“ „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, wenn du mich nicht willst, so stirb und zerplatze.“ Eine andere Antwort wollte sie ihm nicht geben, und er kehrte wieder betrübt zu

ſeiner Mutter zurück, und klagte ihr ſein Leid. „Wenn ſie dich nicht will, ſo laß ſie laufen," ſprach die Königin, und redete ihm ſo lange zu, bis er ſich wieder eine Braut auswählte, und Hochzeit mit ihr hielt.

Als ſie nun aus der Kirche kamen, war der Königsſohn wieder ſo verſtimmt, und die Braut frug ihn, was ihm fehle. „Ich habe eine Schweſter Lattughina," ſprach er, „die iſt ſchöner als die Sonne, und ich habe mich mit ihr geſtritten, darum hat ſie nicht zu meiner Hochzeit kommen wollen, und das betrübt mich. „O," antwortete die Braut, „morgen wollen wir ihr einen Teller voll Süßigkeiten und Canellini ſchicken, das wird ſie ſchon verſöhnen." Den nächſten Morgen alſo ſchickten ſie wieder einen Diener zu Lattughina, mit einem Teller voll Süßigkeiten. Lattughina aber hieß den Diener in die Küche kommen und dort warten, und ſprach: „Feuer, zünde dich an, und heize den Ofen." Alſobald brannte ein helles Feuer im Ofen, und als er ganz heiß war, kroch ſie hinein, und blieb ein wenig drinnen. Als ſie aber wieder heraus kam, war ſie noch viel ſchöner geworden, und da ſie ihre ſchönen Flechten aufmachte, fielen Perlen und Edelſteine auf den Boden. Damit füllte ſie den Präſentirteller, und hieß den Diener ihn zum Königsſohn tragen: „Er möge dieſe Perlen annehmen, ſeiner Schweſter Lattughina zur Liebe." Der Diener kam wieder mit offnem Mund in das Schloß. „Nun, wie iſt es heute ergangen?" ſprach der Königsſohn.

Als aber der Diener erzählte, was Lattughina gethan habe, rief die junge Braut: „O, das iſt gar nichts, das kann ich auch." „Wenn du es kannſt, ſo zeige uns deine Kunſt," ſprach der Königsſohn. Da ging ſie in die Küche und rief: „Feuer, zünde dich an, und heize mir den Ofen." Aber es entzündete ſich kein Feuer. „Wie eigenſinnig das Feuer heute iſt," ſprach ſie, „Koch, heize du mir den Ofen." Als nun der Ofen ordentlich durchgeheizt war, kroch ſie hinein, aber ſie verbrannte ſich jämmerlich, und als ſie ſie herauszogen, war ſie todt. Da ging der Königsſohn zu Lattughina, und klagte ſie an, daß ſie ihm ſeine Frauen tödte, indem ſie dieſe Künſte ausübe, die die andern nachmachen wollten. Lattughina aber antwortete: „Ich habe es ihnen nicht geſagt; ſie ſind

ſelbſt ſchuld daran, wenn ſie etwas nachmachen wollen, was ſie nicht können.“ „Ach, Lattughina,“ bat der Königsſohn, „willſt du mich denn nun noch immer nicht zu deinem Gemahl?“ „Nein,“ antwortete ſie. „So ſage mir doch wenigſtens, weſſen Kind du biſt!“ „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, wenn du mich nicht willſt, ſo ſtirb und zerplatze.“ So gab ſie ihm immer dieſelbe Antwort, und der Königsſohn ging traurig zu ſeiner Mutter und klagte ihr ſein Leid. Da beredete ihn die alte Königin, daß er ſich wieder eine Braut auswähle, und ließ eine ſchöne Königstochter kommen, mit der wurde er getraut.

Da ſie nun aus der Kirche kamen, ſah die Braut, daß er ein trauriges Geſicht machte, und frug ihn, was ihm fehle. Da antwortete er wieder, er habe ſich mit ſeiner Schweſter gezankt, alſo daß ſie nicht habe zur Hochzeit kommen wollen. „Laß es gut ſein,“ ſagte die Braut, „morgen ſchicken wir ihr einen großen Teller voll Süßigkeiten, das wird ſie verſöhnen.“

Das thaten ſie denn auch, und als der Diener zu Lattughina kam, ſaß ſie auf dem Balkon und wärmte ſich an den Sonnenſtrahlen. „Wartet nur einen Augenblick,“ ſprach ſie, und blieb ruhig ſitzen. Als die Sonne nun nicht mehr in das Zimmer ſchien, ſondern nur auf das eiſerne Geländer des Balkons, ſetzte ſie ihren Stuhl dort hinauf, und ſetzte ſich drauf, und ſiehe da, der Stuhl blieb ruhig ſtehen. Und als die Sonne hinter dem Dach verſchwand, ſetzte ſie ſich mit ihrem Stuhl gar auf das Ziegeldach hinauf. Der Diener lief ganz entſetzt in das Schloß zurück, und erzählte, was er geſehen habe. „Ach, das kann ich auch,“ rief die Braut. „So laß uns einmal ſehen,“ ſprach ihr Mann. Da ſie aber den Stuhl auf das Balkongeländer ſtellte und ſich darauf ſetzen wollte, fiel ſie hinunter und brach den Hals.

Nun ging der Königsſohn wieder zur Lattughina, aber ſo viel er ſie auch bitten mochte, ihn zum Gemahl zu nehmen, oder ihm wenigſtens zu ſagen, weſſen Kind ſie ſei, ſo hatte ſie doch nur immer dieſelbe Antwort für ihn. Da ging er traurig zu ſeiner Mutter, und ſprach: „Lattughina will mich nicht heirathen, und eine Andre kann ich doch nicht mehr ver-

ſeiner Mutter zurück, und klagte ihr ſein Leid. „Wenn ſie dich nicht will, ſo laß ſie laufen," ſprach die Königin, und redete ihm ſo lange zu, bis er ſich wieder eine Braut auswählte, und Hochzeit mit ihr hielt.

Als ſie nun aus der Kirche kamen, war der Königsſohn wieder ſo verſtimmt, und die Braut frug ihn, was ihm fehle. „Ich habe eine Schweſter Lattughina," ſprach er, „die iſt ſchöner als die Sonne, und ich habe mich mit ihr geſtritten, darum hat ſie nicht zu meiner Hochzeit kommen wollen, und das betrübt mich. „O," antwortete die Braut, „morgen wollen wir ihr einen Teller voll Süßigkeiten und Canellini ſchicken, das wird ſie ſchon verſöhnen." Den nächſten Morgen alſo ſchickten ſie wieder einen Diener zu Lattughina, mit einem Teller voll Süßigkeiten. Lattughina aber hieß den Diener in die Küche kommen und dort warten, und ſprach: „Feuer, zünde dich an, und heize den Ofen." Alſobald brannte ein helles Feuer im Ofen, und als er ganz heiß war, kroch ſie hinein, und blieb ein wenig drinnen. Als ſie aber wieder heraus kam, war ſie noch viel ſchöner geworden, und da ſie ihre ſchönen Flechten aufmachte, fielen Perlen und Edelſteine auf den Boden. Damit füllte ſie den Präſentirteller, und hieß den Diener ihn zum Königsſohn tragen: „Er möge dieſe Perlen annehmen, ſeiner Schweſter Lattughina zur Liebe." Der Diener kam wieder mit offnem Mund in das Schloß. „Nun, wie iſt es heute ergangen?" ſprach der Königsſohn.

Als aber der Diener erzählte, was Lattughina gethan habe, rief die junge Braut: „O, das iſt gar nichts, das kann ich auch." „Wenn du es kannſt, ſo zeige uns deine Kunſt," ſprach der Königsſohn. Da

selbst schuld daran, wenn sie etwas nachmachen wollen, was sie nicht können." „Ach, Lattughina," bat der Königssohn, „willst du mich denn nun noch immer nicht zu deinem Gemahl?" „Nein," antwortete sie. „So sage mir doch wenigstens, wessen Kind du bist!" „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, wenn du mich nicht willst, so [illegible] zerplatze." So gab sie ihm immer dieselbe Antwort, und der Königssohn ging traurig zu seiner Mutter und klagte ihr sein Leid. Da befahl ihm die alte Königin, daß er sich wieder eine Braut auswähle, und ließ eine schöne Königstochter kommen, mit der wurde er getraut.

Da sie nun aus der Kirche kamen, sah die Braut, daß er ein trauriges Gesicht machte, und frug ihn, was ihm fehle. Da antwortete er wieder, er habe sich mit seiner Schwester gezankt, also daß sie nicht habe zur Hochzeit kommen wollen. „Laß es gut sein," sagte die Braut, „morgen schicken wir ihr einen großen Teller voll Süßigkeiten, das wird sie versöhnen."

Das thaten sie denn auch, und als der Diener zu Lattughina kam, saß sie auf dem Balkon und wärmte sich an den Sonnenstrahlen. „Warte nur einen Augenblick," sprach sie, und blieb ruhig sitzen. Als die Sonne nun nicht mehr in das Zimmer schien, sondern nur auf das [illegible] des Balkons, setzte sie ihren Stuhl dort hinauf, und [illegible] und siehe da, der Stuhl blieb ruhig stehen. Und als die Sonne [illegible] dem Dach verschwand, setzte sie sich mit ihrem Stuhl [illegible] dach hinauf. Der Diener lief ganz entsetzt [illegible] ...ner erzählte, was er gesehen habe. „Ach, das [illegible] ...o und „So laß uns einmal sehen," sprach ihr Mann. [illegible] ...schöner, auf das Balkongeländer stellte und sich [illegible] ...nmet diese unter und brach den Hals. [illegible] ...ß heraufzu-

Nun ging der König[illegible] ...er ihn, wer [illegible] auch bitten [illegible] ...e Fremde. Da [illegible] ...Gemahlin an und [illegible] ...d eine schöne Hochzeit [illegible] seine junge Gemahlin,

langen, sonst heißen sie mich den Frauenmörder*). Was soll ich thun?" „Ja, mein Sohn," antwortete die Königin, „nun kann ich dir nicht mehr helfen. Nun mußt du herauskriegen, wessen Kind Lattughina ist, dann wird sie dich vielleicht heirathen." Also dachte der Königssohn immer darüber nach, wessen Kind Lattughina wohl sein möchte, und konnte es nicht herausbringen.

Als er nun eines Tages so übers Feld ging, und ganz betrübt seinen Gedanken nachhing, begegnete ihm ein altes Mütterchen, das frug ihn: „Sage mir doch, schöner Jüngling, warum bist du so traurig?" Anfangs wollte er es ihr nicht sagen, endlich aber ließ er sich bewegen, und klagte der Alten sein Leid. Die antwortete „Ich kann dir nur einen Rath geben. Gehe hin zu Lattughina, und sage ihr, du wärest krank, sie möge dir einen kühlenden Trank bereiten. Wenn sie nun ihre Geräthschaften herbeiruft, so nimm ihren goldnen Mörser und halte ihn ganz fest, ohne daß sie es merkt, so wird sie sich vielleicht in ihrem Unmuth verrathen. Dieser Rath gefiel dem Königssohn gar wohl, und er machte sich auf den Weg zu Lattughina.

„Ach, Lattughina," sagte er, „ich bin so unwohl, bereite mir doch einen kühlenden Trank." „Das will ich gern thun," sprach sie, und fing an zu rufen: „Glas, komm herbei; Zucker, komm herbei; Citronen, kommt herbei;" und alles was sie rief, kam von selbst herbei. Der Königssohn aber hatte auf dem Tisch den goldnen Mörser stehen sehen, den nahm er geschwind, ohne daß Lattughina es merkte, und steckte ihn fest zwischen seine Knie. Der Zucker aber war in gar so großen Stücken, deßhalb rief Lattughina: „Mörser, komm herbei!" Der Mörser aber konnte nicht kommen, denn der Königssohn hielt ihn fest. Da sie nun mehremale den Mörser vergeblich gerufen hatte, verlor sie endlich die Geduld, und rief: „Bin ich doch Tochter der Sonne, und so ein elender Mörser will mir nicht gehorchen!" Der Königssohn aber sprang auf, und rief: „Und bist du denn Tochter der Sonne, so sollst du auch meine

*) Ammazza-mugghieri.

Gemahlin sein." Da sie aber merkte, daß er es herausgebracht hatte, wessen Kind sie sei, sprach sie mit Freuden: „Ja, ich will deine Gemahlin sein." Also wurde ein schönes Hochzeitsfest gefeiert, und Lattughina lud auch ihre Mutter und ihre Großeltern dazu ein, und es war große Freude im ganzen Land. Da blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

29. Von der schönen Cardia.

Es war einmal ein König, der hatte drei schöne Töchter und einen Sohn. Da er nun fühlte, daß er sterben mußte, rief er seinen Sohn und sprach: „Mein Sohn, ich muß nun sterben und du wirst König sein. Ich empfehle dir deine drei Schwestern, sorge für sie und höre was ich dir zu sagen habe. Auf der Terrasse steht ein Nelkenstrauch, der wird drei Knospen treiben. Wenn die erste Knospe sich öffnet, so gib wohl Acht; den ersten Mann der vorbeigeht, mußt du deiner ältesten Schwester zum Mann geben. Eben so mußt du es bei der zweiten und dritten Knospe thun, um deine jüngeren Schwestern auch zu verheirathen." Der Vater starb und sein Sohn wurde König.

Jeden Morgen ging er auf die Terrasse und betrachtete den Nelkenstrauch. Nicht lange, so trieb der Strauch drei Knospen, die wurden immer größer, und eines schönen Morgens war die erste Knospe zu einer schönen Nelke erblüht. Da pflückte der junge König die Nelke ab und beugte sich über die Terrasse. In demselben Augenblick ging ein schöner, vornehmer Mann vorbei, dem rief er zu: „Mein Herr, nehmet diese Nelke von mir an und erweiset mir die Ehre in mein Schloß heraufzusteigen." Als nun der junge Mann ins Schloß kam, frug er ihn, wer er sei. „Ich bin der König der Raben," antwortete der Fremde. Da trug ihm der junge König seine älteste Schwester zur Gemahlin an und der König der Raben war es zufrieden, und es ward eine schöne Hochzeit gefeiert. Dann nahm der König der Raben seine junge Gemahlin,

wanderte mit ihr fort und der König hörte Nichts mehr von seiner Schwester.

Nach einigen Tagen öffnete sich auch die zweite Nelke, und der König pflückte sie und beugte sich über die Terrasse. Eben ging ein junger, schöner Mann vorbei, dem reichte er die Nelke und bat ihn auch in das Schloß zu kommen. Da er ihn nun frug, wer er sei, antwortete der junge Mann: „Ich bin der König der wilden Thiere." Da gab der König ihm die zweite Schwester zur Frau und nach der Hochzeit gingen der König der wilden Thiere und seine Gemahlin fort.

Nun war der König allein mit seiner jüngsten Schwester und wurde sehr traurig, wenn er die Knospe ansah, die nun bald aufblühen sollte, denn er hatte seine Schwester sehr lieb und trennte sich ungern von ihr. Aber er konnte doch nicht gegen den letzten Willen seines Vaters handeln, und als er eines Morgens eine schöne, blühende Nelke am Strauch fand, so pflückte er sie, bot sie einem schönen, vornehmen Mann, der eben vorbeiging, und bat ihn, in sein Schloß zu kommen. Als er ihn frug, wer er sei, antwortete der Fremde: „Ich bin der König der Vögel." Da gab ihm der König seine jüngste Schwester zur Frau und nach der Hochzeit mußte auch sie mit ihrem Mann fortziehen.

Als nun der König ganz allein geblieben war, ward er ganz traurig und dachte nur immer an seine Schwestern. Eines Tages begab es sich aber, daß er traurig auf dem Felde herumirrte. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen, das frug ihn, warum er denn so traurig sei. „Ach, laß mich in Ruhe, Alte," antwortete er, „ist es nicht genug, daß ich so tief betrübt bin, muß ich dir noch den Grund erzählen?" Die Alte aber verfolgte ihn mit ihren Bitten und Fragen, bis er endlich ganz erzürnt sie unsanft von sich stieß, daß sie zu Boden fiel. Da gerieth das alte Mütterchen in einen großen Zorn und rief: „So mögest du denn wandern, ohne Ruh und ohne Rast, bis du Cardia *), meine Seele, hilf mir, gefunden hast." Da wurde der König noch trauriger als er bis dahin

*) Cardia, anima mia, dammi riparu.

gewesen war, und eine große Sehnsucht erwachte in ihm, diese Cardia zu finden, und endlich konnte er es nicht mehr aushalten und begab sich auf die Wanderschaft, um Cardia zu suchen.

Da wanderte er viele, viele Tage lang, immer gerade aus, aber Niemand konnte ihm sagen, wo Cardia zu finden sei. Endlich kam er in einen finstern Wald, und als er ein wenig darin herumgeirrt war, sah er von ferne ein hübsches Haus stehen. Am Fenster aber stand eine Frau und als er näher kam, sah er, daß es seine älteste Schwester war. Sie erkannte ihn auch und lief eilends zu ihm herunter und umarmte ihn voll Freuden. „Mein lieber Bruder," sprach sie, „wie kommst du in diese Wildniß? Ach, wenn nur mein Mann dich nicht sieht!" „Würde denn dein Mann mir etwas zu Leide thun?" frug der König. „Ach," antwortete sie. „wenn er nach Hause kommt, will er jeden Unbekannten, der ihm in den Weg kommt, zerreißen, wenn er sich aber beruhigt hat, so ist er gut und freundlich gegen Alle!" Da versteckte die Schwester ihren Bruder im Keller, und als ihr Mann nach Hause kam, sprach er: „Es ist mir, als ob dein Bruder hier wäre; wenn er sich hier sehen läßt, so werde ich ihn zerreißen." Da redete sie es ihm aus, und als er sich beruhigt hatte, sprach sie: „Was würdest du nun meinem Bruder thun, wenn du ihn sähest?" „Ich würde ihn umarmen und herzlich willkommen heißen." Da rief sie ganz erfreut ihren Bruder und der König der Raben umarmte ihn und frug, warum er so allein umherirre. Da erzählte ihm der König, wie er ausgezogen sei, die Cardia zu suchen, und der König der Raben schenkte ihm eine Mandel und sprach: „Verwahr sie wohl, sie wird dir nützen."

Da wanderte er weiter und nach einigen Tagen kam er wieder an ein hübsches Haus, darin wohnte seine zweite Schwester, die freute sich sehr ihn zu sehen. Sie bat ihn aber, sich zu verstecken, „denn wenn mein Mann dich hier fände, würde er dich zerreißen. Wenn er aber sich beruhigt hat, so will ich dich rufen." Da versteckte sie ihn im Keller, und als ihr Mann kam und frug, ob ihr Bruder nicht dagewesen sei, redete sie es ihm aus. Als er sich aber besänftigt hatte, rief sie ihren Bruder

herauf und der König der wilden Thiere umarmte ihn und hieß ihn herzlich willkommen. Da er nun hörte, daß der junge König ausgezogen sei, die schöne Cardia zu suchen, schenkte er ihm eine Kastanie und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen."

Da wanderte der König wieder mehrere Tage und endlich kam er an ein Haus, darin wohnte seine jüngste Schwester, die umarmte ihn mit großer Freude. Es ging ihm aber nicht besser, als bei den andern Schwestern; er mußte sich verstecken, um den Zorn des Königs der Vögel nicht zu reizen. Als sich aber ihr Mann beruhigt hatte, rief die Schwester ihren Bruder und der König der Vögel empfing ihn mit großer Freude. Da er nun hörte, warum der König sein Reich verlassen habe, schenkte er ihm eine Nuß und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen. Du bist nun nicht mehr weit von Cardia entfernt; wenn du immer weiter in den Wald hineingehst, so wirst du endlich an das Haus der Hexe kommen, bei der Cardia wohnt. Es sind aber noch viele andere junge Mädchen da, und wer die schöne Cardia will, muß sie unter Allen herausfinden. Sie sind zwar Alle verschleiert, aber sei nur getrost, Cardia hat sieben Schleier, die Andern haben Jede nur zwei. Da du das weißt, kannst du nicht irren."

Da wanderte der König wieder fort, immer tiefer hinein in den Wald, bis er endlich in das Haus der Hexe kam, wo Cardia wohnte. Da trat er keck vor die alte Hexe und sprach: „Ich bin gekommen, die schöne Cardia zu erlangen und als meine Frau mitzunehmen." „Schön," sprach die alte Hexe, „wer aber die schöne Cardia erlangen will, muß sie auch verdienen und drei Aufgaben erfüllen." Da antwortete der König: „Saget mir was ich zu thun habe, so will ich es ausführen." Da führte ihn die alte Hexe am Abend in einen großen Keller, der war bis oben angefüllt mit Bohnen. „Diese Bohnen müssen bis morgen früh verschwunden sein," sprach sie, „ob du sie issest, oder was du sonst damit anfängst, ist mir ganz gleichgültig; wenn ich aber eine einzige Bohne erblicke, so fresse ich dich." Damit sperrte sie den jungen König ein und er blieb rathlos vor dem großen Bohnenvorrath stehen. Wie er noch so

ſtand und dachte: „es bleibt dir nun Nichts übrig, als dich auf den Tod vorzubereiten," fiel ihm auf einmal die Mandel ein, die der König der Raben ihm gegeben hatte. Da zerbiß er ſie und in demſelben Augenblick ſtand der König der Raben vor ihm und frug ihn, was er wünſche. Da klagte er ihm ſeine Noth, der König der Raben aber that einen Pfiff und ſogleich flog ein großer Schwarm Raben im Keller herum, die frugen: „Was befiehlt unſer Gebieter?" „Freßt mir geſchwind alle die Bohnen auf und laßt auch nicht eine Einzige liegen." Da fielen die Raben über die Bohnen her und im Nu war der Keller leer und auch nicht eine Bohne übrig geblieben; die Raben aber und ihr König verſchwanden eben ſo ſchnell, als ſie gekommen waren.

Als nun am Morgen die Hexe die Thüre öffnete und ſich ſchon auf den guten Braten freute, ſtand der König da in dem ganz leeren Keller und die Aufgabe war gelöſt. „Wer hat dir denn geholfen?" frug die Hexe. „Wer ſollte mir geholfen haben?" antwortete er. „Ihr habt ja ſelbſt die Thüre geſchloſſen. Ich habe die Bohnen eben gegeſſen." Am Abend führte ihn die Hexe in einen andern Keller, der war voller Leichen. „Dies iſt die zweite Aufgabe," ſprach ſie. „Siehſt du, alle dieſe Leichen ſind von den Prinzen und Königsſöhnen, die verſucht haben, die ſchöne Cardia zu gewinnen. Bis morgen früh müſſen ſie Alle weggeräumt ſein, und wenn ich nur ein Knöchelchen oder ein Härchen finde, ſo werde ich dich freſſen." Da ſchloß ſie die Thüre feſt zu und der junge König ſtand wieder rathlos da. Da zerbiß er auch die Kaſtanie und ſogleich erſchien der König der wilden Thiere und frug ihn, was er wünſche. Als er ihm nun ſein Leid geklagt hatte, that der König der wilden Thiere einen Pfiff und ſogleich wimmelte es von wilden Thieren des Waldes, die ſprachen: „Was befiehlt unſer Gebieter?" „Räumt mir alle dieſe Leichen aus dem Weg, ohne irgend etwas davon übrig zu laſſen." Da ſtürzten ſich die wilden Thiere auf die Leichen und verzehrten ſie, und im Nu war Nichts mehr davon zu ſehen. Die wilden Thiere aber und ihr König verſchwanden wie ſie gekommen waren.

Am Morgen öffnete die Hexe die Thür und war nicht wenig

erſtaunt, auch die zweite Aufgabe richtig gelöſt zu finden. „Nun kommt aber noch das Schwerſte," ſprach ſie, „und wenn du die dritte Aufgabe nicht löſen kannſt, ſo hilft dir Alles Andere nicht." Da führte ſie ihn in ein großes Gemach, in dem lagen nun eine Menge leere Matratzen am Boden. „Bis morgen früh mußt du alle dieſe Matratzen mit den feinſten, weichſten Federn füllen, ſonſt freſſe ich dich." Als ſie nun die Thüre geſchloſſen hatte, griff der König ſchnell zu ſeiner Nuß und knackte ſie auf. Sogleich erſchien der König der Vögel und als er gehört hatte, was ſein Schwager wünſchte, that er einen Pfiff und es flogen große Schwärme von Vögeln ins Zimmer hinein, die frugen: „Was befiehlt unſer Gebieter?" „Schüttelt euren Flaum ab und laſſet ihn in dieſe leeren Matratzen fallen." Da ſchüttelten ſie ſich, daß der Flaum nur ſo herumflog und alle die Matratzen gefüllt wurden. Dann verſchwanden ſie und ihr König mit ihnen.

Als nun am Morgen die Hexe die Thür öffnete, lagen alle die Federbetten ſchön gefüllt, eins neben dem andern, und ſo war auch die dritte Aufgabe richtig gelöſt. „Nun mußt du aber noch die ſchöne Cardia unter all ihren Gefährtinnen herausfinden, ſonſt hilft dir Alles Andere nicht," ſprach die Hexe und führte den König in einen großen Saal, darin ſtanden eine Menge Betten und auf jedem Bett lag ein tief verſchleiertes Mädchen. Da berührte der König leiſe mehrere Mädchen, um die Schleier zu zählen, und jedesmal machte die alte Hexe ein ganz vergnügtes Geſicht, weil ſie hoffte, ſie könne ihn nun doch noch freſſen. Er aber ſagte kein Wort, bis er endlich an ein Mädchen kam, das war mit ſieben Schleiern bedeckt. Da riß er ihm die ſieben Schleier ab und rief: „Dieſe iſt meine Cardia, und ſie ſoll meine Gemahlin ſein."

Die alte Hexe aber konnte nicht Anders, als es zugeben, denn er hatte die Richtige getroffen. Sie dachte aber doch noch, wie ſie ſie verderben könnte und ſprach: „Wohl, meine Kinder, ihr ſollt euch heute noch heirathen; wenn ihr mir aber morgen nicht ein kleines Enkelchen vorzeigt, das „Großmama" zu mir ſpricht, ſo werde ich euch doch noch Beide freſſen." Da wurde die Hochzeit gefeiert und die andern jungen

Mädchen dienten der schönen Cardia. Als aber die Hexe das junge Paar in das Brautgemach geführt hatte, bereiteten die jungen Mädchen eine kleine Puppe, die nahm Cardia mit ins Bett.

Am Morgen kam die Hexe schon bei Tagesanbruch*) und rief: „Nun, ist mein kleines Enkelchen da?" Da antwortete Cardia mit verstellter Stimme: „Großmama, Großmama", und hielt der Hexe die Puppe hin. Als aber die Hexe sich über das Bett beugte, um das Kind zu sehen, sprang der König hinzu und schnitt ihr mit seinem Schwerte den Kopf ab.

Nun war die Freude erst vollkommen; die jungen Mädchen dankten Alle dem König, der sie von der schlimmen Hexe befreit hatte und kehrten vergnügt in ihre Heimath zurück. Der junge König und Cardia zogen auch durch den Wald in ihr Reich zurück, und unterwegs fanden sie den König der Vögel, den König der wilden Thiere und den König der Raben, die dankten dem König, daß er sie auch erlöst habe. Denn nun brauchten sie nicht mehr in dem finstern Wald zu hausen, sondern zogen mit ihren Frauen an den Hof des Königs und der schönen Cardia und so lebten sie Alle glücklich und zufrieden.

30. Die Geschichte von Ciccu.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne; der älteste hieß Peppe**), der zweite Alfin, und der jüngste Ciccu***). Der Mann war sehr arm und eines Tages hatten er und seine Söhne nichts zu essen. Da berief er seine drei Söhne und sprach zu ihnen: „Meine lieben Kinder, ihr wißt wie arm wir sind. Ich sehe nun kein anderes Mittel,

*) Pi farci la bon levata. — Am Morgen nach der Hochzeit wird das junge Paar möglichst frühe besucht, und muß die Gäste mit Chocolade bewirthen. Das heißt man fare la buon levata. Die Sitte kommt selbst in den höhern Ständen vor.

**) Giuseppe, Joseph.

***) Francesco, Franz.

als daß ich betteln gehe, denn ich bin alt, und kann nicht mehr ordentlich arbeiten." „Nein, lieber Vater," antworteten die Söhne, „betteln gehen dürft ihr nicht; lieber wollen wir ſelbſt betteln und euch unterhalten. Wenn ihr es aber erlaubt, ſo wollen wir euch einen Vorſchlag machen." „Sprecht nur," ſagte der Vater. „Wir wollen euch in den Wald führen, dort könnt ihr mit unſerer Axt Holz ſchneiden, wir binden die Bündel und tragen ſie in die Stadt um ſie zu verkaufen." Der Vater war es zufrieden und ſie machten ſich auf den Weg nach dem Wald. Weil aber der Vater ſchon alt und ſchwach war, ſo nahmen ihn die Söhne der Reihe nach auf die Schulter, und trugen ihn bis zum Wald. Dort errichteten ſie eine kleine Strohhütte *), wo ſie die Nacht zubringen konnten, und nun ging der Vater jeden Morgen in den Wald und hieb Brennholz; die Söhne banden es zu Bündeln und trugen es in die Stadt, wo ſie es verkauften, und dem Vater dafür Brod, Wein und andre Lebensmittel brachten. Während ihrer Abweſenheit hieb dann der Vater ſchon neues Brennholz, und die drei Brüder konnten ſomit jeden Morgen in die Stadt wandern.

Als ſie einige Tage dieſes Leben geführt hatten, frugen ſie ihren Vater: „Wie fühlt ihr euch jetzt, lieber Vater?" „Recht gut; ſo können wir ja herrlich leben," antwortete der Alte.

So vergingen mehrere Monate, da wurde der Vater recht krank, und fühlte, daß er ſterben müſſe. Da ſprach er zu ſeinen Söhnen: „Liebe Kinder, holt mir einen Notar, daß ich mein Teſtament machen kann." Als nun der Notar kam, ſprach der Alte: „Ich beſitze ein altes Häuschen im Dorf und den Feigenbaum der daneben ſteht. Das Haus laß ich meinen drei Söhnen zuſammen, daß ſie es bewohnen mögen; den Feigenbaum vertheile ich folgendermaßen: meinem Sohn Peppe laſſe ich die Zweige; meinem Sohn Alfin laſſe ich den Stamm; meinem Sohn Ciccu laſſe ich die Früchte. Dann beſitze ich eine alte Decke, die laſſe ich meinem älteſten Sohn; eine alte Börſe, die ſoll mein zweiter

*) Pagliaro.

Sohn haben, und ein Horn, das laſſe ich meinem jüngſten Sohn.“ Als der Vater ſo geſprochen hatte, ſtarb er. Da ſprachen die Brüder unter einander: „Was ſollen wir nun machen? Sollen wir wie bisher im Wald bleiben, oder ſollen wir in das Dorf zurückkehren? Wir wollen lieber hier bleiben, wir haben ja hier unſer gutes Auskommen.“ So blieben denn die Brüder im Wald, hieben Brennholz, und verkauften es nach wie vor in der Stadt.

Eines Abends nun begab es ſich, daß es ſehr heiß war, und ſie ſich ins Freie vor die Strohhütte ſchlafen legten. Da kamen drei Feen vorbei; die ſahen ſie ſo liegen und die Eine ſprach: „Seht doch, liebe Schweſtern, dieſe hübſchen Burſchen. Wollen wir nicht Jedem eine Gabe ſchenken?“ „Thun wir das,“ ſagten die Schweſtern. Da ſprach die Erſte: „Der Aelteſte hat eine Decke; ich ſchenke ihm, daß, wenn er ſie umhängt, und ſich an irgend einen Ort hinwünſcht, er ſogleich dort ſein ſoll.“ Da ſprach die zweite Fee: „Der zweite Burſche hat eine Börſe; ich ſchenke ihm, daß, ſo oft er zur Börſe ſpricht: Liebe Börſe, gib mir dieſe oder jene Summe Geldes, er ſie darin finden ſoll.“ Da ſprach die dritte Fee: „Der Jüngſte beſitzt ein Horn; wenn er auf dem ſchmalen Ende bläſt, ſo ſoll das Meer von Schiffen wimmeln; bläſt er auf dem breiten Ende, ſo ſollen Alle wieder verſchwinden.“ Damit verſchwanden ſie. Ciccu aber hatte nicht geſchlafen, ſondern Alles mit angehört, und dachte: „Ei, da wäre ja allem Mangel abgeholfen.“

Als ſie nun am nächſten Tage mit einander arbeiteten, ſprach er zu ſeinen Brüdern: „Die alte Decke und die Börſe ſind ja ganz ohne Werth; ich bitte euch, gebt ſie mir.“ Die Brüder hatten den Ciccu ſehr lieb, und weil er ſie ſo freundlich bat, ſo gaben ſie ihm die Decke und die Börſe. Da ſprach Ciccu: „Hört einmal, liebe Brüder, ich bin das Leben in dem Walde ſatt, wir wollen in die Stadt ziehen, und dort etwas anfangen.“ „Ach nein, Ciccu, bleiben wir lieber hier,“ ſagten die Brüder, hier haben wir es ja gut; wer weiß, wie es uns in der Welt ergeht.“ „Wir können es ja einmal probiren,“ meinte Ciccu, „wenn es uns ſchlecht geht, ſo kehren wir zum Wald zurück.“ Da nahmen ſie die

fertigen Holzbündel und trugen ſie zur Stadt, und Ciccu nahm die Decke, die Börſe und das Horn mit.

Als ſie in die Stadt kamen, fanden ſie, daß auf dem Markt Brennholz im Ueberfluß war; ſie bekamen alſo nicht viel Geld für ihr Holz, und als ſie es überzählten, langte es nicht einmal zu einem Mittageſſen für ſie. Ciccu aber ſagte: „Kommt nur mit in das Wirthshaus, ich will uns ſchon etwas zu eſſen verſchaffen.“ Da gingen ſie in das Wirthshaus, und Ciccu ſprach zum Wirth: „Bringt uns ein Mittageſſen mit drei Gerichten, das Beſte, was ihr habt, und einige Flaſchen guten Wein dazu. Die Brüder erſchraken, und flüſterten ihm zu: „Ciccu, was machſt du denn? wie ſollen wir bezahlen?“ „Laßt mich nur machen,“ antwortete Ciccu. Als ſie nun gut gegeſſen und getrunken hatten, ſprach Ciccu zu ſeinen Brüdern: „Geht ihr nur fort, ich will jetzt die Rechnung machen.“ Die Brüder waren froh fortzukommen, denn ſie dachten: „da ſetzt es gewiß Prügel ab.“ Ciccu aber ließ ſich von dem Wirth ſagen, wie viel die Zeche betrage, und ſprach dann zu ſeiner Börſe: „Liebe Börſe, gib mir eine Unze*),“ und ſogleich fand er in der Börſe eine Unze. Da bezahlte er den Wirth, und kehrte vergnügt zu ſeinen Brüdern zurück. „Wie haſt du denn den Wirth bezahlt?“ frugen ſie ihn. „Was geht euch das an? ich habe ihn ſchon dazu gekriegt, mich gehen zu laſſen.“ Die Brüder aber wurden ängſtlich, und wollten nicht gern länger mit Ciccu zuſammenbleiben. Da ſprach Ciccu: „Hier ſchenke ich jedem von euch zwanzig Unzen, wendet ſie wohl an; denn ich ziehe nun meine Straße und will mein Glück ſuchen.“ Damit umarmte er ſie und zog von dannen.

So wanderte er, bis er endlich in die Stadt kam, wo der König wohnte. Dort ſchaffte er ſich ſchöne Kleider an, und kaufte ſich ein ſchönes Haus, gerade dem königlichen Palaſte gegenüber. Dann verſchloß er das Thor, und ließ nun aus ſeiner Börſe Gold auf die Treppe regnen, bis die ganze Treppe mit Gold überzogen war; die Zimmer aber ließ er herrlich ausſchmücken. Als er nun das Thor wieder öffnete und

*) Sechs rheiniſche Gulden.

ein herrliches Leben begann, verwunderten ſich alle Leute über die ſchöne goldne Treppe, und man ſprach in der ganzen Stadt von Nichts anderm. Da hörte es der König, und ging hinüber, um das ſchöne Werk auch zu ſehen, und Ciccu empfing ihn mit aller Ehrerbietung und führte ihn im ganzen Hauſe umher.

Nun hatte der König eine Frau und eine wunderſchöne Tochter, die wollten auch gerne das ſchöne Haus mit der goldnen Treppe ſehen. Da ließ der König bei Ciccu anfragen, ob er wohl ſeine Frau und ſeine Tochter in ſein Haus führen dürfe, und Ciccu antwortete natürlich, es würde eine große Ehre für ihn ſein, wenn die Königin und ihre Tochter zu ihm kommen wollten. Als nun Ciccu die ſchöne Königstochter ſah, gewann er ſie von Herzen lieb und wollte ſie gern zu ſeiner Frau haben. Die Königstochter aber wollte gern wiſſen, wie er es angefangen habe die Treppe zu vergolden. Sie ſtellte ſich alſo, als ob ſie Gefallen an ihm hätte, und ſchmeichelte ihm mit freundlichen Worten, bis er endlich nicht mehr wußte, was er that, und ihr erzählte, wie die drei Feen im Walde den Zauberſpruch über die Decke, die Börſe und das Horn ausgeſprochen hatten. Da bat ſie ihn, er möge ihr doch die Börſe auf einige Tage leihen, damit ſie ſich eine eben ſolche Börſe machen könne, und ſo groß war ſeine Liebe zu ihr, daß er Alles vergaß und ihr die Börſe gab.

Die Königstochter nahm ſie mit nach Hauſe, und dachte nicht mehr daran, ſie dem armen Ciccu wiederzugeben. Unterdeſſen hatte Ciccu alles Geld verbraucht, das er noch hatte, und weil er ſeine Börſe nicht hatte, ſo wußte er auch nicht, wo er Geld hernehmen ſollte. Da ging er zur Königstochter, und bat ſie, ihm doch die Börſe wiederzugeben, ſie aber wußte ihn immer hinzuhalten, bis er endlich eines Tages keinen Grano mehr hatte. Da ging er zu ihr und ſprach: „Heute mußt du mir durchaus meine Börſe wiedergeben, ich habe ſie eilig nöthig.“ Sie antwortete: „Ach laß ſie mir nur noch bis morgen früh, dann ſollſt du ſie gewiß bekommen.“ Ciccu ließ ſich wieder überreden, am nächſten Morgen aber erhielt er die Börſe doch nicht. Da gerieth er in einen

großen Zorn und ſchwur, ſich an dem Mädchen zu rächen. Als es nun dunkle Nacht geworden war, nahm er einen Stock in die Hand, hing die Decke um, und wünſchte ſich in das Schlafzimmer der Königstochter. Kaum hatte er den Wunſch ausgeſprochen, ſo war er auch ſchon dort. In einem ſchönen Bette lag die Königstochter, Ciccu aber riß ſie unſanft heraus, und ſchlug ſie ſo lange, bis ſie ihm die Börſe zurückgab; dann wünſchte er ſich in ſein Haus zurück.

Die Königstochter aber eilte voll Zorn zu ihrem Vater und klagte ihm die Beleidigung, die ihr widerfahren war. Da gerieth der König in große Wuth, ſchickte ſogleich in das Haus gegenüber, und ließ den armen Ciccu gebunden herüberführen. „Du haſt den Tod verdient," ſprach er zu ihm, „ich will dir aber das Leben ſchenken, wenn du mir ſogleich die Decke, die Börſe und das Horn ausliefereſt." Was konnte Ciccu thun? Das Leben war ihm lieb, und ſo überbrachte er dem König die drei Gegenſtände, und war nun wieder ſo arm als zuvor.

Es war aber gerade die Zeit, als die Feigen reiften, da dachte er denn: „Ich will einmal gehen und nachſehen, ob der Feigenbaum Früchte getragen hat." Als er nun an das Häuschen kam, fand er dort ſeine Brüder, die hatten ihr Geld durchgebracht, und lebten nun kümmerlich. Der Feigenbaum aber war mit den ſchönſten Früchten beladen. Da nahm Ciccu ein Körbchen und wollte Feigen pflücken, ſein Bruder Peppe aber ſprach: „Halt, die Feigen gehören freilich dir, aber die Zweige gehören mir, und wenn du deine Feigen pflückſt, ſo darfſt du meine Zweige nicht berühren." Da legte Ciccu eine Leiter an, um die Feigen beſſer erreichen zu können, aber ſein Bruder Alfin rief ihm zu: „Halt, der Stamm gehört mir zu und du darfſt ihn nicht berühren." Als ſie ſich nun darüber ſtritten, und ſich nicht einigen konnten, ſagte endlich der Eine: „Wir wollen die Sache dem Richter vortragen." Da gingen ſie zum Richter und erzählten ihm den ganzen Hergang, und der Richter ſprach zu Ciccu: „Da du die Feigen nicht pflücken kannſt, ohne dabei den Stamm und die Zweige zu berühren, ſo rathe ich dir, den erſten Korb deinem Bruder Peppe zu geben, den zweiten deinem Bruder Alfin

und den Reſt kannſt du behalten.“ Die Brüder waren es zufrieden, und im Nachhauſegehen ſprachen ſie untereinander: „Wir wollen Jeder einen Korb Feigen dem König bringen, vielleicht ſchenkt er uns etwas dafür, und was er uns ſchenkt, das wollen wir redlich theilen.“ Da pflückte Ciccu einen Korb der ſchönſten Feigen, und Peppe machte ſich damit auf den Weg ins königliche Schloß.

Unterwegs begegnete ihm ein altes Männchen, das frug ihn: „Was trägſt du in deinem Korb, ſchöner Burſche?“ „Was geht euch das an,“ rief Peppe „bekümmert euch um eure eignen Angelegenheiten.“ Der Alte frug ihn mehremals und endlich antwortete Peppe voll Aerger: „Dreck!“ „Gut,“ ſprach das Männchen, „Dreck haſt du geſagt und Dreck ſoll es werden!“ Als nun Peppe am Schloß ankam, klopfte er an, und ein Diener frug ihn, was er wünſche. „Ich habe hier ein Körbchen ſchöner Feigen,“ antwortete Peppe, „ſie ſind zwar nicht werth, vor den König zu kommen, aber ſeine Majeſtät möge ſie doch annehmen, um ſie der Dienerſchaft zu geben.“ Der König ließ den Peppe ins Zimmer hineinkommen, und befahl man ſolle einen Präſentirteller bringen, um die Feigen darauf zu legen. Als Peppe aber den Korb abdeckte, lagen ganz oben einige Feigen, ſonſt aber war im Korb nichts als Dreck. Der König gerieth in einen heftigen Zorn und ließ dem unglücklichen Burſchen funfzig Stockſchläge aufzählen. Betrübt ſchlich Peppe nach Haus, erzählte aber ſeinen Brüdern nichts davon, ſondern als ſie ihn frugen, was der König ihm geſchenkt habe, antwortete er: „Wenn wir alle dort geweſen ſind, will ich es euch ſagen.“

Als nach einigen Tagen wieder ein Körbchen reifer Feigen auf dem Baume waren, pflückte Ciccu ſie ab, und Alfin machte ſich damit auf den Weg zum König. Unterwegs begegnete ihm ein altes Männchen, das frug ihn: „Was trägſt du in deinem Korb, ſchöner Burſche?“ „Hörner!“ antwortete Alfin. „Gut,“ ſprach der Alte, „Hörner haſt du geſagt und Hörner ſollen es werden.“ Als nun Alfin am Schloß ankam, klopfte er an, und ſprach zum Diener: „Hier iſt ein Körbchen ſchöner Feigen; ſie ſind freilich nicht werth auf des Königs Tiſch zu kommen; Seine Majeſtät

möge ſie aber doch annehmen, um ſie der Dienerſchaft zu geben.“ Der König ließ ihn hereinkommen, und befahl ſeinem Diener, einen Präſentirteller zu bringen, und die Feigen darauf zu legen. Als nun Alfin die Blätter abdeckte, lagen nur einige Feigen oben auf im Korb: alle andern waren zu Hörnern geworden. Da wurde der König ſehr erzürnt über die zugefügte Beleidigung und rief: „Habt ihr es darauf abgeſehen, mich zum Beſten zu haben? Gebt ihm ſogleich hundertfunfzig Stockſchläge!“ Betrübt ſchlich Alfin heim, er wollte aber auch nicht ſagen, wie es ihm ergangen war, ſondern dachte: „Ciccu kann es auch einmal verſuchen.“

Nach einigen Tagen pflückte Ciccu die letzten Feigen, die waren aber lange nicht ſo ſchön, als die erſten. Er machte ſich aber dennoch auf den Weg zum König. Unterwegs begegnete ihm das alte Männchen und frug: „Was trägſt du in deinem Korbe, ſchöner Burſche?“ „Ich habe Feigen, die will ich dem König bringen,“ ſagte Ciccu. „Laß ſie mich doch einmal ſehen,“ bat der Alte. Da nahm Ciccu den Korb herunter, und zeigte dem alten Männchen die Feigen; da bat das Männchen: „Ach, gib mir doch eine kleine Feige, ich habe ein ſolches Gelüſte danach.“ „Wenn ich eine Feige herausnehme, ſo wird man die Lücke bemerken,“ meinte Ciccu, weil er aber ein gutes Herz hatte, und der Alte ihn ſo bat, ſo konnte er es ihm doch nicht abſchlagen, und gab ihm eine Feige. Der Alte aß ſie, behielt aber den Stumpf in der Hand, und bat ſich noch eine aus, dann noch eine und noch eine, bis er einen guten Theil des Korbes ausgegeſſen hatte. „Wie ſoll ich nun die Feigen dem König bringen?“ ſagte Ciccu, „es fehlen ja ſo viele davon.“ „Sei nur ruhig,“ ſprach das Männchen, und warf alle die Stümpfe in den Korb, „gehe hin und bringe dem König den Korb, es wird dein Glück ſein. Decke aber unterwegs den Korb nicht auf.“ Da nahm Ciccu den Korb und brachte ihn dem König, wenn auch mit Angſt und Zittern. „Hier ſind einige Feigen,“ ſprach er zum Diener. „Sie ſind freilich nicht werth auf des Königs Tiſch zu kommen; Seine Majeſtät aber möge ſie annehmen, und ſie der Dienerſchaft geben.“ Als der König hörte, es ſei wieder einer da mit Feigen, ſprach er: „Will mich der auch zum Beſten haben? Nun,

laßt ihn einmal hereinkommen." Als nun Ciccu den Korb abdeckte, war derſelbe bis oben angefüllt mit den herrlichſten Feigen. Da freute ſich der König, und ſchenkte ihm fünf Thaler und einen großen Teller mit Süßigkeiten, und weil ihm der ſchmucke Burſche ſo wohl gefiel, frug er ihn, wie er heiße, und ob er in ſeine Dienſte treten wolle, denn er hatte ihn nicht erkannt. Ciccu ſagte ja, er wolle nur zuerſt die fünf Thaler ſeinen Brüdern bringen.

Als ſie nun alle drei bei einander waren, ſprach Peppe: „Jetzt laßt ſehen, was jeder von uns vom König bekommen hat." „Ich bekam funfzig Stockſchläge." — „Und ich hundertfunfzig," ſprach Alfin. „Ich habe fünf Thaler bekommen, und dieſe Süßigkeiten," ſprach Ciccu. „Ihr könnt es aber unter einander theilen; denn der König hat mich in ſeinen Dienſt genommen." Alſo kam Ciccu an den Hof, und diente dem König, und der König gewann ihn immer lieber.

Nun waren aber ſeine beiden Brüder neidiſch auf das Glück, das ihrem jüngſten Bruder zu Theil geworden war, und trachteten, wie ſie ihm ſchaden könnten. Da kamen ſie zum König und ſprachen: „Herr König, euer Schloß iſt ſehr ſchön, erſt dann aber wird man es mit Recht königlich nennen, wenn ihr den Säbel des Menſchenfreſſers*) habt." „Wie kann ich denn den erlangen?" frug der König. „O, ſagt es nur dem Ciccu, der kann den Säbel wohl holen." Da ließ der König ſeinen treuen Ciccu vor ſich kommen, und ſprach: „Ciccu, es iſt mir einerlei, wie du es anfängſt, du mußt mir aber um jeden Preis das Schwert des Menſchenfreſſers verſchaffen."

Nun war in dem Marſtall des Königs ein verzaubertes Rößlein, das war klein und zierlich, und konnte ſprechen. Ciccu aber hatte eine große Liebe zu dem Rößlein. Da ging er in den Stall, ſtreichelte es und ſprach: „Ach Rößlein, liebes Rößlein, nun werden wir uns wohl nimmer wieder ſehen; denn ich ſoll dem König um jeden Preis das Schwert des Menſchenfreſſers verſchaffen." — „Sei nur ruhig," ſagte

*) Dravu.

das Rößlein, [illegible] was ich dir sage. Laß dir vom König funfzig Unzen geben, [illegible] Erlaubniß auf mir zu reiten, und dann wollen wir uns auf den Weg machen." Da ging Ciccu zum König, erbat sich funfzig Unzen und das Rößlein und ritt davon. Das Rößlein aber wies ihm den Weg, und sagte ihm immer, was er thun sollte.

Als er nun in das Land des Menschenfressers kam, berief Ciccu fünf oder sechs alte Weiber, und sprach: „Ich gebe jeder einen Thaler, wenn ihr mir einen ganzen Sack voll Läuse zusammensucht." Mit den Läusen aber ging Ciccu in das Haus des Menschenfressers, als er gerade nicht da war, und steckte alle die Läuse ins Bett, sich selbst aber versteckte er unter dasselbe. Als nun der Menschenfresser nach Hause kam, und sich zu Bette legen wollte, legte er sein Schwert ab, das verbreitete einen wunderbaren Glanz. Kaum aber war er zu Bette, so fingen die Läuse an, ihn zu quälen, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Da stand er auf, brummte und schalt, und fing an, die Läuse zu suchen. Diesen Augenblick benutzte Ciccu, ergriff das Schwert, sprang die Treppe hinunter, und schwang sich auf sein Rößlein, das wie der Wind mit ihm davonlief. Als Ciccu zum König kam, war derselbe hoch erfreut und gewann seinen treuen Ciccu lieber als je.

Die Brüder aber kamen wieder zum König und sprachen: „Das Schwert hat Ciccu wohl gebracht, wenn er aber den Menschenfresser selber holte, so würde dieses Schloß mit Recht ein königliches genannt werden können." Da ließ der König seinen Diener rufen, und sprach: „Ciccu, du mußt mir um jeden Preis den Menschenfresser lebendig herbringen; es ist mir gleichgültig, wie du es anfängst, aber den Menschenfresser mußt du mir herschaffen." Betrübt ging Ciccu zum Rößlein in den Stall und klagte ihm seine Noth, das Rößlein aber sprach: „Sei nur ruhig, und sage dem König, du müßtest funfzig Unzen haben und wolltest mich mitnehmen." Das that Ciccu und wanderte nun mit seinem Gelde und dem Rößlein davon. Das Rößlein aber rieth ihm immer, was er thun müsse.

Da sie nun in das Land des Menschenfressers kamen, ließ Ciccu

in allen Kirchen die Todtenglocken läuten, und [illegible] verkündigen: Ciccu, der Diener des Königs, iſt geſtorben." Als der Menſchenfreſſer das hörte, ward er ſehr erfreut und rief: „Das iſt gut, daß dieſer Böſewicht geſtorben iſt, dieſer Dieb, der mir mein Schwert geſtohlen hat." Ciccu aber nahm eine Axt und eine Säge, und ging in den Wald des Menſchenfreſſers und fing an eine Pinie umzuhauen. Der Menſchenfreſſer aber rief: „Wer unterſteht ſich, in meinem Walde eine Pinie umzuhauen?" Da antwortete Ciccu: „Ach, edler Herr, es iſt mir befohlen, einen Sarg für den Diener des Königs, für den Ciccu, herzurichten, und da wollte ich dieſe Pinie dazu benutzen." Der Menſchenfreſſer erkannte ihn nicht, und weil er ſo erfreut war über Ciccus Tod, ſo rief er: „Warte ein wenig, ich will dir helfen," lief in den Wald, und Beide zuſammen hieben die Pinie um; dann zerſägten ſie den Stamm, fügten die Bretter an einander, und bald war der Sarg fertig. Da kratzte ſich Ciccu hinter den Ohren, und ſprach: „Nein, was bin ich doch ſo dumm, ich habe ja kein Maß genommen; wie kann ich wiſſen, ob die Größe richtig iſt? Doch eben fällt mir ein, Ciccu war eben ſo groß als ihr; thut mir den Gefallen, und legt euch in den Sarg, damit ich eben einmal ſehen kann, ob er groß genug iſt." Der Menſchenfreſſer ging richtig in die Falle, und legte ſich in den Sarg. Ciccu aber ſchlug den Deckel zu, band einen ſtarken Strick darum, und lud mühſam den Sarg auf ſein Rößlein, das lief wie der Wind ins Schloß zurück. Der König aber ließ einen großen eiſernen Käfig machen und den Menſchenfreſſer hineinſperren.

Nun begab es ſich zu derſelben Zeit, daß des Königs Gemahlin ſtarb, und der König ſollte ſich wieder verheirathen. Er fand aber keine Königstochter die ihm gefallen hätte. Da kamen die neidiſchen Brüder wieder zu ihm, und ſprachen: „Nur Eine iſt würdig, eure Gemahlin zu ſein, Herr König; das iſt die Schönſte der ganzen Welt." *) „Wo iſt ſie denn zu finden?" frug der König. „O, ſagt es nur dem Ciccu, der wird

* A bedda di tuttu lu munnu.

ſie euch ſchon verſchaffen.“ Da ließ der König ſeinen treuen Ciccu kommen, und ſprach: „Ciccu, wenn du mir binnen acht Tagen nicht die Schönſte der ganzen Wet herbringſt, ſo laſſe ich dich enthaupten.“ Weinend ging Ciccu in den Stall zum Rößlein und ſprach: „Ach, liebes Rößlein, nun ſehen wir uns nicht wieder; denn in acht Tagen muß ich ſterben, wenn ich nicht dem König die Schönſte der ganzen Welt herbringe.“ „Sei nur ruhig,“ ſprach das Rößlein, „laß dir vom König etwas Honig und Brod geben, und etwas Geld, und nimm mich mit.“ Das that Ciccu und machte ſich mit ſeinem Rößlein auf den Weg

Als er eine Weile geritten war, ſah er am Boden einige erſchöpfte Bienen liegen, die konnten vor Hunger nicht mehr fliegen. „Steig ab, und gib den armen Thierchen deinen Honig,“ ſprach das Rößlein. Das that er und ritt weiter. Wieder nach einem Weilchen kamen ſie an einen Strom, an deſſen Ufer lag ein Fiſch, der zappelte auf der trocknen Erde. „Steig ab, und wirf den Fiſch ins Waſſer, er wird dir nützen,“ ſprach das Rößlein. Da ſtieg Ciccu ab, warf den Fiſch ins Waſſer und ritt weiter. Wieder nach einem Weilchen ſah er einen Adler, der hatte ſich mit dem Bein in einer Schlinge gefangen. „Steig ab, und befreie den armen Adler aus der Schlinge, er wird dir nützen,“ ſprach das Rößlein, und Ciccu ſtieg ab und half dem Adler.

Endlich kamen ſie in die Nähe des Schloſſes, wo die Schönſte der ganzen Welt mit ihren Eltern wohnte. Da ſprach das Rößlein: „Steige ab, und ſtelle dich auf dieſen Stein, denn ich muß nun allein in das Schloß. Wenn du mich mit der Königstochter zurückjagen ſieheſt, ſo ſpringe hinten auf, und halte ſie feſt, damit ſie nicht herunterſpringt. Wenn du aber nicht aufpaſſeſt, und nicht zu rechter Zeit aufſitzeſt, ſo ſind wir beide verloren.“ Ciccu ſtieg ab, und ſtellte ſich auf den Stein; das Rößlein aber ſprang in den Schloßhof hinein, und fing an, gar zierlich darin herum zu traben. Bald verſammelten ſich alle Leute aus dem Schloß, um das niedliche Thier zu ſehen, das ſich von Allen ſtreicheln ließ und ſo zahm war, und auch der König und die Königin kamen mit ihrer Tochter in den Schloßhof. Da ſprach die Schönſte der

ganzen Welt: „Ach, Vater, ich möchte gern ein wenig reiten,“ und ſetzte ſich auf das Rößlein, das ſo zahm ausſah. Kaum aber ſaß ſie auf dem Rücken des Pferdes, ſo jagte das Rößlein mit ihr davon, und wenn ſie nicht fallen wollte, ſo mußte ſie ſich an der Mähne feſthalten. Als nun das Rößlein an dem Stein vorbeijagte, wo Ciccu ſtand, ſchwang ſich dieſer mit einem Satz hinter die Königstochter und hielt ſie feſt. Da nahm die Schönſte der ganzen Welt ihren Schleier vom Kopf und warf ihn zu Boden, und als ſie an den Strom kamen, zog ſie einen Ring vom Finger, und warf ihn ins tiefe Waſſer.

Als ſie nun in das Schloß kamen, war der König hoch erfreut, eilte ihr entgegen, und ſprach zur Schönſten der ganzen Welt: „Edles Fräulein, nun müßt ihr meine Gemahlin werden.“ Da antwortete ſie: „Dann erſt werden wir Mann und Frau ſein, wenn Ciccu mir den Schleier bringt, der mir unterwegs entfallen iſt.“ Der König rief ſeinen Diener herbei und ſprach: „Ciccu, wenn du mir nicht ſogleich den Schleier der Schönſten der ganzen Welt bringſt, ſo laſſe ich dich enthaupten.“ Da ſchlich Ciccu weinend zu ſeinem Rößlein in den Stall, und klagte ihm ſein Leid; das Rößlein aber ſprach: „Sei nur ruhig, laß dir Lebensmittel für einen Tag geben, und ſetze dich dann auf meinen Rücken.“

Als ſie nun ritten, kamen ſie an den Ort, wo Ciccu den Adler aus der Schlinge befreit hatte, da ſprach das Rößlein: „Rufe dreimal den König der Vögel, und wenn er dir antwortet, ſo ſage ihm, er ſolle dir den Schleier der Schönſten der ganzen Welt verſchaffen.“ Da rief Ciccu dreimal den König der Vögel, und nach dem drittenmal frug eine Stimme: „Was iſt dein Begehr?“ „Schaffet mir den Schleier der Schönſten der ganzen Welt,“ rief Ciccu. „Warte einen kleinen Augenblick,“ rief die Stimme, „ein Adler ergötzt ſich damit; der wird ihn dir gleich herbringen.“ Nicht lange, ſo rauſchte es in den Lüften, ein Adler ſenkte ſich herab, und trug in ſeinem Schnabel den Schleier. Als Ciccu ihn aber genau anſah, war es derſelbe Adler, den er befreit hatte. Da nahm Ciccu den Schleier, und eilte damit zum König, und der König brachte

ihn der Schönsten der ganzen Welt, und sprach: „Hier ist der Schleier, nun müßt ihr meine Gemahlin werden.“ „Das geht nicht so schnell,“ antwortete die Königstochter, „nicht eher können wir Mann und Frau sein, als bis Ciccu den Ring wiederbringt, der mir in den Strom gefallen ist.“

Der König ließ wieder den Ciccu rufen, und sprach: „Bringe mir sogleich den Ring zurück, den die Schönste der ganzen Welt in den Strom hat fallen lassen, sonst lasse ich dir den Kopf abschneiden.“ Da ging Ciccu wieder in den Stall, und klagte dem Rößlein sein Leid, das Rößlein aber sprach: „Nimm Lebensmittel für einen Tag und setze dich auf meinen Rücken.“ Das Rößlein aber brachte ihn zu dem Strom und sprach: „Rufe dreimal den König der Fische, und sage ihm, er solle dir den Ring wieder schaffen.“ Da rief Ciccu dreimal den König der Fische, und eine Stimme antwortete: „Was ist dein Begehr?“ „Schaffet mir den Ring herbei, den die Schönste der ganzen Welt hier verloren hat.“ „Warte einen Augenblick,“ sprach die Stimme, „ein Fisch ergötzt sich eben damit, er wird ihn dir gleich heraufbringen.“ Nicht lange, so rauschte es in dem Wasser, und ein Fisch kam an die Oberfläche, der hielt im Maul den verlornen Ring. Als Ciccu ihn aber genau ansah, war es derselbe Fisch, den er damals vom Tode errettet hatte. Da nahm er den Ring und brachte ihn dem König, der gab ihn der Schönsten der ganzen Welt und sprach: „Hier ist der Ring, nun müßt ihr meine Gemahlin werden.“ Sie aber antwortete: „Damit hat es noch Zeit, erst muß der Ziegelofen drei Tage und drei Nächte geheizt werden, und dann muß Ciccu sich hineinstürzen, dann erst können wir Mann und Frau werden “

Da rief der König seinen treuen Ciccu, und befahl ihm, den Ziegelofen heizen zu lassen, und sich hineinzustürzen, und thust du es nicht, so lasse ich dir den Kopf abschneiden.“ Da ging Ciccu zum Rößlein, und sprach: „Lebewohl, mein liebes Rößlein, nun bin ich so gut wie todt, denn nun kann mich nichts mehr retten,“ und erzählte ihm den Befehl des Königs. Das Rößlein aber sprach: „Laß nur nicht den Muth sinken; wenn der Ziegelofen ganz geheizt ist, so setze dich auf meinen Rücken, und jage

mich ſo lange herum, bis der Schweiß in Flocken auf mir liegt; dann ſpringe herunter, wirf deine Kleider ab, und ſtreiche mir den Schweiß mit einem Meſſer ab. Damit mußt du dich beſtreichen, und dann getroſt in den Ofen ſpringen" Das that denn Ciccu ganz getreulich, und jagte das Rößlein ſo lange herum, bis der Schweiß in Flocken auf ihm lag, den ſtrich er mit einem Meſſer ab, beſtrich ſich damit, und ſprang ſo vor den Augen des Königs und der Schönſten der ganzen Welt ins Feuer. Das Feuer aber hatte keine Gewalt über ihn, und er kam heraus, ſchöner als er bis dahin geweſen war.

Als ihn aber die Schönſte der gangen Welt ſo ſah, wurde ihr Herz von Liebe zu ihm erfüllt, und ſie ſprach zum König: „Noch kann ich eure Frau nicht werden; erſt müſſet ihr ebenſo wie Ciccu in den Ziegelofen ſpringen." „Ja, das will ich thun," ſprach der König; insgeheim aber rief er ſeinen treuen Ciccu, und frug ihn: „Sage mir Ciccu, was haſt du gethan, daß das Feuer dich nicht verzehrt hat?" Ciccu aber grollte dem König, der ihn in ſo viele Gefahren geſchickt hatte, deßhalb antwortete er: „Ich habe mich mit altem Fette beſtrichen, da hat mir das Feuer nichts gethan."

Der König glaubte dieſen Worten, beſtrich ſich mit altem Fett, und ſprang in den Ofen; das Fett aber fing an zu brennen, und der ganze König verbrannte. Die Schönſte aber der ganzen Welt ſprach zu Ciccu: „Nun wollen wir Mann und Frau ſein, und der da kann uns das Licht halten" *). Da heirathete Ciccu die Schönſte der ganzen Welt und wurde König; und ſie wurden Mann und Frau, wir aber halten ihnen die Kerze. **)

---

*) Chiddu ui fa di cannileri.

**) Iddi ristaru maritu e mugghieri,
E nui comu tanti cannileri.

31. Von dem Schäfer, der die Königstochter zum Lachen brachte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter, und hatten sie von Herzen lieb. Als die Königstochter funfzehn Jahre alt war, wurde sie plötzlich ganz traurig und schwermüthig und wollte gar nicht mehr lachen. Da ließ der König in seinem ganzen Reich verkündigen, wer seine Tochter zum Lachen bringe, er möge sein wer er wolle, ein Prinz, oder ein Fürst, oder ein Bauer, oder ein Bettler, der solle sie zur Frau bekommen. Aber so viele es auch versuchten, es gelang Keinem.

Nun war auch eine arme Frau, die hatte einen einzigen Sohn. Der war aber faul und wollte kein Handwerk lernen, so daß ihn endlich die Mutter zu einem Bauer that, dem mußte er die Schafe hüten. Da er nun eines Tages die Schafe über Land trieb, kam er auch an einen Brunnen und weil er durstig war, so beugte er sich darüber um zu trinken. Dabei sah er einen schönen Ring auf dem Brunnenrad liegen, und weil er ihm so wohl gefiel, so steckte er ihn an den Ringfinger der rechten Hand. Kaum aber hatte er ihn am Finger, so mußte er fürchterlich anfangen zu niesen, und konnte gar nicht mehr aufhören, bis er ihn zufällig abstreifte. Da hörte das Niesen eben so plötzlich wieder auf. „Ei," dachte er, „wenn der Ring diese Eigenschaft hat, so könnte ich ja wohl mein Glück damit versuchen und sehen, ob das die Königstochter nicht zum Lachen bringt." Da steckte er den Ring an die linke Hand und siehe da, nun brauchte er nicht zu niesen. Also brachte er dem Bauer seine Schafe wieder, verlangte seinen Abschied und wanderte fort, der Stadt zu, wo der König wohnte. Er mußte aber durch einen finstern Wald, der war so groß, daß es dunkel wurde, ehe er den Ausweg hatte finden können. „Wenn mich hier Räuber finden," dachte er, „so nehmen sie mir den Ring weg und dann bin ich ein geschlagener Mann. Ich will lieber auf einen Baum klettern und die Nacht dort zubringen." Also kletterte er auf einen Baum, band sich mit seinem Gürtel fest und

schlief auch bald ein. Nicht lange, so kamen dreizehn Räuber und setzten sich unter den Baum, auf dem der Schäfer saß und sprachen so laut, daß er erwachte. „Erzählet, was Jeder von euch heute zu Stande gebracht hat," sagte der Räuberhauptmann, und ein Jeder zeigte vor, was er genommen hatte. Der dreizehnte aber zog ein Tischtuch, eine Börse und ein Pfeifchen hervor und sprach: „Heute habe ich die größten Schätze erworben, denn diese drei Stücke habe ich einem Mönch abgenommen, und Jedes hat seine besondere Tugend. Wenn man das Tischtuch ausbreitet und spricht: „„Tischtüchlein mein, gib Maccaroni heraus, oder Braten, oder welche Speise man eben will,"" *) so steht gleich Alles da. Wenn man zur Börse spricht: „„Börse mein, gib Geld heraus,"" **) so gibt sie Einem so viel Geld als man nur will. Und wenn man auf dem Pfeifchen anfängt zu blasen, so muß Jeder, der es hört, tanzen, er mag wollen oder nicht." „Ja," sagte der Hauptmann, „das sind freilich sehr kostbare Dinge, nun haben wir für unser Lebtag genug." Da breitete er das Tischtuch aus und sprach: „Tischtüchlein mein, gib Maccaroni heraus, und Braten und Salat und guten Wein," und augenblicklich stand Alles da.

Als sie nun gegessen und getrunken hatten, legten sich die Räuber hin zum Schlafen und der Hauptmann legte das Tischtuch, die Börse und das Pfeifchen neben sich. Als sie aber recht schnarchten, kletterte der Schäfer von seinem Baum herunter, nahm die drei Stücke und schlich sich davon. Er entkam auch glücklich, denn die Räuber hatten so viel von dem guten Wein getrunken, daß sie fest schliefen und nichts hörten.

Am andern Tag kam der Schäfer in die Stadt wo der König wohnte und ging auf das Schloß, so wie er ging und stand. „Meldet mich bei dem König," sagte er zu den Dienern, „ich will versuchen, die Königstochter zum Lachen zu bringen." „Ach geh doch," antworteten sie, „es hat es schon so mancher versucht, und es ist noch Keinem gelungen, und nun

*) Tuvagghie dda mia, nesci sia maccaruni, o stuffatu o zoccu si voli.
**) Virzottu miu, nesci danari.

ſollte es dir gelingen, einem ſo ſchmutzigen Schäfer.“ „Warum nicht?“ ſprach er. „Der König hat verkündigen laſſen, es könne ſich Jeder dazu melden, ob es auch ein Bauer oder Bettler ſei, deßhalb müßt ihr mich auch melden.“

Alſo führten ihn die Diener vor den König, der ſprach: „Wohlan, folge mir zur Königstocher.“ Da ging er mit dem König und kam in einen großen Saal, darin ſaß die Königstochter auf einem ſchönen Thron, und um ſie her der ganze Hofſtaat. „Wenn ich die Königstochter zum Lachen bringen ſoll,“ ſprach der Schäfer zum König, „ſo müßt ihr mir zuerſt den Gefallen thun und dieſen Ring an den Ringfinger der rechten Hand ſtecken.“ Kaum aber hatte der König das gethan, ſo mußte er fürchterlich nieſen, konnte gar nicht mehr aufhören und lief nieſend im Saal auf und ab. Der ganze Hof fing an zu lachen und auch die Königstochter konnte nicht ernſthaft bleiben, ſondern lief lachend davon.

Da ging der Schäfer auf den König zu und ſtreifte ihm den Ring ab und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich habe die Königstochter zum Lachen gebracht, mir gebührt nun auch der Lohn.“ „Was, du nichtswürdiger Schäfer,“ ſchrie der König, „erſt haſt du mich zum Gelächter des ganzen Hofes gemacht und verlangſt noch gar meine Tochter zur Frau? Geſchwind, nehmt ihm den Ring ab und werfet ihn ins Gefängniß.“ Da packten die Diener den armen Schäfer und warfen ihn ins Gefängniß, wo auch viele andere gefangen ſaßen. Die Gefangenen bekamen jeden Tag nur etwas Brod und einen Schluck Waſſer. Der Schäfer aber zog vergnügt ſein Tiſchtuch hervor, wünſchte ſich ein gutes Mittageſſen und theilte auch ſeinen Gefährten mit. Die Gefängnißwärter gingen hin und ſagten es dem König wieder, der kam ſogleich mit ſeinen Dienern ins Gefängniß und ließ dem Schäfer das Tiſchtuch wegnehmen. „Nun, ich habe ja noch die Börſe,“ dachte der Schäfer, und am andern Morgen zog er ſie hervor, ſprach: „Börſe mein, gib Geld heraus,“ und ſogleich gab ihm die Börſe ſoviel Geld als er wollte. Damit beſtach er einen Gefängnißwärter, der brachte ihm und ſeinen Gefährten gute Speiſen und guten Wein.

So ging es einige Tage, bis endlich die andern Gefängnißwärter es entdeckten und dem König hinterbrachten. Der kam wieder mit seinen Dienern und nahm dem Schäfer auch die Börse weg. „Nun," dachte der Schäfer, „wenn wir nicht mehr essen können, so wollen wir doch wenigstens tanzen," zog sein Pfeifchen hervor und kaum fing er an zu blasen, so fingen die Gefangenen Alle an zu tanzen und die Wärter mit ihnen, und es entstand ein großer Lärm. Als der König das hörte, kam er wieder mit seinen Dienern herbeigelaufen, aber die Diener fingen gleich an zu tanzen und auch der König mußte mittanzen, er mochte wollen oder nicht. „Nehmt dem nichtsnutzigen Menschen das Pfeifchen weg," schrie er immer unter dem Tanzen, und endlich gelang es einigen Dienern dem Schäfer das Pfeifchen wegzureißen. Da kamen Alle zur Ruhe und der König nahm auch noch das Pfeifchen mit. Nun hatte der Schäfer gar nichts mehr und blieb noch einige Zeit in dem Gefängniß, bis er eines Tages eine alte Feile in einem Winkel fand. Da feilte er in der Nacht einige Eisenstangen am Fenster durch und entkam glücklich.

Er wanderte den ganzen Tag und kam endlich in denselben Wald, durch den er schon einmal gekommen war. Plötzlich sah er einen großen Feigenbaum vor sich stehen, der trug die wunderschönsten Früchte; auf der einen Seite aber trug er schwarze Feigen, auf der andern weiße. „Das habe ich doch nie gesehen," dachte der Schäfer, „ein Feigenbaum der zugleich schwarze und weiße Früchte trägt, die muß ich doch versuchen!" Da brach er sich einige schöne schwarze Feigen ab und aß sie. Kaum aber hatte er sie gegessen, so fühlte er auf seinem Kopf sich etwas regen und als er mit der Hand hinfuhr, merkte er, daß ihm zwei große Hörner gewachsen waren. „Ach, ich armer Mann," rief er, „was soll ich nun anfangen?" Weil er aber so hungrig war, so pflückte er sich auch einige von den weißen Feigen, und aß sie, und siehe, in demselben Augenblick war das eine Horn wieder verschwunden, und als er noch einige weiße Feigen aß, verschwand auch das andere. „Nun bin ich ein gemachter Mann," dachte er, „und nun muß der König mir alle meine Sachen wiedergeben und seine Tochter dazu!"

Alſo machte er ſich auf, ging zu einem Bauer und ließ ſich eine andere Kleidung leihen und zwei Körbe, davon füllte er den einen mit ſchwarzen Feigen und den anderen mit weißen, kleidete ſich als Bauer und ging nun in die Stadt. Auf dem Markte begegnete er dem Koche des Königs, der Obſt für des Königs Tiſch kaufen wollte, dem zeigte er die ſchönen ſchwarzen Feigen und ſie gefielen ihm ſo wohl, daß er gleich den ganzen Korb kaufte.

Als nun der König zu Tiſche ſaß und der Diener ihm die ſchönen Feigen vorſetzte, war er ſehr erfreut und gab einige ſeiner Frau und einige ſeiner Tochter und den Reſt aß er ſelbſt. Kaum aber hatten ſie die Feigen gegeſſen, ſo ſahen ſie mit Schrecken die großen Hörner, die auf ihren Köpfen gewachſen waren. Die Königin und die Königstochter fingen an zu weinen, der König aber ließ voll Zorn den Koch vor ſich kommen und frug ihn, wer ihm die Feigen verkauft habe. „Ein Bauer auf dem Markt," antwortete der Koch. „So gehe ſogleich hin und hole ihn herbei!" ſchrie der König.

Der Schäfer aber war in der Nähe des königlichen Schloſſes geblieben, und als der Koch herauskam ging er ihm gleich entgegen und hielt den Korb mit den weißen Feigen in der Hand. „Was haſt du mir heute Morgen für ſchlechte Feigen verkauft?" ſchrie ihn der Koch an, „dem König, der Königin und der Königstochter ſind große Hörner gewachſen, ſobald ſie deine Feigen gegeſſen hatten." „Beruhigt euch nur," ſprach der Schäfer, „ich habe hier ein Gegenmittel und kann die Hörner ſogleich vertreiben. Führt mich nur vor den König!"

Da wurde er vor den König geführt, der fuhr ihn auch an, was er für ſchlechte Feigen verkauft habe. „Beruhigt euch, königliche Majeſtät," ſprach der Schäfer und eſſet dieſe Feige." Damit reichte er ihm eine weiße Feige und als der König die gegeſſen hatte, verſchwand das eine Horn. „So," ſprach der Schäfer, „ehe ich euch aber noch mehr von meinen Feigen gebe, müßt ihr mir mein Pfeifchen wieder geben, ſonſt könnt ihr euer zweites Horn behalten." Da gab ihm der König in ſeiner Herzensangſt das Pfeifchen, und nun reichte der Schäfer der Königin eine

Feige. Als nun auch das eine Horn von der Königin verſchwunden war, ſprach er: „Jetzt gebt mir meine Börſe heraus, ſonſt nehme ich meine Feigen wieder mit!“ Da gab ihm der König die Börſe und darauf vertrieb der Schäfer auch der Königstochter das eine Horn. Dann verlangte er ſein Tiſchtuch und als ihm der König das gegeben hatte, reichte er ihm noch eine Feige, alſo daß das zweite Horn des Königs verſchwand. „Gebt mir jetzt auch meinen Ring,“ ſprach er nun, und der König mußte ihm auch den Ring geben, ehe er der Königin das zweite Horn vertrieb. Nun hatte noch die Königstochter ein Horn und der Schäfer ſagte: „Erfüllet jetzt euer Verſprechen, und laſſet mich mit der Königstochter trauen, ſonſt kann ſie ihr Lebenlang das Horn behalten.“ Da mußte die Königstochter ſich mit ihm trauen laſſen, und nach der Trauung gab er ihr noch eine Feige zu eſſen, daß ihr das letzte Horn auch noch verſchwand. Da feierten ſie eine vergnügte Hochzeit, und als der alte König ſtarb, wurde der Schäfer König. Und ſo blieben ſie zufrieden und glücklich und wir wie ein Bündel Wurzeln.*)

32. Von Giovannino und Caterina.

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte eine Frau und zwei Kinder, einen Knaben, der hieß Giovannino, und ein Mädchen, das hieß Caterina. Die kleine Caterina ſchickte er in die Schule zu einer Lehrerin, die that immer ſehr freundlich mit ihr, und frug ſie oft: „Hätteſt du mich gerne zu deiner Mutter?“ Caterina war klein und unverſtändig, und antwortete: „Gewiß, denn ihr gebt mir immer Süßigkeiten, aber meine Mutter gibt mir nie welche.“

Eines Tages ſprach nun die Lehrerin: „Caterina, wenn du mich wirklich zu deiner Mutter willſt, ſo mußt du thun, was ich dir ſage. Wenn du heute nach Hauſe kommſt, ſo verlange von deiner Mutter eine

*) Iddi restaro contenti e felici e noi restammo come un mazzo di radici.

Feige, ſage ihr aber, ſie ſolle ſie dir aus der großen Kiſte holen. Unterdeſſen halte du den Deckel, und wenn ſie ſich über die Kiſte beugt, ſo laß den Deckel fallen; dann mache ihn wieder auf, und ſtecke ihr eine Feige in den Mund, dann wirſt du ſehen, daß ich deine Mutter werde." Caterina ging nach Haus und bat ihre Mutter um eine Feige aus der Kiſte. Als nun die Mutter ſich über die Kiſte beugte, ließ Caterina den Deckel fallen, daß er der Frau auf den Hals fiel, und ihr das Genick brach. Dann machte Caterina den Deckel auf, ſteckte der Mutter eine Feige in den Mund und machte den Deckel wieder zu.

Als nun der Vater nach Hauſe kam, und ſeine Frau in der Kiſte eingeklemmt ſah, lief er hinzu und machte die Kiſte auf, da ſah er ſie mit der Feige im Mund, und dachte: „Ihre Gier hat ſie ums Leben gebracht." Und alle Nachbarn ſagten: „Konnte ſie nicht die Feige erſt ordentlich mit der Hand herauslangen?" — Die Frau aber war todt und wurde begraben.

Nach einer Weile ſprach die Lehrerin wieder zu Caterina: „Wenn du mich zu deiner Mutter haben möchteſt, ſo ſage deinem Vater, er ſolle mich heirathen; du und dein Bruder, ihr würdet es gut bei mir haben." Caterina ſagte das ihrem Vater, der aber antwortete: „Ach Kind, glaube doch nicht, was deine Lehrerin dir verſpricht, ſie würde es machen, wie alle anderen Stiefmütter und dich plagen." Caterina aber bat ihren Vater immer wieder, die Lehrerin doch zu heirathen. Da hing der Vater über ſeinem Bette ein Paar eiſerne Stiefel auf, und ſprach: „Wenn dieſe Stiefel aufgebraucht ſein werden, dann will ich deine Lehrerin heirathen." Caterina ging hin und frug die Lehrerin um Rath, die ſprach: „Jeden Morgen, wenn dein Vater auf dem Felde iſt, mußt du die Stiefel in einer Pfütze reiben, ſo werden der Roſt und Schmutz ſie verbrauchen." Caterina that, was die Lehrerin ihr befohlen, und nach einigen Monaten hatten die Stiefel Löcher. Da zeigte ſie Caterina ihrem Vater, und ſprach: „Jetzt, lieber Vater, müßt ihr meine Lehrerin heirathen." „Gut," antwortete der Vater, „wenn ſie dich aber nachher quält und mißhandelt, mußt du nicht zu mir kommen und klagen."

Da heirathete der Vater die Lehrerin, und einen Monat lang ging Alles gut. Die Lehrerin aber hatte eine Tochter, die war so häßlich und schwarz, daß Niemand sie ansehen mochte. Da Caterina nun jeden Tag schöner wurde, so konnte die Stiefmutter sie bald nicht mehr leiden, und wurde zuerst kalt und gleichgültig gegen sie, bald aber fing sie an sie zu mißhandeln und zu schlagen, gab ihr wenig zu essen, und Caterina mußte alle niedrige und schwere Arbeit thun. Da weinte sie oft, aber ihr Vater sagte ihr nur: „Warum hast du mich nicht hören wollen? jetzt mußt du eben leiden."

Eines Tages sprach die Stiefmutter zu Caterina: „Du faule Dirne, immer legst du die Hände in den Schooß. Hier hast du einen Korb voll Flachs, den mußt du bis heute Abend spinnen, und wenn er nicht fertig ist, so bekommst du Schläge und nichts zu essen. Du kannst aber zugleich die Schafe hüten, denn den ganzen Tag sitzen und spinnen, das ist ja eine Kinderarbeit." Damit gab sie ihr einen großen Korb voll Flachs, den sie nimmer in einem Tag spinnen konnte. Caterina nahm den Flachs und ging weinend auf das Feld, wo die Schafe weideten.

Als sie nun da saß und weinte, redete sie der Leithammel der Heerde an, und frug sie, warum sie weine. Da erzählte sie ihm ihr Unglück, und wie die böse Stiefmutter sie plage. „Lege dich nur schlafen," antwortete der Leithammel, „ich will dir deinen Flachs schon spinnen." Caterina aber legte sich schlafen, und als sie aufwachte, lag der Flachs im Korb, gesponnen und gehaspelt. Da wartete sie noch, bis es Abend wurde, und ging dann nach Haus und brachte der Stiefmutter den Flachs. Die war sehr erstaunt, aber sie sagte nur: „Siehst du wohl, du faules Mädchen, daß du arbeiten kannst, wenn du nur willst." Den nächsten Morgen gab sie ihr einen viel größeren Korb mit Flachs und schickte sie wieder auf das Feld. Caterina ging weinend hin, und klagte dem Hammel ihre Noth. „Lege dich nur schlafen," sprach er, „ich will den Flachs schon spinnen." Also legte sich Caterina wieder schlafen, und richtig, als sie aufwachte, war der Flachs gesponnen und gehaspelt. Die Stiefmutter konnte sich nicht genug darüber verwundern, als ihr Caterina

den Flachs ganz fertig brachte, und beſchloß am dritten Morgen, ihr nachzugehen. Alſo gab ſie ihr noch einen viel größeren Korb mit, und als Caterina wieder auf das Feld ging, ſchlich ſie ihr nach. Da ſah ſie, wie Caterina ſich ſchlafen legte, und der Hammel ſtatt ihrer den Flachs ſpann, und wenn er nur das Spinnrad berührte, ſo fiel gleich der Flachs geſponnen und gehaspelt herunter. Da ſchlich ſie wieder nach Haus, und als Caterina ihr den Flachs brachte, ſprach ſie: „Höre, Caterina, morgen Abend mußt du den Hammel nach Hauſe bringen, dann wollen wir ihn ſchlachten.“ Da weinte Caterina und ging den nächſten Morgen weinend ins Feld hinaus. Da ſprach der Hammel: „Caterina, warum weinſt du denn ſchon wieder?“ „Soll ich nicht weinen?“ antwortete ſie, „heute Abend muß ich dich mit nach Haus nehmen, und da ſollſt du geſchlachtet werden.“ „Gut,“ ſprach der Hammel, „ſei nur nicht ſo traurig. Wenn mich der Metzger ſchlachtet, ſo laß dir die Eingeweide geben, und ſuche darin, ſo wirſt du drei goldne Kügelchen finden, die verwahre gut, ſie werden dir nützen. Dann aber entfliehe mit deinem Bruder, denn bei deiner Stiefmutter könnt ihr doch nicht bleiben. Hüte dich jedoch, daß du dich nicht dem Meere näherſt, ſonſt wirſt du zu einer Seeſchlange.“ Da nahm Caterina den Hammel, und brachte ihn in das Haus, und er wurde geſchlachtet. Caterina aber ließ ſich die Eingeweide geben, und durchſuchte ſie, bis ſie die drei goldnen Kügelchen fand. Dann rief ſie ihren Bruder Giovannino, und beide machten ſich leiſe auf den Weg.

Als ſie eine Zeitlang gewandert waren, wurden ſie ſo müde, daß ſie kaum mehr weiter konnten. Da nahm Caterina die drei goldnen Kügelchen, und wünſchte ſich ein wunderſchönes Schloß mit einem Garten, wie ihn ſelbſt der König nicht ſchöner hätte, und ſich ſelbſt und ihren Bruder mitten darin. Da wurden Giovannino und Caterina in ein wunderſchönes Schloß verſetzt, darin konnten ſie herrlich leben, und daneben war ein Garten, wie ihn ſelbſt der König nicht ſchöner hatte. Das Schloß aber lag dicht am Meeresſtrand, darum durfte Caterina nie auf die Straße und nie in den wunderſchönen Garten, und nicht einmal an ein offenes Fenſter, ſondern mußte immer eingeſperrt bleiben.

Da begab es ſich eines Tages, daß der König auf die Jagd ritt, und auch an dem Schloß vorbeikam. Als er nun an den wunderſchönen Garten kam, hielt er ſein Pferd an und ſprach: „Ach, was iſt das für ein ſchöner Garten, ſchöner als der meinige; könnte ich doch nur ein wenig eintreten.“ Das hörte Giovannino, und trat ans Thor, und frug den König, was er wünſche. „Darf ich ein wenig in euern Garten eintreten?“ frug der König. „Der Garten gehört nicht mir,“ antwortete Giovannino, „ſondern meiner Herrin; ich will ſie aber fragen, ob ſie euch erlaubt einzutreten.“

Da eilte er hinauf zu ſeiner Schweſter, und ſprach: „Denke dir nur, Caterina, der König iſt da, und will unſern Garten ſehen; ſoll ich ihn hineinführen?“ „Gewiß,“ antwortete Caterina. Da führte er den König in den Garten, und zeigte ihm die ſchönen Blumen, und der Jüngling gefiel dem König ſo gut, daß er ihn frug, ob er mit ihm gehen wolle auf ſein Schloß. „Erſt muß ich meine Herrin fragen,“ antwortete Giovannino, und lief zu ſeiner Schweſter, und ſprach: „Denke dir nur, Caterina, der König will mich mitnehmen auf ſein Schloß.“ „Geh nur, Giovannino,“ ſagte ſie, „ich bin ja gut verwahrt; wer weiß, es iſt vielleicht unſer Glück.“

Da ging Giovannino mit dem König, und wohnte bei ihm, und wurde ſein erſter Kammerdiener, und der König gewann ihn ſo lieb, daß er ihn wie ſeinen Freund behandelte, und oft zu ihm ſagte: „Giovannino, ich werde mich nicht eher verheirathen, als bis du mir ein Mädchen anempfiehlſt.“ Einmal antwortete Giovannino: „Nun wohl, Majeſtät, ich habe eine Schweſter, die iſt ſo ſchön, wie die Sonne, und ſo tugendhaft, wie es keine zweite gibt, die müßt ihr heirathen.“ „Wohl,“ ſprach der König, „gehe hin und ſage deiner Schweſter, ich würde morgen kommen, ſie zu holen.“ Giovannino ging eilends zu ſeiner Schweſter, und ſprach zu ihr: „Ach denke dir nur, Caterina, morgen will der König kommen, dich zu holen, daß du ſeine Frau werdeſt.“ „Ja wohl,“ ſprach Caterina, „ich kann aber nicht auf die Straße; laß alſo geſchwinde einen gedeckten Gang machen, von dem Fenſter meines Schlafzimmers bis zu einem

Fenſter im königlichen Schloß.“ Da nahm Giovannino eine große Anzahl Arbeiter und ſie mußten den ganzen Tag und die ganze Nacht arbeiten, um den gedeckten Gang fertig zu machen.

Am nächſten Morgen, als der Gang faſt fertig war, klopften auf einmal zwei Frauen an die Thür des Schloſſes, das waren die Stiefmutter und ihre Tochter, zu denen der Ruf von Caterinas Schönheit auch gedrungen. Als ſie nun hereintraten, thaten ſie ſehr freundlich, und die Alte ſprach zu Caterina: „Ach, du liebe Caterina, wie lange haben wir dich nicht geſehen; wir haben gehört, du ſeieſt eine ſchöne reiche Dame geworden, und ſind gekommen, dir einen kleinen Beſuch zu machen.“ Caterina empfing ſie freundlich, und fing an, ihnen zu erzählen. Da rief auf einmal Giovannino aus dem bedeckten Gang heraus: „Caterina, kleide dich in den königlichen Mantel, denn wir ſind gleich fertig.“ Caterina aber konnte ihn nicht recht verſtehen, da ſie nicht an das offene Fenſter treten durfte, und frug daher die Stiefmutter: „Was ſagt mein Bruder?“ Da antwortete das falſche Weib: „Dein Bruder hat geſagt, du ſolleſt einmal ans Fenſter treten.“ Da trat ſie ans Fenſter, und in demſelben Augenblicke wurde ſie zu einer Seeſchlange und verſchwand. Die Stiefmutter aber bekleidete ſchnell ihre Tochter mit dem königlichen Mantel, und befahl ihr, ſich das Geſicht mit ihrem Tuch zu bedecken.

Als nun Giovannino mit dem Gang fertig war, ſchritt die falſche Caterina ſchnell hindurch, damit er nicht Zeit haben ſollte, ſie zu ſehen. Als ſie aber vor den König kam, mußte ſie doch ihr Geſicht zeigen; da wurde der König ſehr zornig, daß ſie ſo ſchwarz und häßlich ſei, und ſchickte ſie und ihre Mutter in ein einſames Haus im Walde, dort ſollten ſie bleiben; den Giovannino aber wollte er fortjagen. Der wußte gar nicht, wie ihm geſchah; als er aber nach Hauſe kam, und im Zimmer ſeiner Schweſter das offne Fenſter erblickte, wurde ihm Alles klar. Da kam er wieder zum König, und erzählte ihm Alles, und weil ihn der König dennoch ſo lieb hatte, ſo nahm er ihn wieder in ſeinen Dienſt. Oft aber pflegte er zu ſagen: „Giovannino, Giovannino, du biſt ſo hübſch und

verſtändig, aber einmal haſt du mich doch getäuſcht." Da wurde Giovannino immer ſehr betrübt, aber er konnte ſeine Schweſter eben nicht erlöſen.

Unterdeſſen lebte die falſche Stiefmutter mit ihrer Tochter im Walde, und dachte nur darüber nach, wie ſie den armen Giovannino auch verderben könne. Da kam ſie eines Tages zum König, und ſprach: „Denkt euch nur, was Giovannino ſich anmaßt; er will in einer Nacht auf euren Schloßplatz drei Brunnen errichten, aus dem erſten ſoll Waſſer fließen, aus dem zweiten Oel, aus dem dritten Wein." Da ließ der König den Giovannino rufen, und ſprach zu ihm: „Du haſt dich vermeſſen, in einer Nacht auf meinem Schloßplatz drei Brunnen zu errichten, aus denen Waſſer, Oel und Wein fließen ſoll. Wenn die drei Brunnen morgen früh nicht fertig ſind, ſo jage ich dich fort."

Ganz betrübt ging Giovannino fort, und kam an den Strand des Meeres, dort fing er an zu weinen und ſeine Schweſter zu rufen: „Ach, Caterina, liebe Caterina, was ſoll ich thun in meiner Noth!" Mit einem Male rauſchte das Waſſer und eine Seeſchlange erhob ſich daraus und frug: „Hier bin ich, was willſt du?" Da erzählte er ihr ſein Leid und wie ihm nichts übrig bleibe, als ſich ins Waſſer zu werfen. Sie aber ſprach: „Sei nur nicht ſo muthlos; nimm dieſen Zauberſtab und ſchlage damit heute Nacht an drei verſchiedenen Stellen des Schloßplatzes auf das Pflaſter, ſo werden ſich die drei Brunnen erheben." Giovannino nahm den Zauberſtab, und in der Nacht ſchlug er damit das Pflaſter des Schloßplatzes, und richtig, es erhoben ſich drei prächtige Brunnen, aus denen floß Waſſer, Oel und Wein. Als der König aufwachte und zum Fenſter hinausſah, war er hocherfreut über die Künſte ſeines Dieners und beſchenkte ihn reichlich.

Bald aber kam die böſe Stiefmutter zum zweiten Male, und ſprach: „Giovannino hört nicht auf, ſich ſeiner Künſte zu rühmen und hat ſich vermeſſen, in einer Nacht einen Palaſt ganz aus Kryſtall zu bauen und es ſoll nichts darin fehlen." Da ließ der König den armen Giovannino rufen und befahl ihm, bis zum nächſten Morgen einen Palaſt aus Kryſtall

zu bauen. Es dürfe aber nichts darin fehlen, sonst würde er ihn fortjagen. Giovannino ging wieder weinend an das Ufer des Meeres und rief seine Schwester. Da erhob sich die Seeschlange aus den Wellen und er erzählte ihr das neue Verlangen des Königs. Da schenkte sie ihm wieder einen Zauberstab und sprach: „Schlage nur damit auf die Erde, so wird sich der ganze Palast erheben. In der Nacht that er es und siehe da, es erhob sich ein Krystallpalast, wie ihn der König nicht schöner hatte. Als der König ihn sah, beschenkte er seine treuen Diener wieder reichlich und hatte ihn wieder lieber als je.

Die böse Stiefmutter aber hatte keine Ruhe sondern kam wieder zum König und sprach: „Zweimal ist es Giovannino gelungen. Jetzt aber rühmt er sich, ein Schauspiel veranstalten zu können, das mir zu vermessen scheint. Er hat gesagt, er würde in einer Nacht einen großen Backofen mit einem riesigen Feuer bauen und den nächsten Morgen sollten auf sein Geheiß alle Fische des Meeres in einem langen Zuge kommen und sich in die Flammen stürzen." Das möchte ich gern sehen, rief der König und ließ Giovannino holen und befahl ihm, auch dieses Kunststück zu vollbringen. „Wie kann ich denn den Fischen des Meeres befehlen," frug Giovannino ganz erschrocken. „Zweimal ist es dir gelungen," sprach der König, „nun mußt du auch diesmal dein Wort wahr machen, sonst lasse ich dir den Kopf abschlagen."

Da ging Giovannino wieder an das Ufer des Meeres, und rief weinend seine Schwester, und als sie kam, klagte er ihr sein Leid. „Wohl," sprach sie, „nimm diesen Zauberstab, gehe hin zum König und sage ihm, du wärest bereit, Morgen das Schauspiel zu veranstalten. Er sollen einige Tribünen errichten lassen, um Alles bequemer sehen zu können. Dann schlage mit dem Stab auf die Erde, so wird sich der Ofen erheben. Morgen früh nun werden die Fische in einem langen Zuge erscheinen und sich in den Ofen werfen. Hüte dich aber, wohl einen davon zu fangen, selbst wenn dich der König darum bittet. Ganz zuletzt werde auch ich kommen. Dann beuge dich über die Oeffnung des Ofens, damit ich in deinen Busen kriechen kann, anstatt mich ins Feuer zu

werfen. Dann eile nach Hause, halte eine große Badewanne mit Milch bereit und wirf mich hinein, so werde ich meine menschliche Gestalt wieder erlangen. Vollführe Alles genau so, wie ich dir gesagt habe, sonst kann ich nicht mehr erlöst werden." Da ging Giovannino zum König und bat ihn, die Tribünen am Ufer des Meeres errichten zu lassen, und in der Nacht schlug er mit einem Zauberstab auf den Boden. Da erhob sich ein gewaltiger Ofen mit einem riesigen Feuer.

Am andern Morgen versammelte sich der König und sein Hofstaat und sie nahmen auf den Tribünen Platz. Alles Volk aus der Stadt und der Umgegend war herzugelaufen, um das wunderbare Schauspiel zu sehen. Da stieg ein unermeßlicher Zug von Fischen aus dem Meere, die kleinen zuerst und die großen zuletzt und warfen sich in das Feuer und einige schillerten in den glänzendsten Farben. Da riefen der König und alle Zuschauer: „Ach, Giovannino, gib mir doch diesen Fisch, oder jenen, nur den einen." Er aber antwortete immer nur: „Eure Majestät haben mir befohlen, alle Fische des Meeres zu verbrennen und ich will sie alle verbrennen." Zuletzt kam die Seeschlange, da bat der König: „Ach, Giovannino, es ist die letzte, gib mir nur diese Eine." Er aber sagte: „Ich sollte sie alle verbrennen und ich werde sie auch alle verbrennen." Damit beugte er sich über die Oeffnung des Ofens und unbemerkt schlüpfte die Seeschlange in seinen Busen. Da eilte er nach Hause, wo das Milchbad bereit stand. Er warf die Schlange hinein und sogleich wurde sie wieder zu seiner schönen Schwester und sie war noch viel viel schöner, als sie früher gewesen war. Da freuten sich die Geschwister, daß der Zauber glücklich gelöst war.

Den nächsten Morgen ging Giovannino nicht seiner Gewohnheit gemäß zum Könige, und als dieser aufstand, war er sehr erzürnt, seinen treuen Diener nicht zu sehen. Er schickte einen Boten in sein Schloß, ihn zu rufen. Als der Bote unten klopfte, sprach Caterina zu ihrem Bruder: „Bleibe du hübsch ruhig drinnen, ich werde statt deiner antworten." Als sie aber ans Fenster trat, ward der Bote so ergriffen von ihrer wunderbaren Schönheit, daß er sie mit offenem Munde anstarrte

und kein Wort hervorzubringen vermochte. Der König schickte alle seine Diener und alle seine Edelleute nacheinander hin, aber Keiner kam zurück, denn sobald sie das wunderbarschöne Mädchen erblickten, blieben sie wie versteinert stehen.

Zuletzt wurde der König ungeduldig und lief selbst vor das Schloß. Katerina sah ihn kommen, zog sich schnell vom Fenster zurück und sagte zu ihrem Bruder: „Gehe du jetzt hinunter und empfange den König.“ Der König frug unterdessen seine Diener ganz erstaunt, warum denn Keiner zurückgekehrt sei. Da sagten sie ihm, sie hätten ein Mädchen gesehen von so wunderbarer Schönheit, daß sie sich nicht mehr hätten rühren können. Zugleich kam auch Giovannino heraus, und sprach: „Majestät, meine Schwester ist zurückgekehrt, und wenn ihr noch immer Willens seid, meinem Rath gemäß eure Gemahlin zu wählen, so wählet meine Schwester Caterina.“ Da ging der König ins Schloß, und als er Caterina sah, ward er so entzückt von ihrer Schönheit, daß er sogleich ausrief: „Ja, du und keine andere sollst meine Gemahlin sein.“ Da wurde Caterina mit köstlichen, königlichen Kleidern angethan und ein glänzendes Hochzeitsfest wurde gefeiert. Die böse Stiefmutter aber und ihre häßliche Tochter mußten in dem einsamen Walde bleiben, bis sie starben.

---

33. Von der Schwester des Muntifiuri.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schwester, die hatten weder Vater noch Mutter, und lebten allein mit einander, und hatten sich von Herzen lieb. Der Bruder war ein schöner Jüngling und hieß Muntifiuri, die Schwester aber war schöner als die Sonne.

Nun begab es sich, daß eines Tages der König einen neuen Kammerdiener suchte, da erzählte man ihm von Muntifiuri, der ein so schöner Jüngling sei; also schickte er ihm eine Botschaft, er solle an den Hof kommen, der König wolle ihn zu seinem Kammerdiener machen. Ehe Muntifiuri nun verreiste, ließ er ein Bild von seiner Schwester machen,

und nahm es mit ſich. Der König gewann ſeinen Diener bald ſehr lieb, hielt ihn gut und wollte ihn immer um ſich haben. Wenn aber Muntiſiuri nichts zu thun hatte, ging er oft in ſeine Kammer, betrachtete das Bild ſeiner Schweſter und weinte. Die anderen Diener waren neidiſch auf die Gunſt, die der König dem Muntiſiuri zeigte, und dachten, wie ſie ihn verderben könnten. Darum gingen ſie zum König und ſprachen: „Muntiſiuri ſitzt immer in ſeiner Kammer, und kein Menſch weiß, was er darinnen thut, denn er läßt niemals Jemanden hereinkommen.“ Der König wurde neugierig, ſchlich ſich zur Kammer ſeines Dieners, und ſchaute durch das Schlüſſelloch. Da ſah er, daß Muntiſiuri immer ein Bild anſchaute und dazu weinte. Als nun Muntiſiuri aus ſeiner Kammer heraustrat, frug ihn der König: „Weſſen iſt das Bild, das du immer anſchauſt? Zeige es mir einmal.“ Er wollte es aber nicht zeigen, denn ſeine Schweſter war ſehr ſchön. Da drohte ihm der König: „Wenn du mir nicht ſogleich das Bild zeigſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abhauen,“ und ſo mußte denn Muntiſiuri das Bild herbeiholen. Als der König nun das Bild geſehen hatte, frug er: „Wer iſt das?“ „Königliche Majeſtät, das iſt meine Schweſter,“ antwortete Muntiſiuri. „Iſt ſie wirklich ſo ſchön?“ frug der König. „Noch tauſendmal ſchöner,“ ſprach Muntiſiuri. „Wenn ſie wirklich noch tauſendmal ſchöner iſt,“ rief der König, „ſo laß ſie herkommen; denn ich will ſie zu meiner Gemahlin machen.“

Da machte ſich Muntiſiuri auf, und kam zu ſeiner Schweſter, und ſprach: „Denke dir, liebe Schweſter, der König will dich zu ſeiner Gemahlin erheben. Nun iſt dein Glück gemacht.“ „Ach,“ antwortete ſie, „wie kann ich denn zum König kommen? Ich darf nicht über das Meer; denn als ich noch ein kleines Kind war, verwünſchte mich eine böſe Zauberin, und ſprach: Möge dich die Sirene des Meeres *) holen.“ Da ließ der Bruder ein großes Schiff bauen, das war von allen Seiten geſchloſſen, und ſprach: „Siehe, liebe Schweſter, in dieſem Schiff kannſt du

*) Sirena du mari.

ſicher fahren, denn es hat kein Fenſter und keine Oeffnung, alſo kann auch die Sirene nicht hereinkommen, und dich holen."

Neben den Geſchwiſtern nun wohnte eine böſe Frau, die ſah mit neidiſchen Augen das Glück, das die ſchöne Schweſter des Muntiſiuri getroffen hatte. Sie hatte auch eine Tochter, die war aber häßlicher als die Schulden. Da ging ſie zu Muntiſiuri und ſprach: „Wir ſind doch immer gute Freunde geweſen, Muntiſiuri. So thu mir nur den Gefallen, und laß meine Tochter deine Schweſter begleiten. Sie kann ja bei ihr im Dienſt bleiben." Muntiſiuri war es zufrieden, ſchiffte ſeine Schweſter und ihre häßliche Begleiterin ein, und ließ dann auch von oben das Schiff ſchließen, damit ſeine Schweſter ſicher zum König käme. Die böſe Nachbarin aber hatte ihrer Tochter einen Bohrer gegeben und geſagt: „Wenn ihr euch auf dem Meere befindet, ſo bohre ein Loch in die Wand des Schiffes, damit die Sirene des Meeres komme, und die zukünftige Königin hole, ſo wirſt du Königin werden." Das that das häßliche Mädchen, bohrte ein Loch in die Wand des Schiffes, und alſobald kam die Sirene, und nahm die ſchöne Schweſter des Muntiſiuri mit. Die Tochter der Nachbarin aber legte die Kleider der Schönen an. Da nun das Schiff im Hafen einfuhr, ließ Muntiſiuri das Verdeck auseinanderſchlagen, um ſeine Schweſter heraus zu holen; er fand aber nur die häßliche Tochter der Nachbarin, die in den ſchönen Kleidern noch viel häßlicher ausſah.

Da ging Muntiſiuri zum König, fiel ihm zu Füßen, und ſprach: „Königliche Majeſtät, unterwegs iſt meine Schweſter ins Waſſer gefallen, und geſtorben, und ich habe nur die Tochter meiner Nachbarin mitgebracht." Da ward der König ſehr betrübt, und ſprach: „Wenn denn deine Schweſter geſtorben iſt, ſo will ich die Tochter deiner Nachbarin heirathen." Alſo wurde die Tochter der Nachbarin hereingeführt, und als der König ſie ſah, entſetzte er ſich vor ihrem häßlichen Geſicht. Weil er aber verſprochen hatte, ſie zu heirathen, wollte er ſein königliches Wort nicht brechen, ſondern feierte eine glänzende Hochzeit und heirathete das häßliche Mädchen.

Die junge Königin aber ſann nur darüber nach, wie ſie den Muntifiuri tödten könne, den der König ſo lieb hatte. Da kam ſie zu ihrem Gemahl, und ſprach: „Muntifiuri rühmt ſich großer Dinge; er hat ſich unterfangen, in einer Nacht einen wunderſchönen Brunnen auf dem großen Platz vor dem Schloß zu errichten, mit ſpringendem Waſſer und ſchön gearbeitet.“ Da ließ der König ſeinen treuen Diener kommen, und ſprach zu ihm: „Muntifiuri, du haſt dich gerühmt in einer Nacht auf dem Platz vor dem Schloß einen ſchönen Brunnen zu errichten, mit ſpringendem Waſſer und ſchön gearbeitet. So führe das nun aus, ſonſt jage ich dich aus meinem Dienſt.“ Da ward Muntifiuri ſehr betrübt, und ging an den Meeresſtrand, weinte bitterlich und klagte: „O, Schweſter, meine Schweſter, wie ſchlimm ergeht es mir!“ Auf einmal erhob ſich eine ſchöne Geſtalt aus den Wellen, das war ſeine Schweſter, die war noch viel ſchöner als bisher, und hatte drei ſchöne Mädchen zu ihrer Rechten, und drei zu ihrer Linken, ſie war aber doch die Schönſte. An dem Fuß aber trug ſie eine goldne Kette, an der hielt die Sirene ſie feſt, daß ſie nicht entfliehen konnte. „Was weinſt du ſo bitterlich, mein lieber Bruder?“ frug ſie. Da klagte er ihr ſein Leid, ſie aber ſprach: „Gehe nur ruhig nach Hauſe, und ſchlafe; morgen früh ſoll der Brunnen fertig ſein.“ Da ging Muntifiuri getröſtet nach Haus; und in der Nacht kam ſeine Schweſter mit ihren ſechs Mädchen, und im Augenblick war ein wunderſchöner Brunnen fertig, mit ſpringendem Waſſer und ſchön gearbeitet. Sie trug am Fuße aber immer die goldne Kette, an der zog ſie die Sirene immer wieder ins Meer hinunter.

Als der König nun am Morgen erwachte, und den ſchönen Brunnen erblickte, ward er hoch erfreut und lobte ſeinen treuen Diener. Die junge Königin aber dachte wieder, wie ſie dem Muntifiuri ſchaden könne, und ſprach zum König: „Muntifiuri rühmt ſich ja großer Kunſt; er hat ſich unterfangen, in einer Nacht um den Brunnen herum einen wunderſchönen Garten zu pflanzen, in dem alle Bäume und alle Blumen der ganzen Erde zu ſehen wären. Da ließ der König wieder ſeinen treuen Diener rufen, und befahl ihm, in einer Nacht um den Brunnen herum einen

Garten anzulegen, in dem alle Bäume und alle Blumen der Erde zu ſehen ſeien, ſonſt werde er ihn ins Gefängniß werfen laſſen. Muntiſiuri ging aber wieder an den Meeresſtrand, weinte und rief ſeine Schweſter. Da erſchien ſie über dem Waſſer und frug, was er wolle. Als er ihr ſein Leid geklagt hatte, antwortete ſie: „Gehe nur ruhig nach Haus und ſchlafe, morgen früh ſoll der Garten fertig ſein.“ In der Nacht aber kam ſie mit ihren ſechs Mädchen, und errichteten einen Garten, der war ſo ſchön, wie der König keinen ſchönern hatte, und darin waren alle Bäume und alle Blumen der Erde zu ſehen.

Als nun am anderen Morgen der König erwachte, erſtaunte er über den ſchönen Garten und erfreute ſich daran. Die junge Königin aber ſprach wieder zu ihm: „Muntiſiuri läßt nicht nach, ſich ſeiner Kunſt zu rühmen, und hat ſich vermeſſen, in einer Nacht in dem Garten alle Vögel, die es auf Erden gibt zu verſammeln.“ Da befahl der König dem armen Muntiſiuri in einer Nacht alle Vögel die es auf Erden gibt in dem Garten zu verſammeln, ſonſt ließe er ihm den Kopf abſchneiden. Muntiſiuri ging wieder zum Meeresſtrand, rief ſeine Schweſter und klagte ihr ſein Leid. „Gehe nur nach Hauſe und ſchlafe,“ ſprach ſie, „morgen ſoll der König zufriedengeſtellt ſein.“ Da kam ſie in der Nacht mit ihren ſechs Mädchen, und alsbald bevölkerten ſich die Bäume mit allen Vogelarten, die es auf Erden gibt, die ſangen ſo lieblich, daß man nichts Schöneres hören konnte.

Die junge Königin aber ergrimmte, daß Muntiſiuri immer Alles ausführte, und ſie ihm nichts anhaben konnte. Da nahm ſie zwölf Enten, rief den Muntiſiuri, und ſprach: „Jeden Morgen mußt du die Enten über Land führen, und wenn dir Abends Eine fehlt, ſo koſtet es deinen Kopf.“

Muntiſiuri nahm die zwölf Enten, trieb ſie an den Meeresſtrand und rief wieder ſeine Schweſter. Da erhob ſie ſich über den Wellen und frug ihn, was er wolle. „Ich ſoll dieſe zwölf Enten auf die Weide führen,“ ſprach er, „gib du ihnen zu freſſen, ſo brauche ich nicht ſo weit zu laufen.“ Da ſchüttelte ſie ihre ſchönen Flechten, daß Perlen und Goldkörner her-

ausfielen, und die Enten pickten ſie begierig auf. Als es nun Abend war, und Muntiſiuri die Enten nach Hauſe trieb, fingen ſie an zu ſingen:

„O Koch, o Koch, wir kommen vom Meer,
Perlen die Fülle tragen wir her,
Schön iſt die Sonne mit hellem Schein,
Doch ſchöner muß Muntiſiuri's Schweſter wohl ſein.“ *)

Als die Königin das hörte, erſchrak ſie, und ſperrte ſchnell die Enten ein, damit niemand ihr Lied hören ſollte. Am nächſten Morgen nahm ſie eine Ente, und tödtete ſie, und gab dem Muntiſiuri nur elf Enten mit. Weil er aber ſeinen traurigen Gedanken nachhing, vergaß er, die Enten zu zählen, und ging geradewegs zum Meeresſtrand, und rief ſeine Schweſter; die ſchüttelte wieder ihre ſchönen Flechten, daß Perlen und Goldkörner herausfielen, und die Enten ſich ſatt fraßen. Als Muntiſiuri ſie nach Hauſe trieb, fingen ſie wieder an zu ſingen:

„O Koch, o Koch, wir kommen vom Meer,
Perlen die Fülle tragen wir her,
Schön iſt die Sonne mit hellem Schein,
Doch ſchöner muß Muntiſiuri's Schweſter wohl ſein.“

Da kam die Königin eilends heruntergelaufen, und ſperrte die Enten ein, und als ſie ſie zählte, waren es nur elf. Da eilte ſie zum König, und ſprach: „Muntiſiuri hat mir eine meiner Enten verloren, dafür muß ihm der Kopf abgehauen werden.“ Der König aber mußte ihr den Willen thun, ließ ſeinen treuen Diener rufen, und ſprach: „Muntiſiuri, du haſt der Königin eine Ente verloren, dafür mußt du ſterben.“ „Wohl,“ antwortete Muntiſiuri, „gewähret mir nur die eine Bitte, und laßt mich noch ein einzigesmal an den Meeresſtrand gehen.“ Der König gewährte ihm die Bitte, und Muntiſiuri ging an den Meeresſtrand, rief die Schweſter, und klagte ihr ſein Leid. „Du armer Bruder,“ antwortete

*) Coccu, coccu, du mari vinemu,
Chini di perni nui semu,
E la soru di Muntiſiuri
È cchiù bedda di lu suli.

ſie, „nun kann ich dir nicht mehr helfen. Laß dich aber in dem Garten bei dem ſchönen Brunnen begraben, ſo will ich drei Nächte hindurch kommen, und dir die Todtengeſänge ſingen; das iſt das Einzige, was ich für dich thun kann.“ Da kam Muntifiuri zum König, und ſprach: „Wenn man mir den Kopf abgehauen hat, ſo laſſet mich in drei Särge thun, einen bleiernen, einen ſilbernen und einen goldenen, und laſſet mich im Garten bei dem ſchönen Brunnen begraben, den ich für euch errichtet habe.“ Das verſprach der König, und als der Scharfrichter dem armen Muntifiuri den Kopf abgehauen hatte, ließ er ihn in drei Särge legen, wie er gewünſcht hatte, und ließ ihn im Garten bei dem Brunnen begraben.

In der Nacht aber kam ſeine Schweſter mit ihren ſechs Mädchen, und ſetzte ſich auf das Grab, und ſang die Todtengeſänge, und es klang ſo lieblich, daß die Gärtner des Königs ſich gar nicht ſatt hören konnten. Aber als die Sirene an der goldnen Kette zog, mußte das ſchöne Mädchen ins Meer zurück.

In der nächſten Nacht ging es ebenſo, da erzählten es die Gärtner dem Könige und ſprachen: „Königliche Majeſtät, in dieſen zwei letzten Nächten ſind im Garten ſieben Mädchen erſchienen, die ſind alle ſehr ſchön; die mittelſte aber iſt ſchöner als die Sonne, und trägt eine goldne Kette am Fuß, die ſetzt ſich auf das Grab eures Dieners Muntifiuri und ſingt ſo ſchön, daß man nichts Schöneres hören kann. Nach einer Weile aber zieht Jemand an der Kette, wir wiſſen nicht wer, und die ſchöne Geſtalt verſchwindet.“ Da ward der König neugierig und ſprach: „Dieſe Nacht will ich mit euch wachen.“

Als es nun Abend war, verſteckte ſich der König im Garten, und bald erſchien die Schweſter des Muntifiuri zum letztenmal, ſetzte ſich auf das Grab, und ſang noch viel ſchöner, als die beiden erſten Nächte. Da ſprang der König hinzu, und zerhaute mit ſeinem Schwerte die goldne Kette, und ſprach: „Wer biſt du, ſchönes Mädchen?“ Da antwortete ſie: „Ich bin die Schweſter von dem armen Muntifiuri, und bin nicht in dem Meere ertrunken, ſondern die böſe Tochter der Nachbarin, die

nun eure Frau iſt, hatte ein Loch in die Wand des Schiffes gebohrt, daß die Sirene des Meeres kam, und mich in den Grund des Meeres holte, und mich mit einer goldnen Kette gefeſſelt hielt. Ihr aber habt mich erlöſt, indem ihr die goldne Kette durchhauen habt." „Wenn dem ſo iſt," rief der König, „ſo ſollſt du meine Gemahlin ſein."

Da ließ er der falſchen Königin den Kopf abhauen, und ließ ſie in lauter Stücke ſchneiden und in einem Faß einſalzen. Zu unterſt ließ er ihre Hand legen, an der ſie einen Ring trug, den hatte ſie von ihrer Mutter bekommen. Das Faß aber ſchickte er der böſen Nachbarin, und ließ ihr ſagen: „Eure Tochter, die Königin, ſchickt euch dieſen ſchönen Thunfiſch, daß ihr ihn ihr zu Liebe eſſen möget." Da war die Mutter ſehr erfreut, und öffnete ſogleich das Faß, und fing an, ein Stück zu eſſen. Als ſie aber einmal angefangen hatte, mußte ſie immer weiter eſſen, bis ſie auf den Grund des Faſſes kam. Nun hatte ſie eine Katze und einen Hund, die ſprangen immerfort an ihr hinauf, und baten: „Gib uns ein Stückchen mit, ſo helfen wir dir auch nachher weinen." Sie aber jagte ſie fort, und wollte ihnen nichts mitgeben. Als ſie nun auf den Grund des Faſſes kam, und die Hand mit dem Ringe fand, da erkannte ſie, daß ſie ihre eigne Tochter gegeſſen hatte, und in ihrem Schmerze rannte ſie mit dem Kopf gegen die Mauer, daß ſie ſtarb. Der Hund und die Katze aber tanzten im ganzen Haus herum, und ſangen: „Du haſt uns nichts mitgegeben, ſo helfen wir dir auch nicht weinen."

Der König aber ließ eine glänzende Hochzeit feiern, und heirathete die ſchöne Schweſter des Muntiſiuri; und ſie lebten glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

34. Von Quaddaruni und ſeiner Schweſter.

Es waren einmal zwei Schweſtern, die eine war reich, die andre arm. Die Reiche hatte eine Tochter, die war häßlich und unfreundlich, die Arme aber hatte zwei Kinder, einen Sohn, der hieß Quaddaruni,

und eine Tochter, die war schöner als der Mond und die Sonne. Die Arme ging jeden Morgen zur ihrer reichen Schwester, half ihr waschen, kochen und nähen, und dafür gab ihr die Reiche, was von ihrem Essen übrig blieb, das brachte sie ihren Kindern, und ernährte sie auf diese Weise kümmerlich.

Eines Tages aber war sie unwohl und konnte nicht zu ihrer Schwester gehen; da kam diese um zu sehen, wie es ihr gehe, und sah bei dieser Gelegenheit auch ihre wunderschöne Nichte. „Was gibst du deiner Tochter zu essen?“ frug sie ihre Schwester. „Was sollte ich ihr geben? Ich habe ja nichts, als was du mir zukommen lässest,“ antwortete die Arme. Die Reiche aber ging nach Hause, und ihr Herz war voll Neid, daß ihre Nichte so schön war, und ihre eigene Tochter so häßlich. Da nun die Arme wieder kam, um zu dienen, gab sie ihr nicht einmal das wenige Essen, sondern nur einige Brödchen, wie man sie für die Hunde bäckt. Die Tochter der Armen gedieh aber dennoch trotz der schlechten Kost, und wurde mit jedem Tage schöner.

Nun geschah es eines Tages, daß die Arme wieder unwohl war, und an heftigem Durst litt. Da rief sie ihren Sohn Quaddaruni und sprach: „Lieber Sohn, gehe doch zum Brunnen, und hole mir einen Krug Wasser; ich bin so durstig.“ „Ich kann jetzt nicht gehen,“ antwortete er, „O, Mutter,“ sprach die Tochter, „ich will schon gehen, und euch im Augenblick das Wasser bringen.“ „Nein, nein, Kind,“ sprach die Mutter, „wie könntest du allein an den Brunnen gehen!“ „Laßt mich nur gehen, liebe Mutter, es wird mir niemand etwas zu Leid thun,“ sprach die Schöne, nahm den Krug, und ging zum Brunnen. Als sie nun den Krug gefüllt hatte, und nach Hause gehen wollte, begegneten ihr sieben junge Männer, die sprachen: „Schönes Mädchen, gib uns doch zu trinken.“ Da reichte sie ihnen den Krug, sittsam, mit niedergeschlagenen Augen, und so viel sie auch trinken mochten, der Krug wurde nicht leer, denn es waren sieben Zauberer*).

*) Fati masculi.

Als ſie ihren Durſt gelöſcht hatten, gaben ſie ihr dankend den Krug zurück, und ſchauten ihr nach, wie ſie ſo ſittſam einher ging. Da ſprach der Eine: „Wollen wir nicht jeder dieſem freundlichen Mädchen etwas ſchenken? Ich ſchenke ihr, daß ſie mit jedem Tage ſchöner werde.“ „Und ich ſchenke ihr, daß ihr bei jedem Wort, das ſie ſpricht, eine duftende Roſe aus dem Mund falle,“ ſprach der Zweite. „Und ich ſchenke ihr, daß ihr beim Kämmen Perlen und Edelſteine aus dem Haar fallen,“ rief der Dritte. „Und ich, daß ſie einen großen König heirathe,“ der Vierte. Kurz, jeder ſchenkte ihr eine Gabe.

Als ſie nun nach Hauſe kam, ſprach ſie zur Mutter: „Hier, liebe Mutter, bringe ich euch friſches Waſſer,“ alſobald lagen einige Roſen am Boden, die dufteten ſo lieblich, daß ſie das ganze Haus mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. „Kind, was iſt mit dir vorgegangen?“ rief die Mutter ganz erſtaunt. Da erzählte ſie, wie ſieben junge Männer ſie um einen Trunk Waſſer gebeten hätten, und wie der Krug doch nicht leer geworden ſei; und bei jedem Wort, das ſie ſprach, fiel eine Roſe von ihren Lippen. Als ſie dann den Kamm nahm, um ihre ſchönen Flechten zu kämmen, fielen Perlen und Edelſteine heraus, daß es eine Pracht war. „Nun iſt allem Mangel abgeholfen,“ ſprach die Mutter, „und nun gehe ich auch nicht mehr zu meiner reichen Schweſter.“

Als nun die Reiche ihre arme Schweſter nicht mehr erſcheinen ſah, ging ſie eines Tages zu ihr und frug ſie, warum ſie nicht mehr komme. „Ich habe es nicht mehr nöthig,“ ſprach die Schweſter. Da trat auch die ſchöne Tochter herein, und war noch viel ſchöner geworden, und bei jedem Worte, das ſie ſprach, fiel ihr eine duftende Roſe aus dem Mund. „Wie iſt denn meine Nichte ſo umgewandelt worden?“ frug die Reiche. Da erzählte ihre Schweſter, wie ſie einſt an den Brunnen gegangen wäre, und da würden ihr die ſieben Zauberer wohl dieſe Zaubergaben geſchenkt haben*). „O,“ dachte die Reiche, „jetzt ſchicke ich meine Tochter auch zum Brunnen,“ lief nach Hauſe, und ſprach zu ihrer Tochter: „Liebes Kind,

*) La pottiru infatare.

geh doch zum Brunnen, und hole mir einen Krug Waſſer, ich bin ſo durſtig." „Holt ihn euch ſelber," antwortete unfreundlich die Tochter, die Mutter aber bat und ſchmeichelte ſo lange, bis ſie endlich brummend den Krug nahm und zum Brunnen ging. „Wenn dich jemand um einen Trunk Waſſer bittet, ſo ſei ja recht freundlich," rief ihr die Mutter nach, ſie aber ging fort, ohne auf die Worte ihrer Mutter zu achten.

Als ſie nun am Brunnen den Krug gefüllt hatte, und zu ihrer Mutter zurückkehren wollte, begegneten ihr die ſieben jungen Männer, und baten ſie um einen Trunk Waſſer. Sie aber antwortete: „Dort iſt ein ganzer Brunnen voll Waſſer, holt es euch ſelber." Da ſchauten ihr die ſieben Zauberer nach, und der Erſte ſprach: „Nun wollen wir auch dieſer etwas ſchenken. Ich ſchenke ihr, daß ſie mit jedem Tage häßlicher werde." „Und ich ſchenke ihr, daß ihr bei jedem Wort, das ſie ſpricht, Koth aus dem Mund falle," ſprach der Zweite. „Und ich ſchenke ihr, daß ihr beim Kämmen Skorpionen, Käfer und Schlangen aus dem Haar fallen," rief der Dritte. „Und ich, daß ſie einäugig werde," der Vierte. „Und ich, daß ſie einen Buckel bekomme," der Fünfte. Kurz, jeder wünſchte ihr ein Gebrechen an.

Als ſie nun nach Hauſe kam, war ſie ſo häßlich, bucklig und einäugig, daß die Mutter bei ihrem Anblick erſchrak. „Da iſt das Waſſer," ſprach ſie, und alſobald fiel ihr Koth aus dem Mund. Und als ſie ſich kämmen wollte, fielen ihr Skorpionen, Käfer und Schlangen aus dem Haar. Die Mutter raufte ſich die Haare aus, und war ganz verzweifelt, aber es half nichts, und ihre Tochter wurde mit jedem Tage häßlicher. Ihre Couſine dagegen wurde mit jedem Tage ſchöner, und weil ihr bei jedem Worte, das ſie ſprach, eine Roſe aus dem Munde fiel, ſo nannten ſie alle Leute: Die Schöne mit den ſchönen Blumen *). Die Roſen aber waren ſo ſchön, und dufteten ſo lieblich, daß ſelbſt der König keine ſo ſchönen hatte; deßhalb ſammelte Quaddaruni die Roſen, band ſie zu Sträußen, und trug ſie in die Stadt zum Verkauf. Eines Tages nun

*) A bedda ddi beddi sciuri.

ging er am königlichen Palaſt vorbei, als eben der König am Balkon ſtand. Als der die Roſen ſah, rief er den Quaddaruni zu ſich herauf, und kaufte ſie ihm alle ab. „Wo haſt du die ſchönen Roſen her?“ frug er ihn. „Ich habe einen Roſenſtock zu Haus, der trägt ſie mir,“ antwortete Quaddaruni. „Bringe mir morgen den Roſenſtock her,“ befahl der König, „ich gebe dir dafür, was du willſt.“ „Ach, königliche Majeſtät,“ ſagte Quaddaruni ganz erſchrocken, „den Roſenſtock kann ich euch nicht bringen, der iſt mir für Alles in der Welt nicht feil.“ „Wenn du mir den Roſenſtock nicht bringſt, ſo laß ich dir den Kopf abhauen,“ rief der König. Da fiel ihm Quaddaruni zu Füßen, und ſprach: „Ach, königliche Majeſtät, ſo muß ich euch denn die Wahrheit bekennen. Ich ziehe dieſe Roſen nicht auf einem Roſenſtock, ſondern ich habe eine Schweſter zu Hauſe, die iſt ſchöner als die Sonne, und bei jedem Wort, das ſie ſpricht, fällt ihr eine Roſe aus dem Mund.“ Als der König das hörte, rief er: „Bringe mir deine Schweſter her, und wenn ſie wirklich ſo ſchön iſt, ſo ſchwöre ich dir, daß ich ſie zu meiner Gemahlin machen will.“ Da machte ſich Quaddaruni auf, und kehrte zu ſeiner Mutter und Schweſter zurück, und rief: „Denke dir nur, liebe Schweſter, der König will dich ſehen, und hat mir geſchworen, dich zu ſeiner Gemahlin zu machen! Mache dich bereit, denn morgen mußt du mit mir an den Hof gehen.“ Da die Mutter das hörte, ward ſie ſehr erfreut, und ſprach: „Ja, mein lieber Sohn, nimm morgen ein kleines Boot, damit deine Schweſter ja nicht zu ſehr ermüdet am Schloſſe ankommt, und wenn ſie der König wirklich zu ſeiner Gemahlin wählt, ſo laſſet es mich wiſſen, daß ich auch zur Stadt komme.“ Alſo bereitete ſie das hübſcheſte Kleidchen, das ihre Tochter beſaß, und am nächſten Morgen ſollten die Geſchwiſter zur Stadt fahren. Am Abend aber kam von ungefähr die reiche Schweſter zum Beſuch, und da ſie hörte, daß die Beiden an den Hof gehen ſollten, ſo ſprach ſie: „Liebe Nichte, thu mir doch den Gefallen, und nimm auch meine Tochter mit; vielleicht nimmt der König ſie in ſeinen Dienſt.“ „Was? Dieſe da?“ rief Quaddaruni, „die wollen wir nicht mitnehmen, die iſt viel zu häßlich.“ „Mein Sohn,“ verwies ihn ſeine Mutter, „ſprich

nicht ſo. Was kann das arme Mädchen dafür, daß ſie ſo häßlich iſt? Nimm deine arme Baſe nur mit." „Aber es können nur zwei in dem Boote fahren," ſagte Quaddaruni. „So laß die beiden Mädchen fahren, und gehe du zu Fuß," antwortete die Mutter. Und ſo thaten ſie. Die Schöne und ihre Couſine fuhren in dem Boot, und Quaddaruni ging dem Meeresſtrand entlang. Als ſie nun eine Weile gefahren waren, rief er ſeiner Schweſter zu:

„Schweſter von den ſchönen Blumen,
Lege dies weiße Tuch an;
Bedecke dich, denn die Sonne ſcheint,
Sonſt kannſt du nicht übers Meer fahren."*)

Weil ſie aber entfernt von einander waren, ſo konnte ſeine Schweſter nicht wohl hören, was er ſagte, und frug ihre Baſe: „Was ſagt mein Bruder?" „Er ſagt, du ſolleſt deinen Schleier abthun, und ihn mir geben," antwortete das falſche Mädchen. Da nahm die Schöne ihren Schleier ab, und gab ihn ihrer Baſe. Nach einer Weile rief Quaddaruni wieder:

„Schweſter von den ſchönen Blumen,
Lege dies weiße Tuch an;
Bedecke dich, denn die Sonne ſcheint,
Sonſt kannſt du nicht übers Meer fahren."

„Was ſagt mein Bruder?" frug die Schöne. „Er ſagt, du ſolleſt dein Kleid abthun, und es mir geben," ſprach die Baſe. Wieder nach einer Weile rief Quaddaruni:

„Schweſter von den ſchönen Blumen,
Lege dies weiße Tuch an;
Bedecke dich, denn die Sonne ſcheint,
Sonſt kannſt du nicht übers Meer fahren."

---

*) »Soru ddi beddi sciuri,
Mettiti stu jancu muccaturi,
Cuvertiti chi c'è lu suli,
Si nò tu non puoi navigà.«

„Was ſagt mein Bruder?“ frug die Schweſter. „Er ſagt, du ſollteſt einmal ins Meer hineinſchauen.“ Da die Schöne ſich nun über den Rand des Bootes beugte, ſtieß ſie die falſche Baſe ins Meer, daß ſie gleich unterſank. Das häßliche Mädchen aber legte das Kleid der Schönen an, und bedeckte ihr Geſicht mit dem Schleier.

Als ſie nun im Hafen ankamen, eilte Quaddaruni herbei, und meinte, es ſei ſeine Schweſter, und frug nach der Baſe. „Die iſt ins Waſſer gefallen, und wahrſcheinlich geſtorben,“ antwortete die falſche Schöne. Da kamen ſie vor den König, und Quaddaruni ſprach: „Königliche Majeſtät, hier iſt meine ſchöne Schweſter.“ Als aber der König ihren Schleier aufhob, ſah er das häßliche Geſicht, und gerieth in einen großen Zorn, und wollte dem Quaddaruni den Kopf abhauen laſſen. Der arme Junge aber fiel ihm zu Füßen und rief: „Königliche Majeſtät, das iſt ja meine Schweſter nicht, das iſt meine häßliche Baſe, die hat gewiß meine arme Schweſter ins Meer geworfen, und mich und uns alle betrogen.“ Da befahl der König, daß man das häßliche Mädchen in ein Zimmer ſperren ſollte, bei Waſſer und Brod, dem Quaddaruni aber gebot er dazubleiben, und ihm ſeine Enten und Gänſe zu hüten.

Da trieb der arme Quaddaruni ſeine Enten und Gänſe traurig an den Meeresſtrand, und fing an zu weinen: „O, meine Schweſter, meine liebe Schweſter, nun biſt du todt, was ſoll ich unſerer armen Mutter ſagen!“ Auf einmal rauſchten die Wellen, und ſeine Schweſter erhob ſich aus dem Waſſer; die war noch viel ſchöner geworden, und ſprach: „Lieber Bruder, weine nicht; ich bin nicht geſtorben, ſondern die Sirene des Meeres hat mich gefangen genommen, und hält mich an einer goldnen Kette feſt. Sie hat mir aber erlaubt, ein wenig zu dir zu kommen.“ Da war Quaddaruni hoch erfreut, und umarmte ſeine Schweſter. „Ach,“ ſagte er dann, „ich kann nicht hier bleiben, ſondern ich muß die Gänſe und Enten auf die Weide treiben.“ „Sei nur unbeſorgt,“ ſagte ſie, ſchüttelte ihre ſchönen Flechten, da fiel Gerſte und Korn heraus, und die Thiere fraßen, bis ſie ſatt waren. Der Bruder und die Schweſter aber ſprachen miteinander, bis die Sirene an der goldnen Kette zog, und die

Schöne von den ſchönen Blumen in den Grund des Meeres zog. Da trieb Quaddaruni die Enten und Gänſe zuſammen, und als er mit ihnen ins Schloß kam, fingen ſie an zu ſchnattern:

„Qua, qua, qua,
Wir kommen vom Meere fern,
Es gab uns Korn und Gerſtenkern
Quaddaruni's Schweſterlein,
Die ſchöner iſt als Sonnenſchein.“ *)

Das hörten die Diener und verwunderten ſich darüber, aber ſie ſagten nichts. Den nächſten Morgen trieb Quaddaruni die Thiere wieder zum Meeresſtrand, und da er ſeine Schweſter rief, erhob ſie ſich ſogleich aus dem Waſſer, und ſchüttelte ihre ſchönen Flechten, daß Korn und Gerſte herausfiel und ſich die Thiere ſatt freſſen konnten. Dann unterhielt ſie ſich mit Quaddaruni, bis die Sirene ſie an der goldnen Kette hinunterzog. Als aber die Gänſe und Enten in ihren Stall zurückkehrten, fingen ſie wieder an:

„Qua, qua, qua,
Wir kommen vom Meere fern,
Es gab uns Korn und Gerſtenkern,
Quaddaruni's Schweſterlein,
Die ſchöner iſt als Sonnenſchein.“

So ging es mehrere Tage, bis es die Diener endlich dem König hinterbrachten. Der ließ den Quaddaruni vor ſich kommen, und frug ihn, wohin er die Thiere treibe, und Quaddaruni erzählte ihm Alles. „Nun, wenn dem ſo iſt,“ rief der König, ſo frage deine Schweſter, auf welche Weiſe ſie erlöſt werden könne, ſo wollen wir ſie erlöſen.“ Da ging Quaddaruni wieder zum Meeresſtrand, und rief ſeine Schweſter,

---

*) »Qua, qua, qua,
Di la marina semu vinuti,
E la soru di Quaddaruni,
Chi è chiù bella di lu suli,
Granu e oriu n'ha datu a mancià.«

und als ſie kam, frug er ſie, wie er ſie wohl erlöſen könne. „Da muß ich die Sirene fragen," antwortete die Schöne, „komme aber morgen wieder, ſo will ich dir die Antwort ſagen."

So kehrte ſie denn auf den Grund des Meeres zurück, und trat zur Sirene, und ſprach mit ſchmeichelnden Worten: „Liebe Mutter, es iſt mir heute ein Gedanke gekommen. Es iſt gar nicht, daß ich es wünſche, aber nur des Geſpräches halber möchte ich eine Frage an euch richten, und möchte doch auch wieder nicht." „Nun, ſprich nur," antwortete die Sirene. „Ihr müßt aber wirklich nicht glauben, daß ich gerne fort will," ſprach die Schöne, „es iſt nur, um über etwas zu ſprechen. Wenn mich einer von euch fortnehmen wollte, was müßte er thun?" „Ja, Kind," ſagte die Sirene, „wenn ich dir das aber ſage, ſo wirſt du mich verlaſſen." „Warum ſollte ich euch verlaſſen?" ſprach das Mädchen, „ich habe es ja gut bei euch und ihr habt mich lieb." „Nun denn, Kind," antwortete die Sirene, „wer dich befreien wollte, müßte ſieben ſchneidende Schwerter haben, ſieben laufende Pferde und eine eiſerne Keule*). Dann müßte er die goldne Kette auf die eiſerne Keule legen, ſie mit den ſieben Schwertern durchhauen, und dann die ſieben Pferde an einen Wagen ſpannen, der dich pfeilſchnell entführen müßte." „Ach, laßt es gut ſein, Mutter," rief die liſtige Schöne, „ich will nichts mehr hören. Ich mag gar nicht daran denken, euch zu verlaſſen." Den nächſten Morgen aber, als ſie die Stimme des Bruders hörte, ſtieg ſie zum Meeresſtand empor, und wiederholte ihm Alles, was die Sirene geſagt hatte, und Quaddaruni ging hin, und hinterbrachte es dem König. Der ſprach: „Morgen wollen wir deine Schweſter erlöſen. Gleich will ich Alles in Bereitſchaft ſetzen."

Am andern Tage fuhren der König und Quaddaruni mit einigen Dienern an den Meeresſtrand, und nahmen die ſieben Schwerter, ſieben Pferde und eine eiſerne Keule mit. Dann rief Quaddaruni ſeine Schweſter, und als ſie ſich aus dem Meere erhob, war ſie ſo ſchön, daß der

*) Maxxa.

König kein Auge von ihr verwenden konnte. Die Diener aber legten ſchnell die goldne Kette auf die Keule, und fingen an, ſie mit den Schwertern zu zerhauen; ſobald eines zerbrach, nahmen ſie ein andres. Endlich mit dem ſiebenten Schwert konnten ſie die Kette vollends durchſchneiden, und in demſelben Augenblick zog die Sirene die Kette in den Meeresgrund hinab. Als ſie nun ſah, daß ihre Gefangene ihr geraubt worden war, ſtieg ſie gleich zum Meeresſtrand empor, aber der König hatte die Schöne ſchon in den Wagen gehoben, und die ſieben Pferde trugen ſie alle zuſammen pfeilſchnell davon, daß die Sirene ſie nicht einholen konnte.

Der König aber veranſtaltete drei Tage lang Feſtlichkeiten, und ließ auch die Mutter der ſchönen Braut kommen, und dann feierten ſie eine glänzende Hochzeit. Die falſche Braut aber ließ er in Stücke zerſchneiden, und in einem Faß einſalzen, und den Kopf ließ er zu oberſt hinlegen. Dann ſchickte er das Faß zu der Mutter des Mädchens mit dem Beſcheid, ihre Tochter, die junge Königin, ſchicke ihr dieſen ſchönen Thunfiſch. Als nun die Mutter das Faß erhielt, war ſie hoch erfreut, und ließ es gleich aufſchlagen, als ſie aber den Kopf ihrer Tochter erblickte, erſchrak ſie ſo heftig, daß ſie todt hinſank. Der König aber und die Königin lebten glücklich und zufrieden, und wir ſind leer ausgegangen.

---

36. Von der Tochter des Fürſten Cirimimminu oder Unniciminu.

Es war einmal ein Fürſt, der hieß der Fürſt von Cirimimminu. Dem war ſeine Frau geſtorben, und hatte ihm nur eine Tochter hinterlaſſen, die ſehr ſchön war. Weil er keine Frau hatte, ſo ſchickte er ſie jeden Tag zu einer Lehrerin, bei der nähte und arbeitete ſie. Ehe ſie aber zur Lehrerin ging, pflegte ſie jeden Morgen auf dem Balkon ihren Jasmin zu begießen. Nun wohnte gegenüber ihres Vaters Haus der Sohn des Königs. Der ſtand auch morgens auf ſeinem Balkon, und

ſah, wie das ſchöne Mädchen den Jasmin begoß: Da redete er ſie eines Morgens an:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin.“ *)

Die Tochter des Fürſten aber blieb ſprachlos ſtehen, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte. Als ſie nun zur Lehrerin kam, klagte ſie ihr, der Königsſohn habe ſie angeredet, und ihr das und das geſagt. „Nun, beruhige dich nur,“ ſagte die Lehrerin, „und wenn er dir morgen daſſelbe ſagt, ſo antworte du:

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn.“ **)

Am nächſten Morgen begoß die Schöne wieder ihre Blumen; da rief der Königsſohn:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin.“

Sie aber antwortete ganz keck:

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn.“

Da ward der Königsſohn ſehr betroffen, und dachte: „Kannſt du ſo ſchnippiſch antworten? Warte nur, ich will dir deine Antwort zurückzahlen.“ Da ging er zur Lehrerin, und ſprach: „Ich gebe euch, was ihr wollt; ihr müßt mir aber einen Gefallen thun. Ich werde heute vorbei-

*) »Figghia, figghia di Cirimimminu,
Cunta, quanti fogghi c' è ntri gersuminu.«

**) »Figghiu, figghiu di re incurunatu,
Cunta quanti stiddi c' è ntru stiddatu.
Figghiu, figghiu di rè e di riggina,
Cunta, quanti pinni teni na gaddina.«

kommen, als Fiſcher verkleidet, mit einem Korb der ſchönſten Fiſche, und ausrufen: Wer mir einen Kuß gibt, der ſoll die Fiſche alle umſonſt haben. Dann ſchickt die Tochter des Fürſten Cirimimminu heraus, daß ſie mich küſſe." Als nun die Schöne bei der Lehrerin ſaß, mit andern Mädchen, kam ein Fiſcher vorbei, der trug in einem Korbe die wunderſchönſten Fiſche, und rief: „Wer mir einen Kuß gibt, der ſolle ſie alle umſonſt haben." „Hörſt du das?" ſprach die Lehrerin zur Tochter des Cirimimminu, „du biſt die Hübſcheſte, geh hin und gib dem Mann einen Kuß." Sie ſträubte ſich, und meinte, eine andre könne eben ſo gut gehen, aber die Lehrerin wiederholte immer: „Geh doch nur, denn du biſt die Schönſte." Da ließ ſie ſich bereden, ging hin und gab dem Fiſcher einen Kuß. Als aber der Fiſcher den Kuß bekommen hatte, entſprang er ſammt den Fiſchen, und ließ ſie ganz verblüfft ſtehen. Am nächſten Morgen nun ſtand der Königsſohn wieder am Balkon, und als die Schöne herauskam, ihre Blumen zu begießen, rief er ihr zu:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

„Sohn des Königs, bei deines Vaterskrone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie ſchön war jener Kuß, und Fiſche haſt du keine bekommen!" *)

„Ach ſo, du warſt der Fiſcher," dachte die Schöne, „warte nur, jetzt will ich dir einen Streich ſpielen." Da ging ſie zu ihrem Vater und bat ihn: „Lieber Vater, ſchenkt mir das ſchönſte Pferd, das in der Stadt zu haben iſt." Da ſie nun das Pferd hatte, zog ſie Männerkleidung an, und ritt vor den Fenſtern des Königs auf und nieder. Die Miniſter ſtanden gerade am Balkon, die riefen dem Königsſohn zu, es ſei da ein Jüngling, der reite ein ſo wunderſchönes Pferd, wie es gewiß in der Stadt kein ſchöneres gebe. Als nun der Königſohn das Pferd ſah, wollte

*) »Chi fu bedda dda basciata, e pisci non n' avisti!«

er es gern kaufen, und ſchickte einen Miniſter hinunter, um zu fragen, wie viel der Jüngling dafür wolle. „Das Pferd will ich nicht verkaufen," ſagte der Jüngling. „Wer ihm aber drei Küſſe auf das Bein gibt, ſoll es umſonſt haben." Als der Königsſohn das hörte, dachte er: „Drei Küſſe für ein ſolches Pferd! die kann ich wohl geben," und eilte hinunter. Da er ſich aber bückte, um das Pferd zu küſſen, gab die Schöne dieſem die Sporen, daß es ausſchlug, und wiehernd davon ſprengte. Am nächſten Morgen war der Königsſohn ſchon wieder auf dem Balkon und rief:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie ſchön war jener Kuß, und Fiſche haſt du keine bekommen!"

„Wie ſchön war jener Kuß auf das Bein des Pferdes, und Pferd haſt du keines bekommen!" *)

Da merkte er, daß ſie der Jüngling geweſen war, und dachte, wie er ihr nun wieder einen Streich ſpielen könnte. Er ging alſo zur Lehrerin, und verſprach ihr, zu geben, was ſie wolle, wenn ſie die nächſte Nacht die Schöne des Cirimimminu bei ſich ſchlafen ließe und ihn unter das Bett verſtecke. Als es nun Abend geworden war, und die Schöne nach Hauſe gehen wollte, bat die Lehrerin: „Bleibe heute Nacht bei mir, ich fürchte mich ſo allein." Da blieb ſie bei ihr. Der Königsſohn aber war unter dem Bett verſteckt und hatte lange Nadeln, und ſtach damit die Schöne durch die Matratzen durch. „Ach," rief ſie, „Frau Lehrerin, Flöhe und Wanzen ſind in eurem Bette!" „Sei nur ruhig, Kind," antwortete die Lehrerin, „es kommt dir nur ſo vor." Er ließ ihr aber keine

*) »Chi fu bedda dda basciata, ntra i gammi du cavaddu, e cavaddu non n' avisti!«

Ruhe, alſo daß ſie gar nicht ſchlafen konnte. Am Morgen ging ſie nach Hauſe, um ihre Blumen zu begießen, da ſtand der Königsſohn am Fenſter und rief:

„Tochter, Tochter, von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin.“

„Sohn des König, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn.“

„Wie ſchön war jener Kuß, und Fiſche haſt du keine bekommen!“

„Wie ſchön war jener Kuß auf das Bein des Pferdes, und Pferd haſt du keines bekommen!“

„Und wie ſchön war die ganze Nacht: Ach, Frau Lehrerin, Flöhe und Wanzen ſind in eurem Bett!“ *)

„Aha,“ dachte die Schöne, „du haſt alſo unter dem Bette geſteckt? Warte nur, ich will dich ſchon bezahlen!“ Da ließ ſie einen Diener des Königs kommen, und ſprach zu ihm: „Ich gebe dir, was du willſt, wenn du mich heute Nacht in das Zimmer des Königsſohnes eindringen läſſeſt.“ Am Abend aber that ſie einen großen ſchwarzen Mantel um, der ihr auch das Geſicht verhüllte, und als der Königsſohn zu Bette lag, kam ſie in ſein Zimmer, und ſprach mit hohler Stimme:

„Es kommt der Tod
Mit Beinen krumm!
Den Königsſohn
Er holt ihn ſchon!“ **)

---

*) »E chi fu bedda na nottata: Ai, Signura Maistra, pulici, e cimici c' è ntru vostru lettu!«

**) »Veni la morti
Cu l'anchi storti!
Lu figghiu du rè
Si l' avi a pigghià!«

Der Königssohn aber rief:

„Laß leben mich, Tod, bis der Morgen graut,
Bis ich die Schöne von Cirimimminu geschaut." *)

Der Tod antwortete:

„Wenn bis zum Morgen ich nun noch warte,
Will Haar für Haar ich aus deinem Barte!" **)

Der Königssohn aber hatte einen sehr schönen großen Bart, aus Angst vor dem Tode jedoch ließ er sich die Barthaare einzeln auszupfen. Als nun die Schöne dachte, sie habe ihn genug leiden lassen, ging sie wieder fort. Am andern Morgen begann der Königssohn wieder, sie zu necken, und rief:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie schön war jener Kuß, und Fische hast du keine bekommen!"

„Wie schön war jener Kuß auf das Bein des Pferdes, und Pferd hast du keines bekommen!"

„Wie schön war die ganze Nacht: Ach, Frau Lehrerin, Flöhe und Wanzen sind in eurem Bett!"

„Wie schön war der Bart, Haar für Haar ausgezupft!" ***)

Als der Königssohn hörte, daß sie der Tod gewesen war, und ihm seinen schönen Bart ausgerissen hatte, schwur er, sich zu rächen, und um

---

*) »No, morti, lassami nsinu a matina,
Quantu vidu la bedda di Cirimimminu.«

**) »Si t'hâ a lassari nsinu a matina,
T'hâ a scippari la barba a filu a filu!«

***) »Chi fu bedda la barba scippata a filu a filu!«

ſie in ſeine Gewalt zu bekommen, ging er zum Fürſten Cirimimminu, und ſagte ihm, er wolle ſeine Tochter heirathen. Das war der Fürſt wohl zufrieden, und ſagte es ſeiner Tochter. Die antwortete: „Ja, lieber Vater, ihr müßt mir aber eine Puppe machen laſſen, aus Zucker und Honig, ſo groß, wie ich bin, und die mir gleich ſieht. Und am Kopf muß ſie einen Strick haben, alſo daß ſie mit dem Kopf nicken kann.“ Das that der Fürſt, und die Hochzeit wurde mit großem Glanze gefeiert. Als nun der Königsſohn die Schöne von Cirimimminu in das Brautgemach führen wollte, ſprach ſie: „Laß mich zuerſt zu Bette gehen; dann komme du nach.“ Sie aber legte die Puppe ins Bett und verſteckte ſich ſelbſt unter daſſelbe, und nahm den Strick in die Hand, der an dem Kopf der Puppe befeſtigt war. Da kam der Königsſohn herein, hatte ein blankes Schwert in der Hand, und wollte ihr den Kopf abhauen. „Biſt du es geweſen, die mich gezwungen hat, dem Pferde einen Kuß zu geben?“ frug er. Da zog ſie am Stricke, alſo daß die Puppe mit dem Kopfe nickte. „Biſt du es geweſen, die mir den Bart ausgezupft hat?“ Da nickte die Puppe wieder mit dem Kopfe. „Und nach allem dieſem haſt du die Unverſchämtheit, mir nicht einmal ordentlich zu antworten!“ ſchrie er ganz wüthend, ſtürzte auf das Bette zu und ſchnitt der Puppe den Kopf ab. Dann zog er das Schwert durch den Mund, um es vom Blute zu ſäubern, als er aber den ſüßen Honig ſchmeckte, reute es ihm, daß er ſie umgebracht hatte, und fing an zu weinen und zu jammern: „Ach, hätte ich gewußt, daß du ſo ſüß biſt, ich hätte dich nicht umgebracht.“ Da kroch ſie vergnügt unter dem Bette hervor, und rief: „Du haſt mich gar nicht umgebracht, denn es war nur eine Puppe.“

„Und die Puppe aus Zucker und Honig ſo fein,
Verſpeiſen wir nun als Gatten zu zwei'n!“ *)

Da war der Königsſohn hoch erfreut, und ſie aßen zuſammen die Puppe auf, und lebten glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

*) »E la statua di zuccaru e meli,
Ni la manciamu, maritu e mugghieri!«

36. Die Geſchichte von Sorfarina.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn. Damit nun der Knabe Alles das lernen ſollte, was zu ſeinem Stande gehörte, ſchickten ſie ihn zu einem Lehrer in die Schule. In dieſelbe Schule gingen auch viele andere Kinder, darunter die Tochter eines Kaufmanns, die war ſchöner als die Sonne und hieß Sorfarina. Von allen Kindern lernte Sorfarina am beſten, viel beſſer, als der Königsſohn, und der Lehrer war ſtolz auf ſie und hatte ſie ſehr lieb. Nun begab es ſich eines Tages, daß der Lehrer eine Reiſe machen mußte, und gar nicht wußte, wem er während ſeiner Abweſenheit die Schule überlaſſen ſolle. Da er nun ſo in Gedanken ſaß, frug ihn Sorfarina: „Herr Lehrer, was habt ihr?“ „Ach, Sorfarina, ich bin in großer Verlegenheit; denn ich muß eine Reiſe machen, und weiß nicht, wem ich die Schule überlaſſen ſoll.“ „Ueberlaſſet ſie doch mir,“ ſagte Sorfarina, „ſo will ich unterdeſſen die Schüler lehren.“ Der Lehrer war es zufrieden und reiſte ab, und Sorfarina hielt die Schule. Wie ſie aber eines Tages den Königsſohn unterrichtete, wollte er nicht aufmerkſam ſein; da ward ſie zornig und gab ihm eine Ohrfeige Der Königsſohn antwortete nichts, aber er behielt dieſe Beleidigung in ſeinem Herzen.

Viele Jahre vergingen, der Königsſohn ging nicht mehr zur Schule, und Sorfarina war ein wunderſchönes Mädchen geworden, ſo ſchön, daß er in heftiger Liebe zu ihr entbrannte.

Eines Tages kam er zu ſeinem Vater, und ſprach: „Lieber Vater, ich habe nun eine Braut gefunden, die mir gefällt; meine Gemahlin ſoll die ſchöne Sorfarina ſein.“ Der König hätte nun freilich lieber geſehen, daß ſein Sohn eine Königstochter geheirathet hätte, weil er ihm aber niemals „nein“ ſagen konnte, ſo ſprach er: „Nun gut, mein Sohn, wenn du ſie willſt, ſo nimm ſie.“ Alſo wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, mit vielen Feſtlichkeiten, und der Königsſohn heirathete die ſchöne Sorfarina. Als ſie aber in ihre Kammer gegangen waren, um ſich ſchlafen zu legen, ſprach er: „Sorfarina, denkſt du noch daran, wie du mir

damals eine Ohrfeige gegeben haſt? Sage mir doch, bereuſt du es nicht?" „Nein," antwortete ſie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegſt!" *)

„Was?" rief der Königsſohn im höchſten Zorn, „du wagſt es, mir ſo etwas zu ſagen? So will ich dich auch nicht in meinem Bette!" Damit ſtieß er ſie zum Bette hinaus, und Sorfarina mußte auf dem Boden ſchlafen. Weil er ſie aber ſo lieb hatte, that ihm das Herz weh, wenn er ſie ſo auf den kalten Steinen liegen ſah, und er ſprach zu ihr: „Liebe Sorfarina, ſage es mir doch, bereuſt du es nicht?" „Nein," ſprach ſie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegſt!"

Er mochte bitten und ihr zärtlich zureden, ſo viel er wollte, ſie gab ihm keine andere Antwort, ſo daß er endlich ganz böſe wurde und rief: „Nun gut, ſo bleibe wo du biſt!" Am andern Morgen lief er zu ſeiner Mutter, der Königin, und erzählte ihr Alles, und ſagte: „Denkt euch nur, nachdem ſie die ganze Nacht auf dem kalten Boden gelegen hat, will ſie es doch nicht ſagen!" „Aber, mein Sohn," antwortete die Königin, „laß ſie doch gehen, das ſind ja längſtvergangene Dinge." „Nein, Mutter, ich will nun einmal, daß ſie es ſagen ſoll. Nun lief er wieder zu Sorfarina: „Sorfarina, ſage mir, bereuſt du es nicht?"

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegſt!"

„Ach, Sorfarina," klagte er, „was biſt du eigenſinnig! Weißt du, daß ich dich in den Brunnen werfen laſſe, wenn du es nicht ſagſt?" „So laß mich in den Brunnen werfen!" Kurz, obgleich er mehrmals am Tage zu ihr hinlief, und es bald auf die eine Weiſe verſuchte, bald auf die andere, es war nicht möglich, von ihr eine andere Antwort zu bekommen. Endlich wurde er böſe, und ließ ſie in einen leeren Brunnen

*) «Nun m'aju pentuto, e nun mi pentirò,
Se n'autra ci ui voli, ti la darò.«

werfen, der im Hof war. Alle Augenblicke aber lief er zu dem Brunnen: „Sorfarina, ich bitte dich, ſage mir doch, bereuſt du?“ „Nein.“ ſagte ſie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegſt!“

„Weißt du aber auch, daß ich weit weg reiſe, und dich hier im Brunnen laſſe?“ „Reiſe ſo viel du willſt,“ antwortete ſie, „erweiſe mir nur vorher die Gnade, mir zu ſagen, ob du zu Land oder zu Waſſer reiſeſt.“ So vergingen noch mehre Tage, und Sorfarina wollte ſich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen laſſen, zu ſagen, daß ſie bereue. Als der Königsſohn ſie ſo eigenſinnig ſah, rief er ihr endlich zu: „Lebe wohl! ich reiſe nach Rom.“ „Glückliche Reiſe! gehſt du zu Land oder zu Waſſer?“ „Zu Waſſer.“ „Gut,“ dachte Sorfarina bei ſich, ſo werde ich zu Land gehen.“ Der Königsſohn verreiſte, und alſobald ſtieg Sorfarina aus dem Brunnen und reiſte zu Land nach Rom. Dort nahm ſie ein hübſches Haus, dem Wirthshaus gerade gegenüber, in welchem der Königsſohn abgeſtiegen war.

Als er nun eines Morgens zum Fenſter herausſchaute, ſah er ſie gegenüber im Balkon ſtehen, und ſchaute ſie ganz verwundert an, und dachte: „Ei, wie iſt jene Frau ſo wunderſchön! Wenn ich nicht meine Frau Sorfarina im Brunnen gelaſſen hätte, ſo würde ich ſagen, ſie ſei es.“ Da grüßte er ſie, und redete ſie an, und ſie antwortete ihm freundlich. Nach einigen Tagen kam er zu ihr ins Haus, und kurz, ſie ſchloſſen eine ſo innige Freundſchaft, daß nach einem Jahr ein ſchönes Knäblein zur Welt kam, das nannten ſie Romano. Er hatte ihr aber erzählt, wie er zu Hauſe eine wunderſchöne aber eigenſinnige Frau habe, die ſich nicht dazu bequemen wolle, ihm zu ſagen, daß ſie die Ohrfeige bereue. „Ach,“ hatte Sorfarina geſagt, „verzeihet doch der armen Frau, und nehmet ſie aus dem Brunnen heraus.“ „Nein, ich will nun einmal, daß ſie thue, was ich von ihr verlange.“

Als nun das Knäblein einige Monate alt war, ſagte eines Tages Sorfarina zum Königsſohne: „Geht doch einmal nach Haus, und ſeht nach, ob eure arme Frau noch im Brunnen ſitzt, ſie hat ſich jetzt vielleicht

eines Beſſeren beſonnen. Da reiſte der Königsſohn zu Waſſer nach Haus, Sorfarina aber ließ ihr Kind bei den Feen, die ihr unterthan waren, denn ſie konnte zaubern, und reiſte auch nach Hauſe, und als der Königsſohn ankam, ſaß ſie ſchon im Brunnen. „Nun, Sorfarina,“ ſprach er, „willſt du noch immer eigenſinnig ſein? Ich bitte dich darum, ſage mir doch, daß du es bereueſt.“ „Nein,“ ſprach ſie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegſt.“

Der Königsſohn war ganz verzweifelt, denn er liebte ſeine Sorfarina doch ſo ſehr, und nun wollte ſie ihm nicht den Willen thun. Da ſprach er eines Tages zu ihr: „Sorfarina, wenn du es nicht bereuen willſt, ſo reiſe ich heute noch nach Neapel ab.“ „Glückliche Reiſe! Gehſt du zu Land oder zu Waſſer?“ „Zu Waſſer.“ „So werde ich zu Lande gehen,“ dachte ſie, und kaum war der Königsſohn verreiſt, ſo ſtieg ſie aus dem Brunnen, und reiſte auch nach Neapel. Dort nahm ſie ein Haus, dem Wirthshaus gegenüber, in dem er wohnte, und als er zum Fenſter herausſah, ſtand auch ſie im Balkon, daß er ſie verwundert anſchaute. „Was iſt denn das nur? Wenn ich nicht meine Frau im Brunnen verlaſſen hätte, und die Römerin in Rom, ſo müßte ich denken, dieſe ſchöne Frau ſei eine von ihnen.“ Er grüßte ſie und redete ſie an, ſie antwortete freundlich, und um es kurz zu ſagen, nach einem Jahr hatte der Königsſohn wieder ein Knäblein, das nannten ſie Napolitano.

Als das Kind einige Monate alt war, ſprach Sorfarina zu ihm: „Wollt ihr nicht einmal nach Hauſe gehen, und ſehen, ob eure Frau ſich beſonnen hat?“ Alſo reiſte der Königsſohn nach Haus, aber Sorfarina war ſchneller als er, und als er an den Brunnen lief, ſtand ſeine Frau auch ſchon darinnen und frug: „Nun, haſt du viel Vergnügen genoſſen?“ „Ach, Sorfarina, wenn du mir doch den Willen thun wollteſt, wie gerne wollte ich bei dir bleiben! Bitte, liebe Sorfarina, ſage mir doch, daß du es bereueſt!“ Sorfarina aber gab immer dieſelbe Antwort, er mochte bitten oder drohen, ſo viel er wollte, ſo daß er eines Tages zornig wurde und ſagte: „Sorfarina, ſage es! ſonſt reiſe ich heute noch nach Genua

ab!“ „Glückliche Reiſe!“ rief ſie ſpottend, und ſobald er verreiſt war, ſtieg ſie aus dem Brunnen, und war zu gleicher Zeit mit ihm in Genua. Dort nahm ſie wieder ein Haus dem Wirthshaus gegenüber, in dem ihr Mann wohnte, und das erſte, was er ſah, als er zum Fenſter hinausblickte, war wieder die ſchöne Frau, die gegenüber im Balkon ſtand. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ rief er. „Da iſt wieder eine ſchöne Frau, die meiner lieben Sorfarina gleicht. Wenn ich nicht meine Frau im Brunnen gelaſſen hätte, und die Römerin in Rom, und die Neapolitanerin in Neapel, müßte ich denken, es ſei eine von ihnen.“ Nun grüßte er ſie, ſie dankte; bald ſchloſſen ſie Freundſchaft, und ehe ein Jahr herum war, kam ein Töchterlein zur Welt, das nannten ſie Genova.

Als das Mädchen einige Monat alt war, ſprach Sorfarina eines Tages zu ihm: „Wollt ihr nicht einmal nach Hauſe reiſen, und nach eurer armen Frau ſehen? Wer weiß, ſie hat ſich vielleicht beſonnen!“ Da reiſte der Königsſohn nach Hauſe, aber auch Sorfarina war nicht faul, und als er an den Brunnen kam, ſtand ſie ſchon darinnen. „Liebe Sorfarina,“ bat er, „nun wirſt du gewiß nicht mehr eigenſinnig ſein; ich bitte dich, ſage mir doch, daß du es bereueſt.“

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und brauchts noch eine, die zweite du kriegſt.“

Der Königsſohn mochte zum Brunnen laufen, ſo oft er wollte. Sorfarina gab immer dieſelbe Antwort. „Sorfarina!“ ſagte er endlich, „wenn du mir jetzt nicht den Willen thuſt, ſo werde ich eine andere Frau nehmen!“ „Nimm ſie dir!“ antwortete ſie. Da ließ er eine ſchöne Königstochter kommen, und es ſollte eine prächtige Hochzeit gefeiert werden. Der Königsſohn konnte aber doch ſeine geliebte Sorfarina nicht vergeſſen, lief wieder zu ihr, und bat ſie: „Sorfarina, thue es doch mir zu Liebe; denn ſieh, es iſt mein Ernſt, daß ich eine andre Frau nehmen will, und heute Abend iſt großer Ball im königlichen Schloß.“ „Ich wünſche dir viel Vergnügen,“ antwortete ſie, „thu was du willſt.“ Am Abend aber wünſchte ſie ſich ihre drei Kinder herbei, und alsbald ſtanden

ſie vor ihr, und waren ſo fein und ſchön, daß man keine ſchöneren Kinder ſehen konnte, und trugen prächtige königliche Kleider. Sie wünſchte ſie ſich auch die herrlichſten Gewänder, und den reichſten Schmuck, und viele Dienerinnen, die mußten ſie mit wohlriechendem Waſſer waſchen, und ſie fein ſchmücken, und endlich wünſchte ſie ſich auch noch einen goldnen Wagen, mit vier Pferden beſpannt, und mit Allem, was dazu gehört. Da ſtieg ſie in den Wagen, und ihre drei Kinder mit ihr, und fuhr aufs Schloß.

Als ſie ankam, und mit ihren drei Kindern in den Saal trat, ſchauten alle Leute ſie voll Bewunderung an, denn ſie war die ſchönſte von Allen, und es hatte ſonſt keine ſo herrliche Gewänder. Der Königsſohn aber eilte auf ſie zu, und wollte mit ihr tanzen. Da rief ſie mit heller Stimme: „Romano und Neapolitano, nehmt eure Schweſter Genova an die Hand, und tanzt mit ihr.“ Als nun der Königsſohn dieſe Namen hörte, blieb er wie erſtarrt ſtehen, und da er ſie genauer anſah, erkannte er ſie auf einmal, und rief: „Ach! Sorfarina! Du biſt es? Und du warſt auch die Römerin, die Neapolitanerin und die Genueſerin?“ „Ja wohl, ich war es,“ antwortete ſie, „ſo vertriebſt du dir alſo die Zeit, während du deine Frau im Brunnen ließeſt?“ und gab ihm vor der ganzen Geſellſchaft eine Ohrfeige.

Nun denkt euch, wie gekränkt der Königsſohn war, als ſie ihn vor der ganzen Geſellſchaft ſo behandelte, doch konnte er nicht anders, als ſie um Verzeihung bitten, und als er gar ſeine Kinder ſah, umarmte er ſie voll Freude, und ſprach zu Sorfarina: „Nun ſollſt du auch meine liebe Gemahlin bleiben.“ Alſo mußte die fremde Königstochter nach Hauſe zurückkehren, und der Königsſohn nahm Sorfarina als ſeine Gemahlin wieder zu Ehren an. Sie war aber klug, und dachte immer: „Wer weiß, ob er mir wirklich verziehen hat.“

Als ſie nun zuerſt in ihre Kammer gegangen war, machte ſie ſich eine ſchöne Puppe aus Zucker und Honig, ganz in ihrer Größe, die hatte am Halſe ein Strickchen, und wenn ſie daran zog, nickte ſie mit dem Kopf. Dieſe Puppe legte ſie in ihr Bett, ſie ſelbſt aber legte ſich unter

das Bett, und nahm das Strickchen in die Hand. Es dauerte nicht lange, ſo kam der Königsſohn auch in die Kammer, und trat an's Bett, und frug ſie: „Nun, Sorfarina, bereuſt du noch immer nicht?“ Da zog Sorfarina an dem Strickchen, daß die Puppe den Kopf ſchüttelte, als ob ſie „nein“ geſagt hätte. „Was?“ rief er, „auch jetzt biſt du noch ſo eigenſinnig?“ und ward ſo zornig, daß er ſein Schwert zog und der Puppe den Kopf abſchnitt. Als er aber das Schwert durch den Mund zog, um es abzuwiſchen, ſchmeckte das Blut ſo ſüß, daß er ganz traurig wurde, und rief: „Ach! ſo ſüß war dein Blut, herzliebſte Sorfarina, und ich habe dich umgebracht! So will ich auch nicht länger leben!“ und wollte ſich das Schwert in die Bruſt ſtoßen. Da ſprang aber Sorfarina hinter dem Bett hervor, fiel ihm in die Arme, und rief: „Halt ein! Ich bin ja noch am Leben, und die Taube von Honig und Zucker wollen wir als Mann und Frau verzehren.“*) Da umarmte er ſeine liebe Frau voll Freude, und ſprach: „So haſt du mich bis hierher angeführt; nun, ich verzeihe dir Alles.“ „Und ich will dir auch ſagen, daß ich es bereue, dir die Ohrfeige gegeben zu haben,“ rief ſie. Da ward die Freude erſt recht groß, und ſie blieben glücklich und zufrieden mit ihren Kindern; wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

---

37. Giufà.

Wollt ihr die Geſchichten von Giufà hören? Der machte viele dumme Streiche, und brachte ſeine Mutter oft in Verlegenheit. Im Grunde aber war er recht klug, und ſeine Mutter war noch viel klüger als er. — Eines Tages rief ſie ihn, und gab ihm ein Stück Leinwand, das ſie ſelbſt gewoben hatte. „Bringe die Leinwand zum Färber, Giufà, und ſage ihm, er ſolle ſie ſchön grün färben.“**) Giufà nahm die Rolle

*) E la palumma di zuccaru e meli, ui la manciamu maritu e mugghieri.

**) Die Bäuerinnen um Meſſina tragen grüne und blaue Röcke aus grobem ſelbſtgefertigtem Zeuge.

Zeug und zog damit über Land. Da er nun müde war, ſetzte er ſich auf einen Steinhaufen, um auszuruhen. Da kam eine kleine Eidechſe, und ſpielte zwiſchen den Steinen. „Ei," dachte Giufà, „was du für ein hübſches grünes Röckchen anhaſt, du biſt gewiß der Färber. Höre einmal, meine Mutter läßt dir ſagen, du ſollteſt ihr dieſes Zeug ſchön grün färben, ſo wie dein Röckchen. In einigen Tagen komme ich wieder, um es abzuholen." Damit warf er das Zeug auf den Steinhaufen, und ging davon.

Als er nun nach Hauſe kam, frug ihn ſeine Mutter: „Wo haſt du die Leinwand hingebracht?" „Mutter, mitten auf dem Felde ſtand ein großer Steinhaufen, dort ſaß einer, der hatte ein ſo ſchönes grünes Röckchen an, da dachte ich, es müſſe wohl der Färber ſein, und habe ihm die Leinwand hingelegt." „Nein, ſeht doch dieſe Dummheit," rief die Mutter, „wer heißt dich, das Zeug auf dem Felde liegen laſſen? Gleich gehſt du hin und kommſt ohne Leinwand nicht wieder nach Haus." Da ging Giufà wieder zum Steinhaufen, aber das Zeug war verſchwunden. „Höre Färber, gib mir mein Zeug wieder, ſonſt zerſtöre ich dein Haus," rief Giufa. Die Eidechſe aber hatte ſich verkrochen, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Da fing er an, den Steinhaufen zu zerſtören, und rief immer: „Dir habe ich das Zeug anvertraut, nun mußt du es mir auch wiedergeben, ſonſt zerſtöre ich dein Haus." Auf einmal ſah er einen großen Topf mit goldnen Münzen, der unter dem Steinhaufen verborgen war. „So," ſagte er, „du haſt gewiß die Leinwand verkauft, ſo nehme ich dir eben dein Geld weg." Da nahm Giufà den Topf mit dem Geld und ſteckte ihn in ſeinen Querſack. Darüber aber legte er einen großen Haufen Dornen, und wanderte nun nach Haus. Unterwegs neckten ihn die Leute: „Giufà, was bringſt du?" „Wehe" *) ſagte Giufà. „Was ſind das „„Wehe"" ?" frugen ſie. Da antwortete Giufà: „Seht ſelber zu." **) Da ſtachen ſich die Leute an den Dornen, und riefen: „Ein ſchönes

*) Guai, Schmerzen.
**) Tona e vidirai.

Geſchenk bringt der Giufà ſeiner Mutter! Die wird ſich über die Dornen freuen!“ Als aber Giufà nach Hauſe kam, rief er ſeine Mutter, und ſprach ganz heimlich zu ihr: „Seht einmal, was ich euch bringe, Mutter!“ und packte den Topf mit Geld aus. Die Mutter war aber eine ſehr kluge Frau, und dachte: Gewiß wird nun Giufà es allen Leuten erzählen, daß er mir das Geld gebracht hat.“ Da ſprach ſie zu ihm: „Du haſt wohlgethan, mein Sohn, iß nun dein Abendbrod und lege dich dann ſchlafen.“

Als nun Giufà auf ſeinem Bette lag, nahm die Mutter den Topf und vergrub ihn unter die Treppe. Dann nahm ſie ihre Schürze voll Feigen und Roſinen, ſtieg auf das Dach, und warf durch den Schornſtein dem Giufà Feigen und Roſinen in den Mund. Das ließ ſich Giufà wohl gefallen, und aß, was er eſſen konnte. Am andern Morgen aber erzählte er ſeiner Mutter: „Denkt euch nur, Mutter, geſtern Abend hat mir das Chriſtkind Feigen und Roſinen vom Himmel herab geworfen.“ Giufà erzählte nun allen Leuten: „Ich habe meiner Mutter einen großen Topf mit Geld gebracht, den ich im Steinhaufen gefunden habe.“ Die Leute gingen hin, und verklagten ihn beim Gericht. Da kamen die Leute vom Gericht zur Mutter des Giufà und ſprachen: „Euer Sohn hat überall erzählt, ihr hättet einen Topf mit Geld behalten, den er gefunden hat. Wißt ihr denn nicht, daß man gefundenes Geld beim Gericht ausliefern muß?“ „Ach, ihr Herren,“ jammerte die Frau, „ihr wollt doch nicht Alles glauben, was dieſer dumme Giufà in den Tag hineinredet? Ich geſchlagene Frau! Dieſer Sohn wird mich noch ins Unglück bringen. Ich weiß nichts von einem Topf mit Geld.“ „Aber, Mutter,“ rief Giufà, „wißt ihr nicht mehr, als ich euch den Topf brachte, und mir am Abend das Chriſtkind die Feigen und Roſinen vom Himmel herunter in den Mund warf?“ „Seht ihr wohl, daß er dumm iſt, und nicht weiß, was er ſagt,“ ſprach die Mutter. Da gingen die Leute vom Gericht wieder weg, und dachten: „Der Giufà iſt auch gar zu dumm!“

Ein andermal wollte die Mutter in die Meſſe gehen, und ſprach zum Giufà: „Zieh die Thür hinter dir zu, Giufà, wenn du weggehſt.“

Als nun die Mutter in der Meſſe war, hob Giufà die Thür aus den Angeln und brachte ſie auf ſeinen Schultern zu ſeiner Mutter in die Kirche. „Hier habt ihr die Thür, Mutter," ſprach er.

Ein andermal wollte die Mutter wieder in die Meſſe gehen. „Giufà," ſprach ſie, „gib mal Acht auf die Gluckhenne, daß ſie die Eier nicht verläßt und gib ihr auch zu freſſen." Als die Mutter fort war, gab Giufà der Henne die Kleie und dabei wurde er ſelbſt hungrig. Da er nun nichts im Hauſe fand, ſo nahm er die Henne, ſchlachtete ſie und kochte ſie, und aß ſie ganz auf. Damit aber die Eier nicht kalt würden, ſetzte er ſich ſelbſt darauf. Als nun die Mutter nach Hauſe kam, ſah ſie ihn nirgends und rief: „Giufà, wo biſt du?" „Gluck, gluck," antwortete Giufà. „Haſt du der Henne auch zu freſſen gegeben, Giufà!" „Gluck, gluck," lautete. „Giufà, wo biſt du denn?" „Gluck, gluck." Die Mutter fand ihn endlich, wie er auf dem Neſt mit den Eiern ſaß. „Giufà, was machſt du da?" „Gluck, gluck." „Wo iſt denn die Henne?" „Die Henne habe ich gegeſſen, gluck, gluck." „Aber die Eier gehen ja zu Grunde, du Unglückskind!" „Darum ſitze ich ja darauf, um ſie auszubrüten," antwortete Giufà.

Eines Abends ſprach die Mutter zu Giufà: „Ziehe aus, Giufà, und ſieh, ob du eins von den Thieren findeſt, die des Nachts ſingen." Sie meinte aber einen Hahn. Da zog Giufà aus und begegnete einem Schäfer, der ſang luſtig in den Abend hinein. „Halt," dachte Giufà, „meine Mutter will ein Thier, das des Nachts ſingt; ſie meint gewiß dieſes." Da ermordete er den Schäfer, lud ihn auf ſeine Schultern und brachte ihn ſeiner Mutter. „Ach, Giufà, was haſt du gethan?" rief die Mutter, „wenn das Gericht ihn findet, ſo wirſt du gehängt. Komm ſchnell, wir wollen ihn in die Ciſterne werfen." Da warfen ſie den todten Schäfer in die Ciſterne. Als aber Giufà ſchlief, holte die Mutter den Todten wieder heraus, und warf ſtatt deſſen einen todten Ziegenbock hinein. Am nächſten Morgen begegnete Giufà der Tochter des Schäfers, die jammerte: „Man hat meinen Vater umgebracht, man hat meinen Vater umgebracht." „Hat dein Vater am Abend geſungen?" frug Giufà.

„Ja, zuweilen," antwortete das Mädchen. „Nun, ſo habe ich ihn umgebracht und meine Mutter und ich, wir haben ihn in die Ciſterne geworfen." Da ging das Mädchen hin, und verklagte Giufà bei Gericht. Die Leute vom Gericht kamen und ſagten zur Mutter vom Giufà: „Euer Sohn hat den Schäfer umgebracht, und ihr habt ihn in die Ciſterne geworfen." „Ach, was ſagt ihr," rief die Frau, „mein Sohn iſt ſo dumm, der weiß gar nicht, was er ſagt." „Doch, Mutter," rief Giufà, „erinnert ihr euch nicht, wir haben ihn ja in die Ciſterne geworfen." Da ließ das Gericht den Giufà in die Ciſterne hinunterſteigen, damit er den todten Schäfer heraufbringen ſollte. Als nun Giufà den todten Ziegenbock ſah, rief er dem Mädchen zu: „Hat dein Vater Hörner gehabt?" „Ach nein," antwortete das Mädchen. „Hat er vier Beine gehabt?" „Ach nein." „Hat er Wolle gehabt?" „Ach nein, das iſt mein Vater nicht." Da ſprach die Mutter: „Seht, meine Herren, geſtern Abend brachte mein Sohn einen todten Ziegebock nach Haus, den er auf dem Felde gefunden hatte. Ich fürchtete aber, man möchte glauben, ich hätte ihn geſtohlen und warf ihn in die Ciſterne." Da gingen die Leute vom Gericht nach Hauſe und ſprachen: „Dieſer Giufà iſt auch gar zu dumm."

Giufà's Mutter hatte noch ein kleines Töchterchen. Als ſie nun wieder einmal in die Meſſe gehen wollte, ſprach ſie zu ihrem Sohn: „Gib ja recht Acht auf dein Schweſterchen und wenn es aufwacht, ſo gib ihm den Brei *), aber nicht zu heiß, und wenn es einſchläft, ſo lege es in die Wiege." Als das Schweſterchen aufwachte, da kochte ihm Giufà den Brei und fütterte es. Er gab ihm aber den Brei ſo heiß, daß das Kind ſich verbrannte und ſtarb.

Weil es nun ſtille geworden war, ſo ſprach Giufà: „Das Schweſterchen ſchläft," und legte es in die Wiege. Die Mutter kam nach Haus und frug gleich: „Was macht das Schweſterchen?" „Es ſchläft ſchon lange in der Wiege," antwortete Giufà. Da ging die Mutter an die Wiege und fand das todte Kindchen. „Ach Giufà, was haſt du gethan?"

*) Pane cotto.

jammerte die Mutter, „o, du böſer Menſch, ich will dich nun nicht länger ſehen.“

Die Mutter wollte ihn alſo nicht mehr im Hauſe haben und that ihn zu einem Geiſtlichen als Bedienten. „Wie viel Lohn willſt du denn?“ frug der Geiſtliche. „Ich will jeden Tag nur ein Ei, und ſo viel Brod, als ich dazu eſſen kann. Ihr dürft mich aber nicht eher wegſchicken, als bis das Käuzchen im Epheu ſchreit.“ Der Geiſtliche war es zufrieden und dachte: „Einen ſo wohlfeilen Bedienten bekomme ich nicht wieder.“ Am erſten Morgen bekam Giufà ein Ei und ein Brod dazu. Er pickte das Ei auf, und aß es aber mit einer Stecknadel und ſo oft er die Stecknadel ableckte, verzehrte er ein großes Stück Brod dazu. „Bringt mir doch noch ein wenig Brod her, das langt noch nicht,“ rief er, und der Geiſtliche mußte ihm einen großen Korb voll Brod ſchaffen.

So ging es jeden Morgen. „Ich armer Mann,“ rief der Geiſtliche, „in einigen Wochen bringt mich der ja an den Bettelſtab.“ Es war aber Winter, und bis das Käuzchen ſchreien konnte, mußten noch mehrere Monate vergehen. In ſeiner Verzweiflung ſprach nun der Geiſtliche zu ſeiner Mutter: „Mutter, heute Abend müßt ihr euch in dem Epheu verſtecken, und wie das Käuzchen ſchreien.“ Die alte Frau verſteckte ſich am Abend im Epheu und fing an zu rufen: „Miu, miu.“ „Hörſt du, Giufà, das Käuzchen ſchreit im Epheu, nun ſind wir geſchiedene Leute,“ ſprach der Geiſtliche. Da nahm Giufà ſein Bündelchen und wollte zu ſeiner Mutter zurückkehren.

Als er an dem Epheu vorbeikam, wo die Mutter des Geiſtlichen noch immer ihr „Miu, miu“ rief, nahm er in ſeinem Zorn einige große Steine und ſchrie:

„O du verwünſchtes Käuzelein,
Leide nun Strafe und ſchwere Pein!“ *)

Damit warf er mit den Steinen ins Gebüſch und tödtete die alte

*) »Chiuzza di mala stasciuni,
Soffri pene duluri!«

Frau. Als er zu seiner Mutter kam, rief sie: „Giufà, wo kommst du her? Ich will dich gar nicht hier haben, und werde dir morgen einen neuen Dienst suchen.“ Da ging sie hin und that ihn zu einem Gutsbesitzer als Schweinehirten. Der Gutsbesitzer schickte ihn in einen Wald, der war weit, weit weg, und befahl ihm, die Schweine zu hüten und wenn sie fett wären, dann sollte er sie wiederbringen. Da lebte Giufà viele Monate im Walde, bis die Schweine ganz fett waren. Als er sie nun nach Hause trieb, begegnete er einem Metzger und sprach zu ihm: „Wollt ihr diese schönen Schweine kaufen? Ich gebe sie euch um den halben Preis, wenn ihr mir die Ohren und die Schwänze geben wollt.“ Da kaufte der Metzger die ganze Heerde, gab Giufa viel Geld dafür und die Ohren und die Schwänze. Da ging Giufà an einen Morast und pflanzte zwei Ohren neben einander und drei Palm*) weiter einen Schwanz; so trieb er es mit allen. Dann lief er ganz verstört zum Gutsbesitzer und schrie: „Ach, Herr, denkt euch nur, welch schweres Unglück mir begegnet ist. Ich hatte die Schweine so schön gemästet und da ich sie hertrieb, geriethen sie in einen Morast und sie sind alle darin versunken. Nur die Ohren und die Schwänze gucken noch heraus. Der Gutsbesitzer eilte sogleich mit seinen Leuten an den Morast, wo noch die Ohren und die Schwänze herausguckten. Sie versuchten, die Schweine wieder herauszuziehen. So oft sie aber ein Ohr oder einen Schwanz packten, fuhr er sogleich heraus. „Seht ihr wohl, wie fett die Schweine waren,“ rief Giufa, „vor lauter Fett sind sie in dem Morast ganz vergangen.“**) Da mußte der Gutsbesitzer ohne Schweine abziehen, Giufà aber brachte das Geld seiner Mutter und blieb wieder eine Zeitlang bei ihr.

Eines Tages sprach diese zu ihm: „Giufà, wir haben heute nichts zu essen, was fangen wir an?“ „Laßt mich nur machen,“ und ging zu einem Metzger: „Gevatter, gebt mir doch ein halb Rottolo Fleisch, morgen

*) Spanne.
**) Si sficiru.

bringe ich euch das Geld.“ Da gab ihm der Metzger das Fleisch. Dann ging er zum Bäcker: „Gevatter, gebt mir ein halb Rottolo Maccaroni und ein Laib Brod, morgen bringe ich euch das Geld.“ Da gab ihm der Bäcker die Maccaroni und das Brod, und Giufà ging zum Oelhändler: „Gevatter, gebt mir ein Mäßchen Oel, morgen bringe ich euch das Geld.“ Der Oelhändler gab ihm das Oel, und Giufà ging zum Weinhändler: „Gevatter, gebt mir ein Quartuccio Wein, morgen bringe ich euch das Geld.“ Da gab ihm der Weinhändler den Wein, und Giufà ging zum Käsehändler: „Gevatter, gebt mir für vier Grani Käse, morgen bringe ich euch das Geld.“ Da gab ihm der Käsehändler den Käse, und Giufà kam zu seiner Mutter, und brachte ihr Fleisch, Maccaroni, Brod, Oel, Wein und Käse, und sie aßen vergnügt zusammen.

Am andern Morgen aber stellte sich Giufà todt, und seine Mutter weinte und jammerte: „Mein Sohn ist gestorben, mein Sohn ist gestorben.“ Er wurde in einen offenen Sarg gelegt und in die Kirche gebracht, und die Geistlichen sangen ihm die Todtenmesse. Als man aber in der ganzen Stadt hörte, Giufà ist gestorben, da sagten der Metzger, Bäcker, Oelhändler und Weinhändler: „Was wir ihm gestern gegeben haben, ist so gut wie verloren. Wer soll es uns nun bezahlen?“ Der Käsehändler aber dachte: „Giufà ist mir zwar nur vier Grani schuldig, aber die will ich ihm nicht schenken. Ich will hingehen und ihm seine Mütze wegnehmen.“ Er schlich sich in die Kirche, aber es war noch ein Geistlicher da, der betete am Sarge Giufà's. „So lange der geistliche Herr da ist, schickt es sich nicht, daß ich ihm die Mütze nehme,“ dachte der Käsehändler, und versteckte sich hinter dem Altar. Als es aber Nacht wurde, ging auch der letzte Geistliche fort und der Käsehändler wollte eben aus seinem Versteck hervorkommen, als eine Schaar Diebe in die Kirche drang Die Diebe hatten einen großen Sack mit Goldmünzen gestohlen, und wollten ihn nun in der dunkeln Kirche vertheilen. Dabei geriethen sie in Streit, und fingen an zu lärmen und zu schreien. Da richtete sich Giufà im Sarge auf und rief: „Heraus mit euch!“ Die Diebe erschraken sehr, als der Todte sich aufrichtete, sie glaubten auch,

er riefe die anderen Todten, und liefen im hellen Schrecken davon, ohne den Sack mitzunehmen. Als Giufà den Geldſack aufnehmen wollte, ſprang auch der Käſehändler aus ſeinem Verſteck hervor und wollte auch ſeinen Theil davon haben. Giufà aber rief immerfort: „Vier Grani kommen euch zu.“ *) Da meinten die Diebe draußen, er vertheile das Geld unter die Todten und ſie ſprachen untereinander: „Wie viele muß er gerufen haben, wenn auf jeden nur vier Grani kommen.“ Und rannten, was ſie rennen konnten, davon. Das Geld nahm Giufà mit, nachdem er dem Käſehändler ein wenig gegeben hatte, damit er nichts ſagen ſollte, und brachte es ſeiner Mutter.

Einmal kaufte ſeine Mutter einen großen Vorrath Flachs und ſprach zu ihm: „Giufà, du könnteſt wohl ein wenig ſpinnen, um doch irgend etwas zu thun.“ Giufà nahm von Zeit zu Zeit einen Strang und anſtatt ihn zu ſpinnen, ſteckte er ihn in das Feuer und verbrannte ihn. Da wurde ſeine Mutter zornig und ſchlug ihn. Was that nun Giufà? Er nahm ein Bündel Reiſer und umwickelte es mit Flachs, wie einen Rocken **), dann nahm er einen Beſen als Spindel, ſetzte ſich aufs Dach und fing an zu ſpinnen. Wie er ſo da ſaß, kamen drei Feen vorbei, die ſprachen: „Nein, ſeht doch nur, wie nett Giufà da ſitzt und ſpinnt. Wollen wir ihm nicht etwas ſchenken?“ Da ſprach die erſte Fee: „Ich ſchenke ihm, daß er in einer Nacht ſo viel Flachs ſpinnen kann, als er berührt.“ Da ſprach die Zweite: „Ich ſchenke ihm, daß er in einer Nacht ſo viel Garn zu Leinwand weben kann, als er geſponnen hat.“ Da ſprach die dritte Fee: „Und ich ſchenke ihm, daß er in einer Nacht alle Leinwand bleichen kann.“ Das hörte Giufà. Am Abend, als ſeine Mutter zu Bette gegangen war, machte er ſich hinter ihren Vorrath von Flachs und ſiehe da, ſo oft er einen Strang berührte, war er ſogleich geſponnen. Als kein Flachs mehr da war, fing er an zu weben, und ſo wie er den Webſtuhl nur berührte, rollte ſich auch ſchon die gewobene

*) Quàttru grani vi toccano.
**) Cunocchia.

Leinwand auf. Endlich breitete er alle Leinwand aus, und kaum benetzte er sie ein wenig, so war sie schon gebleicht. Am nächsten Morgen zeigte er seiner Mutter die schönen Stücke Leinwand, und seine Mutter verkaufte sie und verdiente schönes Geld damit. So trieb es Giufà einige Nächte hindurch, endlich aber wurde er es müde, und wollte wieder einen Dienst annehmen.

Da vermiethete er sich bei einem Schmied, dem sollte er den Blasbalg treten. Er trat aber den Blasbalg so stark, daß er das Feuer ganz auslöschte. Da sagte der Schmied: „Laß das Treten sein und schmiede das Eisen auf dem Ambos.“ Giufà aber schlug mit solcher Gewalt auf den Ambos, daß das Eisen in tausend Stücke zersprang. Da wurde der Schmied zornig, und er konnte ihn doch nicht fortjagen, denn Giufà hatte die Bedingung gestellt der Schmied müsse ihn ein ganzes Jahr lang behalten. Da ging der Schmied zu einem armen Manne und sprach zu ihm: „Ich will euch ein schönes Geschenk machen, wenn ihr dem Giufà sagt, ihr wäret der Tod und ihr wäret gekommen, um ihn abzuholen.“ Als nun der arme Mann dem Giufà eines Tages begegnete, sagte er ihm, was der Schmied ihm geheißen hatte. Giufà aber war nicht faul. „So, bist du der Tod?“ rief er, packte den armen Mann, steckte ihn in seinen Sack und trug ihn in die Schmiede. Dort legte er ihn auf den Ambos und fing an, auf ihn loszuhämmern. „Wie viele Jahre soll ich noch leben?“ frug er dabei. „Zwanzig Jahr,“ schrie der Mann im Sack. „Das ist mir noch lange nicht genug.“ „Dreißig Jahr, vierzig Jahr, so viel du willst,“ schrie der Mann. Giufà aber hämmerte immer zu, bis der arme Mann todt war.

Nun hatte Giufà das Schmiedehandwerk satt, verließ seinen Meister, und wanderte fort. Da kam er an einem Hause vorbei, darin wohnten Verwandte von ihm, die feierten gerade eine Hochzeit. Er trat hinein, aber Keiner sagte zu ihm: „Guten Tag, Giufà, setze dich zu uns.“ Keiner grüßte, Keiner beachtete ihn. Da ging Giufà zu einem Bekannten, und ließ sich einen wunderschönen, goldgestickten Anzug leihen, den legte er an, und ging wieder zu seinen Verwandten. Kaum erblickten

ſie ihn, ſo ſtanden ſie gleich alle auf, und begrüßten ihn: „O, Giufà, wie ſchön, daß du auch gekommen biſt; komm, ſetze dich zu uns und iß.“ Da ſetzte ſich Giufà zu ihnen, und ſie ſetzten ihm einen ſchönen Teller Maccaroni vor. Er aber nahm den ganzen Teller und ſchüttete ihn über ſeine Kleider aus. Dann ſchenkten ſie ihm Wein ein, er aber ſchüttete das Glas über ſeine Kleider aus, und ſo that er mit Allem, was ſie ihm vorſetzten. „Giufà, warum iſſeſt du denn nicht,“ frugen ihn endlich ſeine Verwandten. „Ich gebe meinen Kleidern zu eſſen,“ antwortete Giufà, „ihr habt ja meine Kleider eingeladen, um mit euch zu eſſen. Denn als ich vorhin da war hat mich Keiner begrüßt, Keiner hat mich eingeladen, dazubleiben.“ Als nun Giufà nach dem Schmaus ſeinen Bekannten den ſchönen Anzug wieder brachte, riefen die im hellen Schrecken aus: „Aber Giufà, was haſt du mit den Kleidern gemacht?“ „Wollt ihr mich verantwortlich machen dafür?“ ſprach Giufà, „haltet euch an meine Verwandten, die haben eure Kleider zu Tiſche geladen.“

Einmal ließ der Biſchof im ganzen Ort verkündigen, ein jeder Goldſchmied ſolle ihm ein Crucifix machen, und für das ſchönſte wolle er vierhundert Unzen bezahlen. Wer aber ein Crucifix bringe, das ihm nicht gefalle, der müſſe den Kopf verlieren. Da kam ein Goldſchmied, und brachte ihm ein ſchönes Crucifix, aber der Biſchof ſagte, es gefalle ihm nicht, ließ dem armen Mann den Kopf abſchneiden und behielt das Crucifix. Am andern Tag kam ein zweiter Goldſchmied, der brachte ein noch ſchöneres Crucifix, es ging ihm aber nicht beſſer, als dem erſten. So trieb er es eine Zeitlang, und mancher arme Mann mußte den Kopf dabei verlieren. Als nun Giufà davon hörte, ging er zu einem Goldſchmied, und ſprach: „Meiſter, ihr müßt mir ein Crucifix machen mit einem furchtbar dicken Bauch, ſonſt aber ſo ſchön, als ihr es nur liefern könnt.“ Als nun das Crucifix fertig war, nahm Giufà es auf den Arm und trug es zum Biſchof. Kaum hatte der es erblickt, ſo ſchrie er: „Was fällt dir ein, mir ein ſolches Ungethüm zu bringen? Warte, du ſollſt mir dafür büßen!“ „Ach, ehrwürdiger Herr,“ ſprach Giufà, „hört mich doch nur an, und vernehmt, wie es mir ergangen iſt. Dieſes

Crucifix war ein Muſter von Schönheit, als ich es herbringen wollte; auf dem Wege aber fing es an vor Zorn den Bauch zu ſchwellen*), und je näher ich zu eurem Hauſe kam, deſto ärger ſchwoll es an, am ſchlimmſten aber, als ich eure Treppe hinaufſtieg. Ihr ſollt ſehen, der Herr zürnt euch ob all dem unſchuldigen Blute, das ihr vergoſſen habt, und wenn ihr mir nicht ſogleich die viehundert Unzen gebt, und jeder von den Wittwen der Goldſchmiede eine Leibrente ausſetzt, ſo werdet ihr eben ſo anſchwellen, und Gottes Zorn wird über euch kommen." Da erſchrak der Biſchof, und gab ihm die vierhundert Unzen, und bat ihn, die Wittwen alle zu ihm zu ſchicken, damit er jeder einen jährlichen Lebensunterhalt ausſetzen könne. Giufà nahm das Geld, und ging zu jeder Wittwe einzeln, und ſprach: „Was gebt ihr mir, wenn ich euch vom Biſchof eine Leibrente verſchaffe?" Da ſchenkte ihm jede eine hübſche Summe, und Giufà brachte ſeiner Mutter einen großen Haufen Geldes.

Eines Tages ſchickte die Mutter den Giufà in ein anderes Dorf, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde. Unterwegs begegneten ihm einige Kinder, die frugen: „Wohin gehſt du, Giufà?" „Auf den Jahrmarkt." „Willſt du mir auch ein Pfeifchen mitbringen?" „Ja!" „Mir auch?" „Ja!" „Mir auch?" „Mir auch?" frug einer nach dem Andern und Giufà ſagte Allen „ja". Zuletzt war noch ein Junge, der ſagte: „Giufà, bringe mir auch ein Pfeifchen mit. Hier haſt du einen Gran." Als nun Giufà vom Jahrmarkt zurückkam, brachte er nur ein Pfeifchen mit und gab es dem letzten Jungen. „Giufà, du hatteſt uns ja Jedem eins verſprochen," riefen die andern Kinder. „Ihr habt mir ja keinen Gran mitgegeben, um es zu kaufen," antwortete Giufà.

Eines Tages ſtand Giufà auf der Straße und that Nichts. Da trat ein Herr zu ihm und ſprach: „Giufà, willſt du mir dieſen Brief nach Paternò bringen? Ich gebe dir auch vier Tari." „Für vier Tari ſoll ich bis nach Paternò laufen," ſagte Giufà, „zehn Tari gebühren mir." Da gab ihm der Herr zehn Tari, und hieß ihn den Brief hintragen.

*) Bunchiava.

Als er nun von Paternò zurückkam, mußte er durch einen Wald. Es war ſchon ganz dunkel geworden, doch war ſehr heller Mondſchein. Wenn nun der Mond ſich hinter den Bäumen verſteckte, rief Giufà: „Ja, ja, verſtecke dich nur, du Spitzbube, ich habe dich ſchon geſehen.“ Im Walde aber waren Diebe, die hatten ein fettes Kalb geſtohlen; als ſie nun den Giufà ſo reden hörten, meinten ſie, er hätte ſie entdeckt. „Was machen wir?“ frug der Eine. „Wenn Giufà in die Stadt kommt, ſo gibt er uns an.“ Wir wollen ihm lieber ein Stück von dem Kalbe geben, damit er ſtill ſchweigt.“ Alſo riefen ſie ihn herbei und ſprachen: „Giufà, ſieh dieſes ſchöne, fette Kalb. Welches Stück hätteſt du gern?“ „Gebt mir den Magen,“ antwortete Giufà. „Was willſt du mit dem Magen machen, Giufà? Nimm doch lieber ein beſſeres Stück.“ „Nein, nein, ich will nur den Magen.“ Alſo gaben ſie ihm den Magen und ließen ihn gehen. Kaum war er aber ſo weit weg, daß ſie ihn nicht mehr ſehen konnten, ſo legte er den Magen auf den Boden, nahm einen großen Prügel und ſchlug auf den Magen los. Dabei ſchrie er immer, ſo laut er nur konnte: „Ach, prügelt mich nicht, tödtet mich nicht, ich will euch auch hinbringen, wo der Reſt iſt.“ Als die Diebe das hörten, ſprachen ſie: „Wehe uns, der Giufà iſt gewiß den Leuten vom Gericht begegnet und bringt ſie nun hierher.“ Da liefen ſie im hellen Schrecken davon und ließen das Kalb liegen. Giufà aber ſchlich zurück, nahm das ganze, fette Kalb und brachte es ſeiner Mutter.

Ja, ja, der Giufà hat viele nichtsnutzige Streiche gemacht, und wer ſie alle weiß, hört nicht mehr mit Erzählen auf.

---

38. Von der Betta Piluſa.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine gute, fromme Frau und eine einzige Tochter, die war wunderſchön. Da geſchah es, daß die arme Frau ſchwer erkrankte und zum Sterben kam. Da ließ ſie ihren Mann rufen, und ſprach: „Lieber Mann, ich muß nun ſterben,

dir empfehle ich mein liebes Kind an. Versprich mir aber, daß du nicht eher wieder heirathen willst, als bis Eine kommt, die diesen Ring tragen kann." Damit zeigte sie ihm einen Ring, den sie zu ihren andern Schmucksachen legte, und starb. Die Tochter wurde nun von Tag zu Tag schöner. Da fiel es ihr eines Tages ein, sie wolle einmal die Schmucksachen anschauen, die ihrer Mutter gehört hatten, und als sie das Kästchen aufmachte, sah sie den Ring, den die Mutter auf dem Todtenbette ihrem Mann gezeigt hatte, und probirte ihn an. Und siehe da, der Ring glitt ganz leicht an den Finger, als sie ihn aber abziehen wollte, konnte sie ihn nicht wieder abbekommen. Nun wurde sie bange, und dachte: „Was wird der Vater sagen!" Und damit er es nicht sehen sollte, wickelte sie ein Läppchen um den Finger. Als nun der Vater den Lappen um den Finger sah, und frug, warum sie den Finger umwickelt habe, antwortete sie: „Es ist nichts, lieber Vater, ich habe mich nur in den Finger geschnitten." „Laß mich einmal sehen," sprach der Vater. Sie wollte nicht, aber der Vater wurde zornig, und riß ihr das Läppchen ab. Da sah er den Ring und rief: „Du trägst den Ring und du sollst meine Frau sein." Das Mädchen erschrak sehr, und sprach: „Ach, lieber Väter, wie könnt ihr mir eine solche Sünde vorschlagen?" Er hörte aber nicht auf sie, sondern wiederholte nur: „Du sollst meine Frau werden." „So laßt mich wenigstens erst zu meinem Beichtvater gehen," sprach sie. Da ging sie zu ihrem Beichtvater, und fing an zu weinen, und erzählte ihm, welches Verlangen ihr Vater an sie stelle. Der Beichtvater war sehr erschrocken, und sprach: „Wir müssen ihn hinhalten, bis er wieder zu Verstande kommt. Verlange von ihm ein Kleid, das eine Farbe habe, wie der Himmel, und darauf Sonne, Mond und alle Sterne. Dann wolleſt du seine Frau werden." Das arme Mädchen ging zum Vater und sprach: „Vater, wenn ihr mir ein Kleid bringt, das die Farben des Himmels hat, und auf welchem die Sonne, der Mond und alle Sterne zu sehen sind, so will ich eure Frau werden." Der Vater ging hin, und suchte das Kleid, aber so sehr er in allen Läden darnach frug, ein solches Kleid war nirgend zu finden.

Ganz mißmuthig ging er auf das Feld, und dachte nur darüber nach, wie er das Kleid wohl bekommen solle. Da gesellte sich ein feiner Herr zu ihm, und frug ihn, warum er den Kopf so hängen lasse. Da erzählte er ihm seinen Kummer. „O," sprach der Herr, „wenn es weiter nichts ist, das will ich dir schon verschaffen; warte nur hier auf mich." Da ging er fort, und nach einem Weilchen kam er wieder, und brachte ihm das Kleid mit. Der fremde Herr aber war der Teufel, der den Mann dazu verführte, die Sünde zu begehen. Nun kam der Mann zu seiner Tochter, und brachte ihr das Kleid. Das Mädchen erschrak, aber es sagte nur: „Lieber Vater, ich muß noch einmal zu meinem Beichtvater gehen." Da ging sie hin, und sprach: „Ach, Vater, ich habe das Kleid bekommen, nun will mich mein Vater heirathen." Der Beichtvater sagte: „Verlange wieder ein Kleid von ihm, das die Farbe des Meeres habe, und worauf alle Thiere und Pflanzen des Meeres zu sehen seien." Da ging sie hin, und bat ihren Vater um ein solches Kleid. Der Vater suchte das Kleid in allen Läden, und da er es nirgends finden konnte, so ging er an den Ort, wo ihm der Böse begegnet war. Auch diesesmal fand er ihn dort, und als er ihm seinen Wunsch vorgetragen, brachte ihm der Teufel das Kleid, das hatte die Farbe des Meeres, und darauf waren alle Thiere und Pflanzen des Meeres zu sehen.

Als er es nun seiner Tochter brachte, sprach sie wieder: „Lieber Vater, laßt mich nur erst zur Beichte gehen." Da frug sie den Beichtvater um Rath, und der sagte ihr, sie solle von ihrem Vater ein Kleid verlangen, das die Farbe der Erde habe, und auf welchem alle Thiere und Blumen der Erde zu sehen seien. Das that sie, aber der Vater ging geraden Weges zum Teufel und ließ sich auch dieses Kleid geben.

Nun wußte das arme Mädchen nicht mehr, was sie thun sollte, kam zum Beichtvater und klagte ihm, wie alles vergebens sei. Da sagte der Beichtvater: „Verlange von deinem Vater ein Kleid von grauem Katzenfell." Das that sie, und der Vater ging wieder zum Teufel, der verschaffte ihm auch das Kleid von grauem Katzenfell. Die Tochter aber ging wieder zum Beichtvater, und klagte ihm, daß ihr Vater dennoch

seinen Willen nicht aufgebe. „Verlange, daß er dir zwei Maße*) voll Perlen und Edelsteine bringe," rieth ihr der Beichtvater. Als sie ihren Vater nun um die zwei Maße voll Perlen und Edelsteine bat, ließ er sie sich vom Teufel geben, und brachte sie ihr auch. Nun wußte sie sich nicht mehr zu helfen, und so beschloß sie, zu entfliehen; machte ein Bündelchen aus ihren drei Kleidern und den Perlen und Edelsteinen, und wartete dann, daß es Morgen würde. Als es dämmerte, stand sie auf, füllte einen Becken mit Wasser, und setzte zwei Tauben hinein. Plötzlich klopfte ihr Vater an die Thüre, und frug sie, ob sie bald fertig sei. „Ich waſche mich eben, lieber Vater," antwortete sie, schlüpfte in das Kleid vom grauem Katzenfell, nahm das Bündelchen mit sich, und lief durch eine Hinterthür ins Freie, und weil es noch halb dunkel war, sah sie niemand. Unterdessen wartete der Vater zu Hause auf sie; wenn er sich aber der Thüre näherte, und das Plätschern der Tauben im Becken hörte, dachte er, sie sei noch am Waschen. Endlich riß ihm die Geduld; er ließ das Zimmer aufbrechen, aber es war niemand darin. Da wurde er sehr zornig, aber sein Zorn half ihm nichts. — Lassen wir nun den Vater, und sehen wir, was aus der armen Tochter geworden ist.

Weinend zog sie fort, bis sie in einen dichten Wald kam. In dem Walde aber jagte an demselben Tage der junge König, und als er das fremdartige Wesen im grauen Pelzmantel sah, meinte er, es wäre ein Thier und wollte es schießen; da rief das arme Mädchen: „Schießt mich nicht." Nun war er noch mehr erstaunt über ein Thier, das sprechen konnte, und rief ihr zu: „Ich beschwöre dich bei dem Namen Gottes, daß du mir sagest, wer du bist." „Beschwöret mich nicht," antwortete sie, „denn ich bin eine getaufte Seele." „Wie heißest du denn?" frug der König. „Ich heiße Betta Pilusa"**). „Willst du mit mir auf mein Schloß kommen?" sprach der König. „Ja," antwortete sie, „laßt mich eure Magd sein." Da nahm sie der König auf sein Schloß, und frug sie: „Wo willst

*) Mondelli.
**) Die haarige Bertha.

du wohnen?" „Im Hühnerſtall," antwortete ſie. Nun wohnte ſie im Hühnerſtall, und verſorgte die Hühner, und der König kam jeden Tag zu ihr, brachte ihr leckere Biſſen, und unterhielt ſich mit ihr.

Eines Tages kam er nun auch, und ſprach: „Weißt du, Betta Piluſa, in einiger Zeit iſt meine Hochzeit, und da ſollen jetzt drei Tage Feſtlichkeiten ſein. Heute iſt Ball, willſt du auch kommen?" „Wie könnte ich in euren Ballſaal kommen," brummte Betta Piluſa, „laßt mich doch in Ruhe."

Als es nun Abend geworden war, warf ſie das graue Katzenfell ab, und wünſchte ſich eine Kammerfrau; denn wer die drei Kleider beſaß, konnte ſich wünſchen, was er wollte, und es geſchah. Alsbald war auch eine Kammerfrau da, die wuſch und kämmte ſie, legte ihr das Kleid an, auf dem Sonne, Mond und alle Sterne zu ſehen waren, und ſchmückte ſie mit dem Schmuck ihrer Mutter Nun wünſchte ſich Betta Piluſa auch noch einen Wagen mit ſchönen Pferden und mit Lakaien in Livree, und fuhr dann auf den Ball. Als ſie im Saal erſchien, war ſie ſo wunderbar ſchön, daß Alles ſie anſtaunte, und der König ließ ſeine Braut ſtehen, tanzte den ganzen Abend nur mit ihr, und ſchenkte ihr eine goldne Nadel. Als aber der Tanz zu Ende war, entſprang ſie ihm, und ſetzte ſich in ihren Wagen. „Springt dieſer Dame nach," rief der König ſeinen Dienern zu, „und ſeht, wohin ſie fährt." Sie warf aber ſo viel Perlen und Edelſteine aus dem Wagen, daß die Diener davon geblendet wurden, und nicht ſahen, wohin ſie fuhr. Das Mädchen aber ſprang in den Hühnerſtall, und zog eiligſt ihren grauen Pelzmantel an. Als nun der Ball aus war, kam der König wieder zu ihr, und ſprach: „Ach, Betta Piluſa, wenn du wüßteſt, was für eine ſchöne Dame auf dem Ball erſchienen iſt! Und niemand weiß, wo ſie her iſt." „Was gehen mich eure ſchönen Damen an," brummte Betta Piluſa, „aus dem beſten Schlaf habt ihr mich geweckt."

Am andern Tag kam der König wieder, und ſprach: „Betta Piluſa, heute iſt der zweite Ball; willſt du kommen?" „Wollt ihr mich denn zum Beſten haben?" ſagte ſie, „laßt mich doch in Ruhe." Am Abend

aber kleidete sie sich noch viel schöner als das erstemal, und trug das Kleid, auf welchem alle Thiere und Pflanzen des Meeres zu sehen waren, auch schönen Schmuck legte sie an, und als sie in den Ballsaal trat, staunten alle Leute über ihre wunderbare Schönheit, und der König tanzte nur mit ihr, und schenkte ihr eine goldne Uhr. Die Braut aber wollte vergehen vor Zorn und Eifersucht. Der König hatte schon im Voraus seinen Dienern befohlen, recht aufzupassen, wohin die schöne Dame fahre, aber als sie entsprang, warf sie ihnen wieder so viele Kostbarkeiten in die Augen, daß sie geblendet wurden. Der König war sehr zornig, aber es half nichts, das Mädchen saß schon wieder im Hühnerstall in seinem grauen Katzenfell. Nun kam der König wieder zu ihr, um ihr zu erzählen von der schönen Dame; sie aber brummte ihn nur an.

Am nächsten Morgen kam er auch, und sagte ihr: „Betta Pilusa, heute ist wieder Ball, und heute muß ich erfahren, wer die Unbekannte ist." Also ließ er seine Diener rufen, und sprach: „Wenn ihr heute nicht herauskriegt, wer die Dame ist, so kostet es euch euren Kopf!" Am Abend legte Betta Pilusa das Kleid an, auf dem alle Thiere und Blumen der Erde zu sehen waren, nahm ihren schönsten Schmuck, und als sie auf den Ball kam, war sie noch viel schöner, als an den vorhergehenden Abenden. Die Braut war in Verzweiflung, denn der König tanzte nur mit der Fremden, und schenkte ihr einen kostbaren Ring. Als sie aber entsprang, konnten ihr die Diener doch nicht nach, denn sie blendete sie ebenso wie die erstenmale, und entfloh in ihren Hühnerstall. Diesmal legte sie das schöne Kleid jedoch nicht ab, sondern zog den grauen Mantel schnell darüber. Da der König nun hörte, daß sie wieder spurlos verschwunden sei, ward er sehr zornig; die Diener aber fielen auf die Knie, und sagten, sie könnten ja nichts dafür, die schöne Dame habe ihre Augen geblendet. Da ging der König ganz traurig zur Betta Pilusa, und sprach: „Ach, Betta Pilusa, ich bin ganz krank, denn die schöne Dame ist wieder spurlos verschwunden." Sie aber brummte ihn an: „Was kümmert mich eure schöne Dame? Laßt mich in Ruhe." Der König wurde nun ganz schwermüthig, und dachte immer an das schöne Mädchen.

Am nächſten Morgen, als der Koch das Brod knetete, das auf die Tafel des Königs kommen ſollte, kam Betta Piluſa in die Küche, und bat: „Gebt mir auch ein wenig Teig, ich will ein Brödchen für mich backen.“ „Geh weg,“ antwortete der Koch, „was willſt du mit deinen ſchmutzigen Händen Brod backen; das würde ſchön werden!“ Sie aber bat ihn immer und immer wieder, daß er ihr endlich ein Stückchen Teig gab, nur um ſie los zu werden. Da fing ſie an, mit ihren ſchmutzigen Händen das Brod zu kneten, in die Mitte aber verbarg ſie die goldne Nadel, die der König ihr auf dem Ball geſchenkt hatte. „So,“ ſagte ſie, „jetzt müßt ihr mir aber auch das Brödchen in den Ofen ſchieben.“ Das that der Koch, und ſiehe da, als er nach einer Weile den Ofen wieder öffnete, war all das Brod verbrannt, das kleine ſchmutzige Brödchen aber, das Betta Piluſa gehörte, war zu einem wunderſchönen weißen Brodlaib geworden. Da rief der Koch die Betta Piluſa, und ſprach: „Ach, Betta Piluſa, gib mir dein Brod, daß ich es dem König bringe.“ „Nein, nein,“ antwortete ſie, „mein Brödchen muß ich ſelber eſſen; was geht mich das an, ob euer Brod verbrannt iſt.“ Da bat ſie der Koch: „Ach, Betta Piluſa, ich komme um meinen Dienſt, wenn du mir dein Brod nicht gibſt; thu es doch.“ Da ließ ſie ſich erbitten, und gab ihm das Brod, und der Koch ſchickte es dem König zur Tafel. Als der König es ſah, ſprach er: „Heute iſt das Brod einmal ganz ſchön gerathen,“ und ſchnitt es an. Da fiel die goldne Nadel heraus, und er erkannte ſie ſogleich. Da ließ er ſeinen Koch rufen, und ſprach: „Wer hat dieſes wunderſchöne Brod gebacken?“ Der Koch wollte nicht die Wahrheit geſtehen, und antwortete: „Königliche Majeſtät, ich habe es gebacken.“ Der König dachte wohl, das ſei nicht möglich, er ſchwieg aber ſtill, und verwahrte nur die goldne Nadel.

Den nächſten Morgen kam Betta Piluſa wieder in die Küche, während der Koch das Brod knetete, und ſprach: „Geſtern habt ihr mir mein Brödchen weggenommen, darum müßt ihr mir heute wieder ein Stückchen Teig geben; aber das ſage ich euch, heute will ich es ſelbſt eſſen.“ Da gab ihr der Koch ein Stückchen Teig, und ſie machte ein

Brod daraus, und verſteckte in der Mitte die goldne Uhr. Als es aber Zeit war, das Brod aus dem Ofen zu holen, war wieder alles Brod verbrannt, und nur aus dem ſchmutzigen Brödchen war ein ſchöner weißer Laib geworden. Da bat der Koch wieder die Betta Piluſa, ſie möge ihm doch das Brödchen geben, ſie aber ließ ſich erſt lange bitten; endlich gab ſie es ihm. Als nun der König in dem Brod die goldne Uhr fand, ließ er ſeinen Koch rufen, und frug ihn, wer das Brod gebacken habe. Der Koch aber antwortete, er habe es gemacht.

Den dritten Tag machte Betta Piluſa wieder ein Brödchen, und legte den Ring hinein. Es ging aber eben ſo wie die andern Tage; das Brod des Königs verbrannte, und nur das eine Brod mit dem Ring wurde weiß und locker. Da bat der Koch die Betta Piluſa, ſie ſolle es ihm doch abgeben; ſie aber wollte lange nicht, und gab es ihm endlich brummend. Der König war ganz ungeduldig, denn er dachte: „Heute muß der Ring im Brod ſein," und richtig, als er das Brod zerſchnitt, fand er den Ring. Da ließ er den Koch rufen, und ſprach: „Wenn du mir nicht die Wahrheit geſtehſt, wer das Brod gebacken hat, ſo jage ich dich aus meinem Dienſt." Da erſchrak der Koch, und erzählte Alles, wie es gekommen war. „Schicke mir die Betta Piluſa herauf," ſprach der König.

Als ſie nun kam, ſchloß er alle Thüren zu, und ſprach: „Seit drei Tagen finde ich in dem Brod, das du gebacken, die goldne Nadel, die Uhr und den Ring, den ich der ſchönen Dame auf dem Ball gegeben habe. Du biſt keine Hühnermagd, wie du uns glauben machen willſt; ſage mir alſo, wer du biſt." Sie aber antwortete: „Ich bin nur die Betta Piluſa, und weiß nichts von dem, was ihr mir ſagt." Da drohte ihr der König: „Wenn du mir nicht gleich ſagſt, wer du biſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abhauen." Da warf ſie das graue Katzenfell*) ab, daß ſie

*) Nach einer andern Verſion läßt ſich die Betta Piluſa ſtatt eines Kleides aus Katzenfell ein hölzernes Gehäuſe machen, mit beweglichen Gliedern. In dieſes ſteckt ſie ſich zu ihrer Flucht; durch ihren langen Aufenthalt im Wald wird es ganz mit Moos bewachſen; am Hofe des Königs gilt ſie für ein ſeltſames, ſprechendes wildes Thier.

zum Vorſchein kam, ſo jung und ſchön, wie ſie war, in ihrem ſchönen glänzenden Kleide. Als der König ſie ſah, erkannte er ſie gleich, ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſprach: „Du ſollſt meine Gemahlin ſein.“ Da rief er ſeine Mutter herzu, die war ganz vergnügt, ihren Sohn wieder geſund und munter zu ſehen, und es wurde ein ſchönes Hochzeitsfeſt gefeiert, die andere Braut aber mußte wieder nach Hauſe gehen. Und der König und die junge Königin lebten glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

---

39. Von den Zwillingsbrüdern.

Es war einmal ein König, der hatte ein ſchönes großes Reich, er hatte aber gar keine Kinder. Nun begab es ſich, daß ein Krieg ausbrach mit einem andern König, und der König mußte auch in den Krieg ziehen und verlor die Schlacht, alſo daß er auch alle ſeine Staaten verlor, und mit ſeiner Frau aus dem Reiche fliehen mußte. Da wanderten ſie eine lange Zeit, bis ſie an eine Stelle am Meeresſtrand kamen, wo niemand zu ſehen war; dort bauten ſie ein Hüttchen und der König ging auf den Fiſchfang, und die Königin kochte die Fiſche, die er heimbrachte, und ſo lebten ſie kümmerlich mit einander.

Nun begab es ſich eines Tages, daß der König einen goldnen Fiſch fing, der ſprach zu ihm: „Höre, nimm mich mit nach Haus, und ſchneide mich in acht Stücke. Zwei davon gib deiner Frau zu eſſen, zwei deinem Pferd, zwei deiner Hündin, und zwei vergrabe in den Garten, ſo wird es dein Glück ſein.“ Der König that alſo; brachte den Fiſch nach Haus und zerſchnitt ihn in acht Stücke. Zwei davon gab er der Königin zu eſſen, zwei ſeinem Pferd, zwei ſeiner Hündin, und zwei vergrub er in den Garten.

Nicht lange, ſo hatte die Königin Ausſicht, ein Kind zu bekommen, und als ihre Zeit herankam, gebar ſie zwei wunderſchöne Knaben, die ſahen ſich ſo ähnlich, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden konnte,

und an demſelben Tage brachte das Pferd zwei Füllen zur Welt, und die Hündin zwei Hündlein, und in dem Garten wuchſen zwei Schwerter auf, die waren ganz von Gold, und waren Zauberſchwerter. Die beiden Knaben wuchſen auf und gediehen, und wurden immer größer und ſtärker. Sie glichen ſich aber ſo, daß ſelbſt Vater und Mutter ſie nicht von einander unterſcheiden konnten.

Als ſie nun große, ſtarke Jünglinge geworden waren, erzählte ihnen ihr Vater eines Tages, wie er ein mächtiger König geweſen, aber von einem Mächtigeren beſiegt und ſeiner Staaten beraubt worden ſei. „Vater," antworteten da die beiden Brüder, „wir wollen ausziehen in die weite Welt, und euch eure Staaten wieder erwerben. Gebt uns euren Segen und laßt uns ziehen." Der König und die Königin waren ſehr betrübt und wollten ihre lieben Kinder nicht ziehen laſſen, aber die beiden Brüder antworteten: „Wenn ihr uns euren Segen nicht geben wollt, ſo müſſen wir eben ohne Segen fortziehen, denn fortziehen wollen wir." Da gaben ihnen die Eltern ihren Segen, und jeder von den Brüdern zog eins der Zauberſchwerter aus dem Garten, beſtieg eins der Pferde und nahm einen der Hunde mit ſich, und ſo ritten ſie auf und davon. Als ſie nun eine Zeitlang geritten waren, ſprach der Eine: „Lieber Bruder, hier wollen wir uns nun trennen; gehe du auf die eine Seite, ſo will ich auf die andre gehen, und wenn wir etwas erlangt haben, ſo wollen wir uns hier wieder treffen." Der Bruder war es zufrieden, und ſo ſchieden ſie von einander.

Der eine Bruder ritt immer gerade aus, und kam endlich in eine Stadt, die war feſtlich geſchmückt. „Warum iſt eure Stadt ſo feſtlich geſchmückt?" frug er Einen auf der Straße. Der antwortete: „Unſer König hat einmal, vor vielen Jahren, die Staaten eines benachbarten Königs erworben; nun hat er eine wunderſchöne Tochter, da hat er allen Rittern verkündigen laſſen, er werde ein Turnier veranſtalten, das ſolle drei Tage lang dauern, und wer an allen drei Tagen Sieger ſei, der ſolle die Königstochter heirathen, und als Mitgift werde ihm der König die eroberten Staaten ſchenken." „Wie heißt denn euer König?"

frug der Jüngling. Da nannte ihm der Mann den Namen des Königs, und der Jüngling erkannte, daß es derſelbe König war, der die Staaten ſeines Vaters erobert hatte. Da ging er zuerſt in ein Wirthshaus und erfriſchte ſich mit Speiſe und Trank. Dann ſattelte er ſein Pferd, ſchnallte ſein Zauberſchwert um, und ritt auch zum Turnier. Da waren viele edle Ritter verſammelt, aber der unbekannte Jüngling beſiegte ſie Alle, denn niemand konnte ſeinem Zauberſchwert widerſtehen. Am nächſten Tag erſchien der unbekannte Jüngling wieder beim Turnier, und war wieder Sieger über Alle, und am dritten Tage ging es ebenſo. Da ſprach der König zu ihm: „Du biſt an allen drei Tagen Sieger geweſen, und ſollſt nun meine Tochter heirathen; ſage mir aber auch, wer du biſt.“ Da gab ſich der Jüngling zu erkennen, und ſprach: „Ich bin der Sohn des Königs, den ihr beſiegt habt, und deſſen Staaten ihr eurer Tochter zur Mitgift geben wollt. Ich habe meines Vaters Staaten wieder erworben, und bin zufrieden, und nun wollen wir eine vergnügte Hochzeit feiern.“ Alſo hielten ſie eine glänzende Hochzeit, und der Königsſohn heirathete die Königstochter, die war ſchöner als die Sonne. Nun ſchickte er ſeinem Vater einen Wagen und ſchöne Kleider, und ließ ihm ſagen, er ſolle kommen, ſein Sohn habe ihm ſeine Staaten wieder erworben. Der Königsſohn aber lebte vergnügt mit ſeiner jungen Gemahlin.

Eines Tages fiel es ihm ein, er wolle auf die Jagd gehen, und ſprach zu ſeiner Frau: „Ich will heute auf die Jagd gehen, und drei Tage fortbleiben.“ Da nahm er ſein goldnes Schwert, beſtieg ſein Pferd, und nahm auch ſeinen Hund mit. An demſelbigen Tage aber kam ſein Bruder auf einem andern Wege in dieſelbige Stadt, und weil er ſeinem Bruder ſo ähnlich ſah, und daſſelbe Pferd, denſelben Hund und daſſelbe Schwert hatte, ſo hielten ihn alle Leute für den jungen König, und grüßten ihn ehrerbietigſt. Darüber verwunderte er ſich ſehr, und dachte: „Sollte wohl mein Bruder auch hier ſein?“ Als er nun an das Schloß kam, führten ihn die Diener hinauf, und die Königstochter eilte ihm entgegen, und rief: „Mein lieber Gemahl, dieſen Morgen erſt biſt du fortgeritten, und haſt mir noch geſagt, du werdeſt drei Tage lang wegbleiben.“ „Ich

habe mich anders besonnen," antwortete der Königssohn. Da führte sie ihn zur Tafel, und am Abend mußte er mit ihr in ihre Kammer gehen. Als sie sich aber niederlegten, nahm er sein zweischneidiges Schwert, und legte es zwischen sich und die Königstochter, die erschrak so sehr darüber, daß sie gar nicht wagte, ihn zu fragen, warum er das thue. So that er jeden Abend.

Als nun die drei Tage um waren, kam der junge Gemahl der Königstochter von der Jagd zurück, und alle Leute erstaunten, als sie den jungen König noch einmal sahen. Er aber ging geradewegs auf das Schloß. Da erblickte er seinen Bruder, der im Schloßhof stand, und eilte auf ihn zu, umarmte ihn voll Freuden, und rief: „Lieber Bruder, bist du auch da? Nun wollen wir erst recht vergnügt sein." Da waren Alle sehr erstaunt, und er erklärte dem König und der Königstochter, wie Alles zugegangen sei, und die junge Frau schmiegte sich an ihn, und sprach leise: „Also hat dein Bruder drei Nächte in deinem Bette geruht. Jetzt weiß ich auch, warum er immer ein zweischneidiges Schwert zwischen uns legte."

Nach einigen Tagen kamen auch die Eltern der beiden Brüder an, und alle zusammen zogen sie dann wieder in ihre Staaten, wo der Königssohn König wurde und die schöne Königstochter Königin. Der andere Bruder aber nahm mit der Zeit eine andere Königstochter zur Gemahlin, und so blieben sie Alle reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben. *)

---

40. Von den zwei Brüdern.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Beide sehr schön. Sie lebten aber in Armuth, und ernährten sich kümmerlich durch den Fischfang. Nun begab es sich eines Tages, da sie mit ihrem Boot auf dem Meer

---

*) Iddi ristaru ricchi e cunsulati,
E nui ristammu ccà sittati.

fuhren, und fischten, daß sie einen kleinen Fisch*) fingen. Da sprach der ältere Bruder: „Was das für ein elender kleiner Fisch ist! Wenn ich nach Hause komme, will ich ihn backen, und selbst auffessen.“ Da antwortete aber das Fischlein: „Laß mich am Leben, und wirf mich wieder ins Meer, so wird es dein Glück sein.“ „Ach was, du dummer Fisch,“ sprach der Jüngling, „ich habe dich gefangen, und will dich auch essen.“ Der jüngere Bruder aber sagte: „Ach, laß doch das arme Fischlein leben! Was nützt es dir auch, wenn du es issest, es ist ja so klein, daß du es in einem Bissen hinunterschlucken kannst. Thu ihm den Willen, und wirf es ins Wasser.“ „Wenn du mich am Leben lässest,“ sprach das Fischlein, „so werdet ihr morgen am Meeresufer zwei prächtige Rosse finden, mit Allem, was dazu gehört, damit ihr als feine Ritter in die Welt hinausziehen könnt.“ „Ach, was sind das für Dummheiten,“ rief der Aeltere, „wie kann ich wissen, ob du die Wahrheit sprichst.“ Der jüngere Bruder aber bat ihn und sprach: „Laß das Fischlein doch am Leben. Wenn es nicht die Wahrheit spricht, so werden wir es schon einmal wiederfangen. Wenn es aber wirklich die Wahrheit sagt, so verscherzen wir ja unser Glück, indem wir es tödten.“ Da ließ sich der ältere Bruder überreden, und warf die Boparedda wieder ins Meer. Als sie aber den nächsten Morgen ans Ufer kamen, standen da zwei prachtvolle Rosse, gesattelt und gezäumt, und daneben lagen herrliche Kleider und Rüstungen, zwei Schwerter und zwei große Beutel mit Geld. Da sprach der jüngere Bruder: „Siehst du? Ist es nicht unser Glück gewesen, daß wir das Fischlein am Leben gelassen haben? Nun wollen wir auch in die weite Welt ziehen, und unser Glück suchen. Geh du diesen Weg, so werde ich den andern Weg gehen.“ „Ja,“ antwortete der Aeltere, „wie sollen wir aber jemals von einander erfahren, ob wir noch am Leben sind?“ „Sieh jenen Feigenbaum,“ sagte der Jüngere, „wenn wir Kunde von einander haben wollen, so wollen wir hierher kommen, und mit unserm Schwert einen Schnitt in den Stamm machen; fließt Milch heraus, so ist es ein

*) Voparedda, ein schlechter kleiner Fisch.

Zeichen, daß wir am Leben sind; fließt Blut heraus, so sind wir todt oder in Lebensgefahr." Also legten sie Beide ihre Rüstungen an, schnallten die Schwerter um, und steckten das Geld zu sich. Dann umarmten sie einander voll Zärtlichkeit, bestiegen ihre Pferde, und ritten in die Welt hinein, der eine hier hinaus, der andere dort hinaus.

Der ältere Bruder ritt immer gerade aus, bis er in ein fremdes Reich kam. Als er nun so einherritt, kam er auch an einen Strom, daran saß eine wunderschöne Jungfrau, die war gefesselt und weinte bitterlich. Denn in diesem Strome wohnte ein böser Lindwurm mit sieben Köpfen, dem mußte der König jeden Morgen einen Menschen schicken, damit er ihn fressen konnte, sonst hätte er das ganze Land verwüstet. Weil nun der König schon so viele Menschen geopfert hatte, so mußte er endlich auch seine eigne Tochter hinschicken, damit der Lindwurm sie fressen sollte. Als nun der Jüngling das schöne Mädchen so bitterlich weinen sah, frug er: „Warum weint ihr, schönes Mädchen?" „Ach," antwortete die Königstochter, „hier bin ich gefesselt, und bald wird ein böser Lindwurm mit sieben Köpfen kommen, und mich fressen. Ach, schöner Jüngling, flieht, flieht, sonst frißt er euch auch noch." „Ich will nicht fliehen," antwortete der Jüngling, „sondern ich will euch erlösen." „Ach, wie wäre das möglich! Dieser Lindwurm ist ein gar schreckliches Ungeheuer, gegen den könnet ihr nicht ankommen." „Dafür laßt mich sorgen, schönes Mädchen," sprach der Jüngling, „und saget mir nur, woher der Lindwurm kommen wird." „Gut denn, wenn ihr mich befreien wollt, so höret wenigstens meinen Rath. Stellt euch ein wenig abseits, wenn sich dann der Lindwurm aus den Fluthen erhebt, werde ich zu ihm sagen: „„O, Lindwurm, heute kannst du gar zwei Menschen fressen; nimm aber zuerst jenen Jüngling, denn ich bin ja gefesselt und kann dir doch nicht entrinnen."" Vielleicht gelingt es euch dann, ihn zu besiegen." Da ging der Jüngling ein wenig abseits, und bald rauschte das Wasser, und ein schrecklicher Lindwurm erhob sich aus dem Strome, und wollte auf die Königstochter losstürzen, um sie zu fressen. Sie aber sprach: „O, Lindwurm, heute kriegst du gar zwei Menschen zu fressen. Nimm zuerst

jenen Jüngling, denn ich bin ja gefeſſelt, und kann dir doch nicht entrinnen." Da ſtürzte ſich der Lindwurm auf den Jüngling, um ihn zu verſchlingen, der aber zog ſein gutes Schwert und kämpfte, bis er dem Lindwurm die ſieben Köpfe abgeſchlagen hatte. Als nun der Lindwurm todt war, löſte er die Feſſeln der Königstochter, und ſie umarmte ihn mit großer Freude und ſprach: „Du haſt mich von dem Lindwurm befreit, und darum ſollſt du mein Gemahl werden, denn mein Vater hat verkündigen laſſen, wer den Lindwurm umbringen würde, dem wolle er ſeine Tochter zur Frau geben." Der Jüngling aber antwortete: „Jetzt kann ich nicht dein Gemahl werden, denn ich muß noch lange umherziehen. Warte aber ſieben Jahre und ſieben Monate auf mich; wenn ich bis dahin nicht wiederkomme, ſo kannſt du dich verheirathen. Damit du mich aber einſt wieder erkennſt, ſo will ich die ſieben Zungen des Lindwurms mitnehmen." Da ſchnitt er die ſieben Zungen heraus, und die Königstochter gab ihm ein geſticktes Tuch, darin wickelte er die Zungen, beſtieg ſein Pferd und ritt davon.

Nicht lange, ſo kam ein Sklave ihres Vaters, den ſandte der König, daß er nach ſeiner armen Tochter ſehen ſolle. Als nun der Sklave herankam, fand er die Königstochter friſch und geſund, und zu ihren Füßen lag der erſchlagene Lindwurm. Da ſprach er zu ihr: „Wenn du mir nicht ſchwörſt, daß du deinem Vater ſagen willſt, ich hätte den Lindwurm getödtet, ſo ermorde ich dich auf der Stelle." Was konnte die Arme thun? Sie ſchwur alſo Alles, was der Sklave wollte, und der Sklave nahm die ſieben Köpfe, und brachte die Königstochter zum König.

Nun denkt euch die Freude des armen Vaters, als er ſeine todtgeglaubte Tochter wiederſah! Die ganze Stadt war von Freude erfüllt, und als der Sklave erzählte, daß er den Lindwurm umgebracht habe, rief der König: „So ſollſt du auch meine Tochter zur Gemahlin haben." Die Königstochter aber warf ſich ihrem Vater zu Füßen, und ſprach: „Vater, ihr habt euer königliches Wort gegeben, und deswegen müſſet ihr es auch halten. Erweiſet mir nur die eine Gnade, und vergönnet mir noch ſieben Jahre und ſieben Monate ledig zu bleiben. Dann will

ich den Sklaven heirathen." Da gewährte der König ihre Bitte, und ſie wartete ſieben Jahre und ſieben Monate lang auf ihren Bräutigam, und weinte Tag und Nacht um ihn.

Unterdeſſen durchſtreifte der Jüngling die ganze Welt, als aber die ſieben Jahre und ſieben Monate um waren, kehrte er zurück in die Stadt, wo ſeine Braut wohnte, und zwar nur wenige Tage, ehe die Hochzeit zwiſchen dem Sklaven und der Königstochter vollzogen werden ſollte. Da ließ ſich der rechte Bräutigam bei dem König melden, und ſprach: „Königliche Majeſtät, mir gebührt eure Tochter, denn ich habe den Lindwurm ermordet; ſehet hier zum Wahrzeichen die ſieben Zungen des Lindwurms, und das geſtickte Tuch der Königstochter." Da ſprach auch die Königstochter: Ja, lieber Vater, dieſer Jüngling ſpricht die Wahrheit und iſt mein Bräutigam; denn ſo und ſo iſt es mir ergangen. Wollet aber dem Sklaven dennoch verzeihen." Der König aber rief: „Einem ſolchen Verräther kann man nicht verzeihen; geſchwind, haut ihm den Kopf ab." Alſo wurde dem falſchen Sklaven der Kopf abgehauen, und der König veranſtaltete ein herrliches Hochzeitsfeſt; die Königstochter heirathete den ſchönen Jüngling, und ſie lebten glücklich und zufrieden miteinander.

Nun begab es ſich aber eines Abends, daß der Jüngling von ungefähr aus dem Fenſter blickte, und auf einem Berge ein großes helles Licht ſah. „Was iſt denn dort für ein helles Licht?" frug er ſeine Frau. „Ach," antwortete ſie, „ſieh nicht nach dem Licht. Denn dort hauſt eine böſe Zauberin, die hat noch Niemand beſiegen können." Da erwachte in ihm der Wunſch, auszuziehen, und die böſe Hexe zu beſiegen, und am nächſten Morgen beſtieg er ſein Pferd, und ob die Königstochter auch weinte und jammerte, ſo ritt er doch fort, dem Berge zu, wo er das helle Licht geſehen hatte. Er mußte lange reiten, und es wurde dunkel, ehe er ankam, ſo daß er ſeinen Weg nicht mehr ſah, weil aber das Licht hell leuchtete, ſo ritt er immer geraden Weges darauf zu. Da kam er endlich an ein ſchönes Schloß, aus deſſen Fenſtern ſtrahlte das helle Licht. Er trat hinein, und ſtieg die Treppe hinauf; da ſah er ein altes häßliches

Weib ſitzen, das ſprach: „Mit einem Haar von meinem Haupte vermag ich dich in Stein zu verwandeln.“ „Ach was!“ rief der Jüngling, „ſei doch ſtill, du altes Weib! Was willſt du mit einem Haar machen!“ Die Hexe aber berührte ihn mit einem ihrer Haare, und alsbald wurde er zu Stein, und konnte ſich nicht mehr rühren.

Nun begab es ſich um dieſelbe Zeit, daß ſein Bruder an ihn dachte, und ſprach: „Ich will doch einmal an dem Feigenbaum ſehen, ob mein Bruder noch lebt oder nicht.“ Da ging er zum Feigenbaum, und ſchnitt mit ſeinem Schwert hinein, und ſiehe da, es floß Blut heraus. „Ach! weh mir! mein Bruder iſt entweder todt oder in Lebensgefahr. So will ich mich denn aufmachen, und ihn durch die ganze Welt ſuchen.“ Da beſtieg er ſein Pferd, und ſprach: „Auf, Pferdchen, hebe deine Hufe!“ und ritt durch die ganze Welt, bis er eines Tages in die Stadt kam, wo ſein Bruder ſich verheirathet hatte. Die arme Königstochter aber wartete immerfort auf ihren Gemahl, und weinte bittere Thränen um ihn. Nun ſtand ſie eines Tages auch wieder im Balkon, und ſchaute nach ihrem Manne aus. Da ſah ſie deſſen jüngeren Bruder daherreiten, und weil er ſeinem Bruder ſo ähnlich ſah, und auch die gleiche Rüſtung trug, ſo meinte ſie, es wäre ihr Gemahl, lief ihm voll Freude entgegen, und rief: „Ach, biſt du endlich zurückgekehrt! mein lieber Gemahl! wie lange habe ich auf dich gewartet.“ Als der Jüngling das hörte, dachte er gleich: „Hier iſt mein Bruder geweſen, und dieſes ſchöne Mädchen iſt meine Schwägerin.“ Er ſagte aber nichts, ſondern ließ ſie bei dem Glauben, daß er ihr Gemahl ſei. Da führte ſie ihn voll Freude zum alten König, und auch dieſer freute ſich ſehr, ſeinen Schwiegerſohn wiederzuſehen, und ſie aßen und tranken mit einander. Am Abend mußte der Jüngling mit der Königstochter in ihre Kammer gehen, als er ſich aber entkleidet hatte, zog er ſein zweiſchneidiges Schwert, und legte es entblößt zwiſchen ſich und die Frau ſeines Bruders. Sie erſchrak, als ſie das zweiſchneidige Schwert ſah, wagte aber nicht, ihn zu fragen, warum er das thäte. So vergingen mehre Tage. Eines Abends aber ſchaute der Jüngling zum Fenſter hinaus, und ſah auch das helle Licht auf dem

Berg. „Ach!“ rief die Königstochter, „ſchauſt du ſchon wieder nach jenem Licht? Willſt du vielleicht noch einmal ausziehen, um die böſe Hexe zu beſiegen?“ Da merkte er, daß ſein Bruder in der Gewalt einer Zauberin ſein müſſe, und am nächſten Morgen beſtieg er ſein Pferd, und ſprach zu ihm: „Auf, Pferdchen, hebe deine Hufe!“ und ritt heimlich davon. Wie ſein Bruder mußte er den ganzen Tag reiten; gegen Abend aber begegnete er einem alten Männchen, das war der heilige Joſeph. Der frug ihn: „Wohin reiteſt du ſchöner Jüngling?“ Da erzählte es ihm der Jüngling, und ſprach: „Ich will meinen Bruder erlöſen, der in der Gewalt einer böſen Hexe iſt.“ „Weißt du, was du thun mußt?“ frug der Heilige. „Die Gewalt der Hexe liegt nur in ihren Haaren; darum, wenn ſie dich anſpricht, ſo ſpringe hinzu, und ergreife ſie an den Haaren, ſo iſt ihre Macht dahin. Hüte dich aber, ſie loszulaſſen, ſondern laß dich zu deinem Bruder führen, und zwinge ſie, ihn wieder lebendig zu machen; denn ſie hat eine Salbe, welche die Todten auferweckt. Wenn ſie aber deinen Bruder ins Leben zurückgerufen hat, dann haue ihr den Kopf ab, denn ſie iſt eine ſehr böſe Hexe.“ Der Jüngling dankte dem heiligen Joſeph, und ritt weiter, bis er an das Schloß kam. Da trat er hinein und ſtieg die Treppe hinauf, und ſah daſſelbe alte häßliche Weib, das rief ihm zu: „Mit einem Haar von meinem Haupte vermag ich dich in Stein zu verwandeln.“ Er aber ſprang hinzu, ergriff ſie bei den Haaren, und ſprach: „Du altes böſes Weib! Sage mir ſogleich, wo mein Bruder iſt, ſonſt haue ich dir auf der Stelle den Kopf ab.“ Die Hexe aber hatte nun keine Macht mehr über ihn, und ſprach: „Ich will dich zu deinem Bruder führen, laß mich nur los, denn ſo kann ich ja nicht gehen.“ „Geh du nur, du häßliche Hexe,“ rief der Jüngling, und ließ ſie nicht los. Da führte ſie ihn in einen Saal, darin waren viele verſteinerte Menſchen, und ſprach: „Hier iſt dein Bruder.“ Er aber ſchaute ſie Alle an, und ſprach: „Mein Bruder iſt nicht hier; nimm dich in Acht, alte Hexe, ſonſt haue ich dir den Kopf ab.“ So führte ſie ihn durch alle Säle, und in jedem ſprach ſie: „Hier iſt dein Bruder.“ Er aber ließ ſie nicht los, ſondern ſprach: „Mein Bruder iſt nicht hier;

führe mich zu ihm, sonst haue ich dir den Kopf ab.“ Endlich im letzten Saal sah er seinen Bruder am Boden liegen. Da sprach er: „Dies ist mein Bruder; nun bringe mir auch die Salbe, mit der du die Todten auferweckst.“ Da mußte sie an einen Schrank gehen, in dem standen viele Fläschchen mit Tränken und Salben, und er hielt sie immer an den Haaren fest, und so oft sie ihm eine unrichtige Salbe zeigte, drohte er sie zu tödten, bis sie ihm endlich die rechte Salbe gab. Nun zwang er sie auch noch, seinen Bruder damit zu bestreichen, und als dieser die Augen aufschlug, hieb er der alten Hexe den Kopf ab. Der Bruder aber rieb sich die Augen, und sprach: „Ach wie lange habe ich geschlafen! wo bin ich denn?“ „Die böse Hexe hielt dich hier gefangen,“ sprach sein Bruder, „doch nun ist sie todt, und du bist aus ihrer Macht befreit. Nun wollen wir aber auch die anderen Ritter zum Leben erwecken, die sie verzaubert hatte.“ Da bestrichen sie alle die versteinerten Prinzen und Ritter, und Alle wurden wieder lebendig, freuten sich, und dankten ihren Befreiern. Dann theilten sie sich in die Schätze und Kostbarkeiten, die sie aufgespeichert fanden, und jeder kehrte in seine Heimath zurück. Die heilsame Salbe aber steckte der ältere Bruder zu sich; dann machten sich die beiden Brüder auf den Weg nach Haus.

Als sie nun so mit einander ritten, sprach der jüngere Bruder: „O, du Narr, der du ausgezogen bist, eine Hexe zu besiegen, und unterdessen ein hübsches Weib zu Hause allein gelassen hast! Derweil hat sie mich für ihren Gemahl angesehen, und ich habe sogar ihr Bette getheilt.“ Als der Bruder das hörte, entbrannte er in heftiger Eifersucht, zog sein Schwert, und hieb seinem Bruder den Kopf ab. Dann zog er in die Stadt ein, wo die Königstochter Tag und Nacht um ihn weinte. Als sie ihn nun kommen sah, eilte sie ihm voll Freude entgegen, umarmte ihn, und sprach: „Ach, wie lange habe ich auf dich gewartet! Nun darfst du aber nicht wieder auf Abenteuer ausziehen.“ Da führte sie ihn zum alten König, und im ganzen Reich war große Freude über seine Rückkehr. Am Abend aber, als sie sich zu Bette legen wollten, sprach seine Frau zu ihm: „Warum hast du jeden Abend ein zweischneidiges Schwert zwischen

uns gelegt?“ Da erkannte er, wie treu ſein Bruder geweſen war, und als er bedachte, wie er ihn dafür umgebracht hatte, fing er laut an zu jammern, und wollte ſich den Kopf an den Wänden einrennen. Plötzlich aber fiel ihm die Salbe ein, die er noch bei ſich hatte, und er machte ſich auf, und eilte an den Ort, wo ſein Bruder lag. Da beſtrich er ihm mit der Salbe den Hals, und alsbald ſaß ihm der Kopf wieder auf den Schultern, und er war friſch und geſund. Da umarmten ſich die beiden Brüder voll Freude, und kehrten in die Stadt zurück, und hielten einen großen Schmaus. Und ſo blieben ſie reich und getröſtet, wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

41. Vom tapfern Schuſter.

Es war einmal ein Schuſter, der arbeitete den ganzen Tag, und konnte doch nicht genug verdienen um ſorgenfrei zu leben. Eines Tages nun hatte er vier Grani verdient; da kam Einer vorbei und rief: „Was ich für ſchöne Ricotta*) habe! Schöne, ſüße Ricotta!“ „Ei,“ dachte Meiſter Joſeph**), „ich könnte mir wohl für drei Grani Ricotta kaufen. Wenn ich dann noch einen Grani verdiene, ſo kaufe ich mir für zwei Grani Brod, und halte ein herrliches Mittagseſſen.“ Alſo kaufte er für drei Grani Ricotta, und legte ſie vor ſich auf den Tiſch, während er weiter arbeitete.

Es war aber ein ſehr heißer Tag, und die Fliegen ſetzten ſich in Schaaren auf die weiße Ricotta. Da nahm Meiſter Joſeph ein Stück Leder, ſchlug mit aller Macht auf die Ricotta und erſchlug eine Menge Fliegen. „Ei,“ dachte er, „ich bin doch ein tapferer Schuſter; nun will ich in die weite Welt ziehen, und mein Glück verſuchen.“ Nun nahm er einige Zettel Papier und ſchrieb darauf: „Fünfhundert Todte und drei-

*) Weicher Käſe aus geronnener Milch.
**) Mastro Giuseppe.

hundert Verwundete," ſteckte dieſe Zettel zu ſich, nahm auch die Ricotta mit, und wanderte fort. Wenn er nun in eine Stadt kam, ſo klebte er ſeine Zettel an den Straßenecken feſt, und alle Leute verwunderten ſich über den tapfern Schuſter.

Nun begab es ſich, daß es auch dem König zu Ohren kam, der dachte: „Ein ſo tapfrer Mann könnte dir wohl nützen," und ließ ihn vor ſich kommen. „Biſt du derjenige, der Fünfhundert getödtet und Dreihundert verwundet hat?" frug er ihn. „Ja wohl, königliche Majeſtät," ſprach der Schuſter. „Wenn du denn ſo tapfer biſt, ſo mußt du mir einen Dienſt erweiſen," ſagte der König. „Sieh, in jenem Walde hauſt ein furchtbarer, wilder Rieſe, dem müſſen wir jedes Jahr einen Menſchen opfern, daß er ihn freſſen kann, ſonſt kommt er in die Städte, und ermordet uns Alle. Geh hin und tödte den Rieſen, ſonſt laſſe ich dir den Kopf abhauen." „Ach, ich armer Mann," dachte Meiſter Joſeph, „jetzt bin ich gewiß verloren. Entweder frißt mich der Rieſe, oder der König läßt mir den Kopf abhauen." Weil er aber ſchlau und liſtig war, ſo verlor er dennoch nicht den Muth, ſondern kaufte etwas Gyps, und machte ſich auf den Weg in den Wald. Unterwegs aber knetete er ſich Kugeln aus Gyps und Ricotta, und ſteckte die Kugeln in die Taſche. Als er nun ein gutes Stück weit in den Wald hinein gewandert war, hörte er auf einmal einen großen Lärm, als ob jemand ſtarke Aeſte abbreche. „Aha," dachte er, „da iſt wohl der Rieſe," und kletterte behende auf einen Baum. Nicht lange, ſo kam der Rieſe heran, der war furchtbar anzuſehen, und brummte nur immer: „Ich rieche Menſchenfleiſch, ich rieche Menſchenfleiſch!" Als er nun die Augen aufhob, und Meiſter Joſeph auf dem Baum ſitzen ſah, ſprach er: „So, du biſt es; komm doch herunter, ich habe dir etwas zu ſagen." „Geh fort," rief der Schuſter, „denn wenn du mich nicht in Ruhe läſſeſt, ſo drehe ich dir den Hals um." „Du kleiner Wicht," rief der Rieſe und lachte, „du Zwerg, wie willſt du das anfangen?" „O," ſprach Meiſter Joſeph, „du weißt gar nicht, wie ſtark ich bin. Sieh einmal dieſe Marmorkugeln, die zerdrücke ich mit meinen Fingern zu Mehl." Damit nahm er ſeine Gypskugeln,

zerdrückte ſie mit ſeinen Fingern, und ſtreute das Mehl auf den Boden. Der Rieſe aber glaubte wirklich, es ſeien Marmorkugeln, und war über die Kraft des kleinen Menſchen ganz entſetzt. „Komm herunter, Gevatter," ſprach er, „und bleibe bei mir. Wenn zwei ſo ſtarke Menſchen, wie wir Beide ſind, ſich vereinigen, dann kann ihnen ja nichts widerſtehen." Als nun der Schuſter hörte, daß ihn der Rieſe Gevatter *) nannte, kletterte er ganz vergnügt herunter, und ſprach: „Gut, wir wollen bei einander bleiben; führe mich in deine Hütte." Da führte ihn der Rieſe in ſeine Hütte und ſagte: „Jetzt wollen wir uns in die Haushaltungsgeſchäfte theilen. Geh du an den Brunnen und hole Waſſer, ſo will ich unterdeſſen Feuer anmachen. Dort ſteht der Krug." Da zeigte er ihm einen Krug, den der kleine Meiſter Joſeph nicht einmal aufheben konnte. „Ach was," ſprach der liſtige Schuſter, „gib mir lieber einen recht ſtarken, langen Strick, ſo bringe ich dir gleich den ganzen Brunnen mit; ſonſt muß ich ja jeden Tag zum Brunnen laufen." Als der Rieſe das hörte, erſchrak er noch mehr, und dachte: „Nein, was iſt das für ein ſtarker Mann! Nun, laß es nur gut ſein," ſprach er dann, „ich will lieber ſelbſt mit dem Kruge gehen." Alſo nahm er den Krug und ging zum Brunnen, und unterdeſſen ſaß Meiſter Joſeph behaglich in der Hütte, und ließ es ſich wohl ſein.

Als nun der Rieſe mit dem Waſſer kam, ſprach er: „Du könnteſt aber doch wenigſtens im Wald etwas Holz ſuchen, ſonſt langt es nicht; dort iſt die Axt." Das war aber eine ſo große ſchwere Axt, daß Meiſter Joſeph ſie gar nicht vom Fleck bringen konnte. „Ach was," ſprach er,

*) Durch dieſe Bezeichnung verſicherte ihn der Rieſe ſeines Lebens. Das Verhältniß der Gevatterſchaft gilt in Sicilien für eben ſo heilig als die Bande des Blutes; ihr beſonderer Schutzpatron iſt der St. Giovanni, und man hört häufig die Bezeichnung: siamo compari di St. Giovanni. In Meſſina trug ſich vor Kurzem folgender Fall zu: Zwiſchen zwei berüchtigten Camorriſten (coltellatori) hatte eine Verſöhnung ſtattgefunden nach jahrelanger Feindſchaft, und zur Beſiegelung hatte der Eine derſelben den Andern zum Gevatter gebeten; dieſer aber die Aufforderung nicht angenommen. Dadurch hielt ſich jener für überzeugt, daß ihm der Andre doch nach dem Leben trachten werde, und um ihm zuvorzukommen, ſchoß er ihn eines Abends nieder.

„gib mir doch lieber einen ſtarken, langen Strick, ſo binde ich gleich einen ganzen Baum an, und ſchleppe ihn hierher, ſo haben wir auf lange Zeit genug.“ „Nein, was iſt der Mann ſtark,“ dachte der Rieſe, und ging lieber ſelbſt, das Holz zu ſuchen; denn er fürchtete ſich vor dem ſtarken Schuſter. Meiſter Joſeph aber blieb vergnügt ſitzen, und ruhte aus. Als der Rieſe nun mit dem Holze nach Hauſe kam, ſetzte er einen großen Keſſel aufs Feuer, und kochte ſein Abendeſſen.

Nachdem ſie nun gegeſſen hatten, holte er eine große, dicke, eiſerne Stange hervor, und ſprach: „Wir wollen jetzt noch ein Spielchen machen. Wir wollen einmal ſehen, wer dieſe Stange am längſten herumtragen kann.“ „Gut,“ ſprach der Schuſter, „zuerſt aber mußt du das dicke Ende recht tüchtig umwickeln, denn wenn ich mit der Stange ein Rad ſchlage, ſo geht das ſo ſchnell, daß ich nicht ſehen kann, wohin ich treffe, und ich könnte dir dann mit der Stange den Schädel einſchlagen.“ Da bekam der Rieſe einen ſolchen Schrecken, daß er ſprach: „Nein, dann wollen wir lieber nicht ſpielen; komm, wir wollen zu Bette gehen.“ „Wo ſoll ich denn ſchlafen?“ frug der Schuſter. „Komm nur,“ ſprach der Rieſe, „in meinem Bett iſt für uns Beide Platz.“ Da legten ſich Beide in des Rieſen Bett, und bald ſchnarchte der Rieſe, daß es eine Art hatte. Der Schuſter aber hatte doch immer Angſt vor dem Rieſen, alſo kroch er leiſe aus dem Bette, und legte einen großen Kürbis an die Stelle, wo ſein Kopf geweſen war; ſich ſelbſt aber verſteckte er unters Bett.

Nicht lange, ſo wachte der Rieſe auf, und weil er ſich vor dem ſtarken Schuſter fürchtete, ſo dachte er: „Jetzt ſchläft der kleine Menſch; jetzt iſt der Augenblick, ihn zu tödten. Wer weiß, er bringt mich ſonſt noch vielleicht um.“ Alſo ſtand er auf, nahm die ſchwere, eiſerne Stange, und weil er den Kürbis für den Kopf des Schuſters hielt, ſo ſchlug er mit aller Macht darauf, daß der Kürbis ganz zerquetſcht wurde. In demſelben Augenblick aber ſeufzte Meiſter Joſeph unter dem Bett laut auf. „Was iſt dir?“ frug der Rieſe ganz erſchrocken. „Ach, es hat mich eben ein Floh tüchtig ins Ohr gebiſſen!“ antwortete Meiſter Joſeph. Nun erſchrak der Rieſe noch viel mehr, und legte ſich ganz ſtille zu Bett.

Meiſter Joſeph aber kroch unter dem Bett hervor, warf den zerquetſchten Kürbis unters Bett, und legte ſich ſelbſt leiſe nieder. Er ſann aber fortwährend nach, auf welche Weiſe er den Rieſen ums Leben bringen könne, denn er dachte: „Ich kann doch nicht immer hier bleiben, und wenn ich unverrichteter Sache heimkehre, ſo läßt mir der König den Kopf abhauen.“ Höret alſo, was er that.

Am nächſten Morgen ſprach er zum Rieſen: „Heute wollen wir uns einmal an Maccaroni gütlich thun; koche deßhalb einen großen Keſſel voll. Wenn wir dann fertig ſind mit Eſſen, ſo ſchneide ich mir zuerſt den Bauch auf, damit du ſiehſt, daß ich meine Maccaroni eſſen kann, ohne ſie zu zerkauen, und nachher mußt du dir auch den Bauch aufſchneiden, damit ich ſehen kann, wie deine Maccaroni ausſehen.“ Der Rieſe war es zufrieden, denn er war eben ſehr dumm, und ſetzte einen mächtigen Keſſel mit Waſſer auf, um eine ganz große Schüſſel Maccaroni zu kochen. Unterdeſſen aber ging der Schuſter ein wenig abſeits in den Wald, und band ſich unter dem Hals einen großen Sack feſt, der ihm bis an den Bauch reichte. Als er nun wieder kam, ſprach der Rieſe: „Die Maccaroni ſind fertig; nun wollen mir auch ſehen, wer am meiſten davon ißt.“ „Gut, das wollen wir,“ ſprach der Schuſter, und ſie machten ſich Beide daran. Der Rieſe aß ſehr ſchnell, Meiſter Joſeph aber warf ſeine Maccaroni alle in den Sack hinein, und ſagte dabei immer: „Mach doch zu, ſiehſt du nicht, daß ich viel ſchneller eſſe als du?“ Endlich waren die Maccaroni alle aufgegeſſen, da ſprach Meiſter Joſeph: „So, jetzt gib mir ein Meſſer, jetzt wollen wir einmal nachſehen, wie die Maccaroni ausſehen, und ich will den Anfang machen.“ Da gab ihm der Rieſe ein großes Meſſer, und Meiſter Joſeph ſchnitt mit einem kräftigen Schnitte den Sack auf, daß die Maccaroni alle auf den Boden fielen. „Siehſt du, ich eſſe meine Maccaroni ohne ſie zu kauen; jetzt iſt die Reihe an dir,“ ſprach er, und reichte dem Rieſen das Meſſer. Der ſetzte kräftig an, und ſchnitt ſich den Bauch auf, daß die Eingeweide herausfielen, und er brüllend zu Boden ſank. „So recht,“ ſprach der tapfre Schuſter, „jetzt haſt du mir die Mühe erſpart, dich umzubringen.“ Da nun der Rieſe

geſtorben war, trat Meiſter Joſeph hinzu, und ſchnitt ihm in aller Ruhe den Kopf ab. Den brachte er dem König, und ſprach: „Königliche Majeſtät, hier iſt des Rieſen Kopf. Es iſt ein heißer Kampf geweſen, aber endlich iſt es mir doch gelungen, ihn zu beſiegen.“ Da wurde der König hoch erfreut, und da er eine ſehr ſchöne Tochter hatte, ſo gab er ſie dem Schuſter zur Frau, und Meiſter Joſeph führte nun ein herrliches Leben, und als der König ſtarb, wurde er König, und lebte glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

42. Vom Re Porco.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind und hätten doch ſo gern eins gehabt. Eines Tages ging die Königin ſpazieren, und da lief ihr eine Sau mit ihren Ferkelchen über den Weg. Da ſprach die Königin: „O Gott, ſo ein unvernünftiges Thier hat ſo viele Kleine, und mir habt ihr auch nicht eines geſchenkt, trotz meiner Gebete. Ach, hätte ich doch ein Kind, und wenn es nur ein Schweinchen wäre!“

Nicht lange, ſo hatte die Königin Ausſicht, ein Kind zu bekommen, und bald kam auch ihre Stunde. Sie gebar aber ein kleines Schweinchen. Da war große Verwunderung und Trauer im Schloß und im ganzen Land. Die Königin aber ſagte: „Dieſes Schweinchen iſt nun einmal mein Kind, und ich habe es eben ſo lieb, als wenn ich einen ſchönen Knaben zur Welt gebracht hätte.“ Alſo ſäugte ſie das Schweinchen, und hatte es von ganzem Herzen lieb; das Schweinchen aber gedieh, und wuchs einen Tag für zwei.

Als es nun größer geworden war, fing es an, im Schloſſe herumzugehen und zu grunzen: „Ich will eine Frau haben! ich will eine Frau haben!“ Die Königin aber ſprach zum König: „Was ſollen wir thun? Eine Königstochter können wir unſerm Sohn nicht geben, es würde ihn ja keine nehmen; ſo wollen wir mit der Waſchfrau ſprechen, die hat

drei ſchöne Töchter, vielleicht gibt ſie uns eine davon zur Frau für unſern Sohn.“ Der König war es zufrieden, und die Königin ließ die Waſchfrau zu ſich kommen. „Höre einmal,“ ſprach ſie zu ihr, „du mußt mir einen Gefallen thun. Mein Sohn will ſich gern verheirathen, und du mußt mir deine älteſte Tochter zur Frau für ihn geben.“ „Ach, Frau Königin,“ antwortete die Waſchfrau, „ſoll ich mein Kind einem Schwein geben?“ Die Königin aber ſprach: „Ach, thu es doch. Sieh, deine Tochter ſoll wie eine Königin gehalten werden, und ich gebe dir, was du willſt.“ Die Waſchfrau war ein armes Weib, und ließ ſich bereden, den Willen der Königin zu thun; ſie ging alſo zu ihrer älteſten Tochter, und ſprach zu ihr: „Denke dir nur, meine Tochter, der Sohn des Königs will dich heirathen, und du ſollſt nun gehalten werden wie eine Königin.“ Die Tochter wollte zwar nicht gerne ein Schwein heirathen, ſie dachte aber, ſie würde dann ſchöne Kleider haben und Geld die Hülle und Fülle, und ſagte ja.

Nun wurde ein glänzendes Hochzeitsfeſt gefeiert, drei Tage lang, und die Tochter der Waſchfrau wurde in koſtbare Gewänder gekleidet. Da ſie nun in einem ſchönen Kleide ganz breit da ſaß, kam das Schwein hereingelaufen, hatte ſich im Schlamm gewälzt, und wollte ſich an ihrem ſchönen Kleide abreiben. Sie aber ſtieß ihn unſanft von ſich, und rief: „O du abſcheuliches Thier, geh weg, du beſchmutzeſt mir ja mein ſchönes Kleid,“ und ſo oft er in ihre Nähe kam, trieb ſie ihn mit unfreundlichen Worten weg.

Am Abend des dritten Tages nun, nachdem die Trauung vollzogen war, wurde ſie in die Brautkammer geführt, und legte ſich nieder; er aber wartete, bis ſie eingeſchlafen war, dann trat er in die Brautkammer, verriegelte die Thüre, ſtreifte ſeine Schweinshaut ab, und wurde ein ſchöner, edler Jüngling. Da zog er ſein Schwert, und hieb ſeiner Frau den Kopf ab, und als der Morgen kam, ſchlüpfte er wieder in ſeine Schweinshaut, lief im Schloß umher, und grunzte: „Ich will eine Frau haben! ich will eine Frau haben!“ Die Königin aber hatte keine Ruh, denn ſie dachte: „Wenn er ſie nur nicht umgebracht hat.“ Als ſie nun

in das Zimmer trat, und die todte Braut im Bette fand, ward ſie tief betrübt und ſprach: „Was ſoll ich nun ihrer armen Mutter ſagen?“ Das Schwein aber rannte immer im Haus umher und verlangte eine Frau. Da ließ die Königin die Waſchfrau rufen, und erzählte ihr mit vielen Thränen das unglückliche Schickſal ihrer Tochter. „Nun mußt du mir aber den Gefallen thun, und mir deine zweite Tochter herbringen, daß ſie die Frau meines Sohnes werde,“ ſprach ſie. Die Waſchfrau jammerte laut: „Wie ſoll ich mein armes Kind in den Tod ſchicken?“ Die Königin aber antwortete: „Du mußt es thun. Bedenke doch, wenn es gelingt, ſo iſt deine Tochter nach mir die Erſte im ganzen Reich.“ Da willigte die Waſchfrau ein, und brachte ihre zweite Tochter ins Schloß, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert, drei Tage lang.

Die Braut wurde ſchön gekleidet, und als ſie in ihrem ſchönen Kleide da ſaß, kam das Schwein hereingelaufen, hatte ſich im Schlamm gewälzt, und wollte ihr auf den Schooß ſteigen. Sie aber rief: „O du abſcheuliches Thier, geh weg, du beſchmutzeſt mir ja mein ſchönes Kleid.“ Am Abende des dritten Tages wurde ſie in die Brautkammer geführt, es ging ihr aber nicht beſſer, als der älteren Schweſter. Als ſie feſt ſchlief, kam ihr Mann herein, ſtreifte die Schweinshaut ab, daß er zu einem ſchönen Jüngling wurde, und ſchnitt ihr den Kopf ab. Am Morgen kam die Königin ins Zimmer, und fand die todte Braut im Bette, ihr Sohn aber lief in ſeiner Schweinshaut im ganzen Haus umher, und grunzte: „Ich will eine Frau haben! ich will eine Frau haben!“ Was war zu machen? Die Königin mußte wieder die Waſchfrau kommen laſſen, ihr das traurige Schickſal der Tochter mittheilen, und ſie bitten, ihr nun das Jüngſte zu ſchicken. Da fing die arme Mutter an zu weinen und ſprach: „Soll ich alle meine Kinder verlieren?“ und wollte ihre Tochter nicht hergeben. Die Königin aber bat ſie, und ſtellte ihr vor, die jüngſte Tochter ſei ja viel klüger als ihre Schweſtern, vielleicht möchte es ihr gelingen. Da ließ die Waſchfrau ſich überreden, und brachte auch ihre jüngſte Tochter in das Schloß, die war ſehr klug, und ſchöner als die Sonne und der Mond. Gleich kam ihr das Schwein entgegen

gelaufen, und ſie bückte ſich, und nannte es: „mein hübſches Thierchen.“ Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfeſt gefeiert, drei Tage lang, und die Braut bekam die ſchönſten Kleider.

Als ſie nun ſchön geſchmückt da ſaß, kam das Schwein herein, hatte ſich im Schlamm gewälzt, und wollte ſich an ihrem Kleide abreiben. Da ſprach ſie: „Komm nur auf meinen Schooß, du liebes Thierchen, und wenn das Kleid auch ſchmutzig wird, es thut nichts, ich ziehe ſpäter ein andres an.“ So oft ſie ſich nun ſchön geſchmückt hatte, kam das Schwein, und beſchmutzte ihr ihre Kleider, ſie aber ließ es geſchehen, und verlor nie die Geduld. Am Abende des dritten Tages wurde ſie in die Brautkammer geführt, und als ſie feſt ſchlief, kam ihr Mann herein, ſtreifte ſeine Schweinshaut ab, und legte ſich auch nieder. Ehe ſie aber aufgewacht war, ſchlüpfte er wieder in die Schweinshaut, alſo daß ſie nicht wußte, welch ſchönen Jüngling ſie zum Manne habe.

Als nun am Morgen die Königin mit ſchwerem Herzen ins Zimmer trat, fand ſie die Braut munter und vergnügt, und dankte Gott, daß Alles gut abgelaufen war.

So vergingen einige Tage, eines Abends aber ſchlief die junge Frau nicht, als ihr Mann die Schweinshaut abſtreifte und ſah ihn nun in ſeiner wahren Geſtalt. Da gewann ſie ihn von Herzen lieb, und ſprach: „Warum haſt du mich nicht erkennen laſſen, wie ſchön du biſt?“ Er aber antwortete: „Sage ja keinem Menſchen, wie ich ausſehe, denn wenn du es erzählſt, ſo muß ich fort, und du mußt ſieben Jahre, ſieben Monate und ſieben Tage wandern, und mußt ſieben Paar eiſerne Schuhe durchlaufen, ehe du mich erlöſen kannſt.“ Da verſprach ſie ihm, verſchwiegen zu ſein, und keinem Menſchen davon zu ſagen, und hielt ihr Verſprechen einige Tage lang.

Eines Tages aber konnte ſie dem Verlangen nicht widerſtehen, es der Königin mitzutheilen, und ſprach: „Ach, liebe Mutter, wenn ihr wüßtet, wie ſchön mein Mann iſt, wenn er Abends ſeine Schweinshaut abſtreift!“ In demſelben Augenblick war der Königsſohn verſchwunden, und ſo viel man auch nach ihm ſuchen mochte, er war nirgends zu finden.

Da fing die junge Frau an zu weinen, und ſprach: „Ich bin Schuld an dieſem Unglück; er hatte es mir ja geſagt. So will ich denn nun wandern ſieben Jahre, ſieben Monate und ſieben Tage lang, bis ich ihn wieder gefunden habe.“ Alſo ließ ſie ſich ſieben Paar eiſerne Schuhe machen, und ob auch der König und die Königin ſie nicht ziehen laſſen wollten, ſo blieb ſie dennoch ſtandhaft und wanderte fort, viele, viele Tage lang, bis ſie eines Abends an ein Häuschen kam. Darin wohnte eine gute, alte Frau. „Ach,“ bat die junge Frau, „laßt mich dieſe Nacht bei euch ruhen, ſonſt muß ich verſchmachten.“ Da nahm die Alte ſie freundlich auf, und als ſie hörte, warum die junge Frau ausgezogen ſei, ſprach ſie: „Ach, du armes Kind, du mußt nun unter der Erde weiter wandern, bis du vier Paar Schuhe durchgelaufen haſt.“ Da gab ſie ihr ein Lämpchen, und zeigte ihr den unterirdiſchen Gang, durch den ſie wandern mußte, und die arme junge Frau fing an zu wandern, und wanderte vier Jahre, vier Monate und vier Tage unter der Erde, bis die vier Paar Schuhe verbraucht waren.

Nach dieſer langen Zeit kam ſie wieder ans Tageslicht, und wanderte nun auf der Erde weiter. Da kam ſie in einen dichten Wald, und konnte keinen Ausweg finden. Endlich ſah ſie in der Ferne ein Licht, und als ſie näher hinzuging, ſah ſie ein Häuschen und klopfte an. Ein ganz alter Mann öffnete ihr die Thür, der war ein Einſiedler, und frug ſie, was ſie wolle. „Ach, Vater,“ antwortete ſie, „ich bin ein armes Mädchen, und bin ausgegangen, meinen Gemahl zu ſuchen,“ und erzählte ihm die ganze Geſchichte. Da ſprach der Einſiedler: „Ach, du armes Kind, da mußt du noch weit wandern, und ich kann dir nicht helfen. Aber eine Tagereiſe weiter im Wald wohnt mein älterer Bruder, der kann dir vielleicht rathen. Ruhe dieſe Nacht hier aus, morgen früh will ich dich wecken.“ Am Morgen weckte ſie der Einſiedler, wies ihr den Weg, und gab ihr beim Abſchied eine Haſelnuß. „Verwahre ſie wohl, ſie wird dir nützen,“ ſprach er, ſegnete ſie und ließ ſie ziehen.

Da wanderte ſie den ganzen Tag, und als es Abend wurde, kam ſie zum zweiten Einſiedler, bei dem brachte ſie die Nacht zu, und klagte

ihm ihr Leid. „Du armes Kind," antwortete er, „ich kann dir nicht helfen, aber eine Tagereise tiefer im Wald wohnt mein älterer Bruder, der kann dir vielleicht rathen." Zum Abschied gab der Einsiedler ihr eine Kastanie, und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen."

Da wanderte sie wieder einen ganzen Tag im finstern Wald, und kam am Abend zum dritten Einsiedler, bei dem brachte sie die Nacht zu, und klagte ihm ihr Leid. Er konnte ihr aber auch nicht helfen, sondern wies sie an seinen ältesten Bruder, der wohnte noch tiefer im Wald. Zum Abschied schenkte er ihr eine Nuß, und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen."

Am Abend des vierten Tages kam sie endlich zum ältesten Einsiedler, der war so steinalt, daß sie fast vor ihm erschrak. Als sie ihm nun erzählt hatte, warum sie so allein herumziehe, sprach er: „Du armes Kind, du mußt noch weiter wandern, bis die sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage um sind. Dann wirst du in die Stadt kommen, wo der Königssohn weilt. Nimm diese Zaubergerte, gehe in der Nacht vor das königliche Schloß, und schlage damit auf den Boden, so wird sich ein wunderschöner Palast erheben, in dem kannst du wohnen." Dann segnete er sie und ließ sie ziehen.

So wanderte sie immer weiter, bis die sieben Paar Schuh aufgebraucht, und die sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage verflossen waren, und kam endlich eines Abends in eine Stadt, wo der König Porco*) weilte. Er hatte zwar seine menschliche Gestalt, denn der Zauber war von ihm gewichen, aber er hatte sein treues Weib vergessen, und eine schöne Königin hielt ihn gefangen, und in einigen Tagen sollte die Hochzeit sein. Als die arme junge Frau das hörte, ward sie von Herzen betrübt, sie that aber, wie der Einsiedler ihr geheißen, ging in der Nacht vor das königliche Schloß, und schlug mit der Zaubergerte auf den Boden. Alsbald erhob sich ein prachtvoller Palast, mit großen Sälen und zahlreicher Dienerschaft, und sie ging hinein, und wohnte darin.

*) Schwein.

Als nun am Morgen der König Porco ans Fenſter trat, ſah er den ſchönen Palaſt, und verwunderte ſich ſehr, und rief die Königin, damit ſie ihn auch ſehen ſollte. Unterdeß aber hatte die junge Frau die Haſelnuß zerknackt, die der Einſiedler ihr gegeben, und ſiehe da, es kam eine ſchöne goldne Henne heraus mit vielen goldnen Küchlein, die waren gar niedlich anzuſehen. Sie aber nahm die Henne ſammt den Küchlein, und ſtellte ſie auf den Balkon, wo der König und die Königin ſie ſehen konnten. Als nun die Königin die Thiere ſah, regte ſich in ihr der Wunſch, ſie zu beſitzen. Alſo rief ſie ihre vertraute Kammerfrau, und ſprach: „Gehe hinüber zu der Dame, und frage ſie, ob ſie mir die Henne und die Küchlein verkaufen wolle. Ich wolle ihr dafür geben, was ſie verlange.“ Da ging die Kammerfrau hinüber, und richtete den Auftrag der Königin aus, die junge Frau aber antwortete: „Saget eurer Herrin, die Henne und die Küchlein ſeien mir nicht feil; ich werde ſie ihr aber mit Freuden ſchenken, wenn ſie mir erlaubt, eine Nacht in dem Zimmer ihres Bräutigams zuzubringen.“ Als die Kammerfrau der Königin dieſen Beſcheid brachte, meinte die Königin: „Nein, das kann nicht geſchehen, das iſt unmöglich!“ Die Kammerfrau aber ſprach: „Warum nicht, Frau Königin? Wir geben dem Könige heute Abend einen Schlaftrunk, ſo wird er nichts davon merken.“ So willigte die Königin denn ein, und die junge Frau mußte die goldnen Thierlein hergeben, und wurde am Abend in die Kammer des Königs geführt. Da fing ſie an zu weinen und zu klagen: „Haſt du mich denn ganz vergeſſen? Sieben Jahre, ſieben Monate und ſieben Tage bin ich gewandert, bei Sturm und Regen, und bei der glühenden Sonnenhitze, und habe ſieben Paar eiſerne Schuhe verbraucht, um dich zu erlöſen, und nun willſt du mir untreu werden?“ So jammerte ſie die ganze Nacht, weil aber der König den Schlaftrunk genommen hatte, konnte er ſie nicht hören, und ſie mußte am Morgen früh die Kammer verlaſſen, ohne ihn geweckt zu haben.

Unter der Kammer des Königs aber war das Gefängniß, und die Gefangenen hatten Alles gehört, was die arme Frau geklagt hatte, und

verwunderten ſich ſehr darüber. Sie aber ging nach Hauſe, biß die Kaſtanie auf, und fand darin eine kleine Lehrerin ganz von Gold, mit ihren kleinen Schülerinnen, die ſtickten und nähten, daß es gar hübſch anzuſehen war, und alle waren von Gold. Da nahm ſie das Spielzeug und ſtellte es auch auf den Balkon, und als die Königin es ſah, bekam ſie Luſt es zu haben, und ſchickte ihre Kammerfrau hinüber, um zu fragen, ob es feil ſei. Die junge Frau aber antwortete: „Saget eurer Herrin, ich werde ihr mit Freuden das Spielzeug ſchenken, wenn ſie mir erlaubt, eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zuzubringen.“ Die Königin wollte nicht, die Kammerfrau aber ſagte: „Warum denn nicht? Wir geben dem König wieder einen Schlaftrunk, daß er nichts merke.“ Als es nun Abend wurde, und der König zu Tiſche ſaß, miſchte ihm die Königin einen Schlaftrunk in den Wein, alſo daß er feſt einſchlief, und als ſeine rechte Frau kam, konnte er nicht hören, wie ſie die ganze Nacht durch weinte und jammerte. Die Gefangenen aber hörten es, und als der König erwachte, ließen ſie ihn bitten, doch einen Augenblick zu ihnen zu kommen, ſie hätten ihm ein Wort zu ſagen. Da kam der König, und die Gefangenen ſprachen: „Königliche Majeſtät, ſchon ſeit zwei Nächten hören wir in eurer Kammer ein Klagen und Jammern von einer Frauenſtimme.“ „Wie iſt es denn möglich, daß ich nichts davon gehört habe?“ ſprach der König. „Heute Abend will ich keinen Wein trinken.“

Die arme Frau aber war traurig nach Haus gegangen, und zerknackte auch noch die Nuß, darin fand ſie einen wunderſchönen, goldnen Adler, der glänzte in der Sonne, daß es eine Pracht war. Da nahm ſie ihn, und ſtellte ihn ebenfalls auf den Balkon, und kaum hatte ihn die Königin erblickt, ſo wünſchte ſie auch ſchon ihn zu haben, und ſchickte die Kammerfrau hinüber, um ihn um jeden Preis zu kaufen. Die junge Frau aber gab immer dieſelbe Antwort: „Saget eurer Herrin, ich werde ihr mit Vergnügen den Adler ſchenken, wenn ſie mir erlaubt, eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zuzubringen. „Nun gut,“ dachte die Königin, „ich werde dem Könige wieder einen Schlaftrunk geben.“ Als es aber Abend ward, und der König zu Tiſche ſaß, hütete er ſich wohl,

den Wein zu trinken, den die Königin ihm bot, sondern goß ihn unter den Tisch. Er that aber dennoch, als ob der Schlaf ihn übermanne ließ sich zu Bette bringen, und fing an zu schnarchen, als ob er ganz fest schliefe. Da ging die Thüre auf und seine rechte Frau kam herein, setzte sich auf das Bett und fing an zu jammern: „Hast du mich denn ganz vergessen? Sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage bin ich gewandert, bei Sturm und Regen, und bei glühender Sonnenhitze, und habe sieben Paar eiserne Schuhe verbraucht, um dich zu erlösen, und nun willst du mir untreu werden?" Als der König das hörte, erinnerte er sich wieder seines treuen Weibes, sprang auf, umarmte und küßte sie, und sprach: „Ja, du bist meine liebe Frau; sei unbesorgt, wir wollen morgen entfliehen."

Am Morgen aber, als seine Frau ihn verlassen hatte, stand er auf, befreite alle die Gefangenen zum Dank für ihre Warnung, und rüstete dann heimlich ein Schiff aus, ohne daß die Königin es merkte. In der Nacht aber bestieg er mit seiner Frau das Schiff, und fuhr zu seinen Eltern zurück. Ihr könnt euch denken, wie sich die gefreut haben werden, als sie ihren Sohn und ihre liebe Schwiegertochter wieder sahen! Da wurde ein schönes Fest gefeiert, und sie blieben reich und getröstet, und wir sind hier sitzen geblieben.

43. Die Geschichte vom Principe Scursuni.*)

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten Alles, was ihr Herz begehrte, Essen und Trinken, schöne Kleider und Wagen, und Feste so oft sie wollten, und nur Eines fehlte ihnen: sie hatten

*) Scursuni, Ringelnatter; nach der Aussage eines Naturkundigen, der eine solche Schlange untersucht hat. Sie gilt hier allgemein für giftig, im Gegensatz zur ungiftigen serpe. Im Wörterbuch von Fanfani heißt es: Scorzone, — serpe nero velenosissimo. — In der Phantasie des Volkes ist es jedenfalls ein sehr gefährliches Thier, vor dem sie eine besondere Scheu haben; beim Erzählen brauchen sie oft den verschlimmernden Ausdruck Scursunazzu.

keine Kinder. Die Königin aber ſprach immer in ihrem Herzen: „O Gott, ein jedes Thier hat ſeine Jungen, ſelbſt die Spinnen, die Eidechſen und Käfer, und nur mir habt ihr kein Kind gegeben.“ Da ging ſie eines Tages im Garten ſpazieren, und ſah eine Ringelnatter mit ihren Jungen umherkriechen, da ſprach ſie: „O Gott, wie viele Jungen habt ihr dieſem giftigen Thiere gegeben, und mir ſchenkt ihr kein Kind. So wollte ich denn, ich hätte einen Sohn, und wenn es ein Scurſuni wäre.“

Nicht lange darauf wurde die Königin guter Hoffnung, und es war darüber große Freude im Schloß und im ganzen Land. Als die neun Monate vorüber waren, kam ihre Stunde, da ſie gebären ſollte, und der König ſchickte ſogleich nach der Hebamme. Als dieſe aber in die Thüre des Zimmers trat, wo die Königin lag, fiel ſie todt nieder. „Was iſt das?“ rief der König. „Schnell, rufet eine andre Hebamme.“ Da ließen ſie eine andre kommen, es erging ihr aber nicht beſſer als der erſten; und ſo viele ſie auch rufen mochten, ſie fielen alle todt nieder, ſobald ſie das Zimmer der Königin betraten.

Nun wohnte neben dem Schloſſe ein armer Schuſter, der hatte eine einzige Tochter, die war wunderſchön. Sie hatte aber eine Stiefmutter, die konnte das Mädchen nicht leiden, und ſann immer darüber nach, wie ſie ſie verderben könne. Als nun die böſe Stiefmutter hörte, welche große Noth auf dem Schloſſe herrſchte, ſprach ſie zu dem Mädchen: „Zieh dich an, und geh aufs Schloß; du ſollſt der Königin in ihrer ſchweren Stunde beiſtehen,“ denn ſie dachte, nun werde das Mädchen ſterben, wie die anderen Frauen auch. „Ach,“ ſagte das Mädchen, „wie ſoll ich der Königin beiſtehen? Es kann ja Niemand an ſie herantreten, ohne zu ſterben.“ „Das geht mich nichts an,“ ſprach die böſe Stiefmutter, und trieb das arme Mädchen mit harten Worten hinaus. Da ging das arme Mädchen in die nahe Kirche, wo ihre rechte Mutter begraben war, und jammerte: „Ach, Seele meiner Mutter! ach, liebes Mütterchen! ſiehe doch, wie ich mißhandelt werde! ach, hilf mir doch!“ „Weine nicht!“ antwortete eine Stimme, und das war die Seele ihrer Mutter; „ſondern geh muthig aufs Schloß, denn wenn du thuſt, was ich dir ſage,

ſo wird dir kein Leid geſchehen. Laß dir vom Schloſſer ein Paar eiſerne Handſchuhe machen, und ziehe ſie an. Dann bereite einen großen Kübel Milch, und wenn die Königin ihr Kind gebären wird, ſo ergreife es mit den eiſernen Handſchuhen, und wirf es in die Milch.“ Da ging das Mädchen getröſtet aus der Kirche, und ließ ſich vom Schloſſer ein Paar eiſerne Handſchuhe machen; die zog ſie an, und ging aufs Schloß, um der Königin beizuſtehen. Ehe ſie aber ins Zimmer trat, ließ ſie ſich einen großen Kübel mit Milch geben, den nahm ſie mit und ſtellte ihn neben das Bett. Die Königin lag noch in ſchweren Nöthen, als aber die Schuſterstochter ſie in ihre Arme nahm, konnte ſie das Kind zur Welt bringen, und ſie gebar einen Sohn, der war anzuſehen, wie ein ganz großer Scurſuni. Da ergriff ihn das Mädchen mit den eiſernen Handſchuhen, und warf ihn in die Milch, und der Scurſuni trank die Milch und badete ſich darin.

So wurde der Sohn der Königin mit jedem Tage größer und ſtärker, er war und blieb aber ein Scurſuni, darum, weil ſeine Mutter ſich verſündigt hatte, als ſie ſich einen Sohn wünſchte, und wenn es ein Scurſuni wäre.

So vergingen einige Jahre; eines Tages aber ſprach der Scurſuni zu ſeiner Mutter: „Mutter, gebt mir eine Frau, ich will mich verheirathen.“ „Ach, nun will das Thier gar heirathen,“ rief die Königin, „wer wollte dich denn wohl nehmen, du häßlicher Scurſuni!“ „Mutter! das geht mich nichts an, ich will aber eine Frau haben.“ Da ging die Königin zum König, und ſprach: „Denke dir, unſer Sohn will heirathen. Neben uns wohnt ein armer Weber, der hat eine hübſche Tochter; die wollen wir kommen laſſen, ohne ihr zu ſagen, daß ſie unſern Sohn heirathen ſoll. Der König war es zufrieden, und die Königin ließ den Weber rufen, und ſprach zu ihm: „Meiſter, ihr habt eine hübſche Tochter; ſchicket ſie uns doch, daß ſie meinen Sohn bediene, und ihm aufwarte, ſo wollen wir ſie reich bezahlen.“ Der Vater willigte gern ein, und ſchickte ſeine Tochter aufs Schloß, und ſie wurde zum Principe Scurſuni eingeſperrt. Am Abend legte ſie ſich zu Bette, um Mitternacht

aber streifte der Scurfuni plötzlich seine Schlangenhaut ab, und stand da als ein schöner, wohlgebildeter Mann. „Wessen Tochter bist du?“ frug er das Mädchen. Sie sprach: „Die Tochter eines Webers.“ „Was! ich bin ein Königssohn, und man bringt mir zur Frau die Tochter eines Webers?“ Mit diesen Worten fuhr er wieder in seine Schlangenhaut, und stach sie zu Tode.

Am nächsten Morgen kam die Königin ins Zimmer, und frug den Principe Scurfuni: „Nun, mein Sohn, hat dir deine Frau gefallen?“ „Was? die soll meine Frau sein?“ brummte er, „ich bin eines Königs Sohn, und will eine Fürstentochter heirathen, nicht aber die Tochter eines armseligen Webers. Seht, dort liegt sie.“ Da lief die Königin ans Bett, und fand das todte Mädchen, und jammerte: „Nun hat der garstige Scurfuni das arme Mädchen ermordet!“ Dem Weber aber ließ sie sagen, seine Tochter sei gestorben.

Nicht lange, so verlangte der Principe Scurfuni wieder nach einer Frau. „Mutter,“ sprach er, „ich will heirathen, verschafft mir eine Frau.“ „Ach, geh doch, du häßlicher Scurfuni, wer sollte dich wohl zum Manne nehmen?“ „Mutter! das ist mir einerlei; eine Frau müßt ihr mir aber verschaffen.“ Was konnte die Königin thun? Sie dachte: „Gott sendet mir dies Kreuz um meiner Sünden willen,“ und ließ einen armen Schlosser rufen, der wohnte neben dem Schloß, und hatte auch eine hübsche Tochter. „Meister,“ sprach sie, „ihr habt eine hübsche Tochter, schickt sie uns doch, daß sie bei uns diene, so wollen wir für sie sorgen.“ Der Schlosser war es zufrieden, und schickte seine Tochter aufs Schloß. Die Königin nahm sie freundlich auf, und brachte sie ins Zimmer zum Principe Scurfuni. Am Abend legte sie sich zu Bett, um Mitternacht aber streifte der Scurfuni seine Schlangenhaut ab, und stand als ein schöner Mann da, und frug sie: „Wessen Tochter bist du?“ „Die Tochter eines Schlossers.“ „Was? ich soll die Tochter eines Schlossers heirathen, und bin doch ein Königssohn?“ Damit fuhr er wieder in seine Schlangenhaut, und stach sie zu Tode.

Am Morgen dachte die Königin voller Angst: „Wenn mir der

unglückliche Scurſuni nur nicht auch dies arme Mädchen ermordet hat.“ Da trat ſie ins Zimmer, und frug ihren Sohn: „Nun, mein Sohn, wie hat dir deine Frau gefallen?“ „Was? meine Frau? ich will eine Königstochter zur Frau und keine Schloſſerstochter. Dort liegt ſie.“ Da lief die Königin ans Bett, und ſah das arme Mädchen todt drin liegen, und jammerte: „Nun hat der Böſewicht auch dieſes unglückliche Mädchen ermordet!“ Dem Vater aber ließ ſie ſagen, ſeine Tochter ſei geſtorben.

Nun lebte noch immer neben dem Schloſſe der arme Schuſter, der die ſchöne Tochter hatte; die böſe Stiefmutter aber konnte ſie immer weniger leiden, und trachtete, wie ſie ſie verderben könnte. Da ſprach ſie zu ihr: „Zieh dich an, denn du ſollſt aufs Schloß gehen, und den Principe Scurſuni bedienen.“ „Ach,“ antwortete die Tochter, „es ſind ſchon zwei Mädchen in ſeinem Dienſte geſtorben, nun wollt ihr mich auch todt ſehen.“ „Widerſprich mir nicht,“ ſprach die Stiefmutter, „ſondern mache dich fertig, und wenn du nicht gehorchen willſt, ſo jage ich dich aus dem Hauſe.“ Da ging das Mädchen jammernd in die Kirche, wo ihre Mutter begraben war, und weinte: „Ach, Seele meiner Mutter! ach, liebes Mütterchen mein! ſieh, wie man mich ſo arg mißhandelt! ach, hilf mir doch!“ „Weine nicht!“ antwortete die Seele ihrer Mutter, „ſondern gehe ruhig aufs Schloß zum Principe Scurſuni. Wenn er dich aber fragt, weſſen Tochter du ſeieſt, ſo antworte ihm, du ſeieſt eines großen Fürſten Tochter, und erzähle ihm von deinem Reichthum und deinen Schätzen.“ Da ging das Mädchen mit ihrer Stiefmutter aufs Schloß, und die Stiefmutter ſprach zur Königin: „Königliche Majeſtät, hier bringe ich euch meine Stieftochter, die will gern dem Principe Scurſuni dienen.“ Die Königin nahm ſie freundlich auf, und führte ſie in das Zimmer ihres Sohnes, und ſperrte ſie mit ihm ein.

Am Abend legte ſich die Schuſterstochter zu Bett, und um Mitternacht ſtreifte der Königsſohn ſeine Schlangenhaut ab, und ſtand da als ein ſchöner, großer Mann. „Weſſen Tochter biſt du?“ frug er das Mädchen. Da fing ſie an zu erzählen, ſie ſei eines reichen Fürſten

Tochter, und ſprach von ihren Schätzen und ihrem Reichthum. Nun war der Königsſohn ganz zufrieden, und ſprach: „Auf mir ruht ein Fluch, den hat mir meine Mutter zugezogen, als ſie ſich einen Sohn wünſchte, und wenn es ein Scurſuni wäre. Wenn ich aber von meinem Zauber erlöſt ſein werde, dann ſollſt du meine Gemahlin ſein.“ Dann legte auch er ſich nieder, und ſie ſchliefen ruhig bis zum Morgen; als aber der Tag anbrach, fuhr er wieder in ſeine Schlangenhaut. Am Morgen kam die Königin voller Angſt in das Zimmer ihres Sohnes, da trat ihr aber die Schuſterstochter munter und fröhlich entgegen, und der Principe Scurſuni rief: „So, Mutter, nun habe ich eine gute Frau gefunden!“

So vergingen mehre Monate, und die Schuſterstochter lebte mit dem Principe Scurſuni auf ſeinem Zimmer, und er liebte ſie wie ſeine Augen. Bald wurde ſie auch guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen wunderſchönen Sohn, ſie hielt ihn aber verſteckt, daß weder der König noch die Königin von ihm wußten. In der Nacht nun weinte das Kindchen einmal, da ſtand der Königsſohn auf, wiegte es und ſang:

„Schlaf, ſchlaf, ſchließ die Aeugelein!
Erfährt es deine Großmama,
Mit goldnen Windeln iſt ſie da.“ *)

Da hörte die Königin den Geſang, und am nächſten Morgen rief ſie die Schuſterstochter, und frug ſie: „Was war das für ein Geſang heute Nacht in eurem Zimmer?“ Da erzählte ihr die Schuſterstochter Alles, und ſprach: „Ach, wenn ihr wüßtet was euer Sohn für ein ſchöner Jüngling iſt! aber es ruht ein böſer Zauber auf ihm.“ „Frage ihn, wie man ihn erlöſen kann,“ ſprach die Königin. Am Abend nun frug das Mädchen den Königsſohn: „Was gehört dazu, um dich von deinem Zauber zu erlöſen?“ „Um mich zu erlöſen, müßte ein Gewand

*) »Dormi, dormi, e fa la ninna,
Si to nanna lu saprà,
Fasci d' oru ti farà.«
Ninne nanne = Wiegenlieder. Vigo, Canti popolari Siciliani pag. 269 u. f.

von feiner weißer Leinwand in einem Tage geſponnen, gewoben und genäht werden. Dann müßte ein Kalkofen drei Tage und drei Nächte lang geheizt werden, und wenn ich meine Schlangenhaut abſtreife, müßte mir Jemand das Gewand überwerfen, und die Haut ſchnell in den Kalkofen werfen. Mich aber muß man mit Gewalt feſthalten, ſonſt ſtürze ich mich auch ins Feuer."

Am andern Morgen ſagte ſie Alles der Königin, und ſie rief gleich alle Arbeiterinnen der ganzen Stadt zuſammen; die mußten in einem Tage den Flachs ſpinnen und weben, und daraus ein leinenes Gewand nähen. Dann ließ ſie drei Tage und drei Nächte den Kalkofen heizen, und als Alles fertig war, gab ſie der Schuſterstochter das Gewand. Am Abend, als der Principe Scurſuni ſeine Schlangenhaut abgeſtreift hatte, warf ihm ſeine Frau das Gewand über. Zugleich ſprangen die Diener herein; einige warfen die Schlangenhaut ins Feuer, die andern aber hielten den Königsſohn feſt, der um ſich ſchlug, und ſich durchaus auch ins Feuer ſtürzen wollte. Und als die Haut ganz verbrannt war, da wich auch der Zauber von ihm, und er blieb ein ſchöner Jüngling. Der König und die Königin umarmten voll Freude ihren Sohn, und ihren kleinen Enkel, und auch ihre liebe Schwiegertochter. Die aber ſprach zum Königsſohn: „Ich bin keine Fürſtentochter, wie ich dir geſagt habe, ſondern mein Vater iſt nur ein armer Schuſter." Da antwortete er: „Du haſt mich von meinem Zauber erlöſt; darum ſollſt du auch meine liebe Gemahlin ſein. Und ſie feierten eine prächtige Hochzeit, mit großen Feſtlichkeiten, und ſo blieben ſie zufrieden und glücklich, wir aber wie ein Bündel Wurzeln.

---

44. Von dem, der den Lindwurm mit ſieben Köpfen tödtete.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schweſter, die hatten weder Vater noch Mutter, und hatten ſich von Herzen lieb. Sie waren ſehr arm, und hatten nur zwei Ziegen, die trieb das Schweſterlein auf die

Weide. Eines Tages aber entsprang die eine Ziege, und die Schwester mußte ihr nachlaufen. Sie lief und lief immer weiter, bis es Nacht wurde, und sie sich in einer einsamen Gegend sah, und den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte. Die Ziege aber lief immer vor ihr her, und als sie an einem Hause vorbeikamen, sprang sie zur Thüre und legte sich auf die Schwelle nieder. Da dachte das Kind: „Es ist dunkle Nacht, und ich finde den Weg nach Haus doch nicht mehr; so will ich denn hier bleiben, bis es Tag wird." Als es nun anfing zu tagen, hörte sie im Hause eine gewaltige Stimme, die brummte: „Was riecht es hier nach Menschenfleisch!" und zugleich trat aus der Thür ein Riese, der war gar furchtbar anzusehen, also daß das arme Kind erschrak. „Was thust du da?" frug der Riese. Da erzählte ihm das Kind, wie es habe der Ziege nachlaufen müssen, und bei dunkler Nacht an das Haus gerathen sei. „Gut," sprach der Riese, „komm herauf in mein Haus und diene mir." „Ach nein," antwortete das Kind, „ihr werdet mich gewiß fressen." „Sei unbesorgt," sagte der Riese, „wenn du mir treu dienst, so werde ich dir nichts zu Leide thun." Also blieb das Kind bei dem Riesen, diente ihm und hatte es gut bei ihm. Der Bruder aber, da er sein Schwesterchen nicht mehr finden konnte, wurde traurig und sehnte sich immerfort nach ihm.

Nun begab es sich eines Tages, daß er traurig die eine Ziege hütete, die ihm noch geblieben war. Da entsprang ihm die Ziege, und er mußte ihr nachlaufen über Berg und Thal, bis er in eine ganz fremde Gegend kam, und keinen Ausweg mehr fand. Die Ziege aber lief vor ihm her, und als sie an ein Haus kam, sprang sie zur Thür und legte sich nieder. Der Bursche dachte: „Bei der dunklen Nacht kann ich doch den Rückweg nicht finden, so will ich hier bleiben bis es Tag wird." Es war dies aber eben das Haus des Riesen, in dem seine Schwester weilte. Da sie nun am Morgen früh die Thür öffnete, sah sie den schönen Jüngling da liegen, und als sie ihn genauer ansah, erkannte sie ihren Bruder, und umarmte ihn mit großer Freude, aber auch mit großer Angst, denn sie fürchtete, der Riese möchte ihn umbringen. „Lieber Bruder," sprach

sie; „ich will euch verstecken, denn mein Herr, der Riese, wird sogleich aufwachen, und dann könnte er dich fressen. Da versteckte sie ihn im Keller. Als nun der Riese aufwachte, brummte er: „Was riecht es hier nach Menschenfleisch! was riecht es hier nach Menschenfleisch!" „Ach, was sagt ihr," antwortete sie, „es ist niemand da." Er aber brummte immerfort: „Was riecht es hier nach Menschenfleisch!" Da faßte sie sich endlich ein Herz, und sprach: „Ich will es euch nur sagen, daß mein Bruder hier ist. Wie ihr mich verschont habt, müßt ihr nun aber auch ihn verschonen." Das versprach der Riese, und sie ging, ihren Bruder zu holen, der gefiel dem Riesen so wohl, daß er ihn auch bei sich behielt. So lebten denn die Beiden bei dem Riesen, und dienten ihm, und hatten es gut bei ihm.

Als sie nun größer wurden, wollten sie gern fortziehen, und wieder unter Menschen kommen, der Riese aber ließ sie nicht gehen. Da sprach der Bruder eines Tages zur Schwester: „Ich halte es in dieser Einöde nicht länger aus, wir können doch nicht immer hier bleiben, und überdieß sind wir nie sicher. Wer weiß, ob es nicht eines schönen Tages dem Riesen einfällt, uns zu fressen. Suche also aus ihm herauszukriegen, wie man ihn umbringen kann, so will ich ihn tödten und wir können dann fort." Die Schwester war es zufrieden, ging zum Riesen, und sprach zu ihm: „Soll ich euch nicht ein wenig lausen?" Der Riese sagte ja, und als sie so bei einander waren, fing sie an: „Saget mir doch, wenn euch einer umbringen wollte, was aber nicht geschehen möge, wie müßte er es anfangen?" „Ja, liebes Kind," antwortete der Riese, „um mich zu tödten, gibt es nur ein Mittel. Siehst du alle die verrosteten Schwerter, die in meinem Zimmer hängen? Das mittelste ist ein Zauberschwert, wer das hat, dem kann nichts widerstehen, und wenn es zuvor blank geputzt worden ist, so kann auch mir der Kopf abgeschnitten werden. Wer mich aber tödtet, ist ein glücklicher Mann, denn er findet in meinem Kopf eine Salbe, und jede Wunde die damit bestrichen wird, heilt sogleich zu." „Ach, laßt das," rief das Mädchen, „ich will diese Geschichten lieber gar nicht hören. Möchtet ihr noch recht lange leben." Heimlich ging sie

aber zu ihrem Bruder, und erzählte ihm Alles, was der Riese gesagt hatte. Da wartete der Bruder noch einige Tage, und fing dann an, alle die Schwerter in des Riesen Kammer zu putzen, daß sie ganz hell und blank wurden. „Was machst du da?“ frug der Riese. „Ich putze eure Schwerter; seht doch nur einmal, wie rostig sie sind,“ antwortete der Jüngling. Als er nun auch das Zauberschwert putzte, gab es einen so hellen Glanz, wie er noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte. Eines Abends nun, als der Riese schlief, schlich der Jüngling hinzu, und hieb ihm mit dem Zauberschwert den Kopf ab. Dann sammelte er die Salbe, die in dem Kopfe war, und verwahrte sie in einem Büchschen. Für den Riesen aber machten sie ein tiefes Grab und legten ihn hinein, nahmen dann alle die Schätze mit, die in dem Hause aufgespeichert waren. und zogen in die nächste Stadt. Dort nahmen sie ein hübsches Haus, und lebten vergnügt miteinander.

Eines Tages aber sprach der Bruder: „Liebe Schwester, ich kann nicht länger bei dir bleiben, denn ich will gern die Welt besehen, und mein Glück suchen.“ Sie weinte und wollte ihn nicht ziehen lassen; er ließ sich aber nicht halten, nahm eine schöne Rüstung, schnallte das Zauberschwert um, steckte das Büchschen mit der Salbe zu sich, bestieg ein schönes Pferd, und ritt davon.

Er wanderte nun eine geraume Zeit, und kam endlich in eine große, schöne Stadt, die war ganz schwarz behangen, und alle Leute gingen in schwarzen Kleidern. Da frug er seinen Wirth, was das bedeute. „Ach,“ antwortete der, „die Stadt ist übel heimgesucht von einem Lindwurm mit sieben Köpfen, der haust auf jenem Berge, und jedes Jahr muß man ihm eine vornehme Jungfrau zuführen, sonst verheert er die ganze Stadt. Dieses Jahr hat das Loos die Königstochter getroffen, und heute ist der Tag, an welchem sie auf den Berg geführt werden soll. Der König hat zwar verkündigen lassen, daß derjenige Ritter, der den Lindwurm tödte, seine Tochter zur Frau haben solle, es hat es aber keiner versuchen wollen, denn der Lindwurm ist ein gar zu schreckliches Thier.“ Da dachte der Jüngling: „Ich will mein Glück versuchen,

habe ich doch mein Zauberſchwert.“ Alſo beſtieg er wieder ſein Pferd, ſchnallte ſein Zauberſchwert um, ſteckte auch das Büchschen mit der Salbe zu ſich, und ritt dem Berg zu. Als er nun in die Nähe der Höhle kam, wo der Lindwurm hauſte, kam gleich das Ungethüm hervorgekrochen, denn es roch Menſchenfleiſch. Da zog der Jüngling ſein Zauberſchwert, und kämpfte mit dem Lindwurm, und ſchlug ihm einige Köpfe ab. Der Lindwurm aber verwundete ihn am Bein, und verwundete auch das Pferd. Da ritt der Jüngling ein wenig abſeits, zog ſein Büchschen hervor, und beſtrich ſeine Wunden mit der Salbe, und auch die Wunden ſeines Pferdes, und alſobald wurden ſie Beide wieder geſund, alſo daß er ſein Schwert wieder ziehen konnte, und den Lindwurm vollends todt machte. Dann ſchnitt er ihm die ſieben Zungen aus den ſieben Köpfen, wickelte ſie in ſein Tuch, und kehrte in das Wirthshaus zurück.

Die Königstoch.er bereitete ſich unterdeſſen auf ihren ſchweren Gang vor, und ob ſie gleich bitterlich weinte, mußte ſie doch endlich von ihren Eltern Abſchied nehmen, und den Weg zum Berge antreten. Ein Sklave ihres Vaters aber begleitete ſie. Als ſie nun auf den Berg kamen, ſahen ſie den Lindwurm in ſeinem Blute liegen; da dankte die Königstochter dem lieben Gott von Herzen, daß ſie nun nicht zu ſterben brauche. Der Sklave aber dachte es ſich zu Nutzen zu machen, ſetzte ihr ſein Schwert auf die Bruſt und ſprach: „Wenn du mir nicht verſprichſt, deinem Vater zu ſagen, ich habe den Lindwurm getödtet, ſo bringe ich dich um.“ Da verſprach ſie es in ihrer Herzensangſt, und der Sklave nahm die ſieben abgeſchnittenen Köpfe zum Wahrzeichen mit. Als nun die Königstochter geſund und unverſehrt vom Berge herunterkam, und ausſagte, der Sklave habe den Lindwurm erſchlagen, war große Freude im ganzen Land, und der König ſprach zum Sklaven: „Du haſt meine Tochter befreit, und ſollſt ſie nun zur Gemahlin haben.“ Da wurde ein großes Feſt veranſtaltet, und das ganze Land freute ſich; die Königstochter aber war traurig, denn ſie wollte den Sklaven nicht gerne heirathen.

Als der wahre Beſieger des Lindwurms aber hörte, daß der Sklave die ſchöne Königstochter heirathen ſollte, ließ er ſich eilends ein ſchönes

Gewand machen, nahm die sieben Zungen in die Tasche, ging auf das Schloß, und ließ sich beim König melden. „Herr König," sprach er, „ich habe gehört, daß euer Sklave eine so große Heldenthat vollbracht hat, und den Lindwurm getödtet. Erzählt mir doch, wie das zugegangen ist." Der König antwortete: „Mein Sklave begleitete meine Tochter auf den Berg; derselbe hat die Kraft gehabt, den Lindwurm zu besiegen, und ihm die sieben Köpfe abzuschneiden, und zum Wahrzeichen hat er die sieben Köpfe mitgebracht." „Könnte ich wohl die Köpfe einmal sehen?" frug der Jüngling. Da gab der König Befehl, man solle die sieben Köpfe des Lindwurms herbeibringen und dem Fremden zeigen. „Ja, das sind gewaltige Köpfe," sprach der Jüngling, „wie groß mögen nur die Zungen sein." Damit öffnete er dem einen Kopf den Rachen, es fand sich aber keine Zunge darin. Der König und seine Minister waren sehr erstaunt, und meinten: „Wie ist denn das möglich? Sollte das Unthier keine Zungen gehabt haben?" Der Jüngling aber zog sein Tuch hervor, mit den sieben Zungen, und steckte in jeden Rachen eine Zunge, und siehe da, sie paßten ganz genau. Da sprach er: „Nicht wahr, Herr König, der Besieger des Lindwurms muß doch derjenige sein, der die Zungen herausschnitt, ehe die Köpfe eurer Majestät überbracht wurden? Ich habe mit dem Lindwurm gekämpft und ihn besiegt; der Sklave aber ist ein elender Lügner." Da ließ der König seine Tochter kommen, und frug sie noch einmal, ob der Sklave wirklich den Lindwurm getödtet habe. Sie aber fiel auf die Knie, und sprach: „Ach nein, lieber Vater, er hat es nicht gethan, er hat mir aber gedroht, mich zu tödten, wenn ich euch die Wahrheit sagte." Da ward der König sehr erfreut, und sprach: „Siehe, dieser schöne Jüngling ist dein Erretter, und ihn sollst du nun zum Gemahl bekommen; den falschen Sklaven aber will ich gleich aufhängen lassen."

Und so geschah es. Der falsche Sklave wurde zum Galgen geführt und erhängt. Der fremde Jüngling aber heirathete die schöne Königstochter, und ließ auch seine Schwester zu sich kommen. Und da lebten sie Alle glücklich und zufrieden, nur wir sind leer ausgegangen.

45. Von den sieben Brüdern, die Zaubergaben hatten.

Es war einmal ein König, der hatte ein einziges Töchterlein, das hatte er von Herzen lieb. Da ließ er eines Tages einen Sterndeuter kommen, der sollte ihm wahrsagen, welches Schicksal die Prinzessin haben würde. Der Wahrsager antwortete: „Wenn die Prinzessin funfzehn Jahre alt sein wird, so wird ein Riese kommen und sie rauben.“ Nun ließ der König die Prinzessin wohl bewachen, damit sie niemand rauben könne. Als die Prinzessin aber funfzehn Jahre alt war, stand sie eines Tages am Fenster. Da kam ein Riese vorbei, der zog sie mit seinem Athem an sich, nahm sie in seine Arme, und entfloh mit ihr so schnell, daß niemand ihn einholen konnte. Da ward der König sehr betrübt, und ließ im ganzen Land verkünden, wer ihm die Tochter wiederbringe, solle sie zur Gemahlin haben, und nach ihm König sein.

Das hörte auch eine arme Frau, eine Mutter von sieben Söhnen, die hatten alle sieben Zaubergaben erhalten*). Da rief sie den Aeltesten und sprach: „Wenn du mir sagst, was deine Kunst ist, so lasse ich dir einen neuen Anzug machen.“ „Ich kann zehn Männer in meine Arme nehmen,“ sprach der Sohn, „und so schnell laufen, wie der Wind.“ Da rief die Mutter auch den Zweiten, und frug ihn, was seine Kunst sei. Der antwortete: „Wenn ich mein Ohr an den Boden lege, so höre ich Alles, was in der Welt vorgeht.“ So frug die Mutter alle ihre Söhne, und jeder konnte eine Kunst; der Dritte konnte mit einem Faustschlag sieben eiserne Thüren zerschlagen; der Vierte konnte den Leuten etwas aus den Armen stehlen, ohne daß sie es merkten; der Fünfte konnte mit einem Faustschlag einen eisernen Thurm bauen; der Sechste hatte eine Flinte, mit der erschoß er Alles, worauf er zielte; der Jüngste endlich hatte eine Guitarre, wenn er darauf spielte, so konnte er die Todten erwecken. Mit diesen sieben Söhnen trat die Mutter vor den König, und sprach: „Königliche Majestät, meine Söhne wollen euch eure Tochter

*) Eigentlich: erano infatati, sie waren bezaubert.

wiederbringen." Da war der König ſehr erfreut, ließ Jedem einen neuen Anzug machen, und ſo wanderten ſie miteinander fort.

Als ſie nun außer der Stadt, in einem Walde, waren, legte der zweite Bruder ſein Ohr auf den Boden und ſprach: „Ich höre die Prinzeſſin weinen; ſie ſitzt in einem Thurm mit ſieben eiſernen Thoren, und der Rieſe hält ſie in ſeinen Armen." Da packte der Aelteſte ſeine ſechs Brüder auf, und lief mit ihnen bis vor den Thurm, in dem die Prinzeſſin ſaß. „Nun iſt die Reihe an dir," ſprachen ſie zu dem dritten Bruder, der gab einen Fauſtſchlag gegen die ſieben eiſernen Thore, daß ſie zuſammenfielen. Der vierte Bruder aber ſchlich ſich in den Thurm, und während der Rieſe ſchlief, ſtahl er ihm die Prinzeſſin aus den Armen, und brachte ſie zu ſeinen Brüdern heraus. Da packte der Aelteſte wieder alle ſeine Brüder auf, und die Prinzeſſin dazu, und lief nun davon, ſo ſchnell wie der Wind.

Als der Rieſe erwachte, und die Prinzeſſin nicht mehr in ſeinen Armen fand, ſetzte er ihnen nach, und weil er noch ſchneller lief, als der älteſte Bruder, ſo holte er ſie bald ein. Da riefen die Brüder dem Fünften zu: „Nun iſt die Reihe an dir." Und als er mit ſeiner Fauſt auf den Boden ſchug, erhob ſich ein eiſerner Thurm, in den verſteckten ſie ſich alle acht. Der Thurm aber war ſo ſtark, daß der Rieſe ihn nicht zertrümmern konnte; darum lagerte er ſich vor dem Thurme, und rief immer: „Gebt mir die Prinzeſſin heraus, ſo laſſe ich euch ziehen." Die Brüder aber wollten nicht. Da bat er endlich: „Laßt mich nur einmal ihren kleinen Finger ſehen, ſo will ich euch Alle ziehen laſſen." Die Brüder dachten: „Nun das können wir wohl thun," machten eine kleine Spalte in den Thurm, und ließen die Prinzeſſin ihren kleinen Finger herausſtrecken. Kaum ſah das der Rieſe, ſo zog er ſie wieder mit ſeinem Athem an ſich, nahm ſie in ſeine Arme, und wollte eiligſt mit ihr fortlaufen. „Schnell, ſchieße ihn todt," ſprachen die Brüder zum Sechsten; der nahm ſeine Flinte, zielte und ſchoß den Rieſen todt. Wie ſie aber hinliefen, ſahen ſie, daß er die Prinzeſſin mit todtgeſchoſſen hatte. Da nahm der Jüngſte ſeine Guitarre, und fing an zu ſpielen, und bald that

die Prinzeſſin die Augen auf, und wurde wieder lebendig. Nun nahm der Aelteſte ſie alle ſieben in ſeine Arme, und lief zurück ins Schloß zum König.

Da war große Freude im Schloß, und der König ſprach: „Wer ſoll denn nun meine Tochter zur Gemahlin haben? Laßt einmal hören, wer das größte Kunſtſtück vollbracht hat.“ „Das bin ich geweſen,“ rief der Aelteſte, „denn ich habe meine Brüder und die Prinzeſſin alle zuſammen in meinen Armen getragen, und bin doch ſo ſchnell gelaufen wie der Wind.“ „Nein, das bin ich geweſen,“ rief der Zweite, „denn ohne mich hättet ihr nicht gewußt, wo die Prinzeſſin weilte.“ „Nein, mir gebührt die Prinzeſſin,“ rief der Dritte, „denn ich habe die ſieben eiſernen Thore eingeſchlagen.“ „Was hätte euch das Alles geholfen, wenn ich nicht dem Rieſen die Prinzeſſin aus den Armen geſtohlen hätte?“ frug der Vierte. „Und wenn ich nicht einen eiſernen Thurm gebaut hätte,“ rief der Fünfte, „ſo hätte der Rieſe uns alle umgebracht.“ Der Sechſte aber ſprach: „Nein, mir gebührt die Prinzeſſin, denn ich habe den Rieſen todt geſchoſſen.“ „Und die Prinzeſſin dazu,“ rief der Jüngſte, „und wenn ich ſie nicht mit meiner Guitarre ins Leben zurückgerufen hätte, ſo wäre ſie jetzt todt.“

Da ſprach der König: „Ja, du haſt das größte Kunſtſtück vollbracht, und du ſollſt meine Tochter heirathen.“

Alſo wurde ein glänzendes Hochzeitsfeſt gefeiert, und der Jüngſte heirathete die Prinzeſſin; die anderen Brüder aber beſchenkte der König reichlich, und nahm ſie in ſein Schloß, und die Mutter dazu. Da lebten ſie glücklich und zufrieden, und wir ſind leer ausgegangen.

---

46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte.

Es war einmal eine arme Frau, die war ſo arm, daß ſie in einer ganz wilden einſamen Gegend leben mußte, und hatte eine einzige Tochter, die war ſchöner als die Sonne. Die Mutter ſammelte Kräuter,

und brachte sie in die Stadt zum Verkauf, die Tochter aber blieb zu Hause, wusch und kochte.

Eines Tages war die Mutter wieder in die Stadt gegangen mit ihren Kräutern, die Tochter aber war allein geblieben. Da kam der Königssohn in die einsame Gegend. Er war auf die Jagd gegangen, und hatte sich von seinem Gefolge verirrt. Als er nun das Häuschen sah, stieg er ab vom Pferde, klopfte an und bat um ein Glas Wasser, denn er war sehr durstig. Das Mädchen aber öffnete nicht die Thüre, sondern nur das Fenster, und reichte ihm das Glas Wasser zum Fenster hinaus. Als er nun ihre große Schönheit sah, ward er von einer bösen Lust ergriffen, und verlangte mit Ungestüm, sie solle ihm die Thüre aufmachen. Sie aber wollte nicht. Da brach er in seiner wilden Begierde die Thüre auf, drang in das Häuschen, und that ihr Gewalt an. Sie rief und schrie, aber es hörte sie niemand. Wie sie sich nun so vergeblich nach Hilfe umsah, erblickte sie eine Schlange, die eben vorüberkroch. „Wenn mich denn niemand hört in meiner Noth," sprach sie, „so rufe ich diese Schlange an, die soll für mich zeugen, daß du keine andre heirathen darfst, denn mich." Als sie das gesagt hatte, that sie dem Königssohn den Willen; dann verließ er das Häuschen. Sie erzählte aber ihrer Mutter nichts davon.

Nicht lange nachher verbreitete sich das Gerücht, der Königssohn werde nun bald eine schöne Prinzessin heirathen. Als nun die Mutter eines Tages wieder in der Stadt gewesen war, frug die Tochter sie am Abend: „Nun, liebe Mutter, was gibt es Neues in der Stadt?" „O mein Kind," sprach die Mutter, „man erzählt eine Geschichte, die ist so außergewöhnlich, daß sie niemand glauben kann. Denke dir, der Königssohn hat eine Schlange um den Hals, und niemand kann sie wegjagen, und wenn man sie wegreißen will, so schnürt sie sich nur fester um seinen Hals, und erwürgt ihn fast." Da die Tochter das hörte, wußte sie wohl, welche Schlange das war, und machte sich am Morgen ganz früh auf den Weg, ohne ihrer Mutter etwas zu sagen, und ging auf das Schloß.

Als nun die Wache frug, was ſie begehre, antwortete ſie: „Meldet mich dem König an, denn ich habe ein Mittel um den Königsſohn von der Schlange zu befreien, die ſich ihm um den Hals gehängt hat.“ Die Leute fingen an zu lachen, und ſagten: „Es haben es ſo viele Aerzte und weiſe Leute verſucht, und keinem iſt es gelungen, und nun wollteſt du es unternehmen!“ Sie aber ſprach: „Meldet mich nur bei dem Könige an.“ Als nun der König den Lärm hörte, frug er, was es gebe. Da ſagten ihm ſeine Diener: „Unten iſt ein Mädchen, das rühmt ſich, es hätte ein Mittel, den Königsſohn von ſeiner Schlange zu befreien.“ „Nun, laßt ſie heraufkommen,“ ſprach der König, „wenn ihr Mittel nichts nützt, ſo wird es auch nicht viel ſchaden.“

Alſo wurde das ſchöne Mädchen vor den König geführt, und der König führte ſie in das Zimmer ſeines Sohnes, und ließ ſie dort mit dem Königsſohne allein. Da ſtellte ſie ſich vor ihn hin und ſprach: „Sieh mich einmal an; erkennſt du mich?“ „Nein,“ antwortete der Königsſohn, aber alſobald ſchlang das Thier ſich feſter um ſeinen Hals. „Wie?“ fuhr ſie fort, „haſt du denn vergeſſen, wie du in mein Haus mit Gewalt eingedrungen biſt, und mich gezwungen haſt, deinen Willen zu thun? Weißt du nicht mehr, wie ich die Schlange angerufen habe, als Zeugen, daß du keine andre heirathen dürfeſt, denn mich?“ Er wollte gern wieder mit „nein“ antworten, aber die Schlange zog ſich ſo feſt um ſeinen Hals, daß er endlich „ja“ ſagte. Da ließ auch die Schlange ein wenig nach mit ihrem Drucke. „Und nun willſt du eine Königstocher heirathen und mich verlaſſen?“ frug das Mädchen. „Ja,“ antwortete er, aber alſobald wickelte ſich die Schlange wieder feſter um ſeinen Hals, alſo daß er endlich verſprach, die Königstochter nicht zu heirathen. „So ſchwöre mir, daß du mich heirathen wirſt,“ ſprach das Mädchen. Da ſchwur er es ihr zu, und alſobald fiel die Schlange von ſeinem Halſe herab und verſchwand. Der Königsſohn aber eilte zum König und ſprach: „Lieber Vater, ſchicket meine Braut nur wieder zu ihrem Vater zurück, denn dieſes Mädchen hat mich von der böſen Schlange befreit, und ſoll nun meine Gemahlin werden.“

Also heirathete der Königssohn das schöne Mädchen, und sie ließ auch ihre Mutter auf das Schloß kommen, und so lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging.

Es war einmal eine arme Waschfrau, die hatte einen einzigen Sohn, der war wohl sehr dumm, aber dabei von Herzen gut und fromm. Die arme Frau schickte ihn mit ihrem Eselchen in den Wald, dort suchte er Reiser, trug sie in die Stadt und verkaufte sie. So lebten sie kümmerlich mit einander.

Nun begab es sich eines Tages, daß er mit seinem beladenen Esel an einer kleinen Kirche vorbeiging, in der eben gepredigt wurde. Da band er den Esel draußen an und trat in das Kirchlein und hörte, wie der Geistliche sagte: „Höret, meine Freunde, wie der Herr sagt: Wer in meinem Namen den Armen etwas gibt, wird es hundertfältig wieder erhalten." Als der Jüngling das hörte, ging er hinaus, verkaufte das Holz und den Esel und schenkte Alles den Armen. „Nun muß mir aber der Herr es hundertfältig wiedergeben," dachte er, und ging in die Kirche und drückte sich in eine Ecke, wo ihn Niemand sah. Als nun die Messen alle aus waren, schloß der Sakristan die Kirche und merkte nicht, daß der Jüngling drin geblieben war. Er wartete bis Alles still war, und stieg dann auf den Altar, wo ein großes Crucifix stand. Das redete er an und sprach: „Du, höre einmal." Seht ihr, sogar diese Freiheit nahm er sich in seiner Einfalt, den Herrn Jesus zu duzen. „Du, höre einmal," sagte er also, „ich habe dein Gebot erfüllt und habe Alles was ich hatte verkauft und den Armen gegeben. Jetzt mußt du es mir aber hundertfältig wiedergeben, sonst habe ich ja Nichts meiner Mutter zu bringen." Lange sprach er in dieser Weise mit dem Crucifix, endlich antwortete der Herr: „Ich bin arm und kann dir kein Geld geben. Geh aber nach Rom, in die größte Kirche, dort wohnt mein Bruder, der ist

viel reicher als ich, der kann dir vielleicht das Geld geben." Da sagte der Jüngling: „Es ist auch wahr, du mußt sehr arm sein, denn du bist ja ganz nackend." Also drückte er sich wieder in seine Ecke und wartete bis der Sakristan am nächsten Morgen aufmachte, und er hinaus konnte.

Da machte er sich auf den Weg nach Rom, ohne seiner Mutter etwas zu sagen, und wanderte den ganzen Tag, bis er bei Dunkelwerden an ein Kloster kam. „Hier könnte ich wohl die Nacht zubringen," dachte er, klopfte an und begehrte ein Obdach. Das wurde ihm freundlich gewährt und der Prior rief ihn zu sich, um sich ein wenig mit ihm zu unterhalten. „Wohin wanderst du, mein Sohn?" frug er ihn. „Ich muß nach Rom gehen und mit dem Herrn sprechen, wegen einer Summe Geldes, die er mir geben muß." Der Prior dachte anfangs, der Bauernbursche habe ihn zum Besten, da er aber sein einfältiges Gemüth erkannte, sprach er zu ihm: „Du könntest mir wohl einen Gefallen thun. Meine Mönche gerathen jedesmal nach dem Essen in solchen Streit, daß sie sich die Köpfe blutig schlagen. Sonst sind sie so fromm und gesittet, nach dem Essen aber ist es, als ob ein böser Geist in sie gefahren wäre. Wenn du nun mit dem Herrn sprichst, so frage ihn, woher das kommt, und wenn du mir bei deiner Rückkehr die richtige Antwort bringst, so schenke ich dir hundert Unzen." Der Jüngling versprach es, ruhte die Nacht in dem Kloster und machte sich am andern Morgen wieder auf den Weg.

Er wanderte den ganzen Tag, bis er am Abend in eine kleine Stadt kam. Da sah er ein hübsches Haus stehen, klopfte an und bat um ein Obdach, und der Hausherr gewährte es ihm. Dieser Mann aber war ein Kaufmann, der hatte drei schöne Töchter. Als sich nun der Kaufmann mit dem Jüngling unterhielt, frug er ihn, wohin er gehe. „Ich muß nach Rom und mit dem Herrn sprechen, wegen einer Summe Geldes, die er mir geben muß," antwortete der Jüngling. Da glaubte auch der Kaufmann, er wolle ihn zum Besten haben, als er aber seine Einfalt erkannte, sprach er: „Thu mir einen Gefallen. Ich habe drei schöne Töchter, und habe noch keine verheirathen können, ob ich gleich reich bin. Wenn du nun mit dem Herrn sprichst, so frage ihn, woher

das kommt, und wenn du mir die Antwort bringst, so schenke ich dir hundert Unzen." Der Jüngling versprach es und wanderte am nächsten Morgen weiter.

Als es nun Abend wurde, kam er an ein Bauernhaus, da klopfte er an und bat um ein Nachtlager. Der Bauer nahm ihn freundlich auf, ließ ihn bei sich am Tische essen und frug ihn: „Wohin gehst du denn?" Der Jüngling erzählte wieder, er gehe nach Rom, um mit dem Herrn wegen einer Summe Geldes zu sprechen. „Da könntest du mir einen Dienst erweisen," sprach der Brauer. „Ich habe ein schönes Gut, das hat früher viel Obst getragen. Seit einigen Jahren aber sind die Bäume alle unfruchtbar geworden, und ich habe auch nicht eine Feige oder Kirsche mehr gesehen. Wenn du nun mit dem Herrn sprichst, so frage ihn, woher das kommt, und wenn du mir die richtige Antwort bringst, so schenke ich dir hundert Unzen." Der Jüngling versprach es, übernachtete bei dem Bauer und wanderte am nächsten Morgen weiter.

Endlich kam er nach Rom, und suchte sogleich die größte und schönste Kirche aus, in der wurde eben die Messe gelesen. Da er nun die vielen seidnen und goldnen Gewänder der Priester sah und die goldnen Monstranzen mit Edelsteinen besetzt, dachte er: „Der Herr hatte Recht; dieser sein Bruder ist viel reicher, der kann mir gewiß mein Geld wiedergeben." Also drückte er sich in eine Ecke und wartete geduldig bis der Sakristan die Kirchthür schloß. Da stieg er auf den Altar, und sprach: „Du, höre einmal, dein Bruder hat mich zu dir geschickt. Der sollte mir eine große Summe Geldes geben, er ist aber zu arm und läßt dir deßhalb sagen, du solltest sie mir statt seiner geben." Der Herr ließ ihn erst eine Zeitlang bitten, dann antwortete er: „Es ist gut, geh du nur nach Haus, auf dem Wege wirst du dein Geld bekommen." „Ja" sprach der Jüngling, „ich muß dich aber noch etwas fragen. Eine halbe Tagereise von hier wohnt ein Bauer, der hat ein Gut, das ihm früher viel Obst einbrachte. Seit einigen Jahren aber sind die Bäume unfruchtbar geworden, woher kommt das?" Der Herr antwortete: „Früher hatte der Bauer keine Mauer um sein Gut gezogen, und wenn ein Armer vorbei-

kam, der durſtig war, ſtreckte er nur ſeine Hand aus und nahm eine Birne oder ſonſt eine Frucht, um ſeinen Durſt zu ſtillen. Der Bauer aber war habſüchtig und gönnte den Armen die paar Früchte nicht, deßhalb ließ er eine Mauer um das Gut ziehen und ſeitdem ſind die Bäume unfruchtbar. Wenn er die Mauer umreißt, wird das Gut wieder Früchte tragen." „Sage mir aber noch etwas," fuhr der Jüngling fort. „In der und der Stadt wohnt ein Kaufmann, der hat drei ſchöne Töchter, aber obgleich der Vater reich iſt, ſo hat ſich doch noch keine verheirathet. Woher kommt das?" Da ſprach der Herr: „Die Mädchen ſehen zu viel auf ihre Kleidung und wollen dadurch einen Mann erlangen. Wenn ſie aber fein ſittſam und ohne Putz in die Kirche gehen wollten, ſo würden ſie bald einen Mann bekommen." „Jetzt möchte ich aber noch Eines wiſſen," ſprach der Jüngling. „In dem und dem Kloſter ſind die Mönche den ganzen Tag fromm und geſittet. Wenn ſie aber gegeſſen haben, fangen ſie an ſich zu ſtreiten, und es gibt einen großen Lärm. Woher kommt das?" „Sie haben den Teufel zum Koch," antwortete der Herr, „der verzaubert die Speiſen, alſo daß ſie dieſen Unfrieden erregen." Da dankte der Jüngling dem Herrn und der Herr griff in ſeine Seite und gab ihm zum Abſchied einen Stein, den ſolle er wohl verwahren.

Der Jüngling aber drückte ſich wieder in ſeine Ecke, und als der Sakriſtan am andern Morgen die Kirchthür aufmachte, ging er hinaus und wanderte nach Hauſe zurück.

Als er nun zum Bauer kam, frug ihn der: „Haſt du mit dem Herrn geſprochen?" „Ja," antwortete er, „die Bäume auf eurem Gut ſind unfruchtbar, weil ihr die Mauer um das Gut gezogen habt. Wenn ihr die Mauer niederreißt und den Armen nicht wehrt, wenn ſie einmal eine Frucht nehmen, dann wird das Gut wieder Obſt tragen." „Schön," ſprach der Bauer, „ich will gleich einen Verſuch machen. Du mußt aber dableiben, bis ich die Bäume blühen ſehe, ſonſt kann ich dir die hundert Unzen nicht geben." Da blieb der Jüngling bei ihm und der Bauer riß die Mauer nieder, und ſiehe da, ſchon nach

wenigen Tagen waren die Bäume mit Blüthen bedeckt. Da gab ihm der Bauer die hundert Unzen, dankte ihm und ließ ihn ziehen.

Da kam der Jüngling zum Kaufmann, der frug ihn auch, ob er mit dem Herrn gesprochen habe. „Ja," antwortete er, „eure Töchter verheirathen sich nicht, weil sie zu viel an Putz und Kleidung denken. Wenn sie aber fein sittsam in die Kirche gehen wollten, so würden sie bald einen Mann finden." „Bleibe einige Tage bei mir, bis ich sehe, ob dein Rath gut ist," sprach der Kaufmann, „dann will ich dir die hundert Unzen geben." Da blieb der Jüngling da, und der Kaufmann nahm seinen Töchtern den Putz und die schönen Kleider ab, und schickte sie bescheiden und sittsam gekleidet in die Kirche, und siehe da, schon nach wenigen Tagen meldeten sich mehrere Freier, daß der Vater nur zu wählen brauchte. Da schenkte er dem Jüngling die hundert Unzen, dankte ihm für seinen guten Rath und ließ ihn ziehen.

Am Abend kam der Jüngling in das Kloster und wurde zum Prior geführt, der frug: „Hast du mit dem Herrn gesprochen?" „Ihr habt in eurem Kloster den Teufel zum Koch, der verzaubert die Speisen, daß sie Unfrieden stiften," antwortete der Jüngling. „Wenn das wahr ist, so will ich den unsaubern Geist gleich beschwören," sagte der Prior, nahm das Weihwasser und kleidete sich in die heiligen Gewänder, ging in die Küche und beschwor den bösen Geist, daß er aus dem Kloster ausfuhr und die Mönche von da an in Frieden lebten. Der Prior aber dankte dem Jüngling, schenkte ihm die hundert Unzen und ließ ihn ziehen.

Als er sich aber der Stadt näherte, begann der Stein, den er im Busen trug, zu leuchten und verbreitete einen solchen wunderbaren Glanz, daß man ihn viele Meilen weit sah. Die Geistlichen aber, da die Kunde davon erscholl, machten sich auf und zogen feierlich dem wunderbaren Stein entgegen. Da mußte der Jüngling Alles erzählen, und weil er würdig erfunden worden war, mit dem Herrn zu sprechen, so sollte er nun auch den Stein tragen, und ging unter dem Baldachin und trug den Stein in seinen Händen. Als er aber in die Kirche kam, und den Stein auf den Altar gestellt hatte, sank er um und war

todt, und ſeine Seele flog zum Himmel. In der Kirche aber war auch ſeine Mutter, die erkannte ihren Sohn und da ſie ihn umſinken ſah, eilte ſie auf ihn zu und ſchloß ihn in ihre Arme. Da fand ſie die dreihundert Unzen und nahm ſie zu ſich, führte ein frommes Leben, indem ſie den Armen viel Gutes that, und als ſie ſtarb, wurde ſie im Himmel mit ihrem Sohn vereinigt.

48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen.

Es war einmal ein Mann, dem war ſeine Frau geſtorben, und hatte ihm zwei Kinder hinterlaſſen, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter war ſehr ſchön, ſchöner als die Sonne, und ging in die Schule zu einer Lehrerin; die hatte eine Tochter, die war ſchwarz und häßlich, häßlicher als die Schulden. Die Lehrerin aber war eine liſtige Frau, und ſchenkte ihr immer Süßigkeiten, und ſprach zu ihr: „Sage deinem Vater, er ſolle mich heirathen, ſo will ich dir alle Tage Süßigkeiten geben und du ſollſt es gut haben. Alſo bat das Kind ſeinen Vater, er ſolle doch die freundliche Lehrerin heirathen. Der Vater aber antwortete immer: „Sabedda *), du weißt nicht was du ſagſt; du wirſt ſehen, es wird dich reuen.“ Sabedda ließ nicht nach ihren Vater zu bitten, bis er endlich eines Tages die Geduld verlor, und ſprach: „Gut, ich will deinen Willen thun, wenn es dir aber ſchlecht geht, ſo komm nicht zu mir, um zu klagen.“

Alſo heirathete der Vater die Lehrerin, und am Anfang war die Stiefmutter freundlich mit Sabedda und ihrem Brüderchen. Es dauerte aber nicht lange, ſo wurde ſie unfreundlich gegen die Kinder, und Sabedda mußte alle harte Arbeit thun, Holz ſuchen, und Waſſer tragen, und bekam viele Schläge und wenig zu eſſen. Gegen ihre eigene häßliche Tochter aber war die Frau freundlich, und ließ ſie thun, was ſie wollte. Wenn

*) Iſabella.

nun Sabedda ſo traurig war, ſprach ihr Vater wohl zu ihr: „Siehſt du, warum haſt du nicht auf mich gehört? ich habe es dir ja geſagt, es würde dich reuen. Jetzt kann ich dir nicht helfen.“

Eines Tages nun, da die Stiefmutter die arme Sabedda wieder grauſam geſchlagen hatte, ſprach dieſe zu ihrem Brüderchen: „Komm, wir wollen in die weite Welt gehen, und unſer Glück verſuchen; bei der Stiefmutter kann ich es nicht mehr aushalten.“ Das Brüderchen war es zufrieden, und ſo ſchlichen ſie ſich leiſe mit einander fort, und wanderte in die weite Welt.

Da ſie nun eine lange Zeit gewandert waren, wurde das Brüderchen ſo durſtig, daß es ſchier verſchmachtete, und da ſie an einen Bach kamen, ſprach es: „Sabedda, ich bin ſo durſtig, ich will ein wenig trinken.“ Sabedda aber verſtand, was das Bächlein rauſchte: „Wer von meinem Waſſer trinkt, der wird ein Schäfchen mit goldnen Hörnern,“ und ſprach: „Ach, Brüderchen, trinke nicht von dieſem Waſſer, ſonſt wirſt du ein Schäfchen mit goldnen Hörnern.“ Aber das Brüderchen hatte ſich ſchon zum Waſſer niedergebeugt, und kaum hatte es einige Schlucke getrunken, ſo war es ſchon in ein niedliches Schäfchen verwandelt, und hatte hübſche goldne Hörner. Da fing Sabedda an zu weinen, und wanderte traurig weiter, und das Schäfchen lief neben ihr her.

An demſelben Tage aber war der König auf die Jagd gegangen, und während er ſo dem Wilde nachging, begegnete er der weinenden Sabedda, die war ſo ſchön, daß er die Augen nicht mehr von ihrem Geſicht abwenden konnte. Da frug er ſie, warum ſie weine, und ſie antwortete: „Ich bin ein armes Kind, und habe eine böſe Stiefmutter zu Hauſe, die hat mich ſo viel geſchlagen, deßhalb bin ich fortgelaufen.“ „Willſt du mit mir auf mein Schloß kommen, und willſt meine Gemahlin werden?“ frug der König. „Ja,“ antwortete Sabedda, „aber mein Schäfchen muß auch mit.“ Da nahm ſie der König vor ſich auf ſein Pferd, und ein Diener mußte das Schäfchen führen, und ſo kamen ſie in das Schloß. Der König ließ Sabedda mit königlichen Kleidern ſchmücken, und es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert. Sabedda aber

ſorgte immer zuerſt für ihr Schäfchen, das mußte auch bei ihr im Zimmer ſchlafen.

Nach einem Jahr gebar die Königin einen wunderſchönen Knaben, da war große Freude im Schloß.

Nun begab es ſich aber um dieſe Zeit, daß die falſche Stiefmutter hörte, Sabedda ſei nicht geſtorben, ſondern ſei die Frau des Königs geworden, und ſei nun Königin. Da ward ſie ganz ſchwarz vor Neid, und dachte, wie ſie ſie verderben könnte. Sie kaufte alſo einige Süßigkeiten, that einen Schlaftrunk in ein Fläſchchen, und ſchmückte ſich und ihre Tochter, und kam in das Schloß, als der König eben auf die Jagd gegangen war, und Sabedda noch krank zu Bette lag. „Ach, du liebes Kind," ſprach die falſche Stiefmutter, „wie freut es mich, dich ſo wohl und glücklich zu ſehen. Sieh, hier habe ich dir einige Süßigkeiten mitgebracht, und dieſen ſtärkenden Wein, der wird dir gut thun. Verſuche ihn nur einmal." Sabedda wollte nicht, denn ſie fürchtete, die Stiefmutter möchte Arges im Schilde führen, da dieſe ihr aber immer zuſprach, ließ ſie ſich endlich bereden, ein wenig von dem Weine zu verſuchen. Kaum hatte ſie einige Schlucke genoſſen, ſo fiel ſie in einen feſten Schlaf. Da zog ihr die Stiefmutter ſchnell ihr Nachtgewand aus, und warf ſie in die Ciſterne die im Garten war, und in der ein großer Fiſch lebte, der verſchlang alsbald die arme Sabedda. Ihrer häßlichen, einäugigen Tochter aber zog ſie das Nachtgewand der jungen Königin an, und legte ſie in ihr Bette; dann eilte die falſche Stiefmutter nach Hauſe, ehe noch der König von der Jagd zurückkam.

Als der König nun zu ſeiner Frau in das Zimmer trat, und die häßliche, einäugige Geſtalt im Bette liegen ſah, erſchrak er und ſprach: „Was iſt denn mit dir geſchehen?" „Ach," antwortete die falſche Königin, „das Schäfchen hat mich mit ſeinen Hörnern geſtoßen, und hat mir ein Auge ausgeſtoßen." „So ſoll das ſchlimme Thier auch nicht länger leben," ſprach der König, ließ ſeinen Koch herbeiholen, und ſprach zu ihm: „Wetze deine ſchärfſten Meſſer, denn heute Abend ſollſt du dem Schäfchen den Hals abſchneiden." Da faßte der Koch das Schäfchen an

den Hörnern, zog es zum Zimmer hinaus, und brachte es in die Küche, und fing an, seine Messer zu wetzen Das Schäfchen aber schlich sich betrübt in den Garten und an die Cisterne, fing an bitterlich zu weinen, und jammerte:

„Sabedda lieb, Sabedda mein,
Für mich sie wetzen die Messerlein,
Die schneiden mir ins Fleisch hinein." *)

Als der Koch nun das Schäfchen holen wollte, um ihm den Hals abzuschneiden, hörte er es so klagen und jammern, und entsetzte sich so sehr darüber, daß er eilends den König herbeirief und sprach: „Denkt euch nur, königliche Majestät, das Schäfchen spricht wie ein vernünftiger Mensch." „Du bist wohl toll," sprach der König, ging aber doch mit ihm zur Cisterne, wo das Schäfchen noch immer stand und jammerte:

„Sabedda lieb, Sabedda mein,
Für mich sie wetzen die Messerlein,
Die schneiden mir ins Fleisch hinein."

Als der König das hörte, sprang er hervor, und rief: „Wenn du sprechen kannst, so sage mir auch, warum du hier an der Cisterne stehst, und meine Sabedda anrufst, sonst haue ich dir den Kopf ab." Da erzählte das Schäfchen, wie die böse Stiefmutter gekommen sei, und die arme Sabedda in die Cisterne geworfen habe, und wie die droben im Bett nicht die junge Königin sei, sondern die häßliche Tochter der Stiefmutter. Sogleich befahl der König, daß man den großen Fisch fangen solle, und als man ihn herausgezogen hatte, ließ er ihm so lange warmes Oel eingießen, bis er Sabedda wieder ausspie; die war ganz munter und gesund, und noch viel schöner geworden. Zu gleicher Zeit aber hatte auch der Zauber ein Ende, der das Brüderchen in ein Schäfchen verwandelt hatte, und er wurde zu einem schönen Knaben, der umarmte voll Freude seine Schwester Sabedda. Da ließ der König seine liebe

*) »Sabedda, mia Sabedda,
Pri mia mmolanu li cutedda,
Pri tagghiari sta carni bedda.«

Frau in köſtlichen, wohlriechenden Waſſern baden, und ihr königliche Kleider anlegen; die häßliche Tochter aber ließ er in Stücke zerſchneiden, und in einem Faſſe einſalzen, und den Kopf ließ er zu unterſt hineinlegen. Das Faß aber ſchickte er der Stiefmutter und ließ ihr ſagen, ihre Tochter ſchicke ihr dieſen Thunfiſch. Da nahm das böſe Weib den Deckel vom Faſſe ab, und begann ganz erfreut das Fleiſch zu eſſen. Sie hatte aber eine Katze, die ſprang immer an ihr hinauf, und ſprach: „Gib mir auch etwas mit, ſo helfe ich dir hernach auch weinen.“ Sie aber ſtieß die Katze von ſich und rief: „Was? Ich ſollte dir noch etwas von dieſem ſchönen Thunfiſch abgeben, den meine Tochter, die Königin, mir geſchickt hat?“ Als ſie nun auf den Grund des Faſſes kam, und den Kopf erblickte, merkte ſie erſt, daß ſie ihre eigne Tochter gegeſſen hatte, und fing laut an zu ſchreien, und zerſchlug ſich den Kopf an den Mauern, bis ſie todt hinſank. Die Katze aber ſang: „Du haſt mir nichts mitgeben wollen, jetzt helfe ich dir auch nicht weinen,“ und tanzte im ganzen Hauſe herum.

Der König aber und die junge Königin lebten glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

49. Von Maria und ihrem Brüderchen.

Es war einmal ein Mann, dem war ſeine Frau geſtorben und die hatte ihm zwei Kinder hinterlaſſen, einen Knaben, der hieß Peppe*), und ein Mädchen, das hieß Maria. Die beiden Kinder waren ſehr ſchön und ihr Vater hatte ſie von Herzen lieb. Weil er arm war, ſo ernährte er ſich damit, daß er in den Wald ging, Reiſerbündel machte und dieſe dann in der Stadt verkaufte. Weil er ſich aber niemals von den Kindern trennen mochte, ſo nahm er ſie mit in den Wald und ſie ſuchten auch Reiſer und trugen kleine Bündel nach Haus.

Nach einiger Zeit gedachte ſich der Mann wieder zu verheirathen.

*) Joſeph.

„Ach, Vater, thut das nicht," bat Maria, „wenn ihr uns eine Stiefmutter gebt, so wird sie uns gewiß mißhandeln." „Sorge nicht, mein Kind," antwortete er, „ich bin ja da und werde euch beschützen und werde euch immer so lieb haben, wie jetzt." Also ging er hin und heirathete eine Nachbarin, die war eine Wirthin und hatte eine Tochter. Diese Tochter war aber sehr häßlich und einäugig.

Eine Zeitlang ging Alles gut, bald aber wurde die Stiefmutter unfreundlich gegen die arme Maria und ihr Brüderchen, mißhandelte und schlug sie und gab ihnen fast nichts zu essen. Und weil Maria so schön war und ihre eigene Tochter so häßlich, so konnte die Stiefmutter sie erst recht nicht leiden und dachte, wie sie sie verderben wollte. Da sprach sie eines Tages zu ihrem Mann: „Die Zeiten sind so schlecht, und das Brod ist so theuer, und deine Kinder essen so viel, daß wir gewiß noch zu Bettlern werden. Thu deine Kinder fort, denn ich gebe ihnen Nichts mehr zu essen." „Ach, wo soll ich denn meine armen Kinder hinschicken?" sprach der Vater. „Laß sie morgen im dichten Wald, daß sie den Rückweg nicht finden," antwortete die Stiefmutter. „Ach nein," sagte der Mann," wie könnte ich eine solche Sünde begehen und meine Kinder, die ich so lieb habe, im Walde verlassen?" Wie es aber immer so geht, daß die Männer sich von ihren Frauen bereden lassen, so ließ sich auch dieser Mann von seiner Frau bereden, weckte am andern Morgen in aller Frühe die beiden Kinder und sprach: „Kommt, Kinder, heute weiß ich einen schönen Platz im Wald, wo wir viel Holz finden werden." Also machten sie sich auf und nahmen auch etwas Brod mit. Unterwegs begegneten ihnen ein Mann, der verkaufte Lupinen *). „Vater," sprach Maria, „gebt uns einen Senare**), damit wir uns Lupinen kaufen." Da gab ihnen der Vater den Senare und die Kinder kauften sich die Lupinen und aßen sie unterwegs und warfen dabei die Schalen auf den Weg. Endlich kamen sie in den Wald, und der Vater sagte: „Seht, Kinder, dort weiter unten sind viele Reiser, geht ihr dort hin

*) Luppini. **) 2 Centimes.

und machet die Bündel, derweil ich dieſen alten Baumſtamm umhaue. Ihr höret ja immer den Schall der Axt.“ Die Kinder thaten, wie ihr Vater ſie geheißen, und fingen an große Reiſerbündel zu machen. Der Vater aber nahm einen großen Kürbis, band ihn an den großen Baumſtamm an, alſo daß er immerfort gegen den Stamm ſchlug, und ſchlich nach Haus. Die Kinder arbeiteten den ganzen Tag und wenn ſie innehielten um nach ihrem Vater zu horchen, ſo hörten ſie den Kürbis, der gegen den Baumſtamm ſchlug, meinten es ſei die Axt ihres Vaters und arbeiteten fröhlich weiter.

Als es aber ſchon anfing Abend zu werden, ſprach Maria: „Der Vater arbeitet heute ſo lange, wir wollen doch lieber hingehen und ihn rufen.“ Da gingen ſie hin, aber ſie fanden ihren Vater nicht, und ſo viel ſie auch rufen mochten, er antwortete ihnen nicht. Als ſie aber den Kürbis erblickten, da merkten ſie, daß er ſie im finſtern Walde allein gelaſſen hatte und fingen an bitterlich zu weinen. „Weine nicht, Peppe,“ ſagte endlich Maria, „wir haben ja heute früh unterwegs die Lupinen gegeſſen, und wenn wir immer den Schalen nachgehen, ſo kommen wir ſchon in eine Gegend, die wir kennen und von wo aus wir uns nach Hauſe finden.“ Da gingen ſie immer den Lupinenſchalen nach und fanden ſich zum Walde heraus und kamen glücklich nach Hauſe. Der Vater aber ſaß bei ſeinem Abendeſſen und hatte keine Luſt zu eſſen, ſondern weinte und jammerte nur: „Ach, meine armen, lieben Kinder, ich habe euch verlaſſen! Jetzt werden euch die wilden Thiere freſſen! O meine Kinder!“ Da riefen die Kinder hinter der Thür: „Vater, hier ſind wir ja, macht uns auf.“ Und als der Vater die Thür aufmachte, ſah er ſeine lieben Kinder geſund vor ſich ſtehen. Da umarmte er ſie und hieß ſie ſich zu Tiſche ſetzen, und freute ſich von Herzen, daß ſie wieder da waren.

Die Stiefmutter aber ergrimmte in ihrem Herzen, daß die Kinder wiedergekommen waren, und ſagte wieder zu ihrem Mann, er müſſe ſie in einen noch tieferen und dichteren Wald führen. Der Mann wollte nicht, ſie aber ſchrie und tobte, bis er es ihr mit ſchwerem Herzen verſprach.

Am Morgen weckte er die Kinder wieder in aller Frühe und nahm sie mit in den Wald. Maria aber fürchtete sich, er möchte sie wieder allein lassen, also füllte sie sich ihre Taschen und die ihres Bruders mit Bohnen, und unterwegs aßen sie die Bohnen und streuten die Schalen auf den Weg. Der Vater führte sie in einen finstern Wald, in dem sie noch nie gewesen waren. „Ach, Vater, wie unheimlich ist es hier," sprachen sie. „Wir werden nur um so reichlicher Holz finden," antwortete er. „Geht nur etwas tiefer in den Wald hinein, an jene Stelle, wo die vielen Reiser sind, derweil ich diesen Stamm bearbeite." Da gingen die Kinder an die Stelle, die er ihnen gewiesen, er aber band wieder einen Kürbis an den Baumstamm und schlich nach Haus.

Als es nun bald Abend war, sprach Maria: „Peppe, ich höre noch immer den Vater arbeiten, wir wollen gehen, ihn zu rufen." Wie sie aber an den Baum kamen, wo der Kürbis hing, sahen sie ihren Vater nicht mehr, und merkten, daß er sie wieder im Stich gelassen hatte. „Weine nicht, Peppe," sprach Maria, „wir brauchen ja nur den Bohnenschalen nachzugehen, so finden wir uns schon nach Haus." Da gingen sie den Bohnenschalen nach und kamen bei dunkler Nacht zu Hause an. Der Vater saß beim Abendessen und jammerte um seine armen Kinder. „Vater, hier sind wir ja, macht uns nur auf," riefen sie und der Vater machte ihnen voll Freude auf und umarmte seine lieben Kinder.

Die böse Stiefmutter aber ward immer zorniger, daß sie dennoch den Weg nach Hause fanden und drohte ihrem Mann, wenn er die Kinder nicht noch einmal im Walde allein lasse, so würde sie sie wegjagen. Da weckte der Mann in aller Frühe seine Kinder und sprach: „Kommt, wir wollen in den Wald gehen Holz suchen." Maria wollte sich wieder die Taschen mit Bohnen anfüllen, aber es waren keine mehr da. Also nahm sie einige Händevoll Kleie und steckte sie in die Tasche. Während sie nun mit dem Vater ging, streute sie immer ein wenig Kleie auf den Weg. Der Vater brachte sie in einen ganz dichten, finsteren Wald, schickte sie wieder etwas weiter weg, Reiser zu suchen, band einen Kürbis an einen Baumstamm und schlich nach Haus.

Als es nun anfing dunkel zu werden, machten sich die Kinder auf, ihren Vater zu suchen, sie fanden ihn aber nicht und wußten nun, daß er sie verlassen hatte. „Weine nicht, Peppe," sprach Maria, „ich habe den Weg entlang Kleie gestreut, wir brauchen ihr nur nachzugehen, so finden wir uns schon nach Haus." Aber so viel sie auch suchen mochten, sie fanden den Weg nicht mehr, denn der Wind hatte die Kleie verweht und sie verirrten sich nur tiefer in den dunkeln Wald. Da fingen sie an bitterlich zu weinen und setzten sich unter einen Baum, um zu warten bis es Tag würde.

Dann wanderten sie weiter, aber sie fanden doch den Ausweg nicht. „Ach, Maria, mich dürstet so," sprach Peppe, „wenn wir an ein Bächlein kommen, so wollen wir trinken." Bald kamen sie an ein Bächlein, und Peppe wollte schon trinken, als Maria das Bächlein rauschen hörte: „Wenn ihr aus mir trinkt, so wirst du eine Schlange und dein Brüderchen ein Schlangerich*)." „Ach, Peppe," bat Maria, „trink nicht, sonst wirst du ein Schlangerich; wir wollen lieber noch ein wenig warten." Nach einem Weilchen kamen sie wieder an ein Bächlein, und Peppe sagte: „Sieh, Maria, da können wir trinken." Das Bächlein aber rauschte: „Wenn ihr aus mir trinkt, so wirst du eine Häsin und dein Brüderchen ein Hase." Da sprach Maria: „Peppe, trink nicht, sonst wirst du ein Hase; wir wollen lieber noch ein wenig warten." Als sie wieder eine Strecke gegangen waren, kamen sie an ein anderes Bächlein, das rauschte: „Wenn ihr aus mir trinkt, so wirst du schöner als die Sonne, und dein Brüderchen wird ein Schäfchen mit goldnen Hörnern." „Ach, Peppe," bat Maria, „trink nicht." Peppe aber hatte sich schon gebückt, um zu trinken, und kaum hatte er einige Schlucke getrunken, so ward er in ein Schäfchen verwandelt und hatte hübsche goldne Hörner. Da fing Maria an zu weinen, aber Peppe war und blieb ein Schäfchen.

Also wanderte sie traurig weiter und führte das Schäfchen mit sich. Ehe sie aber fortging, trank sie auch aus dem Bächlein und da wurde sie

*) Serpuni.

noch viel schöner, als sie bis dahin gewesen war, schöner als die Sonne. Als sie nun eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an eine Höhle, in die krochen sie hinein, und da kein wildes Thier darin war, so sprach Maria: „Hier wollen wir wohnen, und den Tag über will ich herumgehen und Kräuter suchen, davon wollen wir uns nähren.“ Also machte Maria in der Höhle ein Lager von dürren Blättern, und suchte Kräuter im Wald, davon ernährten sie sich.

So vergingen viele, viele Jahre, und Maria war zu einer wunderschönen Jungfrau herangewachsen. Da geschah es eines Tages, daß der König auf die Jagd ging, und auch in die Gegend der Höhle kam. Auf einmal fingen seine Hunde an zu bellen und krochen in die Höhle hinein. Da schickte der König einen seiner Jäger nach, er solle nachsehen was sie gefunden hätten. Als nun der Jäger in die Höhle kroch und das wunderschöne Mädchen sah, kam er und berichtete es dem König, der rief: „Komm heraus, wer du auch sein magst, wir wollen dir nichts zu Leide thun.“ Da kam Maria heraus und wie sie da stand war sie schöner als die Sonne und der Mond, also daß der König in Liebe zu ihr entbrannte und sprach: „Schönes Mädchen, willst du mit mir auf mein Schloß gehen und meine Gemahlin werden?“ „Ja,“ antwortete sie, „aber mein Schäfchen muß auch mit.“ Da nahm der König die schöne Maria auf sein Pferd und ritt mit ihr auf sein Schloß, und der eine von den Jägern mußte das Schäfchen führen. Die alte Königin aber, da sie ihren Sohn mit diesem wunderbaren Wesen erscheinen sah, rief sie ganz erstaunt: „Wen bringst du denn aus dem Walde?“ „Mutter, dieses Mädchen soll meine Gemahlin sein,“ antwortete der König. Die Königin sah es zwar nicht gern, weil sie aber ihren Sohn so lieb hatte, so ließ sie ihm den Willen, und Maria war so wunderschön, daß sie sie auch bald von Herzen lieb gewann. Also wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert und die schöne Maria wurde Königin. Das Schäfchen aber folgte ihr überall hin und mußte auch in ihrer Kammer schlafen.

Wie sie nun in all dem Glanz und der Herrlichkeit war, gedachte sie nicht mehr der Mißhandlungen, die die böse Stiefmutter ihr angethan

hatte, sondern schickte ihrem Vater und der Stiefmutter und ihrer Tochter schöne Geschenke und ließ ihnen sagen, sie sei nun Königin. Da wurde das Herz der Stiefmutter von Neid erfüllt, daß ein solches Glück nicht ihrer Tochter zu Theil geworden war, und sie dachte, wie sie die junge Königin verderben könne.

Als sie nun hörte, daß Maria nun nahe daran sei, eines Kindes zu genesen, machte sie sich mit ihrer Tochter auf und kam zur jungen Königin an einem Tag, da eben der König auf der Jagd war. Maria empfing sie freundlich und führte sie im ganzen Schloß herum und endlich zeigte sie ihnen auch ihre Kammer. Da sahen sie ein verschlossenes Fenster und die falsche Stiefmutter sagte: „Warum ist dieses Fenster verschlossen?“ „Es liegt dicht über dem Meer,“ antwortete Maria, „und so will der König nicht haben, daß ich es aufmache, denn er fürchtet sich, ich möchte einmal hinausfallen.“ „Ach, mach es doch auf, Maria,“ bat die Stiefmutter, „ich möchte einmal das Meer sehen und will dich schon festhalten, daß du nicht hinausfällst.“ Da ließ sich Maria bereden und machte auf, und da sie sich hinausbog, gab ihr die Stiefmutter einen Stoß, daß sie ins Meer fiel. Dicht unter dem Fenster aber war ein Haifisch, der hielt eben seinen Rachen auf, und als Maria ins Wasser fiel, verschluckte er sie. Nun legte die falsche Stiefmutter ihrer Tochter das Nachtgewand der Königin an und hieß sie, sich zu Bette legen. Sie selbst aber verließ eilig das Schloß.

Als nun der König nach Hause kam, und hörte, die junge Königin läge zu Bette, trat er zu ihr. Da er sie aber anschaute und sah, wie sie so häßlich war, erschrak er und sprach: „Was hast du gemacht, daß du auf einmal so häßlich und einäugig bist?“ „Ich bin krank,“ antwortete sie, „denn das böse Schäfchen hat mir mit seinem Horne ein Auge ausgestoßen, und dafür muß es sterben.“ Da ward der König zornig und ließ das Schäfchen ins Burgverließ einsperren und befahl dem Koch seine Messer zu wetzen, um es zu schlachten. Das Burgverließ lag dicht am Meer. Auf einmal hörte die Schildwache, wie das Schäfchen anfing zu jammern und zu sprechen:

„Schweſterchen, Schweſterchen, Ringelhaar,
Für mich ſie wetzen die Meſſer gar,
Für mich ſie ſetzen die Keſſel blank,
Mir abzuſchneiden mein Hälschen ſchlank.“ *)

Da antwortete eine Stimme aus dem Waſſer:

„Ich kann dir nicht helfen, mein Brüderlein;
Der böſe Haifiſch im Rachen mich hält;
Mein Kindlein kann ich nicht bringen zur Welt!“ **)

Da ging die Schildwache hin und erzählte es dem König, der verwunderte ſich ſehr und ging hin und ſtellte ſich an den Platz, wo die Schildwache zu ſtehen pflegte. Da hörte er, wie das Schäfchen jammerte:

„Schweſterchen, Schweſterchen, Ringelhaar,
Für mich ſie wetzen die Meſſer gar,
Für mich ſie ſetzen die Keſſel blank,
Mir abzuſchneiden mein Hälschen ſchlank.“

Alſobald antwortete die Stimme aus dem Waſſer:

„Ich kann dir nicht helfen, mein Brüderlein;
Der böſe Haifiſch im Rachen mich hält;
Mein Kindlein kann ich nicht bringen zur Welt!“

Da erkannte der König die Stimme ſeiner Frau und ließ gleich das Schäfchen herausholen und ſprach: „Sage mir, mit wem du geſprochen haſt?“ Das Schäfchen aber antwortete: „Mit meiner Schweſter Maria, die im Rachen des Haifiſches iſt, denn die falſche Stiefmutter hat ſie zum Fenſter hinausgeworfen. Die oben im Bette liegt, iſt meine häßliche Stiefſchweſter.“ Da ward der König ſehr froh, und ſprach: „Schäfchen,

---

*) »Soru, soru, aneddi, aneddi,
Pri mia mmolanu li cuteddi,
Pri mia mentinu li quaddari,
Pirchi a mia hannu ammazzari.«

**) »E iu, fratuzzu, chi ti pozzu fari?
In vucca sugnu a lu pisci-cani;
Gravida sugnu e nun pozzu figghiari!«

geh hin und frage deine Schweſter, wodurch ich ſie erlöſen kann.“ Das Schäfchen ging hin und ſprach ſeinen Vers und als Maria ihm antwortete, fuhr er fort: „Sage mir, Maria, womit kannſt du erlöſt werden?“ Sie antwortete: „Dazu gehört ein ſtarker, eiſerner Haken, mit einem großen Klumpen Brod vorne daran. Wenn ich dir nun auf deinen Vers antworte, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Haifiſch auf der Oberfläche des Waſſers ſchläft, und den Rachen offen hat. Dann muß ihm der König den Haken in den Rachen hineinſtecken, daß ich mich daran feſthalten kann, während ihr mich hinausziehet.“ Und ſo thaten ſie denn auch. Als Maria dem Schäfchen antwortete, ſtand der König mit dem großen Haken bereit, warf ihn dem Haifiſch in den Rachen, und zog ihn mit aller Gewalt an ſich, und Maria hatte den Haken ergriffen und wurde ſo hinausgezogen. Kaum aber war ſie ins Schloß gebracht worden, ſo kam ihre Stunde und ſie gebar einen wunderſchönen Knaben. Da war der König ſehr erfreut und Alle im Schloß mit ihm. Die häßliche, einäugige Stiefſchweſter aber, ließ der König enthaupten, in lauter Stücke ſchneiden und in einem Faß einſalzen, und ſchickte ſie ſo ihrer Mutter und ließ ihr ſagen: „Eure Tochter, die Königin, ſchickt euch dieſen ſchönen Thunfiſch.“ Als aber die böſe Frau das Faß aufmachte, fand ſie zu oberſt das blinde Auge ihrer Tochter und erkannte es gleich, lief zum König und verlangte ihre Tochter zurück. Der König aber ſprach: „Läſſeſt du dich erſt noch hören!“ ließ ſie ergreifen und in einen Keſſel mit ſiedendem Oel werfen. Als Maria wieder geſund geworden war, hielt der König ein großes Feſt, und ſie blieben zufrieden und glücklich, und wir wie ein Bündel Wurzeln.

50. Vom klugen Bauer.

Es war einmal ein König, der war auf die Jagd gegangen. Da ſah er in einem Felde einen Bauer, der arbeitete. „Wie viel verdienſt du wohl an einem Tage,“ frug er ihn. „Königliche Majeſtät,“ antwortete der Bauer, „vier Carlini den Tag.“ „Was machſt du denn da-

mit," frug der König weiter. Der Bauer ſprach: „Den erſten eſſe ich; den zweiten lege ich auf Zinſen; den dritten gebe ich zurück; und den vierten werfe ich fort." *)

Der König ritt ſeines Weges weiter; nach einiger Zeit aber kam ihm die Antwort des Bauers doch ſonderbar vor; alſo kehrte er wieder um, und frug ihn: „Sage mir doch, was willſt du damit ſagen, daß du den erſten Carlino iſſeſt, den zweiten auf Zinſen legſt, den dritten zurückgibſt und den vierten wegwirfſt?" Der Bauer antwortete: „Mit dem erſten Carlino ernähre ich mich ſelbſt; mit dem zweiten ernähre ich meine Kinder, die für mich ſorgen müſſen, wenn ich einmal alt ſein werde; mit dem dritten ernähre ich meinen Vater, und gebe ihm damit zurück, was er an mir gethan hat, und mit dem vierten ernähre ich meine Frau, und werfe ihn alſo fort, denn ich habe keinen Vortheil davon." „Ja," ſprach der König, „du haſt Recht. Verſprich mir aber, daß du keinem Menſchen daſſelbe erzählen willſt; nicht eher, als bis du mein Geſicht hundertmal geſehen haſt." Der Bauer verſprach es, und der König ritt vergnügt nach Hauſe.

Da er nun mit ſeinen Miniſtern zu Tiſche ſaß, ſprach er: „Ich will euch ein Räthſel aufgeben. Ein Bauer verdient vier Carlini den Tag; den erſten verzehrt er; den zweiten legt er auf Zinſen; den dritten gibt er zurück, und den vierten wirft er fort. Was iſt das?" Es konnte aber keiner errathen.

Endlich dachte der eine Miniſter daran, daß der König den Tag vorher mit dem Bauer geſprochen hatte, und beſchloß bei ſich, den Bauer aufzuſuchen, und ſich die Löſung ſagen zu laſſen. Da er nun zum Bauer kam, frug er ihn um die Löſung des Räthſels. Der Bauer aber antwortete: „Ich kann ſie euch nicht ſagen; denn ich habe dem Könige verſprochen, es niemanden zu erzählen, bevor ich nicht hundertmal ſein Geſicht geſehen habe." „O," meinte der Miniſter, „des Königs Geſicht kann ich dir wohl zeigen," und zog hundert Thaler aus ſeinem

*) Unu n' iu manciu; unu lu scuntu; unu lu ristituiscio e unu lu jettu.

Beutel, und ſchenkte ſie dem Bauer. Auf jedem einzelnen Thaler aber war des Königs Geſicht zu ſehen. Da der Bauer nun jeden Thaler einzeln betrachtet hatte, ſprach er: „Jetzt habe ich hundertmal des Königs Geſicht geſehen; jetzt kann ich euch die Löſung des Räthſels wohl ſagen,“ und ſagte ſie ihm.

Der Miniſter aber ging vergnügt zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich habe die Löſung des Räthſels gefunden; ſo und ſo lautet ſie.“ Da rief der König: „Das kann dir nur der Bauer ſelbſt geſagt haben,“ ließ den Bauer rufen, und ſtellte ihn zur Rede: „Hatteſt du mir nicht verſprochen, es nicht zu erzählen, als bis du hundertmal mein Geſicht geſehen hätteſt?“ „Königliche Majeſtät,“ antwortete der Bauer, „euer Miniſter hat mir auch hundertmal euer Bild gezeigt.“ Damit wies er ihm den Sack mit Geld, den ihm der Miniſter geſchenkt hatte. Da freute ſich der König über den klugen Bauer, und beſchenkte ihn reichlich, daß er ein reicher Mann wurde ſein Leben lang.

51. Vom ſingenden Dudelſack.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei ſchöne Söhne. Nun begab es ſich eines Tages, daß der König und die Königin Beide von einer ſchweren Augenkrankheit befallen wurden und kein Arzt ihnen helfen konnte und kein Mittel anſchlagen wollte. Als nun einſt die Königin ſpazieren ging, begegnete ſie einem alten Mütterchen, das bat um eine Gabe. Da ſchenkte ihm die Königin ein Almoſen und das alte Mütterchen ſprach: „Königliche Majeſtät, ihr habt kranke Augen und kein Arzt kann euch helfen. Ich weiß aber ein Mittel, das iſt unfehlbar. Wenn ihr drei Federn von dem Vogel Pfau hättet, und damit eure Augen beſtrichet, ſo würdet ihr von eurem Leiden geneſen.“ „Wie ſoll ich mir aber die drei Federn verſchaffen?“ frug die Königin. „Ihr habt ja drei kräftige Söhne,“ antwortete die Alte, „laſſet ſie ausziehen, euch die Federn zu ſuchen.“ Da berief die Königin ihre drei

Söhne und ſprach: „Meine lieben Kinder, eine alte Frau hat mir geſagt, meine Augen und die eures Vaters könnten wieder geſund werden, wenn unſere Augen mit drei Federn von dem Vogel Pfau beſtrichen würden. So ziehet denn aus und ſuchet die drei Federn, daß wir wieder geſund werden.“ Da ſprach auch der König: „Und wer mir die drei Federn bringt, ſoll nach mir König ſein.“ Da ſegneten ſie ihre drei Söhne, und ſie wanderten fort, immer gerade aus.

Als ſie nun eine lange Zeit gewandert waren, begegneten ſie einer alten Frau, das war dieſelbe, die ihrer Mutter den Rath wegen der drei Federn gegeben hatte. „Wo geht ihr hin, ſchöne Jünglinge,“ frug die Alte. „Wir ſind ausgezogen, unſeren Eltern drei Federn von dem Vogel Pfau zu ſuchen, damit ihre Augen wieder geſund werden,“ antworteten die Brüder, „Ach, ihr armen Kinder,“ rief die Alte, „da müßt ihr noch lange gehen, bis ihr die findet. Erſt müßt ihr ein Jahr, einen Monat und einen Tag lang wandern.“ „Wenn es denn nicht anders iſt, ſo werden wir eben wandern, bis wir die drei Federn gefunden haben,“ antworteten die Königsſöhne.

Als ſie nun wieder eine lange Zeit gewandert waren, begegneten ſie derſelben alten Frau. Die frug ſie: „Wohin geht ihr, ſchöne Jünglinge?“ Da erzählten ſie ihr, wie ſie ausgezogen wären, die drei Federn zu ſuchen. „Wohl,“ ſprach ſie, „wenn nun ein Jahr, ein Monat und ein Tag vergangen ſind, ſo werdet ihr an eine tiefe Ciſterne kommen, da muß einer von euch ſich hinunterlaſſen, und wieder ein Jahr, einen Monat und einen Tag drin zubringen, ſo kann er dem Vogel Pfau die drei Federn ausreißen.“

Da wanderten die Brüder wieder weiter und als ein Jahr, ein Monat und ein Tag vergangen waren, kamen ſie an die tiefe Ciſterne. Da ließ ſich der älteſte Bruder an einem Strick feſtbinden und in die tiefe Ciſterne hinunter, und nahm ein Glöckchen mit, wenn er das läutete, ſo ſollten ihn ſeine Brüder wieder hinaufziehen. Er kam aber nicht weit, denn es war in der Ciſterne ſo dunkel, daß er bald den Muth verlor, und mit dem Glöckchen das Zeichen gab, ſeine Brüder ſollten

ihn hinaufziehen. „Verſuche du es einmal,“ ſprach er zum zweiten Bruder. Dem ging es aber auch nicht beſſer; er verlor in der dunkeln Ciſterne den Muth und ſchellte, zum Zeichen, daß ſeine Brüder ihn hinaufziehen ſollten. Nun ließ ſich der Jüngſte feſtbinden und ſprach: „Wartet hier oben auf mich ein Jahr, einen Monat und einen Tag; wenn ich dann noch kein Zeichen gebe, dann bin ich wohl todt.“ Alſo ließ ſich der jüngſte Königsſohn in die Ciſterne hinunter, und ob es gleich dunkel war, ſo verlor er doch nicht den Muth, ſondern ging tapfer weiter, bis er auf den Grund kam. Als er ſich nun umſah, befand er ſich in einem großen Gewölbe und auf der einen Seite ſah er eine Thür. Als er die aufmachte kam er in einen hellen Saal, darin weilte der Vogel Pfau. Da blieb er bei dem Vogel ein Jahr, einen Monat und einen Tag und diente ihm, und nach dieſer langen Zeit gelang es ihm endlich, dem Vogel drei Federn auszureißen. Sobald er aber die drei Federn hatte, kehrte er in die Ciſterne zurück und ließ ſein Glöckchen erſchallen. Seine Brüder waren ſchon im Begriff, weg zu gehen, denn ſie dachten: „Der arme Junge iſt gewiß ſchon lange todt.“ Als ſie aber das Glöckchen hörten, waren ſie ſehr erfreut und zogen ihn ſchnell aus der Ciſterne heraus. Da zeigte er ihnen die drei Federn und ſie machten ſich auf den Weg nach Haus.

Der älteſte Bruder aber war neidiſch, daß der Jüngſte König werden ſollte und ſprach: „Wir haben doch Alle drei gearbeitet, ſo wollen wir Jeder eine Feder unſeren Eltern überbringen.“ Der jüngſte Bruder war es zufrieden, zog ſeine Federn heraus und gab dem Aelteſten die ſchlechteſte, weil er am kürzeſten in der Ciſterne geblieben war, dem zweiten Bruder die zweitbeſte und für ſich behielt er die ſchönſte. Da entbrannte das Herz ſeines älteſten Bruders vor Neid, und er beſchloß, ihn zu tödten.

Alſo ſprach er zum zweiten Bruder: „Warum hat unſer jüngſter Bruder das gethan und hat mir die ſchlechteſte Feder gegeben, da ich doch der Aelteſte bin? Dafür will ich ihn tödten.“ „Ach, thu das nicht,“ antwortete der zweite Königsſohn, „er hat ja am meiſten gearbeitet, alſo

gebührt ihm auch die beste Feder, was willst du alte Frau hon?“ „Nein,“ rief der Andere, „er muß sterben, und wenn du mir nicht einen heiligen Eid schwörst, daß du zu Hause Nichts davon sagen willst, so reiße ich dir auch den Kopf ab.“ Da schwur ihm der zweite Bruder einen heiligen Eid, er wolle Nichts verrathen, und der Aelteste erschlug den jüngsten Bruder und verscharrte ihn im Sand. Es war aber an den Ufern des Jordanflusses.*) Die Feder hatte er ihm fortgenommen, und so wanderten die beiden Brüder weiter. Der Jüngere aber weinte immer und sprach: „Was sollen wir nun unseren Eltern sagen, wenn sie uns fragen, wo unser armer Bruder geblieben ist?“ „Wir sagen, er sei im Jordan ertrunken,“ antwortete der Andere.

So kamen sie endlich nach Haus und sprachen zum König und zur Königin: „Liebe Eltern, hier sind die drei Federn von dem Vogel Pfau.“ Da bestrichen sie die Augen ihrer Eltern damit, also daß sie wieder sehend wurden. „Wo ist denn euer jüngster Bruder?“ frug die Mutter. „Er ist im Jordan ertrunken,“ antwortete der Aelteste. Da war die Mutter sehr betrübt und weinte um ihren verlorenen Sohn. Der König aber sprach: „Mein ältester Sohn hat mir zwei Federn mitgebracht und sein Bruder nur eine, so soll also der Aelteste nach mir König sein.“

Ein Schäfer aber hatte gesehen, wie die Beiden ihren Bruder im Sand verscharrten und dachte: „Ich will ihn wieder herausscharren und aus seinen Knochen und der Haut einen Dudelsack machen.“ Er hatte aber einen Hund mit sich, dem zeigte er den frischen Sandhügel, und der Hund scharrte so lange, bis er den todten Jüngling herausgescharrt hatte. Da ließ der Schäfer ihn an der Sonne trocknen, und nahm die Knochen und die Haut und machte einen Dudelsack daraus. Weil aber der Jüngling vor der Zeit eines gewaltsamen Todes gestorben war, so war sein Geist noch nicht zu seiner Ruhe eingegangen, sondern weilte in dem todten Körper. Als nun der Schäfer anfing zu spielen, ließ der Dudelsack ein schönes Lied ertönen, das lautete also:

---

*) Sciume Giordano.

„Spiele mich, spiele mich, o mein Bauer,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen." *)

So oft nun der Schäfer auf dem Dudelsack spielte, ertönte dieses Lied, das war so schön, daß Alle die es hörten davon gerührt wurden. Da zog der Schäfer durch alle Länder und ließ überall sein Lied hören, und die Leute gaben ihm gern viel Geld dafür.

So kam er auch endlich in die Stadt wo der König herrschte, und da sich das Gerücht verbreitet hatte, er spiele ein so wunderschönes Lied, so ließ ihn der König aufs Schloß kommen, damit er vor ihm und der Königin und den beiden Söhnen spielen solle. Da nun der Schäfer das Lied spielte, fing die Königin an bitterlich zu weinen und der König sprach: „Laß mich auch einmal darauf spielen." Als er nun anfing zu spielen, sang der Dudelsack:

„Spiele mich, spiele mich, o mein Vater,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen."

Als nun der König zu Ende gespielt hatte, gab er den Dudelsack

---

*) »Sonami, sonami, miu viddanu,
Chiù mi soni e chiù mi piaci;
E pri tri pinni d' aceddu paùni
Fui ammazzatu a lu sciumi Giurdanu,
Di me frati, lu tradituri.
Lu menzanu nun ci curpa,
E lu granni va alla furca.«

der Königin und ſprach: „Spiele du auch einmal.“ Da nahm die Königin den Dudelſack, der ſang:

„Spiele mich, ſpiele mich, o meine Mutter,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.“

Nach der Königin ſpielte auch der jüngere Bruder und der Dudelſack ſang:

„Spiele mich, ſpiele mich, o mein Bruder,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Du haſt keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.“

Als der König das hörte, rief er: „Nun ſoll der Alteſte auch einmal darauf ſpielen.“ Der wollte nicht, aber der König zwang ihn zu ſpielen, und nun klang das Lied:

„Spiele mich, ſpiele mich, Verräther,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Haſt du mich getödtet am Jordan dort.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Du biſt es, dir geht es an den Kragen.“

Da merkten Alle, daß der falſche Bruder ſeinen jüngſten Bruder ermordet hatte, und der König ließ einen Galgen errichten und ihn daran aufhängen. Dem Schäfer aber gab er große Schätze, damit er ihm den Dudelſack laſſe.

52. Zaubergerte, Goldeſel und Knüppelchen ſchlagt zu.

Es war einmal ein armer Maurer, der hatte eine Frau und eine Menge Kinder, und konnte doch nicht genug verdienen, um ſie zu ernähren. Als ſie nun eines Tages vor Hunger weinten, und der arme Mann keine Arbeit hatte, ſprach er zu ſeiner Frau: „Ich will über Land gehen; vielleicht finde ich wo anders Arbeit, und kann euch Geld und Speiſe mitbringen.“

Alſo machte er ſich auf den Weg, und wanderte fort, und als er ein gutes Stück gegangen war, kam er auf einen Berg. Da ſah er eine wunderſchöne Frau liegen, die ſprach zu ihm: „Du brauchſt nun nicht weiter zu wandern, denn ich bin dein Glück, und ich will dir helfen.“ Da ſchenkte ſie ihm eine Zaubergerte und ſprach: „Wenn du eſſen willſt, ſo befiehl nur dieſer Gerte, ſo wird vor dir ſtehen, was dein Herz begehrt.“ Der Maurer dankte der unbekannten ſchönen Frau, und ging fröhlich heim.

Weil es aber ſchon dunkel war, konnte er nicht mehr bis nach Hauſe kommen, ſondern mußte in einem Wirthshauſe einkehren. Da ließ er einen Tiſch decken, und ſchlug dann mit der Gerte auf den Tiſch. „Befiehl,“ antwortete die Gerte. „Ich wünſche mir einen Teller Maccaroni, Braten und Salat, und eine gute Flaſche Wein,“ ſprach er, und alſobald ſtand Alles vor ihm auf dem Tiſch, und er aß ſich ſatt, und dachte: „Jetzt habe ich für alle Zeiten genug.“ Der Wirth und die Wirthin hatten aber Alles mit angeſehen, und als der Maurer feſt eingeſchlafen war, kam der Wirth leiſe hereingeſchlichen, nahm die Zaubergerte fort, und legte ihm eine gewöhnliche Gerte hin.

Am nächſten Morgen machte ſich der Maurer ganz früh ſchon auf den Weg, und kam bald nach Haus. „Haſt du uns gar nichts mitgebracht?“ frug ihn ſeine Frau. „Ich habe etwas mitgebracht, das iſt beſſer als alle Einkäufe,“ antwortete er, „decke nur ſchnell den Tiſch.“ Als der Tiſch nun gedeckt war, ſchlug er mit der Gerte darauf, und rief: „Ich wünſche Maccaroni, Braten, Salat und Wein für mich und

meine Familie," aber es erſchien nichts, er mochte fragen und rufen, ſ viel er wollte. Da fing ſeine Frau an zu weinen, denn ſie dachte, ih Mann wäre verrückt geworden. Er aber ſprach: „Nun, laß es gu ſein; ich muß eben noch einmal über Land gehen."

Alſo machte er ſich auf, und wanderte bis zu demſelbigen Berg, und fand auch die ſchöne Frau noch dort. Die ſprach zu ihm: „Du haſt die Gerte verloren, ich weiß es wohl, ich will dir aber doch wieder helfen. Nimm dieſen Eſel; wenn du ihn auf ein Tuch ſtellſt, ſo ſpeit er dir Geld, ſo viel du willſt." Da nahm der Mauer den Eſel, dankte der ſchönen Frau und ging heim.

Weil es aber anfing dunkel zu werden, mußte er in demſelben Wirthshauſe einkehren. Da ließ er auftragen, was ſein Herz begehrte, und als er gegeſſen und getrunken hatte, ließ er ſich ein Betttuch geben, nahm den Eſel in ſein Zimmer, und ſtellte ihn darauf. Da ſpie der Eſel ihm Geld, bis er ihn wegthat. Die Wirthin aber hatte durchs Schlüſſelloch alles mit angeſehen, und als der Maurer ſchlief, ſchlich ſich der Wirth hinein, nahm den Goldeſel fort, und ſtellte ihm einen gewöhnlichen Eſel hin.

Am frühen Morgen machte ſich der Maurer vergnügt auf den Weg, kam nach Haus, und rief ſchon von weitem ſeiner Frau zu: „Heute aber bringe ich etwas mit, das iſt beſſer, als alle Zaubergerten. Breite ein Betttuch aus, ſo ſollſt du etwas ſehen, was du noch nie geſehen haſt." Die Frau that wie ihr Mann ſie geheißen, als aber der Maurer den Eſel aufs Betttuch ſtellte, ſpie der Eſel kein Geld, und der Maurer kratzte ſich im Haar und dachte: „Wie geht das nur zu? Gewiß haben mir der Wirth und ſeine Frau einen ſchlimmen Streich geſpielt!" Da ſeine Frau nun anfing zu weinen, ſprach er: „Sei nur ſtill, ich muß eben noch einmal mein Glück verſuchen."

So ging er denn wieder fort, und als er auf den Berg kam, war die ſchöne Frau auch noch da, und ſprach: „Du haſt auch den Goldeſel verloren, ich weiß es. Dieſes eine Mal will ich dir noch helfen, es iſt aber das letztemal. Nimm dieſe Knüppelchen, und wenn du ſprichſt:

„„Knüppelchen mein schlagt zu““ *), so schlagen sie so lange darauf los, bis du ihnen zurufst: „„Knüppelchen mein, nun ist's genug.““ Der Maurer nahm die Knüppelchen, dankte der schönen Frau, und dachte: „Damit kann ich meine Zaubergerte und den Goldesel wieder erlangen. Vorher aber will ich einmal selbst ihre Kraft versuchen. Knüppelchen mein, schlagt zu!“ Alsbald schlugen die Knüppelchen auf seinem Rücken herum, daß er gleich wieder rief: „Knüppelchen mein, nun ist's genug!“ und die Knüppelchen wurden gleich wieder ruhig.

Abends kam der Maurer in dasselbe Wirthshaus, und der Wirth und die Wirthin sprachen unter einander: „Da kommt derselbige Maurer noch einmal, und bringt gewiß wieder ein Zauberstück mit.“ Der Maurer aber rief: „Knüppelchen mein, schlagt zu!“ und die Knüppelchen fuhren auf den Wirth und seine Frau los, und prügelten sie wacker durch. Da fingen die Beiden an zu schreien: „Nimm doch die Knüppelchen wieder von uns.“ Der Maurer aber antwortete: „Nicht eher, als bis ihr mir meine Zaubergerte und meinen Goldesel wieder herausgebt.“ Da liefen sie hin, und holten die Gerte und den Esel, und der Maurer rief: „Knüppelchen mein, nun ist's genug!“ und alsbald hörten die Knüppelchen auf zu schlagen.

Am frühen Morgen machte sich der Maurer wieder auf den Weg nach Haus. Als ihn seine Frau kommen sah, rief sie ihm entgegen: „Bringst du uns schon wieder einen schmutzigen Esel, der mir die ganze Stube übel zurichtet? Ich wollte doch, du kämest gar nicht wieder.“ „Knüppelchen mein, schlagt zu, aber nicht zu stark,“ sprach der Maurer, und die Knüppelchen prügelten die Frau, bis sie wieder zur Besinnung kam, und der Mann ihnen gebot einzuhalten. Die Frau aber deckte still den Tisch, wie ihr Mann sie es thun hieß, und dann schlug er mit der Gerte auf den Tisch. „Befiehl,“ antwortete die Gerte. Da wünschte sich der Mann ein schönes Mittagessen für sich und seine Familie, und alsbald stand Alles da, und sie aßen vergnügt miteinander. Nach dem Essen

*) Mazzareddi mei, mazziati.

ſprach der Maurer: „Nun breite ein Betttuch aus, liebe Frau.“ Das that ſie, und als er den Eſel darauf ſtellte, ſpie das Thier ſo viel Geld als ſie nur wollten. Da lebte der Maurer mit ſeiner Familie herrlich und in Freuden, und es mangelte ihnen nichts.

Die Nachbarn aber, als ſie das Glück des Maurers ſahen, wurden ſie neidiſch, und kamen zum König und ſprachen: „Königliche Majeſtät, da iſt ein Maurer, der iſt bisher immer Hungers geſtorben, und jetzt iſt er auf einmal ein reicher Mann geworden, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Da ſchickte der König ſeine Diener hin, die ſollten den Maurer zu ihm bringen, der aber ſprach: „Knüppelchen mein, ſchlagt zu!“ und ließ ſie alle durchprügeln. Die Diener liefen zum König zurück, und klagten ihm, der Maurer habe ſie alle durchprügeln laſſen, und der König wurde zornig, verſammelte ſeine Soldaten, und zog mit ihnen vor das Haus des Maurers. Der war unterdeſſen ein wenig ſpazieren gegangen, und hatte einen Mann angetroffen, der trug ein dreieckiges Hütlein, das war gar ſonderbar anzuſchauen. „Was du für ein ſonderbares Hütlein haſt,“ rief der Maurer. „Ja,“ ſagte der Mann, „mein Hütlein hat aber eine eigene Tugend. Wenn ich dran drehe, ſo ſchießt es aus allen drei Ecken, und niemand kann mir dann widerſtehen.“ Da ſprach der Maurer: „Und ich habe ein Paar Knüppelchen. Wenn ich zu denen ſage: „„Knüppelchen mein, ſchlagt zu,““ ſo prügeln ſie die Leute durch, bis ich ſie zurückrufe und ſpreche: „„Knüppelchen mein, nun iſt's genug.““ Weißt du was? Wir wollen um meine Knüppelchen und um dein Hütchen ſpielen, und wer gewinnt, ſoll Beides haben.“ Da ſpielten ſie drum, und der Maurer gewann, nahm das Hütlein und ging vergnügt heim.

Kaum war er nach Haus gegangen, ſo langte der König mit ſeinen Soldaten an, die wollten ihn gefangen nehmen. Er aber drehte ſein Hütlein herum, daß es aus allen drei Ecken ſchoß, und die Soldaten alle todt machte. Da der König ſah, wie unbezwingbar der Maurer war, verſprach er ihn in Ruhe zu laſſen, und der Maurer ſetzte ſein Hütlein feſt, und ſprach: „Wenn ihr mich ungeſtört laſſet, ſo verſpreche ich euch auch, daß ich euch jedesmal mit meinem Hütlein und meinen Knüppelchen

zu Hülfe kommen will, wenn ihr in den Krieg müßt.“ Von da an lebte der Maurer ungeſtört ein herrliches Leben, und wenn ein Krieg ausbrach, kam er dem König zu Hülfe, alſo daß der König immer ſiegte. So blieben ſie reich und getröſtet, wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

53. Von der ſchönen Angiola.

Es waren einmal ſieben Nachbarinnen, die waren alle ſieben zu gleicher Zeit guter Hoffnung. Da ſie nun eines Tages beiſammen ſaßen, ſagte die Eine: „Ach, Gevatterinnen, ich habe ein ſolches Gelüſte nach Bruſtbeeren*) und es ſind doch nirgends welche zu haben.“ „Ich ſehne mich auch nach Bruſtbeeren,“ ſprach eine Zweite. „Ich auch, ich auch,“ riefen ſie Alle. Die Eine aber ſagte: „Wiſſet ihr, wo die ſchönſten Bruſtbeeren wachſen? Dort gegenüber in dem Garten, welcher der Hexe gehört. Aber wir können dort keine nehmen, denn wenn ſie uns ertappt, ſo frißt ſie uns, und ſie hat überdieß einen Eſel, der bewacht den Garten und wird uns gleich verrathen.“ Da rief die Erſte wieder: „Ich habe aber ein ſolches Verlangen darnach; kommt nur mit, die Hexe iſt jetzt nicht zu Haus und wird es nicht gleich merken wenn wir auch einige Bruſtbeeren nehmen; und dem Eſel wollen wir ſo ſaftiges Gras vorwerfen, daß er nicht weiter auf uns achtet.“ Die Andern ließen ſich bereden, und ſo ſchlichen ſie alle ſieben in den Garten der Hexe, warfen dem Eſel ſchönes, ſaftiges Gras vor, und pflückten ſich ihre Schürzen voll Bruſtbeeren. Sie entkamen auch glücklich, ehe die Hexe erſchien.

Am andern Abend aber, da die ſieben Nachbarinnen wieder bei einander ſaßen, erwachte von Neuem in ihnen das Gelüſte nach den ſchönen Bruſtbeeren, und ob ſie ſich gleich vor der Hexe fürchteten, ſo konnten ſie doch nicht dem Verlangen widerſtehen und ſchlichen ſich zum zweiten Mal in den Garten. Sie warfen dem Eſel friſches Gras vor, pflückten ſich

*) Zinzuli. Italieniſch: giuggiola.

die Schürzen voll Brustbeeren und entwischten glücklich, ehe die Hexe zurückkam.

Die Hexe aber merkte wohl, daß Jemand im Garten gewesen war, denn es fehlten ihr viele Brustbeeren. Da frug sie den Esel, der aber hatte das schöne, saftige Gras gefressen und hatte auf Nichts geachtet. Also beschloß sie, am dritten Tag selbst im Garten zu bleiben. In der Mitte des Gartens war aber eine Grube, da hinein versteckte sie sich und deckte sich mit Blättern und Zweigen zu, und nur ein langes Ohr schaute heraus.

Die sieben Nachbarinnen saßen wieder bei einander und als sie an die schönen Brustbeeren dachten, erwachte von Neuem das Gelüste darnach. Die Eine aber sagte: „Wir wollen lieber heute nicht hingehen, die Hexe könnte uns doch einmal ertappen und dann geht es uns schlecht." Die Andern aber lachten und sagten: „Es ist uns ja zweimal geglückt, warum sollte uns heute ein Unglück begegnen? Komm nur mit." Also ließ sie sich bereden und sie schlichen sich wieder alle Sieben in den Garten. Da sie nun die Brustbeeren pflückten, bemerkte die Eine das lange Ohr der Hexe, das aus den Blättern hervorschaute. Sie glaubte aber, es wäre ein Pilz, ging hin und wollte ihn pflücken. Da sprang die Hexe aus der Grube hervor, und die sieben Frauen liefen schreiend davon. Die Eine aber konnte nicht so schnell entwischen, und die Hexe fing sie und wollte sie fressen. „Ach," bat sie, „freßt mich nicht; ich hatte ein solches Gelüste nach einigen Brustbeeren und konnte sonst nirgends welche bekommen. Ich will auch gewiß nie wieder in euren Garten dringen." „Nun gut," sagte endlich die Hexe, „für diesesmal will ich dir verzeihen, aber nur unter der Bedingung, daß du mir das Kind versprichst, welches zur Welt kommen soll. Sei es ein Knabe oder ein Mädchen, wenn es sieben Jahre alt ist, mußt du es mir abgeben" Da versprach es die Frau in ihrer Herzensangst und die Hexe ließ sie los.

Zu Hause warteten die sechs Nachbarinnen auf sie und frugen, wie es ihr ergangen sei. „Ach," antwortete sie, „ich habe ihr das Kind versprechen müssen, das ich zur Welt bringen werde, sonst hätte sie mich

gefressen." Als nun ihre Stunde kam, gebar die Frau ein wunderschönes Mädchen und nannte es Angiola. Das Kind wuchs und gedieh und wurde mit jedem Tage schöner.

Als Angiola sechs Jahre alt geworden war, sandte ihre Mutter sie in die Schule, zu einer Lehrerin, bei der sie nähen und stricken lernte. Wenn Angiola in die Schule ging, mußte sie aber an dem Garten der Hexe vorbei. Als sie nun beinahe sieben Jahr alt war, stand eines Tages die Hexe vor dem Garten, winkte ihr und schenkte ihr schöne Früchte und sprach: „Weißt du, schöne Angiola, ich bin deine Tante. Sage deiner Mutter, du hättest die Tante gesehen, und sie solle ihr Versprechen nicht vergessen." Angiola ging hin und sagte das der Mutter. Die war sehr erschrocken und sprach: „Ach, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich mein armes Kind von mir geben muß! Weißt du was, Angiola? Wenn die Tante dich morgen nach der Antwort fragt, so sage ihr nur, du habest vergessen den Auftrag auszurichten." Als nun Angiola am andern Tag in die Schule ging, war die Hexe auch schon da und frug sie: „Nun, was hat deine Mutter gesagt?" „Ach, liebe Tante," antwortete das Kind, „ich habe vergessen es ihr zu sagen." „Nun gut, so sage es ihr heute," sprach die Hexe, „aber vergiß es nicht." So vergingen einige Tage. Die Hexe lauerte der schönen Angiola immer auf, wenn sie zur Schule ging, und wollte wissen, welche Antwort die Mutter gegeben habe. Angiola jedoch behauptete immer, sie habe vergessen, den Auftrag auszurichten. Eines Tages aber wurde die Hexe böse, und sprach: „Wenn du so vergeßlich bist, so muß ich dir eben ein Zeichen mitgeben, das dich an meinen Auftrag erinnert." Da packte sie ihren kleinen Finger und biß tief hinein, so daß sie ein ganzes Stück abbiß und sagte dann: „So, jetzt geh nach Haus und vergiß nicht, es deiner Mutter zu sagen." Weinend ging Angiola nach Hause und zeigte der Mutter das verwundete Fingerlein. „Ach," dachte die Mutter, „jetzt hilft Nichts, jetzt muß ich mein armes Kind der Hexe geben, sonst frißt sie es noch in ihrem Zorn." Als nun Angiola am nächsten Morgen zur Schule ging, sprach die Mutter zu ihr: „Sage der Tante, sie solle mit dir machen, was ihr gut dünke."

Das that Angiola, und die Hexe ſprach: „Gut, ſo komm mit mir, denn du gehörſt mir an.“

Alſo nahm die Hexe die ſchöne Angiola mit und führte ſie weit weg in einen Thurm, der hatte keine Thüren und nur ein einziges Fenſter. Da lebte Angiola mit der Hexe und hatte es gut bei ihr, denn die Hexe liebte ſie wie ihr eigenes Kind. Wenn nun die Hexe von ihren Ausgängen nach Hauſe kam, ſo ſtellte ſie ſich unter das Fenſter und rief: „Angiola, ſchöne Angiola, laß deine ſchönen Flechten herunter und nimm mich hinauf.“ *) Angiola aber hatte wunderſchöne, lange Flechten, die ließ ſie herunter und zog die Hexe daran hinauf.

Nun begab es ſich eines Tages, als Angiola ein großes, ſchönes Mädchen geworden war, daß der Königsſohn auf die Jagd ging und dabei in die Gegend gerieth, wo der Thurm ſtand. Er verwunderte ſich über das Haus ohne Thür und dachte: „Wie kommen denn die Leute da hinein?“ Da kam eben die alte Hexe von einem Ausgang zurück, ſtellte ſich unter das Fenſter und rief: „Angiola, ſchöne Angiola, laß deine ſchönen Flechten herunter und nimm mich hinauf.“ Sogleich fielen die langen Flechten herunter und die Hexe kletterte daran hinauf. Das gefiel dem Königsſohn gar wohl und er blieb in der Nähe verſteckt, bis die Hexe wieder fort ging. Dann ſtellte er ſich unter das Fenſter und rief: „Angiola, ſchöne Angiola, laß deine ſchönen Flechten herunter und nimm mich hinauf.“ Da warf Angiola ihre ſchönen Flechten hinunter und zog den Königsſohn herauf, denn ſie glaubte, es wäre die Hexe. Als ſie nun den Königsſohn ſah, war ſie anfangs ſehr erſchrocken, er aber redete ihr mit freundlichen Worten zu und bat ſie, mit ihm zu entfliehen und ſeine Gemahlin zu werden. Da ließ ſie ſich überreden, damit aber die Hexe nicht erfahren ſollte, wohin ſie gegangen wäre, ſo gab ſie allen Stühlen und Tiſchen und Schränken im Hauſe zu eſſen, denn das waren alles lebendige Weſen und konnten ſie verrathen. Der Beſen aber ſtand hinter der Thüre, den beachtete ſie nicht und gab ihm Nichts zu eſſen. Dann

*) Angiola, bedd' Angiola, cala sti beddi trizzi e pigghia a mia.

nahm ſie aus der Kammer der Hexe drei Zauberknäuel fort und entfloh mit dem Königsſohn. Die Hexe aber hatte ein Hündlein, das hatte die ſchöne Angiola ſo lieb, daß es ihr folgte.

Nicht lange, ſo kam die Hexe nach Haus und rief: „Angiola, ſchöne Angiola, laß deine ſchönen Flechten herunter und nimm mich herauf," aber die Flechten fielen nicht herunter, ſo viel ſie auch rufen mochte, und ſie mußte endlich eine lange Leiter herbeiholen und durch das Fenſter hineinſteigen. Als ſie nun die ſchöne Angiola nirgends fand, frug ſie die Tiſche und die Stühle und die Schränke: „Wo iſt ſie hingeflohen?" Die antworteten: „Wir wiſſen es nicht." Nur der Beſen rief aus ſeiner Ecke hervor: „Die ſchöne Angiola iſt mit dem Königsſohn entflohen, der will ſie zu ſeiner Gemahlin erheben." Da machte die Hexe ſich auf, ſie zu verfolgen, und hatte ſie auch beinahe eingeholt. Angiola aber warf ein Zauberknäuel hinter ſich, und es entſtand ein großer Berg von Seife. Wie nun die Hexe darüber klettern wollte, glitt ſie immer wieder zurück. Sie arbeitete aber doch ſo lange, bis ſie glücklich darüber kam und eilte ihnen wieder nach. Da warf die ſchöne Angiola auch das zweite Zauberknäuel hinter ſich und es entſtand ein großer Berg, der war mit großen und kleinen Nägeln geſpickt. Da mußte die Hexe wieder lange arbeiten, bis ſie endlich ganz zerſchunden darüber kam. Als nun Angiola ſah, daß die Hexe ſie ſchon wieder beinahe eingeholt hatte, warf ſie auch das dritte Knäuel hinter ſich, aus dem entſtand ein reißender Strom. Die Hexe wollte hinüberſchwimmen, aber der Strom wurde immer reißender, alſo daß ſie endlich umkehren mußte. Da rief ſie im Zorn der ſchönen Angiola noch eine Verwünſchung nach und ſprach: „So möge denn dein ſchönes Geſicht in ein Hundegeſicht verwandelt werden!" In demſelben Augenblick wurde Angiola's ſchönes Geſicht in ein Hundegeſicht verwandelt. Der Königsſohn aber war ſehr betrübt und ſprach: „Wie ſoll ich dich nun zu meinen Eltern bringen? Die werden niemals erlauben, daß ich ein Mädchen mit einem Hundegeſicht heirathe." Alſo führte er ſie in ein kleines Häuschen, darin ſollte ſie wohnen, bis der böſe Zauber von ihr genommen wäre. Er ſelbſt kehrte zu ſeinen Eltern zurück und

wohnte bei ihnen, wenn er aber auf die Jagd ging, dann kam er und besuchte die arme Angiola. Die weinte oft bitterlich über ihr Unglück, bis eines Tages das Hündlein zu ihr sprach: „Weine nicht, schöne Angiola. Ich will mich aufmachen und zur Hexe gehen und sie bitten, daß sie den Zauber von dir nimmt.“ Also machte sich das Hündlein auf den Weg und kehrte zur Hexe zurück, sprang an ihr hinauf und schmeichelte ihr. „Bist du wieder da, undankbares Thier?“ rief die Hexe und stieß das Hündlein von sich. „Hast mich verlassen, um der undankbaren Angiola zu folgen.“ Da schmeichelte ihr das Hündlein, bis sie wieder freundlich wurde und es auf ihren Schoß nahm. „Mutter,“ sprach nun das Hündlein, „die arme Angiola läßt euch die Hände küssen; sie ist sehr traurig, denn sie darf mit dem Hundegesicht nicht in das Schloß, und kann nicht den Königssohn heirathen.“ „Das geschieht ihr Recht,“ sprach die Hexe, „warum hat sie mich betrogen. Nun kann sie auch ihr Hundegesicht behalten.“ Da bat aber das Hündlein so freundlich und meinte, die arme Angiola sei genug gestraft, bis ihm die Hexe endlich ein Fläschchen mit Wasser gab und sprach: „Bringe ihr das, so wird sie wieder die schöne Angiola werden.“ Das Hündlein dankte, sprang mit dem Fläschchen davon und brachte es glücklich zur armen Angiola. Als die sich mit dem Wasser wusch, verschwand das Hundegesicht, und sie wurde wieder schön, noch schöner als sie bis dahin gewesen war. Der Königssohn aber brachte sie voll Freuden auf sein Schloß, und der König und die Königin waren so entzückt von ihrer Schönheit, daß sie sie mit Freuden willkommen hießen und eine glänzende Hochzeit veranstalteten. Da blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

54. Von Autumunti und Paccaredda.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten ein schönes großes Reich. Sie hatten aber keine Kinder, und hätten doch so gerne einen Sohn gehabt, um ihm das Reich zu lassen. Da wandte sich die

Königin an die Mutter Gottes von Autumunti *), und sprach: „Heilige Mutter, wenn ihr mir einen Sohn gewährt, so will ich ihn Autumunti heißen, und euch sein Gewicht in Gold schenken."

Ein Jahr war noch nicht vergangen, als die Königin einen wunderschönen Knaben gebar, und ihn Autumunti nannte. Das Gold aber schickte sie der Mutter Gottes nicht, sondern dachte: „Das hat immer noch Zeit, ich kann es ja auch einen andern Tag schicken." Autumunti wuchs heran, und wurde mit jedem Tage schöner und stärker. Da er nun sieben Jahr alt geworden war, erschien ihm einmal die Mutter Gottes im Traum und sprach zu ihm: „Autumunti, sage deiner Mutter, sie solle ihres Gelübdes gedenken." Am andern Morgen erzählte Autumunti seiner Mutter, es sei ihm eine schöne liebliche Frau im Traume erschienen, und habe ihm das und das gesagt. „Ach, Kind," sprach die Königin, „das war die Mutter Gottes, die mahnt mich daran, daß ich gelobt habe, ihr dein Gewicht in Gold zu schenken, wenn du mir beschеert würdest." Da ließ die Königin aus der Schatzkammer einen Klumpen Goldes holen, der war so schwer als Autumunti, und sprach: „Mache dich auf, mein Kind, und bringe selbst das Gold zur Mutter Gottes von Autumunti."

Also machte sich der Knabe auf, und brachte der Mutter Gottes das Gold, weil er aber noch so klein war, verirrte er sich auf dem Heimwege, und konnte den Weg nicht zurück finden. Endlich kam er an ein Haus, und weil er hungrig und durstig war, klopfte er an; in dem Hause aber wohnten der Menschenfresser und seine Frau. Zu denen war einige Zeit vorher ein wunderhübsches kleines Mädchen gekommen, das hieß Paccaredda und hatte sich auch verirrt. Als der Menschenfresser die kleine Paccaredda sah, wollte er sie fressen, seine Frau aber fand Gefallen an dem schönen Kinde, und sagte, sie wollten es bei sich behalten, als ihre kleine Magd. Also blieb Paccaredda bei dem Menschenfresser und seiner Frau, und diente ihnen, und die Hexe hatte sie sehr lieb, und

*) Vom hohen Berg.

hielt ſie wie ihr eigenes Kind. Als nun Autumunti an die Thür klopfte, machte ihm die Hexe auf, und dachte: „Nein, was für ein ſchönes Kind, das gibt einen herrlichen Braten.“ Der Menſchenfreſſer aber erbarmte ſich des ſchönen Knaben, und ſprach: „Als Paccaredda kam, haſt du mir nicht erlaubt, ſie zu freſſen. Jetzt will ich auch nicht, daß du den Autumunti friſſeſt, ſondern er ſoll bei uns bleiben und uns dienen.“ Alſo blieb auch Autumunti bei dem Menſchenfreſſer und ſeiner Frau, und diente ihnen.

Die alte Hexe aber konnte ihn nicht recht leiden, und trug ihm immer ſchwere Arbeiten auf.

Eines Tages ging ſie in den Wald, und band ein großes Bündel Holz zuſammen, und ließ es liegen, und als ſie nach Hauſe kam, ſchickte ſie den armen kleinen Autumunti hin, er ſolle das Holz holen. Paccaredda aber ſprach zu ihm: „Wenn dir das Bündel zu ſchwer iſt, ſo ſprich nur: „„Holz, mache dich leicht, aus Liebe zu meiner Schweſter Paccaredda. *)““ Da ging Autumunti in den Wald, und als er das große Holzbündel ſah, erſchrak er, denn er konnte es nicht einmal aufheben, geſchweige denn nach Hauſe tragen. Er ſprach aber: „Holz, mache dich leicht, um meiner Schweſter Paccaredda willen,“ und ſiehe da, das Holz wurde ſo leicht, daß er es ohne Mühe nach Hauſe tragen konnte. Wenn ihm die alte Hexe nun eine ſchwere Laſt zu tragen gab, ſo ſprach er ſeinen Spruch, und alsbald wurde ſie leicht. So wuchſen Autumunti und Paccaredda heran, und kamen nach und nach in das Alter der Vernunft. **)

Da ſie nun Gefallen an einander fanden, ſprach eines Tages Autumunti: „Weißt du, Paccaredda, ich bin eines großen Königs Sohn. Wir wollen entfliehen, und zu meinem Vater gehen, und uns dann heirathen.“ Paccaredda war es zufrieden, und in der Nacht, als der Menſchenfreſſer und ſeine Frau feſt ſchliefen, entflohen die Beiden

*) Ligna, facitivi leggi, pri l' amuri di me soru Paccaredda.
**) A l' età di ragiuni.

mit einander. Als die Hexe am Morgen erwachte, war Paccaredda ihr erſter Gedanke, ſie mochte ſie aber rufen, ſo viel ſie wollte, Paccaredda kam nicht. Da ſie nun gewahr wurde, daß Beide fehlten, gerieth ſie in einen heftigen Zorn, weckte den Menſchenfreſſer und rief: „Dieſer Autumunti, den du wie einen Sohn behandelt haſt, iſt mit meiner armen Paccaredda fortgelaufen. Schnell, mache dich auf und verfolge die Beiden.“ Da machte ſich der Menſchenfreſſer auf, und weil er viel ſchneller laufen konnte, als die beiden Flüchtlinge, ſo hatte er ſie bald eingeholt. „Ach, Paccaredda,“ rief Autumunti, „der Menſchenfreſſer iſt ganz dicht hinter uns!‘ „Sei nur ruhig,“ antwortete ſie, „ich werde zum Garten und du zum Gärtner darin.“ Da wurde ſie in einen Garten verwandelt, und Autumunti in den Gärtner, und als der Menſchenfreſſer herbei kam, frug er ihn: „Sagt mir, guter Freund, habt ihr vielleicht einen Jüngling und ein Mädchen geſehen, die hier vorbeiliefen?“ „Was wollt ihr? Kohlrabi? Die ſind noch nicht reif!“ antwortete Autumunti. „Nein, ich ſpreche ja nicht von Kohlrabi,“ ſagte der Andre, „ich meine, ob ihr Zwei geſehen habt, die hier vorbeigelaufen ſind?“ „Ach ſo, ihr verlangt Lattich; da müßt ihr in einigen Wochen wiederkommen.“ Der Menſchenfreſſer verlor die Geduld und rief ärgerlich: „So geh, und laß dich ſegnen!“ *) Weil er aber nicht wußte, auf welche Seite hinaus die Beiden gelaufen waren, ſo kehrte er nach Hauſe zu ſeiner Frau zurück; die frug ihn: „Nun, haſt du ſie nicht mitgebracht?“ „Ach was,“ ſprach er, „ich traf einen Gärtner, den frug ich, ob er ſie hätte vorbeikommen ſehen, er aber ſprach nur von Kohlrabi und Lattich, da ließ ich ihn ſtehen und kehrte um.“ „Was fällt dir ein!“ rief die Frau, „gleich geh hin und laufe ihnen wieder nach.“

Alſo mußte ſich der arme Mann aufmachen, und zum zweitenmal den Beiden nachlaufen. Unterdeſſen hatten Autumunti und Paccaredda ihre natürliche Geſtalt wieder angenommen, und waren weiter geflohen. Da ſie nun den Menſchenfreſſer abermals dicht hinter ſich ſahen, ſprach

*) Va, fatti benedire! d. h.: Geh zum Kuckuck!

Paccaredda: „Ich werde zur Kirche und du zum Sakriſtan," und alſobald wurde ſie zur Kirche, und Autumunti zum Sakriſtan. „Guter Freund," ſprach der Menſchenfreſſer, „habt ihr einen Jüngling und ein Mädchen hier vorbeilaufen ſehen?" „Jawohl," antwortete der Sakriſtan, „die Meſſe wird bald anfangen." „Wer ſpricht denn von der Meſſe!" rief der Menſchenfreſſer, „ich frage euch, ob Zwei hier vorbeigelaufen ſind?" „Wenn ihr beichten wollt, ſo müßt ihr morgen wiederkommen," erwiederte Autumunti. Da verlor der Menſchenfreſſer die Geduld und rief: „Geh, laß dich ſegnen!" und kehrte nach Hauſe zurück. Als nun ſeine Frau ihn frug, was er ausgerichtet habe, brummte er: „Laß mich in Ruhe; ich habe einen Sakriſtan gefragt, ob er ſie nicht habe vorbeilaufen ſehen, er ſprach aber von der Meſſe und vom Beichten, da habe ich ihn ſtehen laſſen, und bin wieder umgekehrt." „Nein, ſeht doch die Dummheit!" rief die Frau, „gleich gehſt du noch einmal zurück und holſt die Beiden ein." „Nein, jetzt habe ich es ſatt," ſprach der Mann, „jetzt kannſt du ſelbſt deiner Paccaredda nachlaufen."

Da machte ſich die Frau auf den Weg, und verfolgte die Beiden, und hatte ſie beinahe eingeholt. Als Paccaredda ſie kommen ſah, rief ſie: „Werde du zum Strom, und ich zum Fiſchlein darin!" Da wurde Autumunti zum Strom und Paccaredda wurde zum muntern Fiſchlein, das ſchwamm luſtig hin und her. Die Hexe aber wußte wohl, was es mit dieſem Fiſchlein für eine Bewandniß habe, und wollte es fangen. So oft ſie es aber auch ergriff, ſprang ihr das Fiſchlein doch gleich wieder aus der Hand, daß ſie endlich die Geduld verlor, und rief: „Ja, geh nur, wenn aber die Zeit kommt, wo du ein Kind gebären ſollſt, dann will ich mich an dir rächen. Nicht eher ſollſt du deines Kindes geneſen, als bis ich die Hände von meinem Kopf genommen habe." Damit faltete ſie die Hände über dem Kopf und ging nach Haus

Autumunti und Paccaredda aber ſetzten ihren Weg fort, und kamen bald in die Stadt, wo der König wohnte. Autumunti aber ſchämte ſich, ſeine ſchöne Braut in ihren zerriſſenen Kleidern vor ſeine Eltern zu führen, deßhalb ſprach er zu ihr: „Bleibe hier vor der Stadt, derweil

ich gehe, und dir im Schloß ſchöne Kleider hole." „Ach nein, thu das nicht," bat ſie, „denn wenn du dich von deiner Mutter küſſen läſſeſt, ſo vergiſſeſt du mich, und kommſt nicht wieder zu mir." Er aber verſprach ihr, ſie nicht zu vergeſſen, und ging allein aufs Schloß. Denket euch nun, welche Freude der König und die Königin empfanden, als ihr lieber Sohn wiederkam, den ſie ſo viele Jahre als todt beweint hatten, und der nun ein ſchöner Jüngling geworden war. Seine Mutter warf ſich ihm an den Hals, und wollte ihn küſſen, er aber ließ es nicht geſchehen, ſondern ſprach: „Nein, liebe Mutter, ihr dürft mich nicht küſſen, ſonſt macht ihr mich unglücklich." Weil er aber hungrig und müde war, wollte er erſt ſchlafen, ehe er zu ſeiner Paccaredda zurückkehrte. Als er nun ſchlief, gedachte die Königin ihre große Sehnſucht zu ſtillen und ihn zu küſſen. Da ſchlich ſie hinzu und küßte ihn, und in demſelben Augenblick hatte er ſeine Paccaredda vergeſſen, blieb bei ſeinen Eltern und führte ein fröhliches Leben.

Die arme Paccaredda aber ſaß und wartete auf ihn, und als er immer nicht kam, ſo dachte ſie endlich: „Gewiß hat er ſich von ſeiner Mutter küſſen laſſen, und hat meiner vergeſſen." Da weinte ſie bitterlich und war ſehr betrübt, ſie verlor aber dennoch nicht den Muth, ſondern ging hin, kaufte zwei Tauben, und ſprach einen Zauberſpruch über dieſelben aus. Mit den Tauben ging ſie aufs Schloß, und bot ſie dem Königsſohn zum Verkauf an, und der Königsſohn, dem ſie gar wohl gefielen, kaufte ſie. Aber ob er gleich mit Paccaredda ſprach, erkannte er ſie doch nicht. Als er nun den Tauben ihr Futter vorſtreute, fing die eine von ihnen an, und ſprach zur andern: „Soll ich dir eine ſchöne Geſchichte erzählen?" „Ja, thu das," antwortete die zweite Taube. Da erzählte die erſte die ganze Lebensgeſchichte des Autumunti, und wie er zuſammen mit der armen Paccaredda bei dem Menſchenfreſſer gelebt hatte. Als aber der Königsſohn den Namen Paccaredda hörte, da erinnerte er ſich ſeiner ſchönen Braut, und er machte ſich eilends auf, mit ſchönen Kleidern und einem prächtigen Wagen, fuhr zu Paccaredda hinaus und führte ſie im Triumph aufs Schloß. Sie war aber nahe an

Hofdame wieder wie gewöhnlich zur Königin ging. Auf einmal rief eine Stimme: „Feledico! Feledico!“ Und als der Knabe erwachte, fuhr die Stimme fort: „Feledico, was bleibſt du immer hier im Thurm eingeſperrt? Die Frau, die du Mutter nennſt, iſt gar nicht deine Mutter, ſondern deine Eltern ſind ein mächtiger König und eine ſchöne Königin, die wohnen in einem herrlichen Schloß und genießen ihr Leben; du aber biſt immer hier ſo ganz allein eingeſperrt.“ Es war aber das Schickſal des Knaben, das ſo ſprach. Als nun Feledico dieſe Worte hörte, fing er an zu weinen, und die Hofdame, die eben nach Hauſe kam, hörte es, und lief voll Schrecken zu ihm und ſprach: „Mein Sohn, mein lieber Sohn, was weinſt du ſo? Deine Mutter iſt ja wieder bei dir.“ Feledico aber antwortete: „Warum nennt ihr mich euren Sohn? Ihr ſeid ja gar nicht meine Mutter, denn meine Mutter iſt eine ſchöne Königin, und mein Vater iſt ein mächtiger König, und ſie wohnen in einem herrlichen Schloß.“ „Ach nein, Feledico,“ rief die Hofdame, „was haſt du für Gedanken? Ich bin ja deine Mutter, und du biſt mein lieber Sohn.“ So beruhigte ſie ihn endlich mit vielen guten Worten, nachher aber ging ſie mit großer Herzensangſt zur Königin, und erzählte ihr Alles. „Ach, mein armes Kind,“ ſprach die Königin, „nun wird ihn dennoch ſein Schickſal ereilen.“

Nun vergingen wieder einige Tage, aber eines Morgens, als Feledico noch ſchlief, und die Hofdame zur Königin gegangen war, ertönte dieſelbe Stimme und rief: „Feledico! Feledico!“ Der Königsſohn erwachte und die Stimme fuhr fort: „Feledico, willſt du meinen Worten nicht glauben? Sieh, wie biſt du hier ſo allein, und bei deinen Eltern könnteſt du dein Leben genießen. Sage doch der Frau, die du Mutter nennſt, ſie ſolle dich zu deiner wahren Mutter führen.“ Feledico fing wieder an zu weinen, und als die Hofdame herbeilief, rief er: „Warum nennt ihr mich euren Sohn? Ihr ſeid ja meine Mutter nicht, und ich will zu meinen Eltern ins Schloß, und mit ihnen mein Leben genießen.“ Die Hofdame gab ihm wieder viele gute Worte, und endlich gelang es ihr, ihn zu beruhigen.

Als aber wieder einige Tage verſtrichen waren, ertönte die Stimme des Schickſals zum drittenmal, und ſprach dieſelbigen Worte, und diesmal ließ er ſich nicht beruhigen, ſondern antwortete auf alles Zureden: „Ich will nicht länger hier bleiben, und will zu meiner Mutter.“ Da ging die Hofdame voll Trauer zur Königin, und klagte ihr Alles, und die Königin erwiderte: „Das Schickſal verfolgt meinen armen Sohn. Was hilft es, daß wir ihn davor bewahren wollen? Bringt ihn alſo ins Schloß.“ Da wurde Feledico ins Schloß gebracht, und blieb bei ſeinen Eltern, und wuchs heran, und wurde mit jedem Tage ſchöner. Seine Eltern aber ließen ihn auf Schritt und Tritt bewachen, und ließen ihn niemals auf die Jagd gehen, damit er nicht zu Schaden käme.

Eines Tages aber, als Feledico ſchon ſiebzehn Jahre alt war, ſprach er zum Könige: „Lieber Vater, ach laßt mich doch heute auf die Jagd gehen, ich möchte ſo gern einige Vögel ſchießen.“ Der Vater wollte es ihm ausreden, aber Feledico bat immer wieder, und weil er ſein einziger Sohn war, ſo konnte der König ihm nichts abſchlagen, und ließ ihn mit zwei Miniſtern auf die Jagd gehen. Vorher aber rief er die beiden Miniſter zu ſich, und ſprach zu ihnen: „Ihr müßt mir verſprechen, daß ihr dem Königsſohn ſtets zur Seite bleiben wollt, und ihn keinen Augenblick verlaſſen.“ Das verſprachen ſie, und gingen mit dem Königsſohn auf die Jagd. Als ſie nun im Walde waren, ſprach Feledico: „Was wollen wir Alle zuſammen gehen? Jeder gehe auf eine Seite hinaus, und nachher wollen wir ſehen, wer die meiſten Vögel getroffen hat.“ „Ach nein, königliche Hoheit, das kann nicht ſein, denn wir haben dem König verſprochen, euch keinen Augenblick aus den Augen zu laſſen.“ „Ach was, ich entferne mich ja nicht weit, und wenn mir etwas zuſtoßen ſollte, werde ich ſogleich in mein Jagdhorn blaſen, daß ihr mir zu Hülfe eilen könnt.“ Da willigten die Miniſter ein, und gingen auf die eine Seite hinaus, und Feledico ging auf die andre Seite. Als er ein Weilchen gegangen war, ſah er einen Vogel auf einem Zweige ſitzen. „Ei!“ dachte er, „der hübſche Vogel! Den will ich ſchießen.“ Da legte er die Büchſe an, zielte und ſchoß. Kaum aber hatte er geſchoſſen, ſo

ward er aus dem Walde entrückt, und befand sich in einem schönen großen Schlosse. Die Minister warteten eine Zeitlang, als aber Feledico nicht wiederkam, ward ihnen bange, sie suchten und riefen ihn, Feledico war aber nirgends zu finden. Da kehrten sie endlich ins Schloß zurück, fielen dem Könige zu Füßen, und erzählten ihm Alles, und der König und die Königin legten Trauerkleider an um ihren verlorenen Sohn, und sprachen: „Sein Schicksal hat ihn dennoch ereilt.“ — Doch lassen wir nun den König und die Königin, und sehen wir, was aus Feledico geworden ist.

Das Schloß, in dem er sich befand, gehörte einer mächtigen Zauberin; ihr Mann aber war ein König der Heiden *), und litt seit vielen Jahren an einem schrecklichen Aussatz. Es war ihm aber prophezeit worden, er könne genesen, wenn er seine Wunden bestreiche mit dem Blute eines Königssohnes, der in derselben Stunde hingerichtet werde, in welcher er achtzehn Jahre alt werde. Darum hatte die Zauberin den armen Feledico durch ihre Macht entführt, und wollte ihn an dem Tage, da er achtzehn Jahr alt sein würde, hinrichten lassen.

Die Zauberin aber hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Epomata. Da sie nun den unglücklichen Feledico erblickte, entbrannte sie in heftiger Liebe zu ihm, und es that ihr Leid um den schönen Jüngling, der so elendiglich hingerichtet werden sollte. Weil sie sich aber vor ihrer Mutter fürchtete, so wagte sie es nicht, bei Tage mit ihm zu sprechen, sondern kam nur des Nachts leise in sein Zimmer, und rieth ihm, was er thun solle.

So blieb denn Feledico fast ein ganzes Jahr im Schloß bei der Zauberin, und hatte Alles, was er wollte, nur aus dem Schlosse durfte er nicht hinaus.

Eines Abends aber kam Epomata zu ihm und sprach: „In drei Tagen wirst du achtzehn Jahre alt sein, dann will dich meine grausame Mutter hinrichten lassen. Aber fürchte dich nicht, denn ich will dich

*) Turchi.

erretten, wenn du genau thuſt, was ich dir ſage. Stehe morgen früh nicht auf, und wenn der erſte Miniſter kommt, dir dein Frühſtück zu bringen, ſo ſage ihm, du habeſt ſtarke Kopfſchmerzen, und wolleſt zu Bette liegen bleiben. Uebermorgen ſtelle dich noch kränker, und bleibe abermals im Bette liegen. In der Nacht aber werde ich kommen, und dann wollen wir fliehen."

Feledico that Alles, wie Epomata ihm befohlen hatte; als der Miniſter am Morgen kam, um ihm ſein Frühſtück zu bringen, lag Feledico noch im Bett und klagte, er ſei krank, und wollte nicht aufſtehen. Da der Miniſter dies der Zauberin hinterbrachte, antwortete ſie: „Laſſet ihn gewähren, wenn er nur noch die zwei Tage lebt, daß wir ihn lebendig zum Richtplatz bringen." Am andern Morgen, als der Miniſter wieder zu Feledico kam, frug er ihn: „Nun, königliche Hoheit, wie fühlt ihr euch heute?" „Ach, ſchlecht," antwortete Feledico, „ich will auch heute zu Bette liegen bleiben." Da ließen ſie ihn ruhig liegen, und dachten: „Bis morgen wird er ſchon noch am Leben bleiben." Epomata aber rief eine vertraute Hofdame, und ließ ſich durch ſie einen großen Korb mit Kuchen und Süßigkeiten verſchaffen, und mehre Flaſchen mit Wein, den vermiſchte ſie mit einem ſtarken Schlafer, aus denen ſie ihre

Nun hatte die Zauberin zwei Zauberbücher, das weiße war Macht entnahm, das eine war ſchwarz. Bücher hatte ſie immer unter aber mächtiger als das ſchwarze. Epomata, und da es dunkel war, ihrem Kopfkiſſen verſteckt; das weiße Zauberbuch hervor.
ſchlich ſie hinzu, und nahm damit ſie in das Zimmer des Feledico und

Als nun Alle ſchliefen, die mußte er anlegen. Auf den Kopf brachte ihm ärmliche Kleidigkeiten und die Flaſchen mit dem Schlafmußte er den Korb mit unter Epomata drein gehen. Das Schloß aber trunk nehmen, und nur bewacht, an denen mußten ſie vorbei, um zu wurde von ſieben Wachen an die erſte Wache kamen, ſprach Epomata: entfliehen. Als Abendtag, weil da der Königsſohn hingerichtet werden „Morgen iſt ein Blut der König von ſeinem Ausſatz geheilt werden ſoll, und dur

Botschaften, als er euch gibt." Als nun Donna Maria wieder ausging, stand auch schon der junge Fürst vor der Thür, und redete sie an: „Ach, Donna Maria, seid doch so gut, und höret an, was ich eurer Herrin zu sagen wünsche." „Nun denn, so saget mir, was ich meiner Herrin für eine Botschaft überbringen soll." „Saget eurer Herrin, ich würde ihr hundert Unzen verehren, und euch zwanzig, wenn sie mir erlaubt, heute Abend bei ihr zu essen, und die Nacht bei ihr zuzubringen." Diese Botschaft überbrachte Donna Maria der schönen Epomata, die antwortete: „Ohne Zweifel; sage ihm nur, ich erwarte ihn."

Als es Abend wurde, kam der Fürst, und brachte gleich einen großen Beutel voll Goldstücke mit für Epomata, und zwanzig Unzen für die Magd. Das Abendessen war bereit, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, sprach Epomata: „Ich werde zuerst in meine Kammer gehen; über ein Weilchen könnet ihr auch kommen." Als sie aber in der Kammer war, stellte sie ein Becken mit Wasser in die Mitte der Stube, schlug ihr Zauberbuch auf, und sprach einen Zauber über das Becken aus: „Einer soll herein und Einer heraus!" Dann stellte sie einen Stuhl neben das Becken, und sprach auch darüber einen Zauber aus, daß er Jeden festhielt, der sich darauf setzte, und legte sich zu Bette. Um das Bette aber hielten Zauberinnen mit entblößten Schwertern Wache.

Nach einer Weile kam der junge Fürst auch herein, und Epomata sprach zu ihm: „Edler Fürst, in meinem Vaterlande ist es Sitte, sich die Füße zu waschen, ehe man sich niederlegt; darum wollet euch dieser Sitte fügen, und euch in dem Becken die Füße waschen." Der Fürst setzte sich auf den Stuhl, den Epomata verzaubert hatte, und steckte den einen Fuß ins Wasser, das war aber so kochend heiß, daß er den Fuß mit einem leisen Schrei herauszog, und den andern hineinsteckte. Aber er verbrannte sich wieder, und als er aufstehen wollte, hielt ihn der Stuhl fest. Er mochte wollen oder nicht, er mußte die ganze Nacht bald den einen, bald den andern Fuß ins heiße Wasser stecken, bis sie beide dick geschwollen waren. Unterdessen schlief Epomata ruhig die ganze Nacht, und am Morgen, als sie aufwachte, sprach sie: „Was! Ihr seid

noch da? Schnell, verlaſſet mein Zimmer, daß man euch nicht in dieſem Zuſtande ſehe, und es mir zur Unehre gereiche." Da ſchalt der Fürſt, und ſchimpfte über ſie, und verließ das Zimmer voll Zorn.

Als aber ſeine Freunde ihn frugen, wie es ihm ergangen, dachte er: „Habe ich gelitten, ſo könnet ihr es auch probiren, und antwortete: „O, recht gut; ſie iſt ein herrliches Weib."

Das hörte ein andrer junger Mann, ein Edelmann, der kam zu Donna Maria und ſprach: „Saget eurer Herrin, ich wolle ihr achtzig Unzen ſchenken, und euch zwanzig, wenn ſie mir erlaubt, heute Abend bei ihr zu eſſen, und die Nacht bei ihr zuzubringen." Als Donna Maria der ſchönen Epomata dieſe Botſchaft überbrachte, antwortete ſie: „Sage ihm, er könne kommen, wenn er wolle." Am Abend kam der Edelmann und brachte das Geld mit. Da aßen ſie, und Epomata ſprach gar freundlich und höflich mit ihm Nach dem Eſſen aber ſprach ſie: „Ich werde zuerſt in mein Zimmer gehen, über ein Weilchen könnt ihr kommen." Da ging ſie in ihre Kammer, ſtellte zwei angezündete Lichter auf den Tiſch, ſchlug das Zauberbuch auf, und ſprach einen Zauber über die Lichter: „Eines verlöſcht, Eines wird angezündet!" Dann ſprach ſie auch einen Zauber über den Boden, daß ſich Keiner von ſeiner Stelle fortbewegen konnte. Nun ging ſie zu Bette. und die Zauberinnen hielten unſichtbare Wache um ihr Lager.

Nach einem Weilchen kam auch der Edelmann in die Kammer, und Epomata ſprach: „Edler Herr, die Lichter thun mir an den Augen weh, wollet ſie auslöſchen, ehe ihr euch niederleget." Da löſchte der Edelmann das eine Licht aus, und dann das andre, unterdeſſen aber entzündete ſich das erſte wieder, und ſo brachte er die ganze Nacht zu, denn ſo oft er ein Licht ausblies, entzündete ſich das andre ſogleich wieder von ſelbſt. Und als er im Zorne fortgehen wollte, konnte er ſich nicht von ſeinem Platze bewegen, und mußte blaſen, bis er einen ganz dicken Mund bekommen hatte. Am Morgen erwachte Epomata und rief: „Wie? Ihr ſteht noch immer da? Schnell, verlaſſet mein Zimmer, denn wenn euch Jemand ſieht, gereicht es mir zur Unehre." Da verließ er

das Zimmer mit vielen Schmähungen gegen Epomata, die ihm ſo übel mitgeſpielt hatte.

Als er aber ins Kaffeehaus kam, und ihn ſeine Gefährten frugen, wie es ihm ergangen ſei, antwortete er eben ſo wie der Fürſt: „O, recht gut.“

Nun war auch der Sohn eines Kaufmanns, der kam auch zu Donna Maria, und ſprach: „Saget eurer Herrin, ich werde ihr funfzig Unzen geben, und euch zehn, wenn ſie mir erlaubt, heute Abend bei ihr zu eſſen, und die Nacht bei ihr zuzubringen.“ Donna Maria überbrachte dieſe Botſchaft der ſchönen Epomata, die antwortete: „Sage ihm nur, er könne kommen, wann er wolle.“ Am Abend kam der Kaufmannsſohn, und Epomata empfing ihn freundlich, und ſie aßen mit einander. Nach dem Eſſen ſagte ſie: „Ich werde zuerſt in meine Kammer gehen; über ein Weilchen könnet ihr kommen.“ In der Kammer aber ſchlug ſie ihr Zauberbuch auf, und ſprach einen Zauber über das Fenſter aus: „Einer ſoll auf, und Einer zu!“ Dann ſprach ſie auch über den Boden einen Zauber aus, daß ſich Keiner von ſeinem Platze bewegen konnte. Darauf ging ſie ruhig zu Bett, denn ſie wußte, daß die Zauberinnen Wache um ſie hielten.

Nach einem Weilchen kam der Kaufmannsſohn herein, und Epomata ſprach zu ihm: „Edler Herr, das Fenſter ſteht noch offen; wollet es ſchließen, ehe ihr euch niederleget.“ So oft er nun den einen Fenſterflügel ſchloß, fuhr der andre auf, und verſetzte ihm einen ſtarken Schlag gegen die Bruſt; und das ging die ganze Nacht ſo fort, denn er konnte ſich nicht von ſeinem Platze bewegen, bis ihm die Bruſt ganz aufgeſchwollen war. Am Morgen erwachte Epomata, und rief ihm zu: „Was? Ihr ſteht noch da? Verlaſſet ſogleich meine Kammer, daß man euch nicht bei mir ſehe, und es mir zur Unehre gereiche.“ Da verließ er die Kammer mit vielen Schmähungen gegen Epomata, und ſchlich mühſam die Treppe hinunter, denn er konnte nicht einmal grade gehen. Als ihn ſeine Freunde in dieſem Zuſtande ſahen, geſtanden auch ſie, was ihnen begegnet war, und alle drei ſchimpften und ſchmähten die arme Epomata.

Nun war eine geraume Zeit verfloſſen, ſeit Feledico die arme Epomata verlaſſen hatte; da hörte ſie eines Tages, er werde nun eine reiche Königstochter heirathen, und nächſtens ſolle die Hochzeit ſein. Da ſchlug ſie ihr Zauberbuch auf, und wünſchte ſich zwei Puppen, einen Knaben, der auf der Geige ſpielte, und ein Mädchen, das ſang, und ſogleich ſtanden die beiden Puppen vor ihr, und waren gar fein und zierlich anzuſehen. Da rief ſie Donna Maria und ſprach zu ihr: „Nimm dieſe beiden Puppen, und trage ſie vor des Königs Schloß. Dort rufe laut aus: „Wer kauft ſchöne Puppen! Ei was habe ich für ſchöne Puppen! Einen Knaben der ſpielt und ein Mädchen das ſingt!“ und thue das ſo lange, bis der König oder ſein Sohn dich anrufen. Dann verkaufe ihnen die beiden Puppen.“

Donna Maria that, wie Epomata ihr befohlen hatte, trug die Puppen vor das königliche Schloß, und rief mit lauter Stimme: „Ei was habe ich für ſchöne Puppen! Einen Knaben, der geigt, und ein Mädchen, das ſingt!“

Nun ſtanden der König und ſein Sohn gerade am Fenſter, und Feledico ſprach: „Lieber Vater, ſehet doch die ſchönen Puppen, die die Frau zum Verkauf ausbietet; ich möchte ſie wohl gerne kaufen.“ Da riefen ſie die Frau herauf, wurden mit ihr Handels einig und kauften ihr die beiden Puppen ab. Als ſie nun bei Tiſche ſaßen, ſprach der König: „Feledico, du haſt heute zwei hübſche Puppen gekauft, bringe ſie einmal her, daß ſie vor der ganzen Geſellſchaft ihre Künſte zeigen.“ Feledico holte die Puppen, und ſtellte ſie auf den Tiſch, und ſogleich fing der Knabe an zu geigen, und nachher ſang das Mädchen und ſprach: „Weißt du noch, wie du in einem Thurm eingeſperrt warſt, und in der Nacht dein Schickſal dich rief, und dir ſagte, du wäreſt eines reichen Königs Sohn, und daſſelbe ſo oft wiederholte, bis deine Eltern dich zu ſich nehmen mußten? Weißt du das noch?“ „Nein!“ antwortete der Knabe, und „paff!“ bekam er von dem Mädchen eine tüchtige Ohrfeige. Dieſe Ohrfeige aber mußte Feledico fühlen, als ob er ſie bekommen hätte, alſo daß er einen lauten Schrei ausſtieß. Das Mädchen fuhr fort: „Weißt

du noch, wie du auf die Jagd gingeſt, und einen Vogel ſchießen [illegible] und plötzlich aus dem Walde in das Schloß der Zauberin verſetzt wurdeſt? Wie du dort die ſchöne Epomata ſaheſt, und ſie dich vom Tode errettete, als ihre Mutter dich hinrichten laſſen wollte, und wie ſie endlich mit dir entfloh? Weißt du das noch?" „Nein!" antwortete der Knabe, und „paff!" bekam er wieder eine ſchallende Ohrfeige, Feledico aber fühlte ſie, ſo daß er laut aufſchrie. „Weißt du noch, wie du mit Epomata floheſt, und ihre Mutter euch verfolgte, und Epomata in einen Garten verwandelt wurde, und du in einen Gärtner? Wie ſie dich frug, ob du einen Mann und eine Frau habeſt vorbeireiten ſehen, und du antworteteſt von Fenchel und Spargel? Weißt du das noch?" „Nein!" Und wieder fühlte Feledico eine tüchtige Ohrfeige, daß er ſchrie. „Weißt du noch, wie die Zauberin uns wieder verfolgte, und ich in eine Kirche verwandelt wurde, und du in den Sakriſtan? Wie ſie dich wieder nach uns frug, und du von der Beichte und vom Pater ſpracheſt?" „Nein!" „Paff!" fühlte Feledico wieder eine Ohrfeige. „Weißt du noch, wie die Zauberin uns wieder einholte, und du zum Teich wurdeſt, und ich zum Aal darin? Weißt du noch, wie meine Mutter mich fangen wollte, und ich ihr immer wieder entſchlüpfte, bis ſie im Zorn einen Fluch wider mich ausſprach: „„So möge er denn deiner vergeſſen, ſobald er zu Hauſe den erſten Kuß bekommt!"" Wie du mir ſchwureſt, du wolleſt dich von Niemand küſſen laſſen, und meiner nicht vergeſſen? Weißt du das noch?" Als aber Feledico dieſe Worte hörte, erinnerte er ſich auf einmal der armen Epomata, und fuhr auf von ſeinem Stuhl, und ſtürzte aus dem Haus, und lief eilend zum Wirthshaus, wo Epomata noch immer auf ihn wartete. Da er ſie nun ſah, fiel er ihr zu Füßen, und bat ſie um Verzeihung und ſprach: „Ja, du haſt Recht, mir Vorwürfe zu machen, weil du ſo lange haſt leiden müſſen; doch nun bin ich gekommen, und will dich zu meinen Eltern bringen, und du allein ſollſt meine Gemahlin ſein."

Während ſie noch ſo ſprachen, kam ein ſchöner goldner Wagen, den ſchickte die Königin, um ihre Schwiegertochter abzuholen, und Epomata legte königliche Kleider an, und fuhr mit Feledico aufs Schloß, und da

Als nun die Königin sie sahen, waren sie hocherfreut über ihre Schönheit, und sprachen: „Nun soll auch Alles zur Hochzeit hergerichtet werden.“ Der andern Braut aber ließen sie sagen, Feledico könne sie nun nicht mehr heirathen, denn er habe schon eine Braut. Epomata war aber noch eine Heidin, darum mußte sie erst getauft werden, und erhielt einen christlichen Namen.

Als nun die Hochzeit sein sollte, schickte Epomata einen Boten zu ihrer Mutter und ließ ihr sagen: „Liebe Mutter, verzeihet mir das Unrecht, das ich euch gethan habe, denn ich habe viel gelitten darum. Wollet mir verzeihen, und zu meiner Hochzeit kommen.“ Da nun so lange Zeit verflossen war, war auch der Zorn der Zauberin verraucht und sie erfüllte den Wunsch ihrer Tochter, und kam zur Hochzeit, die mit großer Pracht gefeiert wurde.

Nach einigen Tagen sprach die Zauberin zu Feledico: „Lieber Schwiegersohn, ich werde euch nun verlassen, erfüllet meinen Befehl, so wird es euch zu Gute kommen. Heute Abend, wenn ich von meiner Tochter Abschied genommen habe, werde ich in diese Kammer kommen; da müßt ihr mir den Kopf abschneiden, und ihn oben an die Decke hängen. Meine Glieder müßt ihr auch abschneiden, und in die vier Ecken legen; meinen Rumpf aber zerhauet in kleine Stücke, und streut sie im Zimmer umher.“ Da ging Feledico zu Epomata und sprach: „Das und das hat deine Mutter mir befohlen zu thun, ich werde es aber nicht thun, denn wie könnte ich Hand an deine Mutter legen?“ „Ach was!“ antwortete sie, „du kannst es nur getrost thun, wenn meine Mutter es dich geheißen hat, denn sie ist eine so mächtige Zauberin, daß ihr nichts zu schaden vermag.“

Am Abend nahm die Zauberin Abschied von ihrer Tochter, und ging dann in ihre Kammer, Feledico folgte ihr, und zerschnitt sie ganz so, wie sie ihm befohlen hatte. Als er aber am andern Morgen wieder in die Kammer trat, sah er eine solche Pracht, daß er verwundert stehen blieb. Wo der Kopf gehangen hatte, hing nun eine prächtige goldne Krone; die Glieder aber und der Rumpf waren zu großen Haufen

lauteren Goldes und edler Steine geworden. Das Alles war das Hochzeitsgeſchenk der Zauberin an ihre Tochter.

Feledico aber lebte glücklich und zufrieden mit ſeiner jungen Frau, und wir haben das Nachſehen.

56. Vom Grafen und ſeiner Schweſter.

Es war einmal ein Graf, der hatte eine Schweſter, die war ſehr ſchön, ſchöner als die Sonne. Dieſe Schweſter wollte der Graf niemals verheirathen, denn es war ihm Keiner gut genug für ſie. Als er ſich nun ſelbſt verheirathete, behielt er ſeine Schweſter im Haus, und ſo oft er ſeiner Frau ein ſchönes Kleid ſchenkte, ſchenkte er ſeiner Schweſter ein gleiches. Gegenüber aber wohnte der König. Da ſprach eines Abends die ſchöne Schweſter des Grafen zu ihrer Lampe:

„Goldne Lampe mein,
Silberdocht ſo fein,
Sagt mir, was der König macht?
Ob er ſchläft wohl? ob er wacht?“ *)

Die Lampe aber war eine Zauberlampe, und antwortete:

„Tritt, o Herrin, leiſe herzu,
Zur Stund liegt der König in tiefer Ruh.“ **)

Da eilte die Schöne über die Straße und kam in die Kammer des Königs. Mit dem Tagesgrauen aber eilte ſie wieder zurück, und Niemand wußte, woher ſie gekommen war. Am zweiten Abend ging es eben ſo und der König war in großer Verzweiflung, weil er nicht erfahren konnte wer die Schöne war, die ſchon zweimal bei ihm geruht hatte. Er erzählte

---

*) »Lampa mia d' oru,
Micciu miu d' argentu,
Chi fa lu re? Dormi o vigghia?«

**) »Ntrasiti, Signura,
Chi lu re dormi a st' ura.«

es aber dem Grafen, der rieth ihm und sprach: „Wenn die Schöne heute Abend ihr Kleid abwirft, so versteckt es. Auf diese Weise können wir morgen erfahren, wer es ist."

Das that der König, und als die Schöne wieder in seine Kammer trat und ihr Kleid abwarf, nahm er es fort und versteckte es, und als sie beim ersten Morgengrauen entfliehen wollte, fand sie ihr Kleid nicht und mußte ohne dasselbe fort. Der König aber zeigte das Kleid dem Grafen, der erschrak und dachte: „Ein solches Kleid habe ich ja meiner Frau und meiner Schwester vor kurzem noch geschenkt. Sollte es eine von ihnen sein!" Da ging er nach Hause und sprach zu seiner Frau: „Zeige mir einmal das letzte Kleid, das ich dir geschenkt habe." Die Frau zeigte es ihm sogleich und er ging zu seiner Schwester und sagte auch ihr, sie solle ihm ihr Kleid zeigen." Sie aber antwortete: „Ich will es gleich holen, ich habe es in einen Schrank verwahrt." Sie ging aber zur Frau ihres Bruders und bat: „Liebe Schwägerin, leihet mir doch auf einen Augenblick euer Kleid," und brachte es ihrem Bruder. Weil aber ihre Kleider ganz gleich waren, so merkte der Graf den Betrug nicht. Das schöne Mädchen aber kam nicht mehr zum König.

Bald merkte die Schwester des Grafen, daß sie Aussicht habe ein Kind zu bekommen. Sie verbarg sich aber vor ihrem Bruder, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben. Den legte sie in einen Korb und bedeckte ihn mit den schönsten, wohlriechenden Blumen und schickte ihn dem König. Als nun der König die Blumen abdeckte und das wunderschöne Kind erblickte, dachte er wohl, es wäre sein Sohn, und ließ den Grafen rufen und sprach zu ihm: „Da hat mir eine Unbekannte diesen wunderschönen Knaben geschickt. Das ist gewiß meine Schöne gewesen, wüßte ich doch nur, wo sie zu finden wäre." „Königliche Majestät," antwortete der Graf, „veranstaltet eine große Festlichkeit und ladet dazu alle Damen der Stadt. Dann lasset ein großes Feuer anmachen, weiset das Kind vor und thut, als ob ihr es ins Feuer werfen wolltet, so wird sich die Mutter des Kindes schon verrathen."

Also veranstaltete der König eine große Festlichkeit, und alle Damen

der Stadt kamen zusammen, und darunter auch die Schwester des Grafen. Mitten im Fest aber ließ der König ein großes Becken mit einem brennenden Feuer hereinbringen. Dann zeigte er das Kind in seinem Korbe und sprach: „Seht das schöne Kind, das eine Unbekannte mir geschickt hat. Was soll ich aber damit machen? Ich denke, ich will es lieber verbrennen.“ Da rief eine jammernde Stimme: „O mein Sohn, mein Sohn,“ und die Schwester des Grafen stürzte sich auf den Knaben. Als der Graf das hörte, zog er im Zorn sein Schwert und wollte seine Schwester ermorden. Der König aber fiel ihm in den Arm und rief:

„Halt ein, o Graf! es trägt kein Schandmal,
Des Grafen Schwester, des Königs Gemahl.“ *)

Da wurde nun eine schöne Hochzeit gefeiert und die Schwester des Grafen wurde Königin, und sie lebten glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

*) »Fermati Conti, vergogna non è!
Soru di Conti e mugghieri di rè!«

Ende des ersten Theiles.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

NOV 19 1920

GR
177
.S5
G645
v.2

Francesca Crialese
vom Borgo bei Catania.

Sicilianiſche Märchen.

Aus dem Volksmund geſammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

Zweiter Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.

GR
177
.S5
.G645
v.2

Inhalt

des zweiten Theils.

Seite.

57. Von dem, der sich vor Nichts fürchtete 1
58. Von den vier Königstöchtern 4
59. Von Armaiinu 7
60. Vom verschwenderischen Giovannino 13
61. Von einem muthigen Königssohn, der viele Abenteuer erlebte 21
62. Die Geschichte von Bensurdatu 33
63. Die Geschichte von dem Seminaristen, der die Königstochter erlöste . . 40
64. Die Geschichte von der Fata Morgana 49
65. Vom Conte Piro 59
66 Von dem Hahn, der Papst werden wollte 65
67. Von Paperarello 66
68. Vom goldnen Löwen 73
69. Vom Löwen, Pferd und Fuchs 77
70. Von dem listigen Schuster 78
71. Vom Sciaurancioni 84
72. Don Giovanni di la Fortuna 89
73. Von dem König, der eine schöne Frau haben wollte 93
74. Von Einem, der mit Hülfe des heiligen Joseph die Königstochter gewann 96
75. Von Ferrazzanu 103
76. Die Geschichte von Giuseppinu 105
77. Die Geschichte von Pezze e fogghi 111
78. Die Geschichte von dem muthigen Mädchen 118
79. Die Geschichte von den zwölf Räubern 122
80. Die Geschichte vom Cacciaturino 124

Seite.
81. Die Geschichte von den drei guten Rathschlägen 133
82. Die Geschichte vom klugen Peppe 138
83. Die Geschichte von Carnseddu 143
84. Die Geschichte vom Lignu di scupa 155
85. Vom Crivòliu 159
86. Von dem frommen Kinde 163
87. Vom Sant' Onirià oder Nerià 165
88. Die Geschichte vom Spadonia 171
89. Die Geschichte von Tobià und Tobiòla 177
90. Die Geschichte von San Japicu alla Lizia 181
91. Die Geschichte von Joseph dem Gerechten 189
92. Die Geschichte vom Einsiedler 193
Anmerkungen von R. Köhler 205

57. Von dem, der ſich vor Nichts fürchtete.

Es war einmal eine Frau, die hatte genug zu leben und es mangelte ihr Nichts. Sie hatte aber einen Sohn, der ſich vor Nichts fürchtete und immer dumme Streiche machte. Da dachte ſie: „Ich will ihn zu meinem Schwager thun, der iſt Geiſtlicher und wird ihn wohl dazu bringen, ſich vor irgend etwas zu fürchten.“

Alſo ging ſie zu ihrem Schwager und bat ihn, den ungerathenen Sohn zu ſich zu nehmen und ihm etwas Furcht einzuflößen. Der Geiſtliche war es zufrieden und nahm den Burſchen zu ſich. Um ihn nun fürchten zu machen, rief er einen Mann herbei und ſprach: „Ich mache dir ein ſchönes Geſchenk, dafür mußt du dich heute Abend todt ſtellen und dich in einem Sarge in die Kirche hineintragen laſſen. Mein Neffe wird bei dir wachen, um Mitternacht aber mußt du dich in deinem Sarg bewegen, als ob du lebendig würdeſt.“ Der Mann verſprach es und der Geiſtliche rief ſeinen Neffen und ſprach: „Man wird gleich einen Todten bringen, hilf mir, den Katafalk in der Kirche errichten.“ Als ſie nun den Katafalk errichtet hatten, kamen die Träger und brachten den Mann, der ſich todt ſtellte, und legten ihn in den Sarg auf dem Katafalk. „Höre einmal,“ ſprach nun der Geiſtliche zu ſeinem Neffen, „du mußt die Nacht über in der Kirche wachen, denn wir können den Todten nicht allein laſſen. Fürchteſt du dich auch nicht?“ „Wovor ſollte ich mich fürchten,“ ſprach der Burſche und ſchloß ſich mit dem Todten in der Kirche ein. Um Mitternacht hob der vermeintliche Todte auf einmal einen Arm auf und ließ ihn mit großem Lärm wieder ſinken. „Du, ſei ſtill,“ rief der Burſche, „ich will auch ein wenig ſchlafen.“ Nach einem Weilchen hob der Mann ein Bein

auf und schlug damit gegen den Sarg. „Ich glaube gar, der Todte wird wieder lebendig," dachte der Bursche, stieg auf den Katafalk und fing an den Mann mit einem großen Stock zu prügeln, daß er aufsprang, die Thüre aufriß und entfloh.

Der Geistliche aber hörte den Lärm und kam ganz erschreckt herbeigelaufen, denn er dachte, sein Neffe möchte den Mann wirklich umbringen. „Was ist das für ein Lärm?" frug er. „Denkt euch nur, Onkel, der Todte ist wieder lebendig geworden," rief der Neffe. „Ich habe ihn geprügelt, weil er so unruhig war und mich nicht schlafen ließ, und da hat er Reißaus genommen." „Nein," dachte der Onkel, „und der hat sich nicht einmal gefürchtet! Jetzt werde ich dem armen Menschen noch Schmerzensgeld geben müssen."

Den nächsten Abend dachte der Geistliche sich etwas Anderes aus. Er nahm eine Menge Todtenköpfe, stieg auf den Kirchthurm und stellte der Wand entlang die Todtenköpfe auf. In jedem Todtenkopf zündete er ein Lichtchen an, daß es gar grausig aussah. Zu oberst im Kirchthurm aber stellte er ein Skelett auf und gab ihm den Glockenstrang in die Hand. Dann ging er hinunter, rief eilends seinen Neffen und sprach: „Springe schnell in den Thurm hinauf und läute die Glocken." Der Bursche gehorchte; als er nun die Treppe hinaufstieg und die Todtenköpfe so unheimlich leuchteten, dachte er: „Ei, das macht sich ja sehr hübsch. Da sieht man doch seinen Weg." Als er aber das Skelett sah, rief er ihm zu: „Höre einmal, was machst du hier oben? Sollst du läuten, so mache dich wenigstens ans Werk und dann gehe ich hinunter. Entweder du oder ich." Da nun das Skelett unbeweglich stand und keine Antwort gab, so verlor der Bursche die Geduld, und sprach: „Wenn du nicht hören willst, so siehe selber zu," und warf es die Treppe hinunter. Da fing er an mit allen Glocken zu läuten, daß die Leute auf den Straßen zusammenliefen und meinten, es sei ein Unglück geschehen. Der Geistliche aber beruhigte sie und sprach: „Liebe Leute, geht nur nach Hause, es ist bloß mein Neffe, der macht zuweilen so dumme Streiche. — Komm herunter, du da oben!"

Nun wußte der Geistliche gar nicht mehr, was er sich ausdenken sollte, und dachte: „Einmal noch will ich es versuchen; wenn er sich aber diesmal nicht fürchtet, so muß er fort." Da rief er einen Mann und sprach zu ihm: „Höre, mein guter Freund, ich mache dir ein schönes Geschenk, wenn du genau thust, was ich dir sage. Heute Abend mußt du dich bei dieser Mauer verstecken. Gegen Mitternacht aber werde ich meinen Neffen zum Brunnen schicken. Wenn er nun vorbeikommt, so richte dich plötzlich auf und schreie: „„sei!"" *) Ein unerwarteter Schrecken macht einen oft mehr fürchten, als alles Andere." Der Mann versprach es, und gegen Mitternacht sagte der Onkel zu seinem Neffen: „Geh einmal an den Brunnen und hole mir etwas Wasser, ich bin so durstig." Da ging der Bursche durch die finstere Nacht zum Brunnen und hielt in jeder Hand einen Krug. Als er nun an der Mauer vorbeiging, richtete sich auf einmal eine schwarze Gestalt auf und schrie: „sei!" — „sette!" **) antwortete der Bursche ganz kaltblütig und schlug den Mann mit dem Krug ins Gesicht, daß der Krug in tausend Stücke zersprang und der Mann halb todt auf den Boden fiel. Als der Geistliche den Lärm hörte, kam er herbeigelaufen, und als er den verwundeten Menschen da liegen sah, sprach er: „Mit dir kann ich es nicht länger aushalten, gehe hin und versuche dein Glück in der weiten Welt."

Der Bursche ließ es sich nicht zweimal sagen, wanderte in der finstern Nacht fort und nahm Nichts mit, als den einen Krug, den er noch in der Hand hielt.

Am andern Morgen fand er sich in einer einsamen, wilden Gegend und weil er durstig war und einen Brunnen in der Nähe sah, so ging er hin, füllte seinen Krug und wanderte weiter. Endlich sah er in der Ferne ein wunderschönes Haus stehen, darin wohnten dreizehn Räuber. Während er nun auf das Haus zuging, fiel ihm sein Krug aus der Hand und das Wasser lief in kleinen Bächlein hier hin und dort hin. „Fünfhundert hier hinaus, vierhundert auf jener Seite, sechshundert

*) Sechs. **) Sieben.

dort drüben,“ *) sprach er mit lauter Stimme und meinte die Wassertropfen. Die Räuber aber meinten, es sei ein großer General, der mit seiner Armee gekommen wäre, sie zu fangen, sprangen zur Hinterthür hinaus und nahmen Reißaus. Der Bursche ging in das Haus und fand einen schön gedeckten Tisch, daran setzte er sich und aß und trank soviel sein Herz begehrte. Weil er aber die ganze Nacht gewandert war, so wollte er nun auch schlafen. Da ging er in einen großen Saal, darin standen die dreizehn Betten der Räuber, die nahm er alle auseinander und thürmte sie vor der Thüre auf, legte sich oben hinauf und nahm auch ein Schwert zu sich, das den Räubern gehörte.

Nach einer Weile dachten die Räuber: „Wir wollen jetzt einmal nachsehen, vielleicht sind die Soldaten fort.“ Als sie aber an das Haus kamen, schickte der Räuberhauptmann Einen hinein, der sollte einmal nachsehen, wie es eigentlich drinnen aussehe. Der Räuber schlich leise herein, bis er an die Thüre kam, hinter der alle die Betten aufgethürmt waren. Der Bursche aber, der oben drauf lag, als er den Räuber kommen sah, zog er sein Schwert aus der Scheide und rief mit lauter Stimme: „Heraus, heraus!“ und schlug den Räuber todt. Die andern Räuber aber meinten, er rufe alle seine Soldaten und liefen noch viel schneller davon als das erste Mal. Da sammelte der Bursche alle die Schätze und Kostbarkeiten, die in dem Hause waren und brachte sie zu seiner Mutter, die freute sich, daß ihr Sohn wiederkam und ein so reicher Mann geworden war. Da lebten sie glücklich und zufrieden, das Fürchten aber hat er nicht gelernt.

58. Von den vier Königstöchtern.

Es war einmal ein König, der hatte vier schöne Töchter. Da ließ er einmal einen Wahrsager kommen, der sollte ihm wahrsagen, welches Schicksal die Prinzessinen haben würden. Der Wahrsager sprach: „Ehe

*) Cinque centu di ccà, quattru centu dda parte, sei centu dda via.

die jüngste Prinzessin vierzehn Jahr alt sein wird, wird eine Wolke kommen, und die vier Schwestern rauben. Da ließ der König seine Töchter einsperren, und sie durften nicht einmal in den Garten gehen. Weil aber die Wolke niemals kam, so dachte er endlich, der Wahrsager hätte sich geirrt, und eines Tages, als die Prinzessinnen eine große Sehnsucht hatten in den Garten zu gehen, erlaubte er es ihnen. Es fehlten aber nur wenige Tage bis zum Augenblick wo die Jüngste ihr vierzehntes Jahr vollenden sollte. Kaum hatten die Prinzessinnen den Garten betreten, so senkte sich eine große Wolke herab, und entführte sie alle vier. Nun war der König sehr traurig, und ließ im ganzen Reich verkünden, wer ihm die vier Töchter wiederbringe, solle sich eine davon zur Gemahlin auswählen und nach ihm König sein.

Das hörten auch drei Brüder, Söhne eines benachbarten Königs, die machten sich auf, und wollten die vier Königstöchter suchen. Sie wanderten immer gerade aus, denn sie wußten nicht, wo die Prinzessinnen weilten. Da begegneten ihnen eines Tages ein altes Mütterchen, das frug sie: „Schöne Jünglinge, wohin wandert ihr?" „Wir sind ausgezogen, die vier Königstöchter zu finden, die von der Wolke geraubt worden sind," antwortete der Jüngste. „Ach, ihr armen Kinder," rief die Alte, „da müßt ihr noch viel Gefahren und Mühe ausstehen; denn wenn ihr nun noch lange gewandert seid, so kommt ihr an eine Cisterne, in die müßt ihr euch hinunterlassen. Drunten aber ist ein Lindwurm mit sieben Köpfen, der bewacht die Prinzessinnen, und den müßt ihr tödten." Die Königssöhne dankten der freundlichen Alten für die Auskunft die sie ihnen gegeben, und wanderten weiter.

Nachdem sie viele Tage gewandert waren, kamen sie endlich an die Cisterne, in deren Tiefen der Lindwurm hauste. Da sprach der Aelteste: „Lasset mich zuerst hinunter, und wenn ich läute, so ziehet mich schnell wieder herauf." Da banden sie ihm einen Strick um den Leib, und ließen ihn in die Cisterne hinab; er aber hatte ein Glöckchen in der Hand. In der Cisterne war es so dunkel und unheimlich, daß er bald den Muth verlor, und das Glöckchen läutete. Da zogen ihn seine Brüder

wieder herauf, und der Zweite ließ sich an den Strick binden, und wollte nun sein Glück versuchen. Er kam aber nicht viel weiter als der Aelteste, verlor den Muth, und gab bald das Zeichen, ihn herauf zu ziehen. Nun kam die Reihe an den Jüngsten; der ließ sich ebenso anbinden wie seine Brüder, und nahm auch das Glöckchen mit. Weil er aber mehr Muth hatte, als die beiden andern, so kam er glücklich auf den Grund der Cisterne. Da kam er in einen großen Raum, darin waren die Prinzessinnen, die waren an die Wand festgekettet, und in der Mitte stand der Lindwurm mit sieben Köpfen, der war gar grausig anzusehen. Der Königssohn zog sein Schwert, und fing an, mit dem Lindwurm zu kämpfen, und wenn er ermattete, so schaute er nur die jüngste Prinzessin an, so gab ihm das neue Kraft, also daß es ihm endlich gelang, dem Lindwurm die sieben Köpfe abzuschlagen. Da waren die Prinzessinnen voll Freude, und der Königssohn löste ihre Fesseln, und führte sie an den Ort hin, wo seine Brüder ihn hinaufziehen sollten. Er mochte aber läuten so viel er wollte, so war niemand da, um den Strick heraufzuziehen, denn seinen Brüdern war die Zeit lang geworden, und sie hatten ihn im Stich gelassen. „Was sollen wir nun thun?" frug der Königssohn die Pinzessinnen; die wußten aber auch keinen Rath; endlich sprach die Jüngste: „Jeden Tag kommt ein Adler und senkt sich in die Cisterne hinunter. Wenn wir ihn freundlich bitten, so trägt er uns vielleicht auf seinen Flügeln hinaus."

Also warteten sie geduldig, bis der Adler durch die Cisterne herunter geflogen kam. Da baten sie ihn, er möge sie doch auf seinem Rücken hinaustragen, und er antwortete: „Das will ich gerne thun, ihr müßt mir aber zu fressen geben, bis ich satt bin." „Das kann leicht geschehen," erwiderte der Königssohn, „hier liegt ja der ganze Lindwurm." Also zerschnitt er den Lindwurm in lauter Stücke, und gab sie dem Adler zu fressen; der fraß bis er satt war, und trug dann die älteste Prinzessin hinauf. Als er wiederkam, fraß er zuerst wieder einen Theil vom Lindwurm, und trug dann die zweite Prinzessin ans Tageslicht, dann die Dritte, und endlich auch die Vierte.

Nun war nur noch der Königssohn da. Der Adler aber hatte den ganzen Lindwurm aufgegessen und sagte: „Wenn du mir nicht etwas zu fressen gibst, so trage ich dich eben nicht hinauf.“ Der Königssohn bat den Adler und sprach: „Ach, wo soll ich denn hier in dieser Einöde etwas herholen? wenn wir oben angekommen sind, so will ich dir geben, was du willst.“ Das Thier aber ließ sich nicht erweichen, und sprach: „Schneide dir aus den Armen und Beinen das Fleisch aus, und gib es mir, so will ich mich damit zufrieden geben.“ Da dachte der Königssohn: „Ich bin so wie so todt, so will ich denn dies letzte Mittel versuchen “ Also schnitt er sich aus seinen Armen und Beinen das Fleisch aus, und hielt es dem Adler hin, der fraß es und trug ihn dann hinauf. Als ihn die Prinzessinnen so blutig wiedersahen, erschraken sie sehr, und verbanden seine Wunden und pflegten ihn, bis er wieder gesund war. Dann führte sie der Königssohn zu ihrem Vater zurück, und wählte sich die Jüngste zu seiner Gemahlin. Also feierten sie eine glänzende Hochzeit, und als der alte König starb, erhielt der Köngssohn die Krone und lebte glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

59. Von Armaiinu.

Es war einmal ein König, der hatte drei schöne Töchter. Als nun eines Tages die Prinzessinnen sich im Garten belustigten, brachen drei furchtbare Riesen in den Garten ein, und raubten die Prinzessinnen. Da ließ der König im ganzen Reich verkündigen, wer ihm die Töchter wiederbringe, solle sich eine von ihnen zur Gemahlin wählen, und nach ihm König sein. Es kamen viele und zogen aus, die Prinzessinnen zu finden, aber keiner von ihnen kehrte jemals zurück.

Nun kamen eines Tages auch drei Prinzen, die waren Brüder. Sie ließen sich vor den König führen und sprachen: „Königliche Majestät, wir sind gekommen, die Prinzessinnen zu erlösen.“ „Ach,“ antwortete der König, „es sind schon so viele ausgezogen und noch keiner

iſt wiedergekommen; hoffen wir zu dem Herrn, daß es euch beſſer glücken wird."

Da wanderten die drei Prinzen fort, immer zu, ein Jahr, einen Monat und einen Tag, bis ſie an ein ſchönes großes Schloß kamen, das mitten in einem großen Gute lag. Da verloren ſie den Muth noch weiter zu wandern, und dachten: „Hier wollen wir bleiben, bis wir etwas Genaueres erfahren, wo die Prinzeſſinnen zu finden ſind. Das Gut iſt ſchön, und Wild gibt es im Ueberfluß, daß wir uns davon ernähren können." Alſo blieben ſie da, gingen auf die Jagd, und führten in dem ſchönen Schloſſe ein herrliches Leben.

Unterdeſſen wartete der König immerfort auf ſeine Töchter und ihre Befreier, und da immer niemand kam, dachte er endlich: „Sie werden verſchollen ſein, wie die andern auch," und war ſehr traurig. Er hatte aber einen alten treuen Thürhüter, der war früher Soldat geweſen, und weil er im Kriege einen Arm und ein Bein verloren hatte, und nicht arbeiten konnte, ſo war er des Königs Thürhüter geworden, und hieß Armaiinu. Der kam zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich will ausziehen, und die drei Prinzeſſinnen und die drei Prinzen ſuchen und ſie euch wiederbringen." Der König lachte und ſprach: „O Armaiinu, wenn ſo viele ſtarke, junge Leute dabei zu Grunde gegangen ſind, wie wollteſt du es unternehmen?" Armaiinu aber ließ ſich von ſeinem Vorhaben nicht abbringen, alſo daß ihm der König endlich den erbetenen Urlaub geben mußte.

Da zog Armaiinu fort zu Fuß, und trug nur ein kleines kurzes Schwert, über das alle Leute lachten. Es war aber ein Zauberſchwert, und wer das hatte, dem konnte nichts widerſtehen. Armaiinu wanderte und wanderte, und weil er alt und lahm war, ſo brauchte er zwei Jahre, zwei Monate und zwei Tage, bis er zu dem Schloß kam, wo die drei Prinzen weilten. Endlich erreichte er es, trat herein, grüßte ſie, und ſprach: „Ich bin gekommen, nach euch zu ſehen, edle Prinzen, und euch zu helfen, die Prinzeſſinnen wieder zu erlangen." Die Prinzen lachten, aber ſie hießen ihn doch willkommen. Da ſprach Armaiinu: „Nun

wollen wir noch einige Tage hier bleiben, und jeder von uns soll der Reihe nach im Schloß bleiben und kochen, derweil die andern auf die Jagd gehen."

Die Prinzen waren es zufrieden, und am ersten Tag blieb der Aelteste da. Als er nun eben daran war, eine wilde Ente zu rupfen, trat ein gewaltiger Riese herein, der frug ihn mit drohender Stimme: „Wer hat dir erlaubt, in meinem Schlosse zu wohnen?" „Wir wohnen ja schon seit zwei Jahren hier," antwortete der Prinz, „und erst jetzt fällt es euch ein, danach zu sehen." „Antwortest du mir so?" rief der Riese, erhob seinen großen Stock, und prügelte den Prinzen durch, bis er halb todt liegen blieb. Als die andern wiederkamen, war die Ente erst halb gerupft, und der Prinz lag am Boden und stöhnte: „Ich habe auf einmal solches Leibweh bekommen," sagte er, „und konnte deßhalb meine Arbeit nicht fortsetzen."

Am zweiten Tag blieb der zweite Prinz da, es erging ihm aber nicht besser; während er eine wilde Ente rupfte, erschien der Riese und frug ihn, wer ihm erlaubt habe, im Schlosse zu wohnen, und da er dieselbe Antwort gab wie sein Bruder, so prügelte ihn der Riese durch, und ließ ihn halbtodt liegen. Als die andern kamen, fanden sie die Ente nur halb gerupft, und den Prinzen am Boden, der stöhnte: „Ach, ich habe auf einmal solches Kopfweh bekommen, daß ich in meiner Arbeit nicht fortfahren konnte." Also mußten sie wieder hungrig zu Bette gehen. Der Aelteste aber sprach leise zum Zweiten: „Du, hat dich der Riese vielleicht auch durchgeprügelt?" „Ja," antwortete der Andre, „wir wollen den Beiden dort nichts sagen. Haben wir unsre Prügel bekommen, so können sie auch welche kriegen."

Am nächsten Morgen blieb der jüngste Prinz zu Hause, es erging ihm aber nicht besser als seinen Brüdern; als die andern Abends heimkamen, war die Ente kaum zur Hälfte gerupft, und der Prinz lag am Boden und stöhnte: „Ach, es ist mir so unwohl geworden, darum konnte ich nichts machen." „Nun, das ist nett," sprach Armaiinu, „ihr seid drei kräftige junge Leute, und nun müssen wir dreimal nacheinander hungrig

zu Bette gehen, weil der eine Leibweh bekommt, und der andre Kopfweh, und es dem dritten unwohl wird. Ich sehe schon, morgen muß der arme Armaiinu zu Hause bleiben und für alle arbeiten." „Ja," dachten die drei Brüder, „bleibe du nur zu Hause, und koste die Prügel, die wir haben schmecken müssen."

Am vierten Tag also blieb Armaiinu zu Hause, und als er eben eine Ente rupfte, erschien der Riese und sprach mit drohender Stimme: „Seid ihr noch immer da? Warte nur, heute bringe ich dich um." Armaiinu aber zog sein Zauberschwert, ging auf den Riesen los und hieb ihm den Kopf ab. Dann briet er das Wild, und als die Anderen kamen, stand er ganz vergnügt unter der Thür und rief ihnen zu: „Ihr kommt zu guter Stunde, denn das Essen ist fertig." Da verwunderten sie sich sehr und frugen ihn, ob niemand gekommen wäre. „O ja," sprach Armaiinu, „es kam so ein unhöflicher Kerl, dem habe ich den Kopf abgeschnitten." Da erschraken die Prinzen und dachten: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Am andern Morgen sprach Armaiinu: „Nun wollen wir aber auch gehen, die Prinzessinnen zu erlösen; hinter dem Hause ist eine große Cisterne, da muß sich einer von uns hinunterlassen, denn da unten sind die armen Mädchen gefangen." „Gut," antwortete der älteste Prinz, „ich will es versuchen." Da nahmen sie einen großen Korb und banden ihn an einen Strick, und der Prinz stellte sich in den Korb und nahm auch ein Glöckchen mit; wenn er das läutete, sollten ihn die Anderen wieder hinaufziehen. Wer aber auf den Grund der Cisterne gelangen wollte, mußte durch einen großen Wind, durch ein großes Wasser und durch ein großes Feuer hindurch. Als nun der Prinz zum großen Wind kam, ward ihm so bange, daß er sein Glöckchen läutete und sich hinauf ziehen ließ.

Nun wollte der zweite Prinz sein Glück versuchen und hielt auch muthig aus, bis er durch den großen Wind gekommen war. Als er aber das Wasser an seinen Füßen spürte, verlor er den Muth, läutete und ließ sich hinaufziehen.

Nun war die Reihe an dem Jüngsten. Der ging muthig durch den Wind und durch das Wasser hindurch; als er aber das Feuer spürte, mochte er nicht weiter und ließ sich hinaufziehen.

„Nun muß wohl der arme Armaiinu sein Glück versuchen," sprach der Alte, stieg in den Korb und ließ sich in die Cisterne hinunter. Er ging muthig durch den Wind, das Wasser und das Feuer und kam glücklich unten an. Da stieg er aus dem Korb und wanderte ein wenig in einem dunkeln Raum, bis er eine Thüre sah, unter der schien das Licht hindurch. Als er aber aufmachte, sah er einen schönen Saal, darin saß die älteste Prinzessin vor einem wunderschönen Spiegel, und vor ihr lag der eine Riese und ruhte mit seinem Kopf in ihrem Schoß. Da zog Armaiinu sein Zauberschwert und hieb dem Riesen den Kopf ab, ohne daß er auch nur erwachte. Die Prinzessin aber wies mit der Hand auf eine Thüre, und als er diese öffnete und durchging, kam er in einen zweiten Saal, darin saß die zweite Prinzessin wie ihre Schwester vor einem wunderschönen Spiegel und vor ihr lag der zweite Riese und ruhte mit seinem Kopf auf ihrem Schoß. Armaiinu aber schlug ihm den Kopf ab und ging dann durch eine Thüre in den dritten Saal, wo die jüngste Prinzessin saß wie ihre Schwester vor einem Spiegel und des dritten Riesen Kopf in ihrem Schoß haltend. Da schlug Armaiinu auch diesem Riesen den Kopf ab und befreite so die Prinzessinnen. Nun führte er sie alle drei an den Ort, wo noch der Korb hing, setzte die älteste Prinzessin hinein und läutete das Glöckchen. Die Prinzen zogen die Prinzessin hinauf und ließen dann den Korb wieder hinunter. Da setzte Armaiinu auch die zweite Prinzessin in den Korb und zuletzt auch die Jüngste. Als aber die drei Prinzen die Töchter des Königs herausgezogen hatten, sprachen sie untereinander: „Wir wollen den alten Thürhüter unten sitzen lassen, so wird uns allein der Lohn für die Befreiung der Prinzessinnen." Da drohten sie den Mädchen, sie zu ermorden, wenn sie nicht einen heiligen Eid schwören würden Nichts zu verrathen, und eilten davon. Als sie nun an des Königs Hof kamen, sagten sie: „Königliche Majestät, nach langem Kampf und großer Mühe ist es uns gelungen,

eure Töchter zu befreien und die Riesen umzubringen." Da war der König hoch erfreut und ließ eine glänzende Hochzeit veranstalten und jeder Prinz heirathete eine Prinzessin.

Unterdessen hatte Armaiinu lange in der Cisterne gewartet und mit seinem Glöckchen geläutet, aber der Korb wurde nicht wieder heruntergelassen und er merkte endlich, daß die Prinzen ihn verrathen hatten. Da ging er zurück in die schönen Säle und sah alle die herrlichen Schätze, die dort gesammelt waren. Aber er empfand nur Zorn darüber, denn er dachte, daß alle die Schätze ihm nichts helfen könnten, so lange er in der Cisterne gefangen saß. Wie er nun vor dem Spiegel stand, vor dem die älteste Prinzessin gesessen hatte, übermannte ihn der Zorn, daß er einen großen Stein gegen den Spiegel warf und ihn in tausend Stücke zerbrach. Aus dem Spiegel aber fiel ein prachtvoller Kaisermantel und eine Kaiserkrone heraus. „Was hilft mir der schöne Mantel und die Krone, wenn ich nicht aus der Cisterne hinaus kann?" rief er, und zerriß ihn in tausend Stücke. Dann ging er in den zweiten Saal und zerbrach auch den andern Spiegel. Da fielen ein Kaisermantel und eine Kaiserkrone heraus, die waren noch viel prächtiger als die ersten. Armaiinu wollte diesen Mantel auch zerreißen, da er aber sah, wie prächtig gestickt er war, so wollte er ihn doch nicht verderben, und ging hin und zerbrach auch den dritten Spiegel. Da fiel ein kleines Pfeifchen heraus, und als er es an den Mund setzte und hinein blies, rief eine Stimme: „Befiehl." „So wünsche ich mir, ein junger schöner Mann zu sein," rief Armaiinu. Da wurde er in einen jungen wunderschönen Mann verwandelt, legte den prächtigen Kaisermantel an und setzte die Krone auf, und war nun anzuschauen wie ein mächtiger Kaiser. Da pfiff er wieder und wünschte sich aus der Cisterne hinaus und in demselben Augenblick stand er an der freien Luft. Da wünschte er sich noch ein großes Gefolge und einen sechsspännigen Wagen und fuhr dann nach den Hof des Königs.

Als aber der König hörte, der Kaiser der ganzen Welt*) zöge in

*) L' imperaturi di tutto lu munnu.

ſein Reich ein, eilte er ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Armaiinu aber hob ihn freundlich auf und ſagte, er wolle heute bei ihm zu Tiſche ſein.

Alſo wurde ein glänzendes Mahl gehalten, und nach dem Eſſen ſollte ein jeder eine Geſchichte erzählen. Da ſprach Armaiinu: „Ich will euch die Geſchichte eines armen Thürhüters erzählen, und hub an, und erzählte ſeine eigene Geſchichte. Die drei Prinzen aber, die nebſt ihren Frauen mit zu Tiſche ſaßen, erſchraken ſehr, als ſie dieſe Geſchichte hörten, und Armaiinu rief: „Ja, königliche Majeſtät, und ich bin der arme Armaiinu, und dieſe drei Prinzen ſind die Verräther, die mich im Stich gelaſſen haben, und wenn es noch eines Beweiſes bedarf, ſo ſeht doch nur, wie ſie alle drei ſo blaß und entſtellt ausſehen.“ Da ließ der König die drei Prinzen hinausführen und erhängen, und ſprach zu Armaiinu: „Wähle dir nun eine meiner Töchter aus, und wenn ich ſterbe, ſo ſollſt du König ſein.“ Armaiinu aber ſprach: „Nein, königliche Majeſtät, euren Töchtern gebührt es, drei Königsſöhne zu heirathen; ich aber wünſche mir nichts anderes, als in eurem Dienſt als euer treuer Armaiinu zu ſterben.“ Da wünſchte er ſich in ſeine frühere Geſtalt zurück und wurde wieder der lahme einarmige Armaiinu, der er früher geweſen war, und blieb des Königs Thürhüter, bis er ſtarb. Die drei Prinzeſſinnen aber heiratheten mit der Zeit drei edle Königsſöhne, und blieben glücklich und zufrieden, und wir ſind leer ausgegangen.

---

60. Vom verſchwenderiſchen Giovanninu.

Es war einmal ein reicher Jüngling, der hieß Giovanninu. Er hatte große Schätze, und viele Reichthümer. Er wollte aber nicht arbeiten und keine Geſchäfte machen, ſondern lebte nur immer herrlich und in Freuden, ging überall hin, wo eine Feſtlichkeit war, und verſpielte und vertrank ſein Geld. Sein treuer Diener Peppe ſagte oft zu ihm: „Ach, Patron, nehmt euch in Acht! Das kann ja ſo nicht fortgehen. Wenn

Sie aber ſprach: „Giovanninu hat mich erlöſt, und er ſoll nun mein Gemahl ſein.“

Als nun die acht Tage um waren, beſtieg ſie ein wunderſchönes Pferd, und nahm ein großes Gefolge mit, und ritt nach dem Palaſt. Giovanninu hatte ſich auf die Schwelle geſetzt, und wartete auf ſie. In dem Palaſte aber waren noch viele andre verzauberte Mädchen, die waren von Neid gegen die ſchöne Königstochter erfüllt, weil ſie zuerſt erlöſt worden war. Deßhalb warfen ſie einen Zauber auf den armen Giovanninu, und in dem Augenblick, wo die Königstochter in der Ferne erſchien, kam ein tiefer Schlaf über ihn, und er ſchlief ein. Da nun die Königstochter herangeritten kam, und ihn ſchlafend fand, ward ſie ſehr betrübt, und ſtieg vom Pferd und rief ihn: „Giovanninu! Giovanninu! wache auf!“ Er aber hörte nicht, denn es war eben ein Zauberſchlaf. Als ſie nun ſah, daß ſie ihn nicht wecken konnte, nahm ſie einen Zettel und ſchrieb darauf: „Nimm dich in Acht, es bleiben dir nur noch zwei Tage.“ Dieſen Zettel ſteckte ſie ihm in die Taſche und ritt fort. Als er nun aufwachte, und ſah, daß ſich die Sonne ſchon neigte, erſchrak er ſehr, und dachte: „Weh mir! Die Königstochter iſt gewiß gekommen und hat mich ſchlafend gefunden.“ Da er aber von ungefähr in die Taſche fuhr, und den Zettel fand, ward er noch viel trauriger, und jammerte: „Ach, ich Unglücklicher, wie konnte ich nur einſchlafen.“

Den nächſten Tag ſetzte er ſich wieder zu rechter Zeit auf die Schwelle und dachte: „Heute will ich gewiß wach bleiben.“ Es ging ihm aber nicht beſſer, als das erſtemal; in dem Augenblick, als die Königstochter in der Ferne erſchien, überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Da ſie ihn nun zum zweitenmal ſchlafend fand, ward ſie noch mehr betrübt, und ſtieg vom Pferde, und rief: „Giovanninu! Giovanninu! wache auf!“ Als er aber nicht aufwachte, nahm ſie einen Zettel und ſchrieb darauf: „Jetzt komme ich nur einmal noch; wehe dir, wenn du auch morgen ſchläfſt.“ Dieſen Zettel ſteckte ſie ihm in die Taſche, beſtieg ihr Pferd und ritt davon. Als aber Giovanninu aufwachte, und den Zettel fand, jammerte er laut und ſprach: „Wie iſt denn das möglich? Das

kann ja nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ich ſo jeden Mittag einſchlafe."

Am dritten Tage ſetzte er ſich nun gar nicht hin, ſondern ging immer vor dem Palaſte auf und ab. Aber es half ihm nichts. So wie die Königstochter von ferne erſchien, überfiel ihn wieder der Zauberſchlaf, alſo daß er ſich hinſetzte und feſt einſchlief. Als die Königstochter ihn nun wieder ſchlafend fand, rief ſie aus: „Er hat ſein Glück nicht gewollt, ſo ſoll er denn auch keines haben." Dann nahm ſie einen Zettel, und ſchrieb darauf: „Du haſt dein Glück nicht gewollt, ſo ſollſt du denn auch keines haben. Wenn du mich nun noch wieder erlangen willſt, ſo mußt du wandern, bis du mich gefunden haſt." Dieſen Zettel ſteckte ſie ihm in die Taſche, beſtieg ihr Pferd und ritt davon. Denkt euch den Kummer des armen Giovanninu als er aufwachte, und den Zettel fand. „Ich Unglücklicher, wo ſoll ich ſie nun finden!" jammerte er. Es blieb ihm aber nichts übrig, als ſeinen Stab von Neuem zu ergreifen und in die weite Welt zu wandern, und weil er gar nichts hatte, ſo mußte er betteln.

So wanderte er eine lange, lange Zeit, daß ihm ſeine Kleider in Lumpen vom Leibe fielen, aber die ſchöne Königstochter fand er nicht. Da er nun eines Tages ganz matt und erſchöpft am Wege lag und nicht mehr weiter konnte, flog ein Adler vorbei, der frug ihn: „Schöner Burſche, was liegſt du ſo traurig da?" „Ach," antwortete Giovanninu, „ich bin ſo matt, daß ich nicht weiter kann." „Setze dich auf meinen Rücken," ſprach der Adler, „ſo will ich dich eine gute Strecke weit tragen." Da ſetzte er ſich auf den Rücken des Adlers, und der Adler ſtieg mit ihm in die Luft, und flog wie der Wind.

Als ſie aber eine Weile geflogen waren, rief der Adler auf einmal: „Fleiſch!" „Was ſoll ich nun thun?" dachte Giovanninu. „Wenn ich ihm kein Fleiſch gebe, ſo wirft er mich herunter." Weil er nun nichts hatte, ſo ſchnitt er ſich die linke Hand ab und gab ſie dem Adler.

Wieder nach einer Weile ſchrie der Adler: „Fleiſch!" Da ſchnitt ſich Giovanninu den linken Arm ab, und gab ihn dem Adler, und weil das Thier immer mehr verlangte, ſo mußte er ſich auch den linken Fuß

und das linke Bein abſchneiden. Er aber ſenkte ſich der Adler mit ihm hinab, und ſprach: „Steige von meinem Rücken, und ſetze deinen Weg fort.“ „Wie kann ich in dieſer Zuſtande weiter wandern!“ klagte Giovanninu. Da ihn nun der Adler ſo verſtümmelt ſah, frug er: „Warum haſt du das gethan?“ „Ihr verlangtet ja immer Fleiſch, und ich hatte kein andres Fleiſch, euch zu geben.“ Da wurde der Adler gerührt, und ſprach: „Mache dir keine Sorgen, ich will dich ſchon heilen.“ Damit brach er die Glieder des armen Giovanninu wieder aus, ſetzte ſie ihm an und ſprach: „Ich weiß, daß du ausgewandert biſt, die ſchöne Königstochter zu ſuchen. So höre denn meinen Rath. Wenn du noch zwei Tagereiſen weiter wanderſt, ſo wirſt du an ein kleines Häuschen kommen, darin wohnt eine alte weiſe Frau, die wird dir helfen.“

Alſo machte ſich Giovanninu wieder auf, und wanderte zwei Tage lang, und am Abend des zweiten Tages kam er an ein Häuschen, wie der Adler geſagt hatte. Da klopfte er an, und eine ſteinalte Frau kam und frug ihn, was er wolle. „Ich bin ein armer Jüngling,“ erwiderte Giovanninu, „erweiſt mir die Barmherzigkeit und laßt mich dieſe Nacht hier ruhen.“ „Komm herein, mein Sohn,“ ſprach die Alte, machte ihm die Thüre auf, und gab ihm zu eſſen und zu trinken. Dann frug ſie ihn: „Was führt dich denn in dieſe einſame Gegend?“ Da erzählte er ihr Alles, was vorgefallen war, und ſprach: „Das und Das iſt mir begegnet, nun rathet mir, wie ich die ſchöne Königstochter wiederfinden ſoll.“ „Schlafe für jetzt,“ erwiderte die Alte, „morgen früh will ich dir ſagen, was du thun ſollſt.“ Da legte ſich Giovanninu hin und ſchlief ruhig bis zum Morgen, und als er aufwachte, gab ihm die Alte noch etwas zu eſſen, und ſprach: „Die Königstochter wohnt in der und der Stadt, wandre ſo lange bis du hinkommſt. Hier gebe ich dir auch eine Zaubergerte. Wenn du nun in der Stadt ſein wirſt, ſo laß dir den Palaſt des Königs weiſen, und in der Nacht befiehl der Gerte, ſo wird ein Palaſt entſtehen, viel ſchöner als der des Königs, und dem königlichen grade gegenüber. Was du aber um die Königstochter ausgeſtanden haſt, das laſſe du ſie nun auch entgelten.“ Damit gab ihm die Alte die

Zaubergerte, und Giovanninu bedankte ſich vielmals, und wanderte wieder weiter.

Als er nun noch einige Zeit gewandert war, kam er endlich in die Stadt, wo die Königstochter wohnte, und ließ ſich gleich vor den königlichen Palaſt führen, und merkte ſich genau wo er ſtand. In der Nacht aber ſchlich er mit ſeiner Zaubergerte hin und ſprach: „Ich befehle!“ „Was befiehlſt du?“ frug die Gerte. Da wünſchte er ſich einen Palaſt, mit Allem ausgeſtattet. Dazu Wagen und Pferde und alle Dienerſchaft; und ſogleich ſtand ein wunderſchöner Palaſt da, wie er nicht ſchöner ſein konnte. Die Diener kamen herbei, und wuſchen den Giovanninu, und legten ihm koſtbare Kleider an, und da wurde er ein ſo ſchöner Jüngling, daß ihn kein Menſch erkennen konnte.

Als nun am nächſten Morgen die Königstochter den wunderſchönen Palaſt ſah, war ſie ſehr erſtaunt und ſprach: „Sind es denn meine Augen, oder iſt wirklich über Nacht ein ſo ſchöner Palaſt entſtanden?“ Wie ſie noch ſo dachte, erſchien Giovanninu am Fenſter, ſie aber erkannte ihn nicht. Weil er jedoch ein ſo ſchöner Jüngling war, ſo entbrannte ſie in heftiger Liebe zu ihm und ſprach: „Dieſer ſoll mein Gemahl ſein und kein anderer.“ Alſo verſuchte ſie, ihn zu grüßen und mit ihm Bekanntſchaft zu ſchließen, er aber that, als ſehe er ſie nicht. Je gleichgültiger er ſich aber zeigte, deſto heftiger liebte ſie ihn. Da nähte ſie zwölf Hemden von der allerfeinſten Leinwand, und legte ſie auf einen ſilbernen Präſentirteller, und bedeckte ſie mit einem wunderſchönen geſtickten Tuch, rief ihren Diener, und ſchickte ihn damit zu Giovanninu und ließ ihm ſagen: „Die Königstochter hier gegenüber läßt euch grüßen, und läßt euch bitten, dieſe Hemden ihr zu Liebe zu verbrauchen.“*) Als nun der Diener Giovanninu dieſe Botſchaft brachte, antwortete dieſer: „Schön, ich wollte heute eben Wiſchtücher in die Küche kaufen; bringet dieſe in die Kirche. Und ſaget eurer Herrin, ich ließe ihr vielmals danken.“

Der Diener kam ganz verſtört zur Königstochter und ſprach: „Ach,

*) Mi voi struditi pi l' amuri soi.

königliche Hoheit, dieſer Herr muß viel reicher ſein als ihr. Denkt euch nur, die ſchönen Hemden hat er in die Küche bringen laſſen, um die Keſſel damit auszuwiſchen."

Da wurde die Königstochter ſehr traurig, und nahm einen goldnen Armleuchter, der war ſo ſchön, daß man nichts ſchöneres ſehen konnte. Dieſen Armleuchter ſchickte ſie dem ſchönen Giovanninu, und ließ ihm ſagen: „Die Königstochter ſchickt euch viele Grüße; ihr möchtet dieſen Leuchter ihr zu Liebe neben eurem Bette brennen laſſen." Als aber der Diener zu Giovanninu kam, und ihm die Botſchaft brachte, antwortete dieſer wieder: „Schön, der Leuchter kommt mir eben recht; ich wollte ja heute eine Küchenlampe kaufen. Bringet den Leuchter in die Küche, eurer Herrin aber ſagt, ich ließe ihr vielmals danken."

Der Diener kam zurück, und brachte ſeiner Herrin die Antwort; und die Königstochter wurde immer trauriger. Da rief ſie ihren vertrauteſten Diener, und ſchickte ihn zu Giovanninu und ließ ihm ſagen: „Die Königstochter iſt in heftiger Liebe zu euch entbrannt, und läßt euch fragen, ob ſie nicht die Ehre haben kann, euch zu ihrem Gemahl zu erwählen." Da das Giovanninu hörte, antwortete er: „Wenn die Königstochter meine Gemahlin werden will, ſo muß ſie ſich in einem Sarge, wie eine Todte, mit Prieſtern und Muſik, durch die ganze Stadt tragen laſſen, und endlich vor meinem Fenſter vorbeikommen."

Als die Königstochter das hörte, ließ ſie ſich in einen Sarg legen, und durch die ganze Stadt tragen, und die Prieſter begleiteten ſie mit brennenden Kerzen, und alles Volk lief mit. Wie ſie aber unter dem Fenſter vorbeikam, wo Giovanninu ſtand, ſpuckte dieſer vor ihr aus, und rief mit lauter Stimme: „Um eines Mannes willen erträgſt du ſolche Schmach? Nun wird dir vergolten für Alles, was ich deinetwegen habe leiden müſſen!" Da erkannte ſie ihn, und ſtürzte ſich vom Sarg herunter, lief zu ihm und fiel vor ihm nieder und ſprach: „Giovanninu, mein lieber Giovanninu, vergib mir! Ach, wie viel haſt du mich leiden laſſen!" „So viel habe ich für dich gelitten," antwortete Giovanninu, „darum wollte ich, du ſollteſt auch meinetwegen leiden."

Da umarmten sie sich, und es war große Freude im ganzen Land, und sie hielten drei Tage Festlichkeiten, und heiratheten sich. Als aber der alte König starb, ward Giovanninu König. Und so lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

61. Von einem muthigen Königssohn, der viele Abenteuer erlebte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Söhne, die sie über die Maßen lieb hatten. Eines Tages wollte der König über Land gehen, und sprach zu seinem ältesten Sohne: „Morgen will ich über Land gehen, willst du mit mir kommen?" „Ja wohl, Vater," antwortete der Sohn, und so zogen sie am nächsten Morgen aus, nahmen ein gutes Mittagsessen mit und großes Gefolge.

Als sie nun weit weg vom Hause waren, kamen sie an ein wunderschönes Hochthal, das war so schön, daß der Königssohn ganz entzückt war, und sprach: „Lieber Vater, wie schön ist es hier; bleiben wir hier, und essen wir zu Mittag." „Gehen wir noch ein wenig weiter," sprach der König, „wir kommen gleich an einen viel schönern Ort." Da gingen sie noch weiter, und kamen in eine ganz öde, fremde Gegend, und als sie da durchgegangen waren, kamen sie an ein zweites Hochthal, das strahlte ganz von lauterem Gold; der Boden, die Berge, Alles war von Gold. „O, lieber Vater, wie schön ist es hier," sprach der Königssohn, „nun müßt ihr mir aber auch die Gnade erweisen, und müßt mir hier ein kleines Haus hinbauen lassen, denn ich will nicht zur Stadt zurückkehren." „O, mein Sohn, bist du toll?" rief der König. „Wie kannst du denn hier bleiben, so fern von deiner Mutter, und von mir, und wer soll denn bei dir bleiben?" „Nein, Vater, ich verlange es als eine Gnade, und ihr müßt sie mir zugestehen." Um nun den Sohn zufrieden zu stellen, ließ der Vater sogleich Maurer und Schreiner aus der Stadt rufen, und befahl ihnen, binnen dreien Tagen ein Landhaus zu bauen.

Als es fertig war, zog der König nach Hause, und der Königssohn blieb allein in seiner neuen Wohnung. Er aß und trank voller Freude, und als es spät geworden war, legte er sich zu Bett. Um Mitternacht aber hörte er auf einmal ein furchtbares Getöse, Kettengerassel und Donnern, so daß ihm ganz bang zu Muthe wurde und er zum Hause hinauslief. Kaum hatte er das Haus verlassen, so stürzte es mit großem Gepolter zusammen. Da erschrak er noch viel mehr, und lief in die Stadt zurück, so schnell er laufen konnte.

Die Mutter hatte immerfort geweint über ihren armen verlorenen Sohn. Als er nun auf einmal wiederkam, war sie hoch erfreut. „Nun, bist du wieder da?" frug der König seinen Sohn; der antwortete: „Es war nicht möglich, auszuhalten; wenn ihr wüßtet, welch ein Lärm und Getöse auf einmal losbrach."

Der zweite Sohn aber spottete über seinen ältesten Bruder, und rief: „Seht einmal den Helden, der sich vor etwas Lärm gefürchtet hat! Lieber Vater, nun müßt ihr auch mir die Gnade erweisen, und mir ein Landhaus an denselben Ort hinbauen lassen." „Mein Sohn, was fällt dir ein! nein, du darfst nicht von mir fortziehen," jammerte die Mutter, und auch der König sagte: „Was habt ihr denn für Einfälle! bleibe doch bei uns, und schlage dir die Sache aus dem Sinn." Der Königssohn aber war eigensinnig, und bat so lange, bis der König endlich nachgab, und ihm in dasselbe Hochthal ein Landhaus bauen ließ, das war noch fester als das erste. Dann begleitete er seinen zweiten Sohn hin, nahm Abschied von ihm, und ließ ihn allein zurück. Der Königssohn aß und trank, und freute sich über sein schönes Haus, und als es Nacht wurde, legte er sich hin und schlief ein. Um Mitternacht aber erwachte er von einem furchtbaren Lärm, ebenso wie sein Bruder, und als er erschrocken zum Hause hinauslief, stürzte dasselbe hinter ihm zusammen, also daß er so schnell als möglich nach der Stadt zurückkehrte.

Der König und die Königin empfingen ihn mit großer Freude, der jüngste Bruder aber fing an zu spotten: „Nun seid ihr zu zweien! Ist es denn möglich, daß ihr nicht im Stande gewesen seid, auszuhalten?

Vater, nun müßt ihr mir die Gnade erweisen, und müßt mir auch ein Häuschen hinbauen lassen." Nun fing die Königin aber laut an zu jammern und zu klagen, denn der jüngste Sohn war ihr Liebling, und auch der König war zornig und sprach: „Ich möchte doch wissen, was ihr für ein Vergnügen an diesem Abenteuer findet! deine Brüder sind glücklich entkommen, wer weiß, wie es dir ergehen kann. Ich will und will nicht, daß du auch hinziehst!" Der Königssohn aber antwortete: „Meinen Brüdern habt ihr ihren Wunsch erfüllt, und mir wollt ihr nun nicht die Gnade erweisen?" Und ließ ihm keine Ruhe, bis der König endlich den Befehl gab, die Baumeister sollten an demselben Ort ein drittes Landhaus bauen. Als es fertig war, begleitete der König seinen dritten Sohn hin, nahm Abschied von ihm, und ließ ihn allein zurück.

Der Königssohn aß und trank, als es aber dunkel wurde, legte er sich nicht schlafen, sondern zündete ein Licht an, und stellte es auf einen Tisch; davor stellte er einen Sessel, setzte sich hinein, und zündete sich seine lange Pfeife an, und rauchte nun ganz ruhig und behaglich. Um Mitternacht ging dasselbe furchtbare Getöse wieder an, er ließ sich aber nicht stören, sondern rauchte ruhig weiter. „Bum! bum!" ging es durch das ganze Haus; die Thüren sprangen von selbst auf, und ein wilder Mann trat herein. „Was unterstehst du dich, auf meinem Grund und Boden dein Haus zu bauen?" brüllte er den Königssohn an, der aber antwortete gar nichts, sondern rauchte ruhig weiter, und was der wilde Mann auch sagen mochte, so ließ er sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Der wilde Mann fuhr in der Stube herum, schaute Alles an, und drohte dazwischen wieder dem Königssohn. Als es aber ein Uhr schlug, verschwand er, und Alles wurde ruhig. Da legte der Königssohn sich zu Bette, und schlief ruhig bis zum Morgen. Als er aber erwachte, sah er, daß das ganze Haus golden geworden war. Die Wände, der Boden, das Dach, Alles war von lauterm Golde und strahlte in der Sonne.

Unterdessen warteten der König und die Königin auf ihren Sohn, und da er nicht kam, sprachen sie: „Wir wollen uns Alle zusammen aufmachen, und sehen, was aus ihm geworden ist."

Alſo machten ſie ſich mit ihren beiden älteſten Söhnen auf den Weg, als ſie aber das goldne Haus von weitem leuchten ſahen, und den Königsſohn wohlbehalten am Fenſter ſtehen, waren ſie ſehr erfreut, und umarmten und küßten ihn. Da führte er ſie im ganzen Hauſe herum, und ſie aßen und tranken mit einander, und nach dem Eſſen ſprach der Jüngſte zu ſeinen Brüdern: „Wir wollen nun ein wenig ſpazieren gehen.“ Das waren ſie zufrieden, und ſo zogen ſie alle drei zuſammen aus. Da ſie nun ein Weilchen gegangen waren, kamen ſie an einen tiefen, tiefen Brunnen, in dem war kein Waſſer. „Das iſt doch merkwürdig,“ ſprach Einer von ihnen, „da iſt ja ein Brunnen ohne Waſſer; wir wollen hinunterſteigen, und ſehen, was es da unten gibt.“ „Ja,“ riefen die andern, „und wir wollen das Loos ziehen, um zu ſehen, wer zuerſt hinunter ſoll.“ Da zogen ſie das Loos, und da es den Aelteſten traf, ſo band er ſich einen Strick um den Leib, nahm ein Glöckchen mit, und ließ ſich hinunter. Immer tiefer und tiefer ging es, auf einmal erhob ſich ein ſolcher Lärm und Kettengeraſſel, mit Blitz und Donner, daß er erſchrak, ſein Glöckchen läutete, und ſich eiligſt hinaufziehen ließ.

Nun war die Reihe am Zweiten; es ging ihm aber nicht beſſer; als er den Lärm hörte, erſchrak er ſo ſehr, daß er das Glöckchen läutete, und ſich wieder hinaufziehen ließ.

„Ihr ſeid Helden!“ rief der Jüngſte, „ich ſehe ſchon, ich muß ſelbſt hinunter.“ Da band er ſich den Strick um den Leib, nahm das Glöckchen mit, und ſtieg hinunter. Er hörte wohl den furchtbaren Lärm, den Donner und das Kettengeraſſel, aber er kümmerte ſich nicht darum, ſondern ſetzte ſeinen Weg ruhig weiter fort. Als er nun auf dem Grunde des Brunnens ankam, band er ſich los, und ſah ſich um; da ſah er, daß er in einem herrlichen Garten war, und vor ihm ſtand ein wunderſchönes Mädchen, das ſprach leiſe zu ihm: „O, unglückſeliger Jüngling, willſt du hier dein Leben verlieren? Fliehe ſo ſchnell du kannſt.“ „Warum ſollte ich fliehen?“ frug der Königsſohn. „Ach,“ antwortete ſie, „hier wohnt ein wilder Mann, der hält mich und meine beiden älteren Schweſtern gefangen, und wenn er dich ſieht, ſo frißt er dich.“ „Sei

ohne Sorge," sprach er, „ich will dich und deine Schwestern erlösen. Sage mir nur, wenn der wilde Mann schläft, so will ich herzuschleichen und ihn tödten." Da ward das schöne Mädchen sehr froh, und zeigte dem Jüngling, wo er sich verstecken sollte, und sagte ihm, sie wäre eine Königstochter. Als aber der wilde Mann schlief, rief sie den Königssohn, der zog sein gutes Schwert, und schlich hinzu, und haute dem wilden Mann den Kopf ab. Die drei Schwestern dankten ihm, und dann gingen sie alle vier an den Grund des Brunnens, um sich wieder hinaufziehen zu lassen. Da band er zuerst die älteste Königstochter fest, und läutete mit dem Glöckchen, und als die Brüder das Zeichen hörten, zogen sie an dem Strick, und meinten, ihren Bruder herauszuziehen. Als sie aber das schöne Mädchen sahen, das ihnen sagte, wie der Königssohn sie und ihre Schwestern erlöst hatte, wurden sie sehr froh, und warfen gleich den Strick hinunter, und zogen auch die zweite Königstochter heraus. „Höre," sprach nun die jüngste Königstochter zum jüngsten Königssohn, „laß dich zuerst hinaufziehen, denn deine Brüder möchten sonst Verrath an dir üben." „Ach nein, das werden sie nicht thun," antwortete er, „wie kann ich dich auch hier unten allein lassen?" „Ach, thu es mir zu Liebe, und steige zuerst hinauf," bat sie immer wieder, er aber wollte nicht, so daß sie sich endlich an den Strick binden lassen mußte. Vorher aber gab sie ihm eine Zaubergerte und sprach: „Im schlimmsten Falle wird dir diese Gerte heraushelfen." Da nahm er die Gerte, und gab ihr einen Ring mit einem Stein: „Bewahre diesen Ring wohl," sprach er, „denn wenn der Stein anfängt zu leuchten, so ist es ein Zeichen, daß ich dir nahe bin." Als nun die Brüder die dritte Königstochter auch herausgezogen hatten, wurden sie von Neid erfüllt gegen ihren jüngsten Bruder, der so Vieles vollbracht hatte. Da drohten sie den Schwestern und sprachen: „Wenn ihr uns nicht schwöret, daß ihr unsern Eltern sagen wollet, wir hätten euch erlöst, so bringen wir euch um. Und wenn sie nach unserm jüngsten Bruder fragen, so müsset ihr sagen, ihr hättet ihn nie gesehen." Die drei Schwestern wollten nicht, und baten die bösen neidischen Brüder: „Ach, verrathet doch euren unglücklichen Bruder nicht. Seht,

wir sind drei, und ihr seid drei, weßhalb also wollet ihr ihn verlassen?" Die beiden Brüder aber antworteten: „Wenn ihr nicht schwören wollt, so tödten wir euch." Also mußten die armen Mädchen schwören, und die beiden Brüder brachten sie zu ihren Eltern. „Seht, lieber Vater und liebe Mutter, diese Mädchen haben wir aus der Gewalt eines wilden Mannes errettet," sprachen sie, und der König und die Königin waren hoch erfreut, und sagten: „So sollen auch zwei von ihnen eure Gemahlinnen werden. Wo aber ist euer jüngster Bruder?" „Der hat sich von uns getrennt," antworteten sie, „und wir haben ihn nicht wieder gesehen."

Als nun der jüngste Sohn nicht mehr nach Hause kam, fing die Königin an zu jammern und zu klagen, und es war große Trauer im ganzen Land.

Als jedoch einige Zeit vergangen war, heiratheten die beiden Brüder die beiden älteren Königstöchter; die Jüngste aber wollte sich nicht verheirathen, obgleich der König und die Königin sie immer baten, sich einen Mann auszuwählen. — Lassen wir sie nun, und sehen uns nach dem armen jüngsten Königssohne um.

Er wartete eine lange Zeit, ob der Strick nicht wieder herunterkommen würde; endlich aber mußte er sich überzeugen, daß seine Brüder ihn verrathen hatten. „Sie hatte recht, daß sie mich zuerst hinaufLassen wollte," dachte er, verlor aber den Muth nicht, sondern zog sogleich seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Einen Adler!" Sogleich senkte sich ein Adler herab, und frug nach seinem Begehr. „Nimm mich auf deinen Rücken, und trage mich an die Oberwelt." „Gut," antwortete der Adler, „aber nimm Fleisch mit." Da ging der Königssohn in den Garten, wo eine ganze Heerde Ochsen war, schlachtete einen davon, schnitt ihn in tausend Stücke, und steckte sie in seinen Sack. Dann setzte er sich dem Adler auf den Rücken, und der Adler flog mit ihm auf. Während des Fliegens aber verlangte er immer Fleisch, und der Königssohn gab ihm jedesmal ein Stück von dem Ochsen. Nun war aber der Brunnen sehr tief, und das Fleisch ging zu Ende,

noch ehe sie oben angekommen waren. Da nun der Adler wieder mit lauter Stimme nach Fleisch verlangte, dachte der Königssohn: „Wenn ich ihm nichts gebe, so läßt er mich fallen, und ich stürze mich zu Tode.“ Und da er nichts anderes hatte, so schnitt er sich die beiden Beine ab, und gab sie ihm, und als der Adler immer wieder nach Fleisch schrie, so schnitt er sich auch noch die beiden Arme ab, und gab sie ihm, und blieb ihm also nur der Rumpf übrig. Als sie nun oben ankamen, legte ihn der Adler nieder, und sprach: „Nun geh nach Haus.“ „Wie kann ich gehen, in diesem Zustand?“ antwortete der Arme. Da der Adler ihn so verstümmelt sah, frug er: „Warum hast du dich denn so zugerichtet?“ „Ihr verlangtet ja fortwährend nach Fleisch, und da der Ochse fertig war, blieb mir nichts anderes übrig, als euch mein eigenes Fleisch zu geben.“ Da ward der Adler ganz gerührt, und brach die Glieder wieder aus, und heilte ihn. Der Königssohn aber legte unscheinbare Kleider an, schwärzte sein Gesicht, und wanderte so nach der Stadt, wo der König und die Königin wohnten.

Wie er sich nun der Stadt näherte, fing der Ring der Königstochter an zu leuchten, und sie dachte: „Was ist denn das? mein Ring fängt an zu leuchten, nun kann auch mein Freund nicht fern sein.“ Und obgleich der König und die Königin immer wieder in sie drangen, sich einen Mann auszusuchen, antwortete sie doch nur: „Ich habe keine Lust mich zu verheirathen, und von allen den Freiern gefällt mir keiner.“

Als der Königssohn nun in die Stadt kam, ging er zu dem Hofschneider der Königin, und sprach zu ihm: „Ich bin hier fremd, und bin ein armer Bursche; wollt ihr mich als euren Burschen behalten, so will ich euch treu dienen.“ „Ich kann dir aber nichts geben als zu essen, und ein Zimmerchen zum Schlafen,“ antwortete der Schneider. „Das ist mir auch genug,“ sprach der Königssohn, und blieb bei dem Schneider und diente ihm. Er wollte sich aber niemals waschen und ordentlich kleiden, also daß er bald ganz schmutzig aussah.

Unterdessen wünschten der König und die Königin immer die jüngste Königstochter zu verheirathen, und führten ihr täglich neue Freier zu,

ſie aber wollte Keinen. Da ſprach eines Tages der König zu ihr: „Sieh, mein Kind, wir ſind Beide alt, und Leben und Tod ſind in Gottes Hand. Wenn uns etwas zuſtoßen ſollte, ſo würdeſt du ganz allein zurückbleiben. Darum thu es uns zu Liebe, und wähle dir einen Mann aus. Morgen werde ich verkünden laſſen, alle Königsſöhne, Fürſtenſöhne und reiche Herren ſollen ſich hier einfinden, um drei Tage lang ein großes Turnier*) zu halten. Da ſoll Jeder zu Pferd an deinem Balkon vorbeireiten, und der dir am beſten gefällt, dem wirfſt du dein Taſchentuch hinunter." Die Königstochter willigte endlich nach vielem Ueberreden ein, und der König ließ überall verkündigen, er werde ein großes Turnier halten, und alle Söhne von Königen, oder Fürſten, oder Baronen ſollten ſich einfinden, damit die Königstochter Einen davon zu ihrem Mann erwähle. Zugleich ſprach er zur Königin: „Laß ihr königliche Kleider anfertigen, denn wenn ſie einen Mann gewählt hat, ſo ſoll noch denſelben Tag die Hochzeit ſein."

Da ließ die Königin ihren Hofſchneider kommen, und befahl ihm, die Kleider für die Königstochter zu machen, „und binnen drei Tagen müſſen ſie fertig ſein," ſprach ſie, „ſonſt gilt es deinen Kopf." Der Schneider verſprach es, da er aber noch viele andre Kleider zu nähen hatte, ſo konnte er die Kleider für die Königstochter nicht machen. Der erſte und zweite Tag vergingen, der dritte brach an, und noch waren die Kleider nicht einmal angefangen. Seine Frau fing an laut zu jammern: „Ach, warum ſagteſt du es nicht, daß du die Kleider nicht machen könnteſt? nun wirſt du morgen deinen Kopf verlieren."

Als der Königsſohn das Jammern hörte, frug er, was da ſei. „Ach Peppe, lieber Peppe," klagte die Frau, „kannſt du uns nicht helfen? Morgen früh muß mein Mann dieſe Kleider fertig haben, ſonſt koſtet es ihm ſein Leben, und nun ſind ſie nicht einmal angefangen." „Was geht mich das an?" brummte Peppe, „da ſeht ihr ſelbſt zu." Weil aber die Frau nicht nachließ mit Jammern und Klagen, ſagte er endlich: „Was

*) Giustra.

ihr für einen Lärm macht! Bringet die Kleider in meine Kammer, so will ich sehen, ob ich euch helfen kann." Da brachten sie die Kleider in seine Kammer, und er legte sich schlafen. Der Schneider aber und seine Frau konnten vor Angst nicht schlafen, und liefen an seine Thür, und die Frau schaute durchs Schlüsselloch, und sprach: „Ach, er schläft, er hat sich noch nicht an die Arbeit gesetzt." Da klopften sie und riefen: „Peppe, lieber Peppe, setze dich doch an die Arbeit." „Wollt ihr mich wohl in Ruhe schlafen lassen?" brummte Peppe, und sie mußten wieder zu Bette gehen. Nach einer Stunde liefen sie wieder hin, und sahen, daß die Kleider immer noch nicht angefangen waren. „Peppe, du Unglückskind, du wirst uns noch verderben!" „Was macht ihr denn für einen schrecklichen Lärm," brummte Peppe, „nicht einmal schlafen kann ich." So trieben sie es die ganze Nacht.

Am Morgen aber, als der Schneider und seine Frau eben nicht hinter der Thüre standen, zog der Königssohn seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Ein wunderschönes königliches Kleid, wie es kein schöneres auf der Welt gibt!" Sogleich lag da ein wunderschönes Kleid, wie kein Schneider es hätte machen können, und als der Schneider und seine Frau wieder an die Thüre klopften, machte er ihnen auf, und gab ihnen das wunderschöne Kleid. Da waren sie voller Freude, und umarmten ihn, und dankten ihm, und die Frau brachte ihm eine schöne Tasse warmen Kaffee. „Jetzt bringe ich das Kleid sogleich zur Königstochter," rief der Schneider, „und du sollst es hintragen, und das Geschenk dafür in Empfang nehmen." „Laßt mich doch in Ruhe," sprach der Peppe, „was soll ich bei der Königstochter? Ich will gar kein Geld." „Komm doch mit," sagte der Schneider, „warum sollte ein andrer das Geschenk bekommen, das dir doch gebührt."

Da ließ sich Peppe bereden, nahm das Kleid und ging mit dem Schneider in den königlichen Palast.

Wie er sich aber dem Palaste näherte, leuchtete der Stein im Ringe der Königstochter immer heller, also daß sie voll Freude dachte: „Mein Freund ist mir gewiß ganz nahe; ach, wenn er nun doch erscheinen

dachten sie: „Es sieht uns hier ja doch niemand," zogen ihre Kleider von den Schultern, und Peppe machte Jedem zwei schwarze Flecken auf den Rücken und gab ihnen die Vögel. Als sie aber nach Hause kamen, rühmten sie sich, sie hätten so viele Vögel geschossen.

So verging noch einige Zeit, und der Königssohn ließ sich von Allen „der dumme Peppe" nennen, und sie spotteten immer über ihn. Endlich aber dachte er: „Nun ist's genug." Da nahm er in der Nacht seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Daß mein Häuschen zu einem wunderschönen Palast werde, mit Allem, was dazu gehört."

Als nun die Königstochter am andern Morgen erwachte, lag sie in einem schönen Bette, und ihr einfaches Zimmer war so groß und so schön geworden, und wie sie sich noch darüber wunderte, ging die Thüre auf, und der Königssohn kam herein, hatte sich gewaschen und königliche Kleider angelegt, und war noch viel schöner als früher. Da erkannte sie ihn, umarmte ihn voller Freude, und sprach: „Der Ring sagte es mir ja, daß du mein lieber Gemahl wärest; warum hast du dich denn nicht zu erkennen gegeben?" „Weil ich erst meine Brüder prüfen wollte," antwortete er.

Als nun die Königin aufwachte, und den schönen Palast sah, ward sie auch ganz verwundert, und sprach: „Was ist denn das? Dort stand ja gestern noch das kleine Häuschen, in welchem Peppe wohnt, und nun steht da ein wunderschöner Palast." Da schickte sie sogleich einen Diener hin und ließ der Königstochter sagen, die Königin wolle sie heute bei sich zum Essen sehen, und Peppe solle auch kommen. Als die Königstochter nun mit dem schönen Jüngling erschien, sprach die Königin zu ihr: „Hast du deinen Peppe schon satt, daß du mit diesem feinen Herrn kommst?" Sie aber antwortete: „Liebe Mutter, das ist ja Peppe, mein lieber Mann." Und der Königssohn sagte: „Liebe Mutter, erkennt ihr mich nicht mehr? Ich bin ja euer jüngster Sohn. Meine beiden Brüder haben mich verrathen und im Brunnen zurückgelassen; ich bin aber doch wieder an die Oberwelt gekommen, und bin verkleidet in die Stadt

gezogen. Die Königstochter aber hat mich erkannt, und zu ihrem Mann erwählt."

Als der König und die Königin das hörten, wurden ſie hoch erfreut, und umarmten ihren lieben Sohn, und der König ſprach: „Nach meinem Tode ſollſt du König ſein. Deine Brüder aber ſollen zur Strafe für ihren Verrath mein Reich verlaſſen."

Und ſo geſchah es, die beiden neidiſchen Brüder mußten das Reich verlaſſen; der König aber hielt eine große Feſtlichkeit für ſeinen jüngſten Sohn. Und ſo blieben ſie reich und getröſtet, wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

---

62. Die Geſchichte von Benſurdatu.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei wunderſchöne Töchter. Dieſe Töchter hatten ſie über die Maßen lieb, und thaten Alles, um ſie zufrieden und glücklich zu ſehen.

Eines Tages nun ſprachen die drei Königstöchter: „Lieber Vater, wir möchten ſo gerne heute aufs Land fahren, und dort zu Mittag eſſen." „Ja, liebe Kinder, thun wir das," ſprach der König, und gab ſogleich ſeine Befehle. Ein ſchönes Mittageſſen wurde bereitet, und der König, die Königin und ihre drei Töchter fuhren aufs Land. Als ſie nun gegeſſen hatten, ſprachen die drei Mädchen: „Liebe Eltern, wir wollen uns ein wenig im Garten ergehen. Wenn ihr wieder nach Hauſe fahren wollt, ſo ruft uns nur." Kaum aber waren die drei Mädchen in den Garten getreten, ſo ſenkte ſich eine große ſchwarze Wolke herab, und trug ſie fort.

Nach einer Weile wollten der König und die Königin nach Hauſe zurückkehren, und riefen deßhalb ihre Töchter, die waren aber nirgends zu finden. Sie ſuchten im ganzen Garten, im Hauſe, auf dem Felde, — vergebens, die drei Mädchen waren und blieben verſchwunden. Denkt euch den Schmerz des Königs und der Königin. Die arme Mutter jammerte den ganzen Tag, der König aber ließ verkündigen, wer ihm

ſeine Töchter wiederbringe, ſolle Eine davon zur Frau haben und nach ihm König werden.

Nun befanden ſich am Hofe zwei junge Generale, die ſprachen zu einander: „Wir wollen uns aufmachen, und die Königstöchter ſuchen, vielleicht iſt es unſer Glück.“ Alſo machten ſie ſich auf, und es hatten Jeder ein ſchönes Pferd, ein Bündel Kleider und etwas Geld. Sie mußten aber eine lange, lange Zeit reiten, alſo daß ihr Geld zu Ende ging, und ſie ihre Pferde verkaufen mußten. Nach einiger Zeit ging auch dieſes Geld zu Ende, und ſie mußten auch ihre Kleider verkaufen. Endlich blieben ihnen nur die Kleider, die ſie auf dem Leibe trugen. Da es ſie nun hungerte, traten ſie in ein Wirthshaus, und ließen ſich zu eſſen und zu trinken geben. Als ſie aber bezahlen wollten, ſprachen ſie zum Wirth: „Wir haben kein Geld, und haben nichts mehr als unſere Kleider. Nehmt dieſe als Bezahlung, und gebt uns ſtatt deſſen eine ärmliche Kleidung, ſo wollen wir bei euch bleiben und euch dienen.“ Der Wirth war es zufrieden, brachte ihnen ärmliche Kleider, und ſo blieben die beiden Generale bei ihm und dienten ihm.

Unterdeſſen warteten der König und die Königin voll Sehnſucht auf ihre lieben Kinder, die kamen aber nicht wieder, und die Generale auch nicht. Nun hatte der König einen armen Soldaten, der Benſurdatu hieß, und ihm ſchon viele Jahre treu gedient hatte. Als Benſurdatu ſah, daß der König immer ſo traurig war, ſprach er eines Tages zu ihm: „Königliche Majeſtät, ich will ausziehen, und eure Töchter ſuchen.“ „Ach, Benſurdatu, drei Töchter habe ich ſchon verloren, und zwei Generale dazu, ſoll ich dich auch noch verlieren?“ Benſurdatu aber ſprach: „Laſſet mich nur ziehen, königliche Majeſtät; ihr ſollt ſehen, daß ich euch eure Töchter zurückbringe.“

Da willigte der König ein, und Benſurdatu zog aus, und machte denſelben Weg, den die Generale vor ihm gemacht hatten. Endlich kam er an daſſelbe Wirthshaus und verlangte zu eſſen. Da kamen die beiden Generale, um ihn zu bedienen, in ärmlicher Kleidung; er erkannte ſie aber doch, und frug ganz erſtaunt, wie ſie dahin gekommen ſeien. Sie

erzählten ihm Alles, und Benſurdatu rief den Wirth herbei, und ſprach: „Gib den Beiden ihre Kleider zurück, ſo will ich dir bezahlen, was ſie ſchuldig ſind.“ Da nun der Wirth die Kleider brachte, legten die Generale dieſelben wieder an, und machten ſich dann mit Benſurdatu wieder auf den Weg, um die ſchönen Königstöchter zu ſuchen.

Sie wanderten wieder eine lange Zeit, und kamen endlich in eine öde, wilde Gegend, wo weit und breit keine menſchliche Wohnung zu ſehen war. Als es aber ſchon dunkelte, ſahen ſie von ferne ein Licht, und da ſie näher hinzu gingen, fanden ſie ein kleines Häuschen und klopften an. „Wer iſt da?“ frug eine Stimme. „Ach, erweiſet uns die Barmherzigkeit, und gebet uns ein Nachtlager,“ antwortete Benſurdatu, „wir ſind müde Wandrer und haben uns verirrt.“ In dem Häuschen aber wohnte eine ſteinalte weiſe Frau, die machte ihnen auf und ließ ſie herein. „Woher kommt ihr, und wohin geht ihr?“ frug ſie. Da antwortete Benſurdatu: „Ach, gute Alte, wir haben eine ſchwere Arbeit unternommen; wir ſind ausgezogen, die drei Töchter des Königs zu ſuchen.“ „O, ihr Unglücklichen! das werdet ihr nimmer ausführen können, denn die Königstöchter ſind von einer ſchwarzen Wolke geraubt worden, und dort, wo ſie jetzt ſind, kann ſie Niemand finden.“ Da bat Benſurdatu die Alte, und ſprach: „Wenn ihr wiſſet, wo ſie ſind, ſo ſaget es uns, denn wir wollen unſer Glück verſuchen.“ „Wenn ich es euch auch ſage,“ ſprach die Alte, „ſo könnet ihr ſie doch nicht erlöſen; denn dazu müßt ihr in einen tiefen Brunnen hinunterſteigen, und wenn ihr unten angekommen ſeid, ſo werdet ihr zwar die Königstöchter finden, aber die beiden Aelteren ſind von zwei Rieſen bewacht, und die Jüngſte iſt in der Gewalt eines Lindwurms mit ſieben Köpfen.“ Da das die Generale hörten, fürchteten ſie ſich, und wollten nicht weiter, Benſurdatu aber ſprach: „So weit ſind wir gekommen, nun müſſen wir auch die Arbeit vollenden. Saget uns, wo dieſer Brunnen iſt, ſo wollen wir morgen früh hingehen.“ Da ſagte es ihnen die Alte, und gab ihnen etwas Käſe, Wein und Brot, damit ſie ſich ſtärken ſollten, und nachdem ſie gegeſſen hatten, legten ſich Alle ſchlafen.

Am nächſten Morgen bedankten ſie ſich bei der weiſen Frau und zogen dann weiter.

So wanderten ſie, bis ſie zum Brunnen kamen, und der eine General ſprach: „Ich bin der Aelteſte, und will zuerſt hinunterſteigen.“ Er ließ ſich an einem Strick feſtbinden, nahm ein Glöckchen mit, und fing an hinunter zu ſteigen. Kaum aber war er ein wenig in die Tiefe gekommen, ſo ertönte ein ſolches Donnern und Getöſe, daß er ganz erſchreckt das Glöckchen läutete, und ſich ſo ſchnell als möglich wieder hinaufziehen ließ.

Nun kam der zweite General an die Reihe, es ging ihm aber nicht beſſer als dem erſten. Als er das Getöſe hörte, erſchrak er ſo, daß er ſein Glöckchen läutete, und ſich eilig wieder hinaufziehen ließ.

„Was ſeid ihr für tapfere Leute,“ rief Benſurdatu, „jetzt will ich es auch einmal verſuchen.“ Da ließ er ſich anbinden, und ließ ſich herzhaft in den Brunnen hinab, und als er das Donnern hörte, dachte er: „Lärme du nur, mir thuſt du damit nicht weh.“ Als er nun auf den Grund des Brunnens kam, fand er ſich in einem großen, ſchönen Saal, und in der Mitte ſaß die älteſte Königstochter, und vor ihr ſaß ein großmächtiger Rieſe, den mußte ſie lauſen, und er war dabei eingeſchlafen. Als ſie nun Benſurdatu erblickte, winkte ſie ihm, um ihn zu fragen, weßhalb er gekommen ſei. Da zog er ſein Schwert, und wollte auf den Rieſen zu; ſie machte ihm aber ſchnell ein Zeichen, ſich zu verſtecken, denn der Rieſe war aufgewacht, und brummte: „Ich rieche Menſchenfleiſch!“ „Ach, wo ſollte das Menſchenfleiſch herkommen,“ antwortete ſie, „es kommt ja kein Menſch zu uns; ſchlaft nur ruhig wieder ein.“ Als aber der Rieſe ſchlief, machte ihr Benſurdatu ein Zeichen, ſie ſolle ſich ein wenig zurückbiegen, zog ſein Schwert, und hieb mit einem Streich den Kopf des Rieſen ab, daß er in eine Ecke flog. Die Königstochter aber war hoch erfreut, und dankte ihm, und ſchenkte ihm eine goldne Krone. „Jetzt zeiget mir, wo eure Schweſter iſt,“ ſprach Benſurdatu, „ich will ſie auch erlöſen.“

Da machte die Prinzeſſin eine Thür auf, und führte ihn in einen

zweiten Saal, darin ſaß die zweite Königstochter, und der Rieſe ſaß vor ihr, den mußte ſie laufen, und er war dabei eingeſchlafen. Als ſie aber hereinkamen, machte ihnen die Königstochter ein Zeichen, ſie ſollten ſich verſtecken, denn der Rieſe war aufgewacht, und brummte: „Ich rieche Menſchenfleiſch!“ „Wo ſollte das Menſchenfleiſch herkommen!“ antwortete ſie, „es kann ja Niemand hereindringen; ſchlaft nur ruhig ein.“ Als er aber ſchlief, kam Benſurdatu hervor, und hieb ihm mit einem Streiche den Kopf ab, daß derſelbe weit weg flog. Die Königstochter dankte ihm voller Freude, und ſchenkte ihm auch eine goldne Krone. „Jetzt will ich auch noch eure jüngſte Schweſter erlöſen,“ ſprach Benſurdatu; die Königstochter aber erwiderte: „Ach, das wird dir nimmer gelingen, denn ſie iſt in der Gewalt eines Lindwurms mit ſieben Köpfen.“ „Führet mich nur hin,“ antwortete Benſurdatu, „ich will ihn ſchon bekämpfen.“

Die Königstöchter machten ihm eine Thür auf, und da er hereintrat, ſtand er in einem großen Saal; darin war die jüngſte Königstochter mit ſchweren Ketten gefeſſelt, vor ihr aber lag ein Lindwurm mit ſieben Köpfen, der war grauenhaft anzuſehen, und richtete ſich auf, um den armen Benſurdatu zu verſchlingen. Der aber verlor den Muth nicht, ſondern kämpfte mit dem Lindwurm, bis er ihm alle ſieben Köpfe abgehauen hatte. Dann löſte er die Ketten, mit denen die arme Königstochter gefeſſelt war, und ſie umarmte ihn voll Freude, und ſchenkte ihm auch eine goldne Krone. „Jetzt wollen wir auch an die Oberwelt zurückkehren,“ ſprach Benſurdatu, führte ſie zu dem Grunde des Brunnens, und band die älteſte Königstochter feſt, und als er läutete, zogen die Generale ſie glücklich hinauf. Dann warfen ſie den Strick wieder hinunter, und Benſurdatu band die zweite feſt.

Nun waren nur noch die Jüngſte und Benſurdatu übrig; da ſprach ſie: „Lieber Benſurdatu, thu mir den Gefallen, und laß dich zuerſt hinaufziehen, denn ſonſt üben die Generale einen Verrath an dir aus.“ „Nein, nein,“ antwortete Benſurdatu, „ich will dich nicht hier unten laſſen, ſei ohne Sorgen, meine Gefährten werden mich nicht verrathen.“

Da ſprach die Königstochter: „Wenn du denn nicht anders willſt, ſo will ich mich zuerſt hinaufziehen laſſen. Eines aber verſpreche ich dir: Wenn du nicht kommſt um mein Gemahl zu werden, ſo werde ich mich niemals verheirathen.“ Nun band er die Königstochter feſt, und die Generale zogen ſie hinauf.

Als ſie aber nun den Strick noch einmal hinabwerfen ſollten, wurde ihr Herz von Neid erfüllt gegen den armen Benſurdatu, alſo daß ſie ihn verriethen und verließen. Die Königstöchter aber bedrohten ſie, und zwangen ſie zu ſchwören, ſie würden ihren Eltern ſagen, die beiden Generale hätten ſie erlöſt. „Und wenn man euch nach Benſurdatu fragt, ſo ſaget, ihr hättet ihn nicht erblickt,“ ſprachen ſie. Alſo mußten die Königstöchter ſchwören, und die beiden Generale brachten ſie an den Hof; und der König und die Königin waren voll Freude, als ſie ihre lieben Kinder wiederſahen. Weil aber die Generale erzählten, ſie hätten die Königstöchter erlöſt, ſo gab ihnen der König voll Freude ſeine beiden älteſten Mädchen zu Gemahlinnen. — Laſſen wir ſie nun, und ſehen nach dem armen Benſurdatu.

Erſt wartete er eine lange Zeit, als aber der Strick nicht wieder heruntergeworfen wurde, merkte er, daß ſeine Gefährten ihn verrathen hatten, und dachte: „Ach, wehe mir! wie kann ich nun wieder hinaus.“ Da ging er durch alle Säle, und in einem derſelben ſah er einen ſchön gedeckten Tiſch, und da ihn hungerte, ſetzte er ſich hin und aß. Nun mußte er eine lange Zeit dort unten bleiben, denn er fand kein Mittel, wieder hinauszukommen.

Eines Tages aber, da er durch die Säle ging, ſah er an der Wand einen Geldbeutel hängen, und als er ihn in die Hand nahm, da war es ein Zauberbeutel, der ſprach: „Was befiehlſt du?“ Da wünſchte er ſich aus dem Brunnen heraus zu ſein, und als er oben war, wünſchte er ſich ein großes, ſchönes Schiff, bemannt und bereit zur Abfahrt. Und kaum hatte er es ſich gewünſcht, ſo lag da ein wunderſchönes Schiff, und vom Maſte wehte eine Fahne, darauf ſtand: „König von drei Kronen.“ Da ſetzte er ſich aufs Schiff, und fuhr in die Stadt, wo der König

wohnte, und als er in den Hafen kam, fing er an zu ſchießen. Als das der König hörte, und das ſchöne Schiff ſah, dachte er: „Was muß das für ein mächtiger Herrſcher ſein, der drei Kronen hat, und ich habe nur eine.“ Deßhalb fuhr er ihm entgegen, und lud ihn ein, in ſein Schloß zu kommen, und dachte: „Das wäre ein Mann für meine jüngſte Tochter; denn die jüngſte Königstochter war noch immer nicht verheirathet, und ſo viele Freier auch um ſie geworben hatten, ſie hatte Keinen angenommen.

Als nun der König mit Benſurdatu kam, erkannte ſie ihn nicht, weil er ſo prächtige königliche Kleider trug. Der König aber ſprach zu ihm: „Edler Herr, nun wollen wir eſſen und fröhlich ſein, und wenn es möglich iſt, ſo erweiſet mir die Ehre, und nehmet meine jüngſte Tochter zur Gemahlin.“ Benſurdatu war es zufrieden, und ſie ſetzten ſich Alle zum Mahle nieder, und waren fröhlich und guter Dinge; nur die jüngſte Königstochter war traurig, denn ſie dachte an Benſurdatu. Da ſprach der König zu ihr: „Liebe Tochter, dieſer edle Herrſcher will dich zu ſeiner Gemahlin erheben.“ „Ach, lieber Vater,“ antwortete ſie, „ich habe ja keine Neigung, mich zu verheirathen.“ Da wandte ſich Benſurdatu zu ihr, und ſprach: „Wie aber, edles Fräulein, wenn ich Benſurdatu wäre, würdet ihr mich da wohl heirathen?“ Und als ihn alle verwundert anſchauten, fuhr er fort: „Ja, ich bin Benſurdatu, und ſo und ſo iſt es mir ergangen.“

Als der König und die Königin das hörten, wurden ſie hoch erfreut, und der König ſprach: „Lieber Benſurdatu, du ſollſt meine jüngſte Tochter zur Gemahlin haben, und wenn ich einſt ſterbe, ſo ſollſt du die Krone erben. Ihr Verräther aber müſſet meine Staaten verlaſſen, und euch nie wieder blicken laſſen.“

Alſo mußten die beiden Generale das Reich verlaſſen; der König aber hielt drei Tage Feſtlichkeiten, und verheirathete ſeine jüngſte Tochter mit Benſurdatu. Und ſo blieben ſie zufrieden und glücklich, wir aber haben das Nachſehen.

63. Die Geſchichte von dem Seminariſten, der die Königstochter erlöſte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter, die ſie über alle Maßen liebten. Nun begab es ſich eines Tages, als die Königstochter ſieben Jahr alt war, daß ſie mit ihrer Amme und ihrer Kammerfrau auf die Terraſſe ging, weil die Sonne ſo ſchön ſchien. Als ſie oben waren, ſprach die Königstochter zur Amme: „Setze dich hin, ich will dich kämmen.“ „Ach, königliche Hoheit,“ antwortete die Amme, „das iſt ja keine Beſchäftigung für euch.“ Die Königstochter aber beſtand darauf, wie Kinder eben ſind, und um ihr den Willen zu thun, ſetzte ſich die Amme hin und ließ ſich von ihr kämmen. Mit Einemmale aber ſenkte ſich eine ſchwarze Wolke herab, hüllte die Königstochter ein und entführte ſie.

Denkt euch den Jammer der Kammerfrau und der Amme; ſie liefen hinunter und erzählten weinend der Königin Alles, und die Königin fing auch an zu jammern, und es war ein großes Trauern im ganzen Palaſt. Der König ließ überall nachforſchen; aber vergebens, ſie war nicht wiederzufinden, und viele Jahre vergingen, ohne daß man etwas von ihr hörte.

Nun wohnte in derſelben Stadt eine arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn. Sie waren aber ſo arm, daß ſie oft nichts zu eſſen hatten. Ein guter Freund hatte einmal dem Jüngling einen alten Seminariſtenanzug geſchenkt, in dem ging er hin und diente die Meſſen in den Kirchen, und erwarb ſich ſo ein Stückchen Geld, um ſich und ſeine Mutter kümmerlich zu ernähren.

Es waren ungefähr acht oder neun Jahre verfloſſen, ſeit die Königstochter geraubt worden war, als ſich eines Morgens am Ufer des Meeres ein Brunnen erhob, der ganz voll Waſſer war. Darüber verwunderten ſich die Leute ſehr, gingen zum König, und erzählten ihm: „Königliche Majeſtät, dieſen Morgen iſt auf der Marina ein Brunnen erſchienen, der war früher nicht da und iſt ganz voll Waſſer.“ Da befahl der

König, es solle neben dem Brunnen den ganzen Tag ein Soldat Schildwache stehen, und ließ im ganzen Land verkünden, wer hinuntersteigen könne, und ihm Nachricht bringen, wie es da unten aussehe, der solle nach ihm König sein.

Da versuchten es Viele, und ließen sich in den Brunnen hinab, sowie aber das Wasser ihnen über dem Kopfe zusammenschlug, mußten sie elendiglich ertrinken.

Nun dachte eines Tages der Sohn der Wittwe: „So Viele haben es versucht und es ist ihnen nicht gelungen; so will ich auch einmal mein Glück versuchen, vielleicht geht es mir besser.“ Also machte er sich auf den Weg, ohne seiner Mutter etwas zu sagen, und kam an den Brunnen, wo ein Soldat Schildwache hielt. „Heda, guter Freund! wollt ihr mir den Gefallen thun, und mich in den Brunnen hinablassen?“ „Geht nach Haus, Landsmann!“ antwortete der Soldat. „Es haben schon so Viele ihr Leben gewagt, und Keiner ist lebendig herausgekommen.“ „Vielleicht bin ich glücklicher,“ sprach der Seminarist*), „laßt mich nur hinunter.“ Da band ihn der Soldat am Strick fest, und gab ihm ein Glöckchen in die Hand, und ließ ihn hinab. Aber siehe da! als seine Füße das Wasser berührten, theilte es sich auseinander, also daß er ungefährdet hinunterkam. Ueber seinem Haupte aber schlug das Wasser wieder zusammen. Als er nun auf den Grund des Brunnens kam, schaute er sich um, und erblickte eine Thür, die war ganz von Silber. Da sprang er hinzu, schob den Riegel zurück und öffnete sie. Nun kam er in einen großen Raum, und sah gegenüber eine zweite Thür, die war von Gold, und als er den Riegel zurückschob und die Thüre aufmachte, sah er gegenüber eine dritte Thür, die war ganz diamanten. Da öffnete er auch diese und kam in einen wunderschönen Garten, in dem blühten Blumen von jeder Art, und alle Bäume die es auf Erden gibt, wuchsen darin. Nun ging er durch den Garten, und

*) L'abbatino. — Die Erzählerin nannte den Helden dieser Geschichte stets l'abbatino; stellte aber auf Befragen durchaus in Abrede, daß derselbe ein Geistlicher gewesen sei.

kam an eine prächtige Treppe, und als er auch da hinaufſtieg, kam er in einen ſchönen Saal, in dem ſtand ein Tiſch mit mancherlei guten Speiſen bedeckt. „Ei," dachte er, „hier bin ich ja herrlich daran," und aß und trank, was ſein Herz begehrte. Als er gegeſſen hatte, ward er auch müde; da ging er in einen andern Saal, in dem ſtand ein ſchöngedecktes Bett, in das legte er ſich hinein und ſchlief bald ein.

Nach einer Weile hörte er ſich beim Namen rufen: „Peppino!" „Wer ruft mich?" antwortete er. Da ſprach die Stimme: „Ich bin die Königstochter, die vor ſo viel Jahren von einer Wolke entführt wurde; mich hält ein böſer Zauberer gefangen, willſt du mich aber erlöſen, ſo iſt es dein und mein Glück." „Saget mir, was ich thun ſoll, um euch zu erlöſen," antwortete der Seminariſt. „Bleibe nur ruhig hier," ſagte ſie, „iß und trink, und ſei frohen Muthes. Wenn der Augenblick kommt, daß du mich erlöſen kannſt, ſo will ich es dir ſagen." Alſo blieb der Seminariſt in der Unterwelt, hatte ſein gutes Eſſen und Trinken, und es fehlte ihm an nichts. Auch hatte er ein ſchnelles Pferd, auf dem er in dem Garten ſpazieren ritt. In der Nacht aber kam die ſchöne Königstochter und redete mit ihm. Es mochte nun wohl ein Monat verfloſſen ſein, da ſprach die Königstochter eines Abends zu ihm: „Höre, Peppino, morgen früh mußt du wieder an den Brunnen gehen, und dich an die Oberwelt hinaufziehen laſſen. In einem Monat und einem Tag aber, genau um Mitternacht, mußt du dich wieder oben einfinden, um dich herabzulaſſen. Wenn du auch nur um eine Minute zu ſpät kommſt, ſo iſt es ſchlimm für dich und ſchlimm für mich. Damit du aber keinen Mangel leiden mögeſt, ſo nimm dieſen Ring. So oft du ihn am Finger herumdrehſt, wirſt du die Taſchen voll Geld haben. Verſäumeſt du die Stunde, ſo wird der Ring ſeine Kraft verlieren. Gib Acht, und vergiß nicht, dich pünktlich einzufinden." Der Seminariſt verſprach Alles ganz genau zu erfüllen, nahm den Ring und am Morgen ging er zum Grund des Brunnens, band ſich an den Strick feſt, der noch herunterhing, und läutete mit ſeinem Glöckchen. Oben ſtand wie gewöhnlich ein Soldat und hielt Wache neben dem Brunnen. Als der da unten das

Läuten hörte, dachte er: „Sollte Jemand da unten sein?“ und zog an dem Strick, und zog den Jüngling glücklich heraus. Der Seminarist ging sogleich nach dem Hause seiner armen, alten Mutter, die ihn für todt beweinte, klopfte an und sprach: „Liebe Mutter, machet mir auf, denn ich bin euer Sohn, und bin nun wieder da.“ „Ach,“ antwortete sie, „mein Sohn ist gewiß schon todt, denn er hat mich vor einem Monat verlassen, und ist nicht wiedergekommen.“ Er aber rief sie wieder: „Ich bin ganz gewiß euer Sohn, und komme nun mit großen Reichthümern zu euch zurück.“ Da ließ sie sich überreden, und machte die Thür auf, und als sie ihren Sohn erkannte, umarmte sie ihn voller Freude. Er aber kaufte sogleich einen schönen Palast, dem königlichen Schloß gegenüber, kaufte auch reiche Gewänder für sich und seine Mutter und brachte die alte Frau in den Palast.

Als der König hörte, daß ein vornehmer Herr das Haus gegenüber bezogen habe, schickte er ihm einen Diener und ließ ihm sagen, ob er die Ehre haben könne, ihn am Abend bei sich zu sehen. Da ging der Jüngling hin und spielte mit dem König, und wenn er verlor, so drehte er nur am Ring, und sogleich waren seine Taschen voll Geld. So trieb er es jeden Abend, bis ein Monat schon beinahe vergangen war. Als er nun merkte, daß nur noch wenige Tage blieben, drehte er so oft am Ringe, bis er Geld genug gesammelt hatte, damit seine Mutter noch zwanzig Jahr sorgenfrei leben konnte, und sorgte so auf alle Fälle für ihre Zukunft.

Endlich kam der Abend, an welchem er sich um Mitternacht am Brunnen einfinden mußte. Da nahm er Abschied von seiner Mutter, und ging zum letztenmal, um mit dem König zu spielen. In der Hitze des Spiels aber vergaß er auf die Stunde zu achten; denkt euch seinen Schrecken, als er auf einmal Mitternacht schlagen hörte. „Königliche Majestät,“ sprach er, „verzeiht, aber ich kann nicht länger bleiben, ein wichtiges Geschäft zwingt mich, sogleich wegzugehen.“ Als er aber an dem Ringe drehte, blieben seine Taschen leer. Da merkte er, daß der Ring seine Eigenschaft verloren hatte, und sprach: „Schicket morgen zu

meiner Mutter, die wird euch Alles bezahlen, ich aber muß fort." Schnell lief er zum Brunnen, und sprach zum Soldaten, der dort Wache stand: „Guter Freund, erweiset mir den Gefallen, und laßt mich in den Brunnen hinab." „Seid ihr toll," erwiderte der Soldat, „daß ihr euer Leben verlieren wollt?" Der Jüngling aber bestand darauf, und so band ihn der Soldat am Strick fest, und ließ ihn hinab. Wie er nun das Wasser mit den Füßen berührte, theilte es sich vor ihm, und schlug über ihm wieder zusammen. Als er aber unten ankam, was sah er da? Die drei Thüren waren niedergerissen, die Mauern umgefallen; als er in den Garten kam, waren alle Bäume mit den Wurzeln ausgerissen, die Blumen verwelkt; der Stall, in dem sein Pferd stand, war auch zusammengefallen, und das Pferdchen lag todt am Boden. Er eilte zur Treppe, die war aber auch zerstört, und am Fuße der Treppe lag die schöne Königstochter und war todt, und sechs todte Mädchen lagen zu ihrer Rechten, und sechs zu ihrer Linken.

Da fing der Jüngling an zu klagen und zu jammern, und verfluchte sich und sein Geschick. „Bist du wiedergekommen, du Bösewicht!" sprach auf einmal eine Stimme, und als er sich umdrehte, sah er ein ganz altes Mütterchen, das schalt ihn und sprach: „Hast du so dein Wort gehalten? Sieh, das ist nun dein Werk!" „Ach, gute Alte," antwortete er, „ihr habt Recht, und ich habe schwer gefehlt. Aber saget mir nun, wie ich meinen Fehler wieder gut machen kann, so will ich Alles thun." „Was hilft es, daß ich es dir sage," sprach die Alte, „es wird dir doch niemals gelingen." Der Jüngling aber bat sie so lange, bis sie endlich sprach: „Nun denn, so höre. Siehst du den zerstörten Stall? Da mußt du hinaufsteigen, und dieses Schwert mitnehmen. Dann mußt du mit einem Satz dem Pferd auf den Rücken springen, so wird es aufspringen und wieder lebendig werden. Ergreife schnell die Zügel und zieh dein Schwert, denn so wie das Pferd aufspringt, wird ein mächtiger Lindwurm dich anfallen, mit dem mußt du kämpfen. Fürchte dich aber nicht, denn mit diesem Zauberschwert wirst du ihn besiegen. Hast du ihn nun umgebracht, so springe diesen Weg hinauf,

so wird dir ein furchtbarer Riese zu Pferd entgegentreten und wird zu dir sagen: „„O, Kirchenfliege*), was unterstehst du dich in meinem Garten spazieren zu reiten?““ Dann mußt du antworten: „„Ich bin gekommen, dich zu bekämpfen.““ „„Was, du willst mich bekämpfen, du Kirchenfliege?““ wird er sagen, und du mußt antworten: „„Ich bin so klein und du so groß, aber im Namen Gottes will ich dich besiegen.““ Dann wird der Riese mit dir kämpfen, eine gute Weile lang. Wenn er aber sieht, daß er dir nichts anhaben kann, wird er seinen Handschuh fallen lassen und zu dir sprechen: „„Es ist mir so beschwerlich vom Pferd zu steigen; steige du herab und hole mir meinen Handschuh.““ Hüte dich zu thun, was er dir sagt, es wäre dein Verderben, sondern sage ihm, er könne ihn selbst aufheben. Da aber der Riese ohne Handschuh nicht kämpfen kann, so wird er schließlich vom Pferde steigen, um ihn zu holen. Während er sich nun bückt, mußt du hinzutreten, und ihm mit dem Zauberschwert einen Streich in den Nacken geben, daß er stirbt. Dann untersuche ihn, so wirst du in seinem Kleide einen Bund Schlüssel und einen Bund Federn finden. Damit mußt du in das Haus eilen. In einem Saal ist ein verschlossener Schrank; probire so lange, bis du den Schlüssel dazu gefunden hast, und mache den Schrank auf. Darin stehen eine Menge Fläschchen mit Salben und Elixiren, nimm dasjenige mit der Salbe, die die Todten auferweckt, und wenn du die Königstochter damit bestreichst, so wird sie erwachen. Dieß mußt du Alles ausführen, wenn du den Muth dazu hast.“

Dem Jüngling wurde wohl ein wenig bange, aber er dachte: „Ich stehe in Gottes Hand und so will ich es denn wagen.“

Also nahm er das Schwert, und stieg vorsichtig auf den zertrümmerten Stall hinauf. Als er oben war, faßte er festen Fuß, sprang herab und dem Pferde gerade auf den Rücken. Im selben Augenblick sprang das Pferd auf, und unter ihm hervor wälzte sich ein riesiger Lindwurm, und wollte den Jüngling verschlingen. Der aber hatte schon

*) Musca di chiesa.

die Zügel ergriffen, und das Zauberſchwert gezogen, und begann mit dem Lindwurm zu kämpfen. Der Lindwurm war wohl ſtark und mächtig, dem Zauberſchwert konnte er aber doch nicht widerſtehen, nach einigen Streichen hieb ihm der Jüngling den Kopf ab, und der Lindwurm fiel todt hin. Nun ſprengte der Jüngling den Weg hinan, den die Alte ihm gezeigt hatte. Er kam aber nicht weit, denn ein großmächtiger Rieſe ritt ihm entgegen, und rief mit lauter Stimme: „O, Kirchenfliege, was unterſtehſt du dich, in meinem Garten ſpazieren zu reiten.“ Der Jüngling antwortete: „Ich bin gekommen, dich zu bekämpfen.“ „Was! du willſt mich bekämpfen?“ rief der Rieſe mit höhniſchem Lachen. „Du winzige Kirchenfliege!“ „Ich bin ſo klein, und du ſo groß,“ ſprach der Jüngling, „aber im Namen Gottes will ich dich beſiegen.“ „Nun gut denn!“ ſagte der Rieſe, „ſo kämpfen wir.“ Da fingen ſie an und kämpften eine lange Zeit, aber Keiner von ihnen konnte den andern beſiegen. Der Rieſe aber, da er merkte, daß der Jüngling das Zauberſchwert hatte, erkannte er wohl, daß er ihn durch Gewalt nicht würde beſiegen können, und griff zu einer Liſt. Wie die Alte es vorhergeſagt hatte, ließ er ſeinen eiſernen Handſchuh fallen, und ſprach: „Ich bin ſo groß, daß es mir ſchwer wird, vom Pferde zu ſteigen. So ſteige nun du ab und hole mir den Handſchuh.“ „Habt ihr den Handſchuh fallen laſſen, ſo könnt ihr ihn auch ſelbſt wieder holen,“ antwortete der Jüngling. „Ach, thu mir doch den Gefallen, und ſteige vom Pferde,“ bat der Rieſe. Der Jüngling aber gedachte der Worte der Alten und antwortete: „Wenn mir mein Handſchuh gefallen wäre, ſo hätte ich ihn mir ſelbſt geholt; nun ſteiget ihr auch ſelbſt vom Pferde.“ Da mußte der Rieſe ſich bequemen und vom Pferde ſteigen, denn ohne ſeinen eiſernen Handſchuh verlor er alle Kraft. Als er ſich aber bückte, ſprang der Jüngling hinzu, und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab, daß er weit weg flog. Nun unterſuchte er ſchnell den Rieſen, und als er richtig einen Bund Schlüſſel und einen Bund Federn auf ihm fand, eilte er ins Haus, und machte den verſchloſſenen Schrank auf. In dem Schranke ſtanden eine Menge Fläſchchen mit Salben und Elixiren; da nahm er dasjenige

mit der Salbe, die die Todten auferweckt, und lief zur ſchönen, todten Königstochter. Aber als er eine Feder in die Salbe tauchte und ihr damit die Schläfen und die Naſenlöcher rieb, ſchlug ſie auf einmal die Augen auf und war nun ganz lebendig und geſund. Da beſtrich er auch ihre zwölf Mädchen mit der Salbe, und ſiehe da, ſie wurden Alle wieder lebendig. Und als er ſich umſah, hatten ſich auch die Bäume aufgerichtet, und die Blumen blühten im ganzen Garten, und Alles, was zerſtört geweſen, ſtand nun wieder ganz und herrlich da.

Da blieben ſie noch einige Tage in dem ſchönen Garten, und dann nahm die Königstochter Abſchied von ihren zwölf Mädchen, die in der Unterwelt zurückblieben. Der Jüngling und die Königstochter aber gingen zu dem Brunnen, um ſich hinaufziehen zu laſſen. „Höre, Peppino," ſprach die Königstochter, „laſſe dich zuerſt hinaufziehen, denn wenn ein fremder Soldat da oben ſteht, und ich komme zuerſt hinauf, ſo wird er dich verrathen und dich hier unten laſſen." Peppino wollte anfangs nicht, da ſie ihn aber ſo bat, ſo that er ihr den Willen, band ſich am Strick feſt, und gab das Zeichen mit dem Glöckchen. Oben ſtand ein Soldat und hielt Wache; da der das Läuten hörte, dachte er: „Sollte wohl Jemand unten im Brunnen ſein? Ich will einmal am Stricke ziehen." Da zog er am Strick, und der Jüngling kam glücklich oben an, band ſich los, und warf den Strick wieder hinunter. „Iſt denn noch Jemand unten?" frug der Soldat. „Jawohl," antwortete der Jüngling, „hilf mir nur ziehen." Als aber die wunderſchöne Königstochter ans Licht kam, dachte der Soldat bei ſich: „Wäre ſie zuerſt heraufgekommen, ſo hätte ich dich nimmer herausgezogen!"

Der Jüngling brachte die Königstochter nun nach Hauſe zu ſeiner alten Mutter, die ſich ſehr freute, als ſie ihren lieben Sohn wiederſah. „Was thun wir nun?" frug der Jüngling. „Soll ich dich gleich zu deinem Vater führen?" „Nein," antwortete ſie, „thu was ich dir ſage. Geh heute Abend zu meinem Vater, um zu ſpielen. Wenn ihr nun eine Weile geſpielt habt, ſo ſprich zu ihm: „„Königliche Majeſtät, wir ſpielen hier jeden Abend, wie wäre es, wenn Jeder zur Abwechſelung eine

Geſchichte erzählte?"" Gewiß wird dann mein Vater die Geſchichte erzählen, wie ich geraubt worden bin. Dann frage ihn: „„Königliche Majeſtät, wenn euch Einer eure Tochter wiederbrächte, welchen Lohn würdet ihr ihm geben?"" Seine Antwort aber überbringe mir."

Am Abend ging der Jüngling zu Hofe, und ſpielte mit dem König. Nach einer Weile aber ſprach er: „Königliche Majeſtät, wir ſpielen nun ſchon den ganzen Abend; wie wäre es, wenn wir zur Abwechſelung einmal eine Geſchichte erzählten?" „Ach," antwortete der König, „ihr andern könnt wohl Geſchichten erzählen; ich aber könnte euch nur ein trauriges Ereigniß aus meinem Leben erzählen." „Was iſt denn das, königliche Majeſtät? Erzählt es uns doch." Da erzählte der König, wie vor ſo vielen Jahren ſeine einzige Tochter verſchwunden ſei, und wie er ſeitdem nichts wieder von ihr gehört habe. „Aber, ſaget mir, königliche Majeſtät," ſprach darauf der Jüngling, „wenn euch nun Einer eure Tochter wiederbrächte, welchen Lohn würdet ihr ihm wohl geben?" „Ach," antwortete der König, „wenn mir Einer meine liebe Tochter wiederbrächte, ſo ſollte er ſie zur Gemahlin erhalten und ſollte nach mir König ſein." Der Jüngling ſagte nun nichts mehr, aber am andern Morgen erzählte er Alles der Königstochter; die ſprach: „Gut, heute Abend erzähle dem König, du habeſt eine Schweſter, und frage, ob du ſie wohl einmal an den Hof bringen dürfteſt."

Als nun der Jüngling am Abend wieder beim König war, ſagte er ſo im Geſpräch: „Königliche Majeſtät, ich habe zu Hauſe eine Schweſter, die wirklich ein ſchönes Mädchen iſt. Wenn ihr es erlaubt, ſo möchte ich ſie wohl einmal mitbringen." „Thu das," antwortete der König, „ich werde mich ſehr freuen, ſie zu ſehen." Der Jüngling überbrachte der Jungfrau die Antwort des Königs, und ſie ſprach: „Heute Abend werde ich dich begleiten."

Als ſie nun am Abend zu Hofe ging und in den Saal trat, war ſie ſo ſchön, daß Alle ſie verwundert betrachteten. Der König aber ließ ſie ſich gegenüber ſitzen, und während er ſpielte, ſchaute er immer zu ihr hinüber, und es war ihm, als müſſe er ſie kennen. „Seht dies ſchöne

ſchlafen an," ſprach er zu ſeinen Miniſtern, „gleicht ſie nicht meiner verlorenen Tochter?" „Ach, was denkt ihr, königliche Majeſtät," antworteten die Miniſter, „eure Tochter iſt ja ſeit ſo vielen Jahren verſchollen." Der König aber rief die Königin herbei und ſprach: „Ach, ſehet doch das Mädchen an; gleicht es nicht unſerer armen Tochter?" „Ja," ſprach die Königin, „es ſind wohl dieſelben Züge." Als aber die Königstochter ſah, daß ihre Eltern ſie ſo anſchauten, konnte ſie nicht länger an ſich halten, und rief aus: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich bin ja eure verloren gegangene Tochter!"

Denkt euch nun, wie Alles in Aufruhr kam. Die Königin wurde vor Schrecken und Freude ohnmächtig, und man mußte ihr zu Hülfe eilen, und auch der König wußte ſich nicht zu faſſen. Endlich aber ſprach er: „Wenn du unſere Tochter biſt, ſo erzähle uns, wie es dir ergangen iſt." Da antwortete ſie: „So und ſo iſt es mir ergangen, und dieſer Jüngling iſt mein Retter, der mich aus der Gewalt des böſen Zauberers befreit hat."

Als der König und die Königin das hörten, wurden ſie ſehr froh, und umarmten ihre Tochter und den Jüngling mit großer Freude, und der König ſprach: „Du haſt meine Tochter erlöſt, und ſollſt ſie nun zur Gemahlin haben, und nach mir König ſein."

Da wurde eine glänzende Hochzeit gehalten, mit vielen Feſtlichkeiten; und ſie lebten glücklich und zufrieden, wir aber ſind hier ſitzen geblieben.

---

64. Die Geſchichte von der Fata Morgana.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte drei ſchöne Söhne, von denen war der Jüngſte auch der ſchönſte und klügſte. Der König wohnte in einem herrlichen Schloß mit einem prächtigen Garten, in dem wuchſen viele Bäume mit ſeltenen Früchten und ſchönen Blumen, die gar lieblich dufteten.

Nun begab es ſich eines Morgens, daß der König in den Garten

ging, um seine Früchte zu besehen, und fand, daß an einem Baum Obst fehlte. „Das ist doch merkwürdig," dachte er, „der Garten hat ja eine hohe Mauer; wie kann denn Jemand hineindringen?" Da rief er seine Söhne zusammen, und erzählte es ihnen, und der Aelteste sprach: „Lieber Vater, bekümmert euch nicht darum; diese Nacht will ich Wache halten, und den Dieb entdecken."

Am Abend nahm der Königssohn sein Schwert, und setzte sich in den Garten. Gegen Mitternacht aber wurde er von einem tiefen Schlaf befallen, und als er aufwachte, war es heller Tag, und von einem andern Baume war wieder das Obst gestohlen. Der König und seine zwei jüngeren Söhne liefen herbei, der Aelteste aber sprach: „Was wollt ihr? Als es spät wurde, konnte ich mich des Schlafes nicht mehr erwehren, und unterdessen ist wieder Jemand gekommen, und hat noch mehr Früchte gestohlen."

„Heute Abend will ich wachen," rief der zweite Sohn, „vielleicht geht es mir besser." Es ging ihm aber nicht besser; denn gegen Mitternacht überfiel ihn ein tiefer Schlaf, und als er aufwachte, war es heller Tag, und auf einem dritten Baum war wieder das Obst gestohlen worden. „Lieber Vater," sprach der zweite Sohn zum König, „es ist nicht meine Schuld. Ich konnte mich des Schlafs nicht erwehren, und unterdessen ist der Dieb wiedergekommen, und hat noch einen Baum geplündert."

„Heute Abend ist an mir die Reihe," rief der Jüngste, „ich will doch sehen, ob ich mich des Schlafes nicht erwehren kann." Am Abend nahm er sein Schwert, und ging in den Garten; er setzte sich aber nicht, sondern ging immer auf und ab. Um Mitternacht sah er auf einmal einen Riesenarm über die Mauer hereinreichen, und Obst pflücken. Da zog er behende sein Schwert, und hieb den Arm ab. Der Riese stieß einen Schrei aus, und lief fort; der Königssohn aber kletterte schnell über die Mauer, und verfolgte die Blutspuren, denn der Riese war schon längst verschwunden. Endlich, an einem tiefen Brunnen, hörten die Blutspuren auf. „Gut," dachte der Königssohn, „morgen will ich dich schon wiederfinden," kehrte in den Garten zurück, und legte sich ruhig

ſchlafen. Am Morgen kamen der König und die beiden Brüder in den Garten, um zu ſehen, was der Jüngſte gemacht hatte. Da zeigte er ihnen den Rieſenarm, und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Nun, liebe Brüder, wollen wir uns aufmachen, und den Rieſen noch weiter verfolgen.“ Alſo nahmen ſie einen langen Strick mit, und ein Glöckchen, und machten ſich auf den Weg.

Als ſie nun zum Brunnen kamen, ſprach der älteſte Bruder: „Hu! was iſt der tief, da will ich nicht hineinſteigen!“ Der zweite ſchaute auch in den Brunnen, und ſagte daſſelbe; der jüngſte aber ſprach: „Ihr ſeid Helden! Bindet mir den Strick um den Leib, ſo will ich mich ſchon hinunter wagen.“ Da banden ſie ihn feſt, und er nahm das Glöckchen mit, und ließ ſich in den Brunnen hinab. Der Brunnen war ſehr tief; endlich aber kam er doch auf den Grund, und fand ſich in einem ſchönen Garten. Auf einmal ſtanden drei wunderſchöne Mädchen vor ihm, die frugen ihn: „Was willſt du hier thun, du ſchöner Jüngling? Flieh, ſo lange es noch Zeit iſt; wenn der böſe Zauberer dich findet, ſo wird er dich freſſen, denn weil ihm dieſe Nacht der Arm abgehauen worden iſt, ſo iſt er noch viel böſer als ſonſt.“ Bekümmert euch nicht, ſchöne Mädchen,“ antwortete der Königsſohn, „ich bin ja eben deßhalb gekommen, um den Zauberer zu ermorden.“ „Wenn du ihn ermorden willſt, ſo mußt du dich eilen,“ ſprachen die Mädchen, „denn jetzt, ſo lange er ſchläft, kannſt du ihn vielleicht bezwingen.“ Da führten ſie ihn in einen großen Saal, wo der Rieſe am Boden lag und ſchlief; der Königsſohn ſchlich ſich leiſe hinzu, und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab, daß er weit weg in die Ecke flog. Die ſchönen Mädchen aber dankten ihm voller Freude und ſprachen: „Wir ſind drei Königstöchter, und der böſe Zauberer hielt uns hier gefangen. Du aber haſt uns erlöſt, und darum ſoll Eine von uns deine Gemahlin ſein.“ Da antwortete er und ſprach: „Für jetzt wollen wir aus dieſer Unterwelt wieder in die Oberwelt zurückkehren. Dann wollen wir weiter darüber ſprechen.“ Da band er zuerſt die älteſte Schweſter am Stricke feſt, gab das Zeichen mit dem Glöckchen, und die beiden älteſten Brüder zogen ſie hinauf. Als nun der Aelteſte

das ſchöne Mädchen erblickte, rief er: „Ei, welch ein ſchönes Geſicht! Die ſoll meine Frau werden!“ Sie aber antwortete: „Zieht erſt meine Schweſter hinauf, dann wollen wir das Uebrige beſprechen.“ Als ſie nun die zweite Königstochter herauszogen, war ſie noch ſchöner als die erſte, und der älteſte Königsſohn rief wieder: „Ei, welch ein ſchönes Geſicht! Dieſes Mädchen ſoll meine Gemahlin werden!“ Nun war noch die jüngſte Königstochter unten. Als der Königsſohn ſie nun auch am Stricke feſtband, ſprach er zu ihr: „Du mußt auf mich warten ein Jahr, einen Monat und einen Tag; wenn ich bis dahin nicht wiederkomme, darfſt du dich verheirathen.“ Dann gab er das Zeichen mit dem Glöckchen, und die Brüder zogen auch die jüngſte Königstochter heraus. Als ſie aber über den Rand des Brunnens erſchien, war ſie ſchöner als die Sonne und der Mond, und der älteſte Königsſohn rief: „Ei, welch ſchönes Geſicht! Dies Mädchen ſoll meine Gemahlin ſein,“ und böſe Gedanken kamen in ſeine Seele. „Ach,“ ſagte die Königstochter, „werft doch eurem Bruder den Strick hinab; denn er wartet ja unten darauf.“ Da warfen ſie den Strick hinab; der Königsſohn aber war klug, und weil er ſeinen beiden Brüdern nicht traute, ſo nahm er einen großen, ſchweren Stein, und band ihn an den Strick. Die Königsſöhne aber meinten, ſie zögen ihren Bruder heraus, und als ſie dachten, jetzt ſei er wohl halbwegs, ſchnitten ſie den Strick ab, und der Stein fiel hinunter und zerſprang in tauſend Stücke.

Da ſah der Königsſohn, wie ſchlimm ſeine Brüder es mit ihm gemeint hatten, und mußte nun unten bleiben. „Ach,“ dachte er, „wer wird mir wohl hier heraushelfen!“ Da wanderte er durch das ganze Schloß und kam zuletzt auch an einen Stall, darin ſtand auch ein ſchönes Pferd. Wie er es nun ſo ſtreichelte, that das Pferd ſeinen Mund auf, und ſprach: „Du haſt den Rieſen ermordet, der mein Herr und Gebieter war, und nun ſollſt du mein Gebieter ſein. Wenn du aber meinen Rath folgen willſt, ſo bleibe hier bis ich es dir ſage.“ Alſo blieb der Königsſohn in der Unterwelt, und fand in dem ſchönen Palaſte Alles, was er brauchte.

Unterdeſſen waren ſeine Brüder mit den drei ſchönen Mädchen zu ihrem Vater zurückgekehrt, hatten ihm Alles erzählt und geſagt, der Strick wäre geriſſen, während ſie ihren jüngſten Bruder hätten heraufziehen wollen, und der Unglückliche wäre in den Brunnen zurückgefallen, und todt geblieben. Da fing der alte König an laut zu weinen und zu jammern, und konnte ſich gar nicht tröſten.

Als nun einige Zeit vergangen war, heirathete der älteſte Königsſohn die älteſte Königstochter, und der Zweite nahm die Mittlere zur Frau; die Jüngſte wollte ſich aber nicht verheirathen. So lebten die beiden Brüder in Frieden und Ruhe, und dachten nicht an ihren jüngſten Bruder, den ſie doch ermordet hatten. Der König aber konnte ſeinen armen Sohn nicht vergeſſen, und weinte Tag und Nacht um ihn, ſo daß er endlich über dem vielen Weinen das Geſicht verlor. Da wurden alle Aerzte des ganzen Landes berufen, aber Keiner konnte ihm helfen, und Alle ſagten: „Hier gibt es nur ein Mittel, das iſt das Waſſer der Fata Morgana. Wer damit ſeine Augen wäſcht, wird wieder ſehend. Wer aber kann das Mittel finden!“ Da ſprach der König zu ſeinen Söhnen: „Hört ihr, was die Aerzte ſagen, meine Söhne! Ziehet aus, und verſchaffet mir das Waſſer der Fata Morgana, daß ich wieder ſehend werde.“ Die beiden Brüder machten ſich alſo auf und zogen durch die ganze Welt, aber umſonſt; ſie konnten die Fata Morgana nicht finden.

Nun laſſen wir ſie, und ſehen wir, was aus dem jüngſten Bruder in der Unterwelt geworden iſt.

Der lebte alſo ruhig in ſeinem unterirdiſchen Schloß und es mangelte ihm nichts. Da ſprach eines Tages das Pferd zu ihm: „Soll ich dir etwas ſagen? Dein Vater iſt vom vielen Weinen um dich blind geworden, und die Aerzte haben ihm geſagt, ihm könne nichts helfen, als das Waſſer der Fata Morgana. Darum ſind deine Brüder ausgezogen es zu ſuchen, doch werden ſie es nicht finden, denn wie könnten ſie zur Fata Morgana gelangen! Ich aber weiß, wo die Fata Morgana wohnt, denn ſie iſt meine Schweſter. So ſetze dich nun auf meinen Rücken, dann wollen wir ausziehen und das Waſſer holen.“ Da beſtieg der

Königsſohn das Pferd und ſie zogen fort. Das Pferd aber ſprach: „Um das Waſſer zu holen, braucht es ſehr viel, denn meine Schweſter iſt ſtark und mächtig, und wir können es nur durch Liſt bekommen. Darum höre auf meine Worte und merke dir Alles genau. Zuerſt wirſt du an ein großes Thor kommen, das immer auf und zu ſchlägt, alſo daß man nicht hindurch kann. Nimm aber eine ſtarke Eiſenſtange mit, und ſtecke ſie zwiſchen die beiden Thorflügel, ſo wird ein Spalt bleiben, durch den wir uns hindurch zwängen können. Dann wirſt du eine rieſige Scheere ſehen, die immer auf und zu geht, und Alles zerſchneidet, was hindurch will. Nimm eine Rolle Papier mit, netze ſie, und ſtecke ſie zwiſchen die Scheere, ſo wird eine Oeffnung bleiben, durch die wir hindurch können. Sind wir aber der Scheere entkommen, ſo werden ſich zwei Löwen auf uns ſtürzen um uns zu verſchlingen, darum mußt du eine Ziege mitnehmen, und die eine Hälfte davon nach rechts, die andre nach links werfen, ſo werden ſie ſich damit beſchäftigen und uns ziehen laſſen. Dann kommen wir in einen ſchönen Garten, in dem iſt ein Brunnen, daraus tropft eine Flüſſigkeit, das iſt der Schweiß meiner Schweſter, den zu holen du gekommen biſt. Stelle ein Fläſchchen darunter, daß jeder Tropfen aufgefangen wird. Neben dem Brunnen ſteht ein Granatbaum, mit ſchönen Granatäpfeln; pflücke drei davon, ſie werden dir nützen."

Der Königsſohn verſprach Alles getreulich zu befolgen, und ſo ritt er auf ſeinem Pferdchen davon und kam endlich an das große Thor, das mit vielem Lärm auf und zu ſchlug, ſo daß Niemand hindurch konnte. Doch der Königsſohn ſteckte eine ſtarke Eiſenſtange zwiſchen die beiden Thorflügel, da beruhigte ſich das Thor, und es blieb eine Spalte, durch die er ſich mit ſeinem Pferde hindurch zwängen konnte. Dann kam er an eine rieſige Scheere, die ging immer auf und zu, und war ſo ſcharf und groß, daß ſie einen Menſchen mitten durchſchneiden konnte. Der Königsſohn aber ſteckte die naſſe Rolle Papier dazwiſchen, und während die Scheere ſich damit beſchäftigte, kam er glücklich hindurch. Kaum aber war er der Scheere glücklich entronnen, als zwei grimmige Löwen ſich auf ihn ſtürzten, um ihn zu verſchlingen. Da zerriß er die Ziege, und

warf die Hälfte nach rechts und die Hälfte nach links, und die Löwen stürzten sich auf das Fleisch, und ließen ihn mit seinem Pferde durch. So kam er denn endlich in den schönen Garten, in dem der Brunnen stand. Da stieg er ab, zog sein Fläschchen hervor, und stellte es unter den Brunnen, um die Tropfen des kostbaren Wassers aufzufangen. Dann pflückte er die drei Granatäpfel und verwahrte sie. Nun hätte er den Worten des Pferdes folgen sollen, und geduldig warten, bis das Fläschchen voll war. Weil aber das Wasser nur tropfenweise kam, ward ihm die Zeit zu lang, und er dachte: „Während das Fläschchen sich füllt, könnte ich wohl ein wenig das Schloß betrachten, und sehen, wie es darinnen aussieht. Da ging er die Treppe hinauf, und trat in das Schloß, und sah so viele Schätze und Kostbarkeiten, daß kein Mensch es glauben kann, und je weiter er ging, desto herrlichere Sachen fand er. Endlich kam er auch in einen prächtigen Saal, in dem lag auf einem Ruhebette die Fata Morgana, und sie war so schön, daß sie mit sieben Schleiern bedeckt war, und ihre Schönheit doch durch alle sieben Schleier hindurch leuchtete. Da beugte sich der Königssohn über sie, und nahm ihr die sieben Schleier weg, und als er sah, wie schön sie war, entbrannte er in heftiger Liebe zu ihr, neigte sich und küßte sie. Kaum hatte er ihr aber den Kuß gegeben, so ergriff ihn eine furchtbare Angst, daß er mit den Schleiern in der Hand entfloh und aus dem Schlosse lief. Am Brunnen war unterdessen das Fläschchen voll geworden, er ergriff es, warf sich aufs Pferd und sprengte davon.

Die Fata Morgana aber war von dem Kusse aufgewacht, und als sie sich entblößt sah, sprang sie auf, um den Königssohn zu verfolgen. „O, Löwen," rief sie, „warum habt ihr diesen Jüngling durchgelassen? Kommet und helfet mir, ihn zu verfolgen!" Da sprangen die Löwen auf, und setzten dem Königssohne nach. „Schau dich um," sprach das Pferd, „und sieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die schöne verfolgt uns mit zwei grimmigen Löwen!" „Sei nicht bang, und wirf einen Granatapfel hinter dich." Da warf der Königssohn einen Granatapfel hinter sich, und alsobald entstand ein breiter Strom, der

floß von lauter Blut. Die Fata Morgana und die beiden Löwen wurden dadurch aufgehalten, und als ſie endlich hinüber kamen, hatte der Königsſohn einen tüchtigen Vorſprung. Die Fata Morgana war aber doch noch ſchneller, und holte ihn bald wieder ein. „Schau dich um," ſprach das Pferdchen, „und ſieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die Fata Morgana iſt dicht hinter uns." „Sei nicht bang, und wirf den zweiten Granatapfel hinter dich." Da warf der Königsſohn den zweiten Granatapfel hinter ſich, und alſobald entſtand ein Berg von lauter Dornen. Als nun die Fata Morgana und die Löwen über den Berg hinüber wollten, zerſtachen ſie ſich jämmerlich an den Dornen. Mit vieler Mühe kamen ſie aber endlich doch hinüber, und verfolgten den Flüchtling. „Schau dich um," ſprach das Pferd, „und ſieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die Fata Morgana iſt dicht hinter uns." „Sei nicht bang, und wirf auch den letzten Granatapfel hinter dich." Da warf der Königsſohn auch noch den letzten Granatapfel hinter ſich, und alſobald entſtand ein Feuerberg, und als die Löwen hinüber wollten, fielen ſie in die Flammen und verbrannten. Die Fata Morgana aber gab die Verfolgung auf und kehrte in ihr Schloß zurück.

Nachdem der Königsſohn nun noch ein Weilchen geritten war, ſprach das Pferdchen zu ihm: „Sieh; dort kommen deine Brüder, die ſuchen noch nach dem Waſſer der Fata Morgana. Erzähle ihnen, daß du es haſt, und wenn ſie dich darum bitten, ſo überlaſſe ihnen das Fläſchchen." Da that der Königsſohn, wie das Pferd ihn geheißen hatte, ging auf ſeine Brüder zu, und ſprach: „Willkommen, liebe Brüder, wo zieht ihr hin?" „Wir ſind ausgezogen, für unſern blinden Vater das Waſſer der Fata Morgana zu ſuchen, damit er wieder ſehend werde." „Ach, liebe Brüder," ſprach der Königsſohn, „das werdet ihr nimmer erlangen! Ich habe ſoeben mit Lebensgefahr ein Fläſchchen voll geholt, und weiß, wie ſchwer es iſt, hinzukommen." Als die beiden Brüder das hörten, drohten ſie, ihn zu ermorden, wenn er ihnen das Fläſchchen nicht überließe. Da gab er ihnen das Waſſer, und ſie brachten es ihrem alten Vater, und als er ſich die Augen damit gewaſchen hatte, wurde er wieder

sehend. Da freute er sich über die Maßen, und gab jedem seiner Söhne die Hälfte von seinem Reiche.

Unterdessen hatte das Pferd den jüngsten Königssohn in die Unterwelt zurückgetragen, und da blieb er noch lange Zeit. Eines Tages sprach das Pferd zu ihm: „Deine Brüder sind bei deinem Vater angekommen, und haben ihn von seiner Blindheit geheilt. Nun ist es auch Zeit, daß du an die Oberwelt zurückkehrst.“ Da legte der Königssohn königliche Kleider an und wünschte sich ein königliches Gefolge; dann bestieg er das Pferd und ritt, bis er in das Reich seines Vaters kam. Als er sich nun der Stadt näherte, war er so prächtig anzuschauen, daß man seinen Brüdern die Kunde brachte, ein mächtiger König komme mit großem Gefolge. Da gingen seine Brüder ihm entgegen, und als das Pferdchen sie kommen sah, sprach es: „Dort kommen deine Brüder; wenn sie dich gefangen nehmen wollen, so wehre dich nicht.“ Als nun die Königssöhne ihren jüngsten Bruder erkannten, sprachen sie untereinander: „Ist das unser jüngster Bruder, der mit einem so großen Gefolge kommt? Wehe uns, jetzt wird er unserm Vater Alles erzählen, was wir ihm gethan haben. Darum wollen wir ihn lieber gleich gefangen nehmen, und unserm Vater sagen, ein fremder König habe uns den Krieg erklärt, und wir hätten ihn besiegt.“ Und so thaten sie denn auch und stürzten sich auf ihren Bruder. Der ließ sich willig gefangen nehmen und sprach: „Erlaubet mir nur die Gnade, daß ich mein Pferdchen ins Gefängniß mitnehmen darf.“ Da erlaubten sie es, und der Königssohn wurde mit seinem Pferdchen ins Gefängniß geführt; sein Gefolge aber verschwand, denn es war ja nur durch Zauberkunst*) entstanden.

Als nun der Königssohn mit seinem Pferdchen im Gefängniß war, sprach das Pferd: „Nun merke wohl auf meine Rede und thu, was ich dir sage. Nimm diesen schweren Stock, und prügle mich damit so lange, bis ich todt hinfalle. Dann nimm ein Messer und schneide mir den Leib auf, so wird es dein und mein Glück sein.“ „Ach, liebes Pferdchen, ich

*) Fatasciume.

habe nicht das Herz dazu! du haſt mir ſo viel Gutes gethan, wie kann ich dir nun auf dieſe Weiſe lohnen? Nein, nein, das thu ich nicht." „Du mußt es aber doch thun," ſagte das Pferd, „denn nur ſo kannſt du mich erlöſen." Da nahm der Königsſohn einen ſchweren Prügel, und ſchlug das Pferd, und bei jedem Schlage rief er: „Ach! liebes Pferdchen! verzeih, daß ich dir weh thu! ich befolge ja nur dein Gebot." Das Pferd aber ſprach: „Mache dich ſtark, und ſchlage nur zu; ſonſt kann ich nicht ſterben, und dann iſt es mein und dein Unglück." Da ſchlug der Königsſohn immer ſtärker zu, bis das Pferd todt umfiel. Dann nahm er ein Meſſer und ſchnitt ihm den Leib ganz vorſichtig auf. Auf einmal ſprang ein ſchöner Jüngling heraus, der ſprach: „Ich bin der Bruder der Fata Morgana, und war in den Leib des Pferdes verzaubert, du aber haſt mich erlöſt, und nun will ich dir auch helfen." Da wünſchte er ſich und den Königsſohn aus dem Gefängniß heraus, und alſobald ſprangen die Thüren auf, und die Beiden gingen hinaus vor die Stadt. Als ſie aber vor dem Thore waren, wünſchten ſie ſich königliche Kleider und ein mächtiges Heer, und alsbald ſtand hinter ihnen ein Heer, wie es nicht einmal der König hatte; das fing an zu ſchießen, daß die ganze Stadt davor erſchrak. Der Königsſohn aber ſchickte zu ſeinen Brüdern, und ließ ihnen ſagen: „Ich bin euer jüngſter Bruder, und bin mit einem großen Heere gekommen euch zu beſtrafen für alles das, was ihr mir gethan habt." Als ſeine Brüder das hörten, erſchraken ſie ſehr, und ihr Herz wurde ſo dünn wie ein Haar.*) Da ſprachen ſie: „Wir wollen unſerm jüngſten Bruder entgegen gehen, und uns ihm zu Füßen werfen, damit er uns verzeihe." Da gingen ſie hinaus, fielen auf die Knie und baten ihn um Verzeihung; er aber ſprach: „Was ihr mir Böſes gethan habt, will ich euch verzeihen; aber Könige könnt ihr nicht mehr ſein, ſondern das Reich meines Vaters muß mir allein gehören. Nun führet mich aber auch zu meinem lieben Vater."

Da führten ſie ihn zum alten König, und der Königsſohn erzählte

*) U soi cori si fici quantu un filu di capiddu.

Alles, wie es ihm ergangen war; und der alte König freute sich sehr, als er seinen lieben Sohn wiedersah, und umarmte und küßte ihn.

Während sie nun so voller Freude bei einander waren, ging auf einmal die Thür auf, und eine wunderschöne große Frau in prächtigen Gewändern und mit einem großen Gefolge trat herein, und das war die Fata Morgana, die sprach: „Ich bin die Fata Morgana. Dieser Jüngling aber hat mir meine Schleier geraubt, und hat mich geküßt, als ich schlief. Darum muß er mein Gemahl werden, und ich will ihn zu einem mächtigen König machen. Die jüngste Königstochter aber, die noch ledig ist, soll meinem Bruder angehören."

Und so geschah es; sie hielten drei Tage lang Festlichkeiten, und der Königssohn heirathete die schöne Fata Morgana, und zog mit ihr in ihr Land. Das Reich seines Vaters aber schenkte er seinem Schwager, der die jüngste Königstochter heirathete. Und so blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

65. Vom Conte Piro.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen einzigen Sohn. Dieser Sohn aber war dumm und unwissend. Als nun der Vater zum Sterben kam, sprach er zum Jüngling: „Mein Sohn, ich muß nun sterben, und habe Nichts dir zu hinterlassen als dieses Häuschen und den Birnbaum, der daneben steht." Der Vater starb, und der Sohn blieb allein im Häuschen zurück. Weil er sich aber sein Brot nicht selbst verdienen konnte, so ließ der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit den Birnbaum das ganze Jahr hindurch Früchte tragen, und davon nährte sich der Bursche.

Nun begab es sich eines Tages, als er eben vor seiner Hausthür saß, daß ein Fuchs vorbeikam. Es war zwar mitten im Winter, der Birnbaum war aber dennoch mit den schönsten, größten Früchten bedeckt. „O!" sprach der Fuchs, „frische Birnen in dieser Jahreszeit! Gib mir

ein Körbchen voll davon, so soll es dein Glück sein." „Ach, Füchslein, wenn ich dir ein Körbchen voll gebe, was soll ich dann essen?" sprach der Bursche. „Sei still, und thu was ich dir sage," antwortete der Fuchs, „du wirst sehen, es ist dein Glück." Da gab der Bursche dem Füchslein einen Korb der schönsten Birnen, und der Fuchs ging damit zum König. „Königliche Majestät, mein Gebieter schickt euch dieses Körbchen mit Birnen, und bittet euch, sie in Gnaden anzunehmen," sprach er zum König. „Birnen! in dieser Jahreszeit!" rief der König, „das ist mir noch nicht vorgekommen. Wer ist denn dein Gebieter?" „Der Conte Piro!" *) antwortete der Fuchs. „Wie kommt er denn dazu, in dieser Jahreszeit Birnen zu haben?" frug der König. „O, der hat alles, was er will," antwortete der Fuchs, „der ist viel reicher als ihr selbst, königliche Majestät." „Was könnte ich ihm denn für seine Birnen schenken?" frug der König. „Nichts, königliche Majestät," sprach der schlaue Fuchs, „denkt nur, jedes Gegengeschenk würde ihn beleidigen." „Nun denn, sage dem Grafen, ich ließe ihm danken für seine wunderschönen Birnen."

Als nun der Fuchs wieder zum Burschen kam, rief dieser: „Aber, Füchslein, du hast mir ja nichts mitgebracht für meine Birnen, und ich bin so hungrig!" „Sei still," antwortete der Fuchs, „und laß mich machen; ich sage dir, es wird dein Glück sein."

Nach einigen Tagen sprach der Fuchs: „Du mußt mir jetzt wieder einen Korb voll Birnen geben." „Ach, Füchslein, was soll ich denn essen, wenn du mir meine Birnen fortträgst?" „Sei still und laß mich machen," sagte der Fuchs, und ließ sich einen großen Korb voll der schönsten Birnen geben. Damit ging er zum König, und sprach: „Königliche Majestät, da ihr den ersten Korb so gnädig angenommen habt, so erlaubt sich mein Gebieter, der Conte Piro, euch wieder ein Körbchen voll anzubieten." „Nein, wie ist denn das nur möglich!" rief der König, „frische Birnen zu dieser Jahreszeit!" „Ach, das ist ja gar nichts," sprach der Fuchs, „die beachtet der Graf kaum, so viele andre Reichthümer hat er.

*) Graf Birnbaum.

Er läßt euch aber bitten, ihm eure Tochter zur Gemahlin zu gewähren.“ „Wenn der Graf so reich ist,“ antwortete der König, „so kann ich diese Ehre ja gar nicht annehmen, denn er ist viel reicher als ich.“ „O, königliche Majestät, laßt das,“ sprach der Fuchs. „Mein Herr wünscht eben eure Tochter zu seiner Gemahlin, etwas mehr oder weniger Mitgift ist ihm bei seinem Reichthum ganz gleichgültig.“ „Ist er denn wirklich so reich?“ frug der König. „O, königliche Majestät, wenn ich es euch sage! der ist viel reicher als ihr!“ „Nun denn, so bitte ihn einmal herzukommen, und hier zu essen.“

Da ging der Fuchs zum Burschen und sprach: „Ich habe dem König gesagt, du seiest der Conte Piro und begehrtest seine Tochter zur Gemahlin.“ „O, Füchslein, was hast du gethan!“ schrie der arme Bursche. „Wenn der König mich nun sieht, so reißt er mir den Kopf ab.“ „Laß mich doch machen, und sei still,“ sprach der Fuchs; und ging in die Stadt zu einem Schneider, und sprach: „Mein Gebieter, der Conte Piro, wünscht den schönsten Anzug zu haben, den ihr fertig habt; das Geld bringe ich euch dann ein anderesmal.“ Da gab ihm der Schneider einen prächtigen Anzug, und der Fuchs ging zu einem Pferdehändler, und verschaffte sich auf dieselbe Weise das schönste Pferd, das zu finden war. Dann mußte der Bursche die feine Kleidung anlegen, das Pferd besteigen, und auf das Schloß reiten; und der Fuchs lief vor ihm her. „Ach, Füchslein, was soll ich denn dem König sagen?“ rief der Bursche. „Ich kann ja nicht sprechen, wie es sich einem so vornehmen Herrn gegenüber geziemt.“ „Laß mich nur sprechen und verhalte dich ruhig,“ sprach der Fuchs, „und wenn du nur „„Guten Tag““ sagst, und „„Königliche Majestät““, das Uebrige will ich schon sagen.“

Als sie nun auf das Schloß kamen, eilte der König dem Conte Piro entgegen, und begrüßte ihn mit allen Ehren, und führte ihn an den Tisch, wo auch die schöne Königstochter saß. Er war aber wie stumm, und sagte fast gar nichts. „Füchslein, der Conte Piro spricht ja gar nicht,“ sagte der König leise zum Fuchs. Der aber antwortete: „Er hat eben so viel zu denken bei all seinen Reichthümern und

Schätzen." Als sie gegessen hatten, nahm der Conte Piro „Abschied und ritt wieder nach Hause.

Am andern Morgen aber sprach der Fuchs: „Gib mir noch einen Korb voll Birnen, daß ich sie zum König hintrage." „Mache was du willst, Füchslein," antwortete der Bursche, „aber du wirst sehen, daß es mir das Leben kostet." „Sei doch still," rief der Fuchs, „wenn ich dir sage, es wird dein Glück sein." Also pflückte er die Birnen, und der Fuchs brachte sie zum König, und sprach: „Mein Gebieter, der Conte Piro, schickt euch dieses Körbchen voll Birnen, und möchte gern eine Antwort auf seine Anfrage haben." „Sage dem Grafen, die Hochzeit könne stattfinden, sobald es ihm beliebt," antwortete der König, und der Fuchs brachte dem Conto Piro ganz vergnügt diesen Bescheid. „Aber, Füchslein, wo soll ich denn meine Braut hinbringen?" frug der Bursche. „ich kann sie doch nicht in dieses alte schlechte Häuschen führen?" „Laß mich nur machen. Was geht dich das an? Habe ich bisher nicht alles gut gemacht?" sagte der Fuchs. Also wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und der Conte Piro heirathete die schöne Königstochter.

Nach einigen Tagen sprach der Fuchs: „Mein Gebieter wünscht nun seine junge Frau in sein Schloß zu führen." „Gut, und ich werde sie begleiten," antwortete der König. Da bestiegen sie alle ihre Pferde, und der König nahm ein großes Gefolge von Reitern zu Pferde mit, und so ritten sie in die Piana*) hinein. Der schlaue Fuchs aber lief vor ihnen her. Als er nun an einer großen Schafherde, von vielen tausend Schafen, vorbeikam, frug er die Hirten: „Wem gehört diese Schafheerde?" „Dem Menschenfresser," antworteten sie. „Still doch, still," flüsterte der Fuchs, „seht ihr alle die bewaffneten Reiter die mir folgen? Wenn ihr sagt, die Schafe gehören dem Menschenfresser, so ermorden sie euch. Sagt lieber, sie gehören dem Conte Piro." Als der König herangeritten kam, frug er: „Wem gehört denn diese wunderschöne Schafheerde?" „Dem Conte Piro," riefen die Hirten. „Nein,

*) Die Ebene von Catania.

ihn: „Liebes Füchslein, verſtopfe die Oeffnung mit Reiſern, daß ſie uns nicht ſehen.“ Das war gerade, was der Fuchs wollte, und er füllte die ganze Oeffnung mit Reiſern aus. Dann ſtellte er ſich vor der Hausthür auf, und als der König herangeritten kam, ſprach er: „Königliche Majeſtät, geruhet hier abzuſteigen; hier iſt der Palaſt des Conte Piro.“ Da ſtiegen ſie ab und gingen die Treppe hinauf, und fanden da eine Pracht und einen Reichthum, daß der König ganz verwundert war, und dachte: „So ſchön iſt ja ſelbſt mein Schloß nicht. — Warum ſind denn gar keine Diener da?“ frug er den Fuchs. Der antwortete: „Mein Gebieter wollte nichts einrichten, ohne die Wünſche ſeiner ſchönen Gemahlin zu kennen; die kann nun ſchalten und walten, wie es ihr beliebt.“ Als ſie alles betrachtet hatten, kehrte der König auf ſein Schloß zurück, und der Conte Piro mit der Königstochter blieben in dem ſchönen Palaſt. In der Nacht aber ſchlich der Fuchs zum Ofen, zündete die Reiſer an, und machte ein großes Feuer, daß der Menſchenfreſſer und ſeine Frau verbrannten. Am andern Morgen ſprach der Fuchs zum Conte Piro und zu ſeiner Gemahlin: „Ihr ſeid nun glücklich und reich, nun müſſet ihr mir aber Eines verſprechen; wenn ich ſterbe, ſo müſſet ihr mich in einen ſchönen Sarg legen, und mit allen Ehren begraben.“ „Ach, Füchslein, ſprich nicht vom Sterben,“ ſagte die Königstochter, denn ſie hatte den Fuchs lieb gewonnen.

Nach einiger Zeit wollte der Fuchs den Conte Piro auf die Probe ſtellen, und ſtellte ſich todt. Als die Königstochter ihn ſo erblickte, rief ſie: „Ach, das Füchslein iſt todt, das arme liebe Thierchen! Jetzt müſſen wir ſchnell einen recht ſchönen Sarg machen laſſen.“ „Einen Sarg für das Thier?“ rief der Conte Piro, „nehmet ihn an den Beinen und werft ihn zum Fenſter hinaus.“ Da ſprang aber der Fuchs auf und ſchrie: O, du undankbarer, ſchmutziger Bettler, du Hungerleider, haſt du denn vergeſſen, wie dein Glück mein Werk iſt? wie ich dir zu allem verholfen habe? du ſchlechter, undankbarer Menſch!“ „Ach, Füchslein, beruhige dich nur,“ bat der Conte Piro, „es war nicht ſo ſchlimm gemeint; ich habe geſprochen, ohne zu denken, was ich ſagte.“ Da ließ

ſuchte ſich jedes Thier nach ſeinem Behagen einen Platz aus. Der Marder ſetzte ſich in einen Schrank, die Katze auf den Herd in die warme Aſche, und der Hahn und die Henne flogen auf den Thürbalken hinauf.

Als nun die alte Hexe nach Hauſe kam, wollte ſie aus dem Schrank ein Licht holen, da fuhr ihr der Marder mit ſeinem Schwanz ins Geſicht. Da wollte ſie das Licht anzünden, und ging an den Herd. Weil ſie aber die leuchtenden Augen der Katze für glühende Kohlen anſah, ſo wollte ſie ihr Schwefelhölzchen daran anzünden, und fuhr der Katze in die Augen. Die Katze aber fuhr ihr ins Geſicht und zerkratzte ſie jämmerlich. Als der Hahn all den Lärm hörte, fing er laut an zu krähen. Da merkte die Hexe, daß es keine Geiſter ſeien, ſondern unſchuldige Hausthiere, nahm einen Stock und jagte ſie alle vier zum Hauſe hinaus.

Die Katze und der Marder hatten nun keine Luſt mehr, weiter zu wandern, der Hahn und die Henne aber ſetzten ihren Weg fort.

Da ſie nun nach Rom kamen, gingen ſie in eine offene Kirche hinein, und der Hahn ſprach zum Sakriſtan: „Laſſet alle Glocken läuten, denn ich will jetzt Pabſt werden.“ „Gut,“ antwortete der Sakriſtan, „das kann geſchehen; kommt nur hier herein.“ Da führte er den Hahn und die Henne in die Sakriſtei, machte die Thüre zu und fing ſie Beide. Als er ſie aber gefangen hatte, drehte er ihnen den Hals um und ſteckte ſie in den Kochtopf. Dann lud er ſeine Freunde ein, und ſie verzehrten voll Freuden den Herrn Hahn und die Frau Henne.

---

67. Von Paperarello.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn. Die Königin war aber eine böſe Frau und konnte ihren Sohn gar nicht leiden. Als nun der Knabe zwölf Jahr alt war, ſtarb der König, und ſein Sohn wurde König. Darüber erzürnte die böſe Königin, denn ſie hätte gern ſelbſt geherrſcht, und trachtete dem jungen König nach dem Leben.

Eines Tages nun wollte er auf die Jagd reiten. Da ſprach ſie zu ihm: „Mein Sohn, ich will dich auf die Jagd begleiten.“ „Ach, Mutter,“ antwortete der junge König, „das geht ja nicht, ihr könnt nicht mit mir auf die Jagd gehen.“ Sie aber beſtand darauf, und begleitete ihn. Während dem Jagen wurden die Beiden von ihrem Gefolge getrennt. Auf einmal überfiel ſie ein Menſchenfreſſer *), und führte ſie Beide in ſein Haus. Nun war die falſche Königin eine ſehr ſchöne Frau, und da ſie den Menſchenfreſſer um ihr Leben bat, ward er von ihrer Schönheit ſo gerührt, daß er ſie nicht tödtete. Sie mußte aber bei ihm bleiben, und durfte nicht in ihr Reich zurück. Den jungen König ſchlug der Menſchenfreſſer todt, band ihn auf ein Pferd, und ließ es in den Wald hineinlaufen.

Dieſes Pferd aber war ein Zauberpferd, und eilte ſchnell vor ein Schloß, in dem ſieben Feen wohnten, und klopfte an. Als nun die Feen das Klopfen hörten, ſprach die Aelteſte zu einer von den andern: „Geh hin, und ſchau zum Fenſter hinaus, um zu ſehen, wer es iſt.“ „Ach, meine Schweſtern,“ rief die Fee, „wenn ihr wüßtet! Da unten ſteht ein Pferd, und auf ſeinem Rücken iſt ein todter Knabe feſtgebunden. Der iſt ſo ſchön, daß man nichts ſchöneres ſehen kann.“ Da machten die Feen das Thor auf, ließen das Pferd herein, und banden den jungen König los, und weil er ſo ſchön war, ſo ſprachen ſie: „Wir wollen ihn wieder lebendig machen, und ihn bei uns behalten als unſern lieben Bruder.“ Da machten ſie ihn mit ihren Zauberkünſten wieder lebendig, und er blieb bei ihnen viele Jahre lang, und ſie waren miteinander wie Brüder und Schweſtern.

Als der junge König nun erwachſen war, ſprach die älteſte Fee zu ihren Schweſtern: „Ich will ihn nun heirathen, und er ſoll mein Mann ſein und euer Bruder.“ Alſo heirathete der junge König die Fee und ſie lebten vergnügt auf ihrem ſchönen Schloß. Der junge König aber hatte keine Ruhe mehr und wollte gern die Welt ſehen.

---

*) Dravu. Drakos im Neu-Griechiſchen.

Alſo ſprach er eines Morgens zu den Feen: „Liebe Frau und liebe Schweſtern, ich muß ausziehen, die Welt zu ſehen, und wenn ich genug geſehen habe, ſo komme ich wieder.“ Die Feen wollten ihn nicht gern ziehen laſſen, aber er beſtand darauf, und ſo mußten ſie ihm endlich ſeinen Willen laſſen. Da ſprach die älteſte Fee zu ihm: „Willſt du uns denn verlaſſen, ſo nimm wenigſtens dieſe Flechte mit und verwahre ſie wohl: ſie wird dir nützen.“ Damit ſchnitt ſie eine von ihren ſchönen Flechten ab und gab ſie ihm.

Der junge König beſtieg ſein Pferd und ritt davon, den ganzen Tag. Als es nun Abend ward, fand er ſich in einer öden Gegend, da war weit und breit kein Haus und kein Menſch zu ſehen. „Was fange ich nun an?“ dachte er. „Wenn ich mich im Freien lagere, ſo kommen die wilden Thiere und freſſen mich.“ Da gedachte er an die Flechte, holte ſie heraus und ſprach: „So wünſche ich mir ein Schloß, mit Dienern, und mit allem, was ich zum Abendeſſen und für ein Nachtlager brauche, und mit einem Stall und Futter für mein Pferd.“ Alsbald ſtand da ein feſtes Schloß wie er es ſich gewünſcht hatte, und er ging hinein, und die Diener brachten ihm zu eſſen und verſorgten ſein Pferd; dann legte er ſich ſchlafen und ſchlief ruhig die ganze Nacht. Am andern Morgen wünſchte er das Schloß wieder weg und ritt weiter.

So kam er denn durch viele Länder, und wenn er ſich Abends in einer unbewohnten Gegend befand, ſo wünſchte er ſich ein Schloß und brachte darin die Nacht zu.

Endlich kam er auch in eine Stadt, wo ein großer König herrſchte. Da ließ er ſein Pferd vor der Stadt, hüllte ſich in ärmliche Kleidung, und kam vor das königliche Schloß. Als ihn die Königin da ſtehen ſah, ſchickte die Königin einen Diener hinunter, um zu fragen, wer er ſei. „Ich bin ein armer Burſche,“ antwortete der junge König, „und bin hier fremd. Wenn ein Dienſt im Schloſſe frei wäre, ſo möchte ich ihn wohl annehmen.“ „Wozu könnten wir dich denn brauchen?“ ſprach die Königin. „Ein Sekretär iſt da, einen Thürhüter haben wir auch, kurz, alle Diener, die wir brauchen, ſind da. Es fehlt uns nur ein Gänſejunge. Willſt

ist noch im Ofen, die braucht ihr nur hervor zu holen." Da blieben die Diener mit offenem Munde stehen, und der König sprach: „Bravo, Paperarello, du sollst nun auch meine Tochter zur Frau haben." Bei sich aber dachte er: „Dieser Bursche muß irgend eine Zaubergabe haben."

Als nun die Königstochter hörte, daß sie den ekligen Paperarello heirathen sollte, fing sie an bitterlich zu weinen und wollte ihn nicht. Es half ihr jedoch zu nichts, denn es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und Paperarello heirathete die schöne Königstochter.

Er ließ sich aber nicht dazu bewegen, sich zu waschen, oder seine schmutzigen Lumpen abzulegen, und als er zu seiner Braut in die Kammer gehen sollte, sprach er: „Ich will bei meinen Gänsen liegen, in einem solchen Bette kann ich nicht schlafen." Also ging er in den Stall und schlief bei seinen Gänsen und wollte nicht in das Schloß kommen. Die Söhne des Königs aber sprachen: „Vater, schlagt diesen ekligen Paperarello doch todt." „Nein," sprach der König, „denn er hat gewiß eine Zaubergabe, und da muß ich zuerst herausbringen, worin sie besteht."

Nun begab es sich, daß ein Krieg ausbrach, und der König und seine Söhne mußten in den Krieg ziehen. Da zogen alle Diener des Königs mit und trugen schöne Rüstungen und Waffen. Paperarello aber sprach: „Ich will auch mit in den Krieg ziehen." Also ging er in den Stall, und wählte dort ein altes, lahmes Pferd, schnallte ein altes Säbelchen um, und huckte so hinter den andern Dienern her. Als sie nun ein Weilchen geritten waren, sprach er: „Mein Pferd kann nicht mehr weiter, geht ihr nur in den Krieg, ich will derweil hier Püppchen aus Lehm machen und damit Krieg spielen." Da lachten sie ihn aus, und ließen ihn mitten auf der Straße liegen und ritten davon. Kaum waren sie fort, so zog Paperarello seine Flechte heraus, wünschte sich die schönste Rüstung, das schärfste Schwert und das muthigste Pferd, und ritt nun den Andern nach. Die Schlacht hatte schon angefangen, und der feindliche König war nahe daran zu siegen; da stürzte sich Paperarello in die Schlacht, und im Augenblick wandte sich der Sieg auf die Seite des Königs. Es erkannte ihn aber Niemand. Als er nun nach der

Schlacht fortſprengen wollte, ließ ihn der König bitten, doch zu warten, und ließ ihm für ſeine Hülfe danken, und er ſolle nur ſagen, was er zum Danke begehre, der König werde ihm alles geben. Er antwortete: „Saget dem König, ich wolle nichts als ſeinen kleinen Finger.“ Da mußte ſich der König den kleinen Finger abſchneiden, und Paperarello ſteckte ihn ein, und ritt an den Ort zurück, wo die Andern ihn am Morgen verlaſſen hatten. Als ſie nun vorbeikamen, ſaß der ſchmutzige Paperarello da, und machte noch immer Püppchen aus Lehm. „Habt ihr gewonnen?“ frug er den König. „Ich habe auch meine Schlacht gewonnen.“ Damit zog er ſein Säbelchen, und ſchlug den Püppchen die Köpfe ab.

Am andern Morgen zog der König wieder mit allen Dienern in die Schlacht, und Paperarello zog auf ſeinem lahmen Pferde mit. Als er nun an dieſelbe Stelle kam, blieb er wieder liegen und machte Lehmpüppchen; die Andern lachten ihn aus und zogen weiter. Er aber wünſchte ſich eine noch ſchönere Rüſtung, ein noch ſchärferes Schwert und ein noch muthigeres Pferd und ritt den Andern nach. Der feindliche König war wieder nahe daran zu ſiegen, und der König ſprach zu ſeinen Dienern: „Ach, ſeht euch doch um, ob der unbekannte Ritter von geſtern wiederkommt.“ „Wir ſehen einen Ritter kommen, er ſieht aber noch tapfrer aus als der von geſtern,“ antworteten die Diener. Der Ritter ſtürzte ſich in die Schlacht, und im Augenblick ſiegte der König. Da ſchickte er zum Ritter, und ließ ihm für ſeine Hülfe danken, und ließ ihm ſagen, er werde ihm zum Danke geben, was er wolle. Der Ritter aber verlangte das Ohr des Königs, und der König konnte nichts anderes thun, als es ſich abſchneiden, und ihm geben. Da ſteckte Paperarello das Ohr ein, und ritt davon. Als die Andern heim kamen, ſaß er wieder bei ſeinen Püppchen, und hieb ihnen mit ſeinem Säbelchen die Köpfe ab.

Am dritten Tage ging es ebenſo. Paperarello blieb wieder zurück, wünſchte ſich eine Rüſtung, ein Schwert und ein Pferd, die waren noch beſſer und ſchöner als die früheren, und ritt in die Schlacht. Die Diener

ſchauten voll Angſt nach ihm aus, weil ſie in großer Gefahr waren, und als er kam, meldeten ſie dem König, es ſei wieder ein unbekannter Ritter erſchienen, der ſei noch ſchöner und tapferer als die beiden Erſten. Der fremde Ritter aber beſiegte wieder den feindlichen König. Nach der Schlacht ließ der König ihm danken und ihm ſagen, er ſolle beſtimmen, was er zum Danke begehre, der König werde ihm nichts verweigern. „Ich will nichts, denn nur die Naſe des Königs“ ſprach er. Da mußte der König ſich auch die Naſe abſchneiden, und Paperarello ſteckte ſie ein. Als nun der König nach Hauſe ritt, ſaß Paperarello wieder bei ſeinen Lehmpüppchen, und ſprach: „Nein, was kommt ihr mir ſo hübſch vor, ohne Naſe.“ „Laß mich in Ruhe,“ antwortete der König. Paperarello aber ritt immer neben ihm her, und ſprach: „Nein, was ſeid ihr ſo hübſch ohne Naſe; ich bin freilich nur ein ſchmutziger Gänſejunge, aber ich habe doch meine Naſe, und meine beiden Ohren und alle meine Finger.“

Als nun der König zu Tiſche ſaß, zog Paperarello die Naſe, das Ohr und den Finger hervor, und ſprach: „Ich bin der unbekannte Ritter, der euch dreimal geholfen hat, denn ich bin eines Königs Sohn, und kein ſchmutziger Gänſejunge, wie ihr meintet.“ Da ging er in ein andres Zimmer, wuſch ſich, und legte königliche Kleider an, und als er wiederkam, war er ſo ſchön, daß die Königstochter ſich von Herzen freute, daß er ihr Gemahl war. Der junge König aber ſprach: „Für eure Tochter danke ich, denn ich habe ſchon eine liebe Frau zu Hauſe, und will nun zu ihr zurückkehren. Ehe ich aber gehe, wünſche ich euch noch eure Naſe, euer Ohr und euren Finger wieder an.“ Da wurde der König wieder geſund, und der junge König nahm von Allen Abſchied, beſtieg ſein Pferd, und ritt zu den ſieben Feen zurück. Als ſie ihn nun kommen ſahen, freuten ſie ſich ſehr, und er lebte glücklich und vergnügt mit ſeiner Frau. Da blieben ſie reich und getröſtet, und wir ſind hier ſitzen geblieben.

und es wird mir gewiß gelingen." Also meldete er sich beim König, und unternahm es, die Königstochter zu finden; es ging ihm aber nicht besser als seinem Bruder. Er mochte suchen, so viel er wollte, er vermochte die schöne Königstochter nicht zu finden, und am achten Tage wurde ihm der Kopf abgeschlagen.

Nun war nur noch der Jüngste zu Hause. Als er sah, daß seine Brüder nicht wieder kamen, ließ auch er sich von seinem Vater ein Schiff ausrüsten, und eine große Summe Geldes geben und zog aus, seine Brüder zu suchen. Die Winde aber trieben ihn an dasselbe Ufer, wo die Schiffe seiner beiden Brüder lagen. Da landete er, und als er in die Stadt kam, sah er den Zettel des Königs und las ihn. „So?" dachte er, „wer im Stande ist, des Königs Tochter zu finden, soll sie zu seiner Gemahlin haben? Das haben gewiß meine beiden Brüder unternommen, und den Kopf dabei verloren; jetzt will ich mein Glück versuchen." Während er nun so in Gedanken auf das Schloß zuging, bettelte ihn eine arme Frau an: „Schöner Jüngling, gebet einer armen Alten ein Almosen." „Laß mich in Ruhe, Alte," antwortete er. „Ach, lasset mich nicht unbefriedigt von euch gehen," bat die Alte. „Ihr seid ein so schöner Jüngling, ihr werdet gewiß einer armen Alten ein Almosen nicht versagen." „Ich sage dir, Alte, laß mich in Ruhe." „Ihr habt wohl einen Kummer?" frug die Alte. „Saget ihn mir, so will ich euch helfen." Da erzählte er ihr, wie er gedenke, die schöne Königstochter zu finden. „Da kann ich euch helfen," sprach die Alte, „wenn ihr recht viel Geld habt." „O, das habe ich, und zur Genüge," sagte der Jüngling. „So lasset euch von einem Goldschmied einen goldnen Löwen machen," sprach die Alte, „mit krystallenen Augen, und der ein hübsches Stückchen spiele, und dann will ich euch weiter helfen." Also ließ er sich einen goldnen Löwen machen, mit krystallenen Augen, der spielte in einem fort ein lustiges Stücklein. Als nun die Alte kam, ließ sie den Jüngling sich im Löwen verstecken, und brachte ihn zum König. Dem König aber gefiel der Löwe so gut, daß er die Alte frug, ob sie ihn nicht verkaufen wolle. „Der Löwe gehört nicht mir," antwortete sie, „und mein Herr will ihn

„am achten Tage will ich um meine Hüften ein weiß beim König, und daran mußt du mich erkennen.“ nicht beſſer

Am andern Morgen kam der König und nahm den goldnen Löwen wieder fort, und übergab ihn der Alten, die ſchon da war, um ihn abzuholen. Da trug die Alte den Löwen aus dem Schloß, und ließ den Jüngling heraus; der ging alsbald und meldete ſich beim König, er wolle die ſchöne Königstochter finden. „Gut,“ antwortete der König, „wenn du ſie aber nicht findeſt, ſo koſtet es dich deinen Kopf.“ Da blieb der Jüngling im Schloß, aß und trank und that auch hin und wieder, als ob er ſuche. Am achten Tage aber trat er in die Kammer des Königs, und befahl den Dienern: „Reißet an dieſer Stelle das Pflaſter auf!“ Der König erſchrak und ſprach: „Was willſt du das Pflaſter aufreißen laſſen, ſie wird doch nicht darunter ſtecken.“ Er ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern befahl noch einmal, man ſolle das Pflaſter aufreißen. Dann ſtieg er die Treppe hinunter, und als er an die Thüre kam, rief er: „Wo iſt der Schlüſſel zu dieſer Thür?“ Da mußte der König die Thüre aufſchließen, und dann auch alle die andern Thüren, und als ſie in den Saal traten, ſtanden da die zwölf Mädchen in einer Reihe, und ſahen ſich ſo ähnlich, daß man ſie nicht zu unterſcheiden vermochte. Die Königstochter aber ſchlang ſchnell ein weißes Tuch um ihre Hüften. Da ſprang der Jüngling auf ſie zu und rief: „Dieſe da iſt die Königstochter, die ich zu meiner lieben Gemahlin begehre.“ Weil er es nun richtig errathen hatte, ſo konnte der König nicht mehr nein ſagen, und veranſtaltete eine glänzende Hochzeit.

Nach der Hochzeit ſchiffte ſich der Jüngling mit ſeiner ſchönen Gemahlin ein, und der König überhäufte ſie mit Schätzen, und ſo fuhren ſie nach Hauſe zu dem alten Kaufmann. Der Alten aber machten ſie ein ſchönes Geſchenk. Da blieben ſie Mann und Frau, wir aber ſitzen hier und ſchauen einander an.

69. Vom Löwen, Pferd und Fuchs.

Der Löwe war einmal in einen Engpaß*) gerathen, und konnte nicht wieder heraus. Da kam eben ein Pferd vorbei, und der Löwe rief ihm zu: „Hilf mir aus diesem Engpaß heraus.“ „Das will ich schon thun,“ antwortete das Pferd, „versprich mir aber, daß du mich nicht fressen willst.“ Der Löwe versprach es, und das Pferd arbeitete so lange mit seinen Hufen, bis es den Löwen frei gemacht hatte. Als der sich aber frei sah, sprach er: „Jetzt fresse ich dich.“ „Wie waren die Bedingungen?“ sagte das Pferd, „hatten wir nicht ausgemacht, ihr wolltet mich nicht fressen?“ „Das ist jetzt einerlei,“ rief der Löwe, „wenn du aber willst, so gehen wir vor einen Schiedsrichter.“ „Gut,“ erwiderte das Pferd, „wen wählen wir aber dazu?“ „Den Fuchs,“ sprach der Löwe.

Das Pferd war es zufrieden, und sie gingen zum Fuchs, und der Löwe legte ihm die Frage vor. „Ja,“ antwortete der Fuchs, „es kommt mir vor, als wenn ihr recht haben müßtet, Herr Löwe; ich kann aber kein Urtheil fällen, wenn ich nicht vorher gesehen habe, wie ihr Beide standet.“

Also gingen sie alle drei zum Engpaß, und das Pferd stellte sich auf denselben Platz, wo es vorher gestanden hatte. Den Löwen aber hieß der Fuchs sich wieder in den Engpaß drücken. „Standet ihr gerade so?“ frug er. „Dieses Bein war noch ein wenig mehr gedrückt,“ antwortete der Löwe. „Nun, so preßt euch nur noch ein wenig; ihr müßt euch genau so hinstellen, wie ihr in dem Augenblicke waret, als ihr das Pferd um Hülfe batet.“ Der Löwe drückte sich noch ein wenig, und der Fuchs frug wieder: „Standet ihr gerade so?“ „Dieses Vorderbein war noch ein wenig weiter drin.“ „Nun, so preßt euch noch ein wenig weiter hinein.“ Endlich hatte sich der Löwe so fest hineingepreßt, daß er nicht wieder heraus konnte. „So,“ sagte der Fuchs, „jetzt seid ihr gerade

*) Strittu.

ſo weit, wie vorher; nun kann das Pferd zuſehen, ob es euch noch einmal helfen will." Das Pferd aber wollte nicht, ſondern warf ſo lange Steine herunter, bis es den Löwen erſchlug.

„Ja, ja, der Fuchs iſt ſchlau!"

70. Von dem liſtigen Schuſter.

Es war einmal ein Schuſter, der war ſehr arm, und konnte keine Arbeit finden, alſo daß er mit ſeiner Frau faſt Hungers ſtarb. Da ſprach er eines Tages: „Liebe Frau, ich finde hier keine Arbeit, ich will mich auf den Weg machen, und in die Ebene von Mascalucia gehen; vielleicht finde ich dort mein Glück." Alſo machte er ſich auf und wanderte nach Mascalucia. Kaum hatte er angefangen zu rufen: „Wer wünſcht einen Schuſter," ſo öffnete ſich auch ſchon ein Fenſter, und eine Frau rief ihn, er ſolle ihr ein Paar Schuhe flicken. Als er fertig war, frug ſie: „Wie viel bin ich euch ſchuldig?" „Einen Tari." „Hier habt ihr achtzehn Grani, und der Herr begleite euch." Der Schuſter fing wieder an zu rufen, und bald öffnete ſich wieder ein Fenſter und er bekam neue Arbeit. „Wie viel ſind wir euch ſchuldig?" „Drei Carlini." „Hier ſind fünfundzwanzig Grani und der Herr begleite euch." „Nun," dachte Meiſter Giuſeppe, „hier geht es ja ganz ordentlich. Nun will ich aber noch nicht zu meiner Frau zurückkehren, ſondern erſt ein hübſches Sümmchen verdienen, und dann zu Eſel heimreiten." Alſo blieb er viele Tage da, hatte immer Arbeit vollauf, und hatte endlich vier Unzen verdient. Da ging er auf den Jahrmarkt, kaufte ſich um zwei Unzen einen guten Eſel, und machte ſich auf, nach Catania zurück. Als er nun durch den Wald kam, ſah er von Weitem vier Räuber auf ſich zu kommen. „Ach, nun bin ich verloren," dachte er, „die werden mir gewiß alles nehmen, was ich mir mit ſo vieler Mühe verdient habe." Er war aber ſchlau, und verlor den Muth nicht; nahm die fünf Thaler, die ihm geblieben waren, und ſteckte ſie dem Eſel unter den Schwanz. Die Räuber fielen ihn an, und forder-

zeigen; erst wenn jeder sein Theil vorzeigen kann." Der Räuber nahm den Esel mit, aber es ging ihm nicht besser als dem Hauptmann, und um es kurz zu sagen, jeder der vier Räuber machte die gleiche Erfahrung. Als nun die vierte Nacht verflossen war, und die Räuber zusammenkamen, beschlossen sie, den Schuster, der sie gefoppt hatte, in seinem Hause anzufallen und zu erwürgen. Da machten sie sich auf den Weg, und kamen bald an das Haus des armen Meister Giuseppe. Der aber sah sie schon von Weitem kommen, und dachte sich gleich etwas Neues aus. Er rief seine Frau, nahm einen Darm, füllte ihn mit Blut, und band ihn ihr um den Hals. Dann sprach er: „Wenn die Räuber kommen, so werde ich ihnen sagen, ich wolle ihnen das Geld für den Esel wiedergeben, und werde dich dann rufen, du solleſt es schnell holen. Zögere ein wenig, mir zu gehorchen, und wenn ich dann mit meinem Messer in den Darm hineinsteche, so falle wie todt auf den Boden. Wenn du mich aber Guitarre spielen hörst, so erhebe dich und fange an zu tanzen."

Nicht lange, so kamen die Räuber herein, und überhäuften den Schuster mit Vorwürfen, weil er sie angeführt habe. „Habt ihr kein Geld bekommen?" frug er ganz erstaunt. „Das arme Thier hat wahrscheinlich durch den Wechsel der Wohnung seine Tugend verloren. Seid aber nur ruhig, darum wollen wir uns nicht zanken. Ich will euch sogleich die funfzig Unzen wiedergeben. Aite*) laufe schnell in die Kammer, und bringe diesen Herren die funfzig Unzen." „Gleich," antwortete sie, „ich muß nur eben noch die Fische fertig backen, ich kann jetzt nicht gehen." „Willst du nicht augenblicklich gehen, wenn ich es dir sage?" rief der Schuster, und stellte sich, als ob er im höchsten Zorn wäre. „Hier hast du was!" Damit zog er sein Messer und stach sie in den Hals, daß sie wie todt hinfiel, und das Blut aus dem Darm herausströmte. „Ach, Meister Giuseppe, was habt ihr gemacht!" riefen die Räuber; „die Arme hatte euch ja nichts gethan." „O, das hat gar nichts zu sagen," erwiederte der Schuster, holte seine Guitarre hervor und fing

*) Agatha.

so sage ihnen, ich wäre in den Weinberg gegangen. Da... nahm Hunde mich zu rufen, und jage ihn zum Haus hinaus." Dann g... Meister Giuseppe durch eine Hinterthür ins Freie und versteckte sich in der Nähe. Nicht lange, so kamen die Räuber und frugen nach ihm. „Ach, meine Herren, er ist so eben in den Weinberg gegangen," antwortete die Frau, „ich will ihn aber sogleich rufen lassen. „Geh schnell in den Weinberg, und rufe deinen Herrn, und sage ihm, es wären vier Herren da, die ihn sprechen wollten." Damit machte sie dem Hund die Thüre auf, und jagte ihn hinaus. „Ihr werdet doch nicht den Hund zu eurem Manne schicken?" frugen die Räuber. „Ja freilich; er versteht Alles, und wird meinem Manne Alles wiedersagen, was ich ihm aufgetragen habe." Nach einer Weile kam richtig der Schuster herein und sagte: „Willkommen, meine Herren, der Hund hat mir gesagt, ihr wolltet mich sprechen." „Ja wohl," antwortete der Räuberhauptmann, „wir sind gekommen, euch wegen der Guitarre zur Rede zu stellen. Denn ihr seid schuld, daß wir alle vier unsere Frauen umgebracht haben, und keinem ist es gelungen, die Seinige zu erwecken." „Ihr habt es wohl nicht richtig angefangen," meinte der Schuster. „Nun, es soll alles vergessen sein," sagte der Räuber, „ihr müßt uns aber euren Hund verkaufen." Ach, nein, das kann ich nicht; denkt nur, wie viel er mir werth ist." Die Räuber aber baten so lange, bis ihnen Meister Giuseppe den Hund für vierzig Unzen verkaufte.

Die Räuber nahmen ihn mit, und der Räuberhauptmann meinte, ihm komme das Recht zu, den Hund zuerst zu benutzen. Er nahm ihn also mit nach Hause, und sprach zu seiner Tochter: „Ich gehe ins Wirthshaus; wenn Jemand kommt und mit mir sprechen will, so binde den Hund los, und schicke ihn, mich zu rufen." Als nun wirklich Jemand kam, der mit ihm sprechen wollte, band die Tochter den Hund los und sprach: „Geh hin ins Wirthshaus und rufe den Vater." Der Hund aber lief statt dessen zum Schuster zurück.

Als nun später der Räuber heimkam, und den Hund nicht mehr fand, dachte er: „Er ist gewiß zu seinem frühern Herrn zurückgekehrt,"

ihn mit offenem Munde anſtarrten, rief er: „Ach, wenn ihr wüßtet, wie viele Schweine im Meere ſind! Je tiefer man kommt, deſto mehr findet man. Da habe ich mir dieſe Heerde geholt, und bin wieder heraufgekommen.“ „Sind denn noch mehr da?“ „O, mehr als ihr holen könnt,“ rief der ſchlaue Schuſter. „Führe uns hin,“ baten ſie. Da führte er die Räuber an den Strand und ſprach: „Ihr müßt euch aber jeder einen Stein um den Hals binden, ſonſt kommt ihr nicht tief genug; denn die Schweine, die zu oberſt waren, habe ich ſchon alle gefangen.“ Da banden ſich die Räuber jeder einen Stein um den Hals und ſprangen ins Meer hinein und ſanken gleich unter und ertranken. Meiſter Giuſeppe aber trieb ſeine Schweine vergnügt nach Hauſe, und hatte für ſein Lebtag genug.

Das Märchen aus der Muſchel tönt,
Das Märchen aus dem Becken fließt!
Wie ſchön iſt doch die Dame,
Die mich's erzählen hieß.*)

71. Vom Sciauranciovi.**)

Jetzt hört auch noch die Geſchichte von Sciauranciovi, der war eben ſo klug als Ferrazzanu. Es begab ſich einmal, daß dem Sciauranciovi all ſein Geld ausgegangen war und er nur noch einige Thaler hatte. Er kannte aber einen Edelmann, der war ſein Gönner, und kam jeden Tag, um ihn zu beſuchen. Als es nun bald um die Zeit war, wo er zu kommen pflegte, ging Sciauranciovi in den Stall, und klemmte ſeinem Eſel die wenigen Thaler, die er noch hatte, unter den Schwanz. Bald darauf kam auch der Edelmann, und da er ihn im Stalle ſah, trat er zu ihm, und frug ihn, was er da mache. „Ach, Excellenz,“ erwiderte Sciauranciovi, „wenn ihr wüßtet, was mein Eſel für eine herrliche Kunſt

*) Faula ntra conca, e faula ntra bacili,
Ch'è bedda sta Signura, chi mi l'ha fattu diri!

**) D. i.: der Sardellen wittert. Auch Sciauranciove.

Edelmann ließ ſich beruhigen, und als er am Boden das kochende Gemüſe ſah, frug er ganz erſtaunt, wie das zugehe. „Ja," erwiderte Sciauranciovi, „der Keſſel hat eben eine beſondere Tugend. Wenn meine Frau nur Waſſer und Gemüſe oder Fleiſch hineinthut, ſo kocht der Keſſel es ganz von ſelbſt gar, und ſie kann ihn ſtehen laſſen, wo ſie will." Der Edelmann ließ ſich wieder durch den klugen Sciauranciovi bethören, und rief: „Du mußt mir den Keſſel verkaufen, ich gebe dir dafür, was du willſt." „Nein," antwortete Sciauranciovi, „das thu ich nicht, denn meinen Eſel habt ihr mir ſchon verdorben, und ich habe ja nichts, womit ich mich und meine Frau ernähren kann." Der Edelmann aber bat ſo lange, bis Sciauranciovi endlich ſagte: „Nun denn, weil ihr es ſeid, ſo will ich euch den Keſſel für dreihundert Unzen laſſen." „Was! den alten Keſſel für dreihundert Unzen!" rief der Edelmann, Sciauranciovi aber meinte: „Es iſt eben auch kein gewöhnlicher Keſſel, und für weniger kann ich ihn nicht geben."

Alſo gab ihm der Edelmann die dreihundert Unzen, und nahm den Keſſel nach Haus. „Was willſt du heute zum Abendeſſen machen?" frug er ſeine Frau. „Gemüſe!" *) antwortete ſie. Da ließ ſich der Edelmann das Gemüſe geben, that es mit Waſſer und Salz in den Keſſel, und ſetzte dieſen auf den Boden. „So," ſagte er, „nun können wir ſpazieren gehen." „Biſt du toll?" rief die Frau, „was ſoll denn das für ein Gericht geben?" „Dafür laß du mich nur ſorgen," ſagte der Edelmann, und führte ſeine Frau ſpazieren, bis es zum Abendeſſen Zeit war. „Jetzt wollen wir nach Hauſe gehen," ſagte er dann, „da werden wir unſer Gemüſe gekocht und gut finden." Als ſie aber nach Hauſe kamen, ſtand der Keſſel noch gerade ſo, wie ſie ihn verlaſſen hatten, und ſie hatten nun nichts zum Abendeſſen.

Da ward der Edelmann ſehr zornig, und ging am andern Morgen wieder zu Sciauranciovi. Der aber war ſchlau, und wußte wohl, daß der Edelmann ſehr zornig ſein würde. Alſo kam er zu ſeiner Frau,

*) Minestra.

wartete und wartete auf ihren Mann, der erſchien aber nicht, alſo daß der Andre ungeduldig wurde und wieder fortging.

Als nun der Edelmann Abends ſpät nach Hauſe kam, erzählte ihm die Frau, was vorgefallen war. Da merkte er, daß Sciauranciovi ihn zum drittenmale betrogen hatte und ſchwur, ſich zu rächen. Am andern Morgen rief er vier ſtarke Männer und gab ihnen einen großen Sack, dahinein ſollten ſie den Sciauranciovi ſtecken, und ihn ins Meer werfen. Er ſelbſt ging mit, um zu ſehen, daß Sciauranciovi auch wirklich umgebracht würde. Die vier Männer kamen zu Sciauranciovi, ſteckten ihn mit Gewalt in den Sack, und trugen ihn fort. Als ſie vor der Stadt draußen waren, wurde eben in einer kleinen Kirche zur Meſſe geläutet, und da der Edelmann ein frommer Mann war, ſo ſprach er zu den vier Männern: „Wir wollen noch eben eine Meſſe hören, ſtellt den Sack ſo lange an die Mauer.“ Das thaten ſie, und traten in die Kirche.

In der Nähe aber weidete ein Hirt ſeine Schafe und pfiff dabei ein Liedlein. Als das der kluge Sciauranciovi hörte, fing er in ſeinem Sack auf einmal an, zu ſchreien: „Aber ich will ja nicht, aber ich will ja nicht!“ Der Schäfer hörte auf zu pfeifen, und ſchaute ſich ganz verwundert um, wer denn da geſprochen habe. Als er nun den Sack bemerkte, in welchem Sciauranciovi eben wieder ſchrie: „Aber ich will ja nicht!“ näherte er ſich ihm und frug: „Was willſt du denn nicht? Warum ſchreiſt du ſo?“ „Ach,“ antwortete Sciauranciovi, „da wollen ſie mich mit aller Gewalt zum König hintragen, damit ich die ſchöne Königstochter heirathen ſoll; ich will aber nicht.“ „Wäre ich doch an deiner Stelle!“ rief der Hirte, „ich wollte die ſchöne Königstochter gleich heirathen!“ „Weißt du was?“ ſprach Sciauranciovi. „Laß mich heraus, und nimm du meine Stelle ein, ſo iſt uns Beiden geholfen.“ Der Hirte willigte mit großer Freude ein, band den Sack los und ließ den Sciauranciovi heraus. Dann kroch er ſelbſt in den Sack, den Sciauranciovi feſt zuband, und dann vergnügt mit der ganzen Schafheerde fortging.

Als die Meſſe zu Ende war, kamen der Edelmann und die vier

Männer wieder aus der Kirche, luden den Sack auf, trugen ihn ans Meer und warfen ihn ins Waſſer. „So!“ dachte der Edelmann, „jetzt habe ich mich an dem unverſchämten Menſchen gerächt.“ Als er aber zur Stadt zurückging, ſiehe, da begegnete ihm Sciauranciovi, der vergnügt eine große Heerde Schafe vor ſich her trieb. „Sciauranciovi? Wo kommſt du denn her?“ rief der Edelmann. „Ach, Excellenz, wenn ihr wüßtet, wie es mir ergangen iſt,“ erwiderte der kluge Sciauranciovi. „Als ihr mich ins Waſſer werfen ließet, ſank ich ganz ſanft unter, und auf dem Boden des Meeres fand ich eine Menge Schafe; da trieb ich ſo viele zuſammen, als ich nur konnte, und kam wieder herauf.“ „Sind noch mehr Schafe da unten?“ frug gleich der Edelmann. „Mehr als ihr euch denken könnt,“ antwortete Sciauranciovi. „So führe mich gleich hin,“ ſprach der Edelmann, „damit ich mir meinen Theil hole.“

Alſo gingen ſie ans Ufer, und der Edelmann kroch in den Sack hinein; den mußte Sciauranciovi zubinden und dann ins Meer werfen. Da ſank der Edelmann unter und ertrank. Sciauranciovi aber trieb ſeine Heerde nach Hauſe, und blieb von nun an vergnügt und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

72. Don Giovanni di la Fortuna.

Es war einmal ein Mann, der war ſehr reich, und hieß Don Giovanni di la Fortuna. Er war aber ein Verſchwender, wußte mit ſeinem Geld nicht hauszuhalten, und brachte alles durch. Als er nun nichts mehr hatte, mußte er betteln gehen, kleidete ſich als armer Pilgrim, und wanderte ſo durch das ganze Land. Da begegnete ihm eines Tages ein vornehmer Herr, das war der Teufel, und ſprach zu ihm: „Willſt du reich werden, und ein herrliches Leben führen?“ „Ja, warum nicht?“ antwortete Don Giovanni. „Hier haſt du eine Börſe,“ fuhr der Teufel fort; „wenn du zu ihr ſprichſt: Liebe Börſe, gib Geld heraus*), ſo

*) Vizzottu miu, nesci danaru.

drei Jahre, drei Monate und drei Tage lang nicht waschen, nicht kämmen, den Bart nicht scheeren und die Kleidung nicht wechseln. Wenn du das alles genau thust, so bleibt die Börse dein, und wenn die Zeit verflossen ist, lasse ich deine Seele und nehme zwei andere dafür." Don Giovanni war es zufrieden, nahm die Börse und zog fort. Wenn er nun kein Geld mehr hatte, so brauchte er nur die Börse zu ziehen, und zu sagen: „Liebe Börse, gib Geld heraus," so hatte er so viel Geld als er wollte. Er durfte sich aber nicht waschen, und bald war er so schmutzig, daß man ihn gar nicht mehr ansehen konnte, und der Bart und das Haar hingen ihm wirr um den Kopf herum; seine Pilgrimskutte zerfiel in Lumpen und er war voll von Ungeziefer. Da kam er eines Tages in eine Stadt, und sah da ein sehr schönes Haus, und weil die Sonne so schön schien, so setzte er sich auf die Stufen des Palastes und fing an, das Ungeziefer von seinem Leibe zu suchen. Das sah die Magd, und sprach zu ihrem Gebieter: „Padrone, da unten sitzt ein Mensch, der ist so schmutzig, wie ich noch nie etwas gesehen habe. Jaget ihn doch weg, damit er uns das Haus nicht mit Ungeziefer erfülle."

Da ging der Hausherr hinaus und fuhr den Don Giovanni an: „Du schmutziger Bettler, willst du gleich fort von meinem Haus!" „Seid nur nicht so grob," sprach Don Giovanni, „ich bin kein Bettler, und wenn es mir gefällt, so kann ich euch und eure Frau zwingen, Hand in Hand das Haus zu verlassen." „Wie wolltest du denn das anfangen?" lachte der Herr des Hauses. „Wollt ihr mir euer Haus verkaufen?" frug Don Giovanni. „Ich kaufe es euch gleich ab." Der Andre meinte, der schmutzige Bettler sei verrückt, und um sich einen Spaß zu machen, nahm er das Anerbieten an, und rief: „Gut, komm nur mit; wir wollen gleich zum Notar gehn und den Contrakt aufsetzen." Also gingen sie zum Notar, und der Herr verkaufte dem Don Giovanni das ganze Haus für sehr viel Geld, das sollte er innerhalb acht Tagen herbeischaffen. Don Giovanni ging und miethete zwei Zimmer in einem Wirthshaus, und sprach nun fortwährend: „Liebe Börse, gib Geld heraus," und die

ihm den Krug durch die kleine Oeffnung im Laden. „Wohnt ihr ganz allein da drinnen?“ frug der Diener. „Nein,“ antwortete ſie, „ich wohne mit meiner Schweſter hier; wir ſind arme Mädchen, und ernähren uns von unſerer Hände Arbeit.“ „Wie alt ſeid ihr denn?“ „Ich bin fünfzehn Jahre alt und meine Schweſter zwanzig.“ Da ging der Diener zum König und berichtete ihm alles, und der König ſprach: „Ich will die fünfzehnjährige. Gehe hin und bringe ſie mir hieher.“ Als nun der Diener zu den beiden Alten kam und ihnen ſagte, der König wolle die Jüngere zu ſeiner Gemahlin erheben, antwortete ſie: „Saget dem König, ich ſei bereit, ſeinen Willen zu thun. Seit meiner Geburt bin ich von keinem Sonnenſtrahl getroffen worden, und wenn mich jetzt ein Sonnenſtrahl oder Lichtſtrahl trifft, ſo muß ich ganz ſchwarz werden. Bittet alſo den König daß er mir Abends einen geſchloſſenen Wagen ſchicke, ſo will ich zu ihm aufs Schloß fahren.“

Als der König das hörte, ſchickte er ihr königliche Kleider und einen geſchloſſenen Wagen, und als es Nacht geworden war, verhüllte die Alte ihr Geſicht mit einem dichten Schleier und fuhr aufs Schloß. Der König empfing ſie voll Freuden und bat ſie, den Schleier doch abzunehmen. Sie aber antwortete: „Hier brennen zu viele Kerzen, und ihr Licht würde mich ſchwarz machen.“ Alſo ließ ſich der König mit ihr trauen, ohne ihr Geſicht geſehn zu haben. Als ſie aber in die Kammer des Königs kam und den Schleier abnahm, ſah der König erſt, was für eine häßliche Alte er zu ſeiner Frau genommen hatte, und in ſeinem Zorn riß er das Fenſter auf und warf ſie hinaus. Glücklicherweiſe war ein Nagel in der Mauer, an dem blieb ſie mit ihrem Kleide hängen, und hing nun ſo zwiſchen Himmel und Erde. Zufällig kamen vier Feen vorbei, und als ſie die Alte da hängen ſahen, rief die Eine: „Seht, Schweſtern, das iſt die Alte, die den König angeführt hat, wollen wir ihr wünſchen, daß ihr Kleid zerreiße und ſie herunterfalle?“ „Ach, nein, thun wir das nicht,“ rief die jüngſte und ſchönſte Fee, „wir wollen ihr lieber jede etwas Gutes wünſchen. Ich wünſche ihr Jugend.“ „Und ich Schönheit.“ „Und ich Weisheit.“ „Und ich ein gutes Herz.“ So riefen die Feen, und während ſie

74. Von Einem, der mit Hülfe des heiligen Joseph die Königstochter gewann.

Es war einmal ein Mann, der war sehr reich und hatte drei Söhne. Als er nun zu sterben kam, vertheilte er sein Hab und Gut unter die drei Brüder, und gab Jedem gleich viel. Nun begab es sich, daß der König in seinem ganzen Reiche verkündigen ließ, wer ein Schiff bauen würde, welches zu Lande und zu Wasser fahren kann, der solle seine Tochter zur Frau bekommen. Da dachte der älteste Bruder: „Ich habe so großen Reichthum, so will ich denn versuchen, das Schiff zu bauen.“ Also berief er alle Schiffsbaumeister aus dem ganzen Land, und ließ das Schiff bauen. Als nun aber auch alte Leute kamen und ihn frugen: „Meister, dürfen wir auch arbeiten, daß wir unser Brot verdienen?“ so wies er sie mit harten Worten ab und sprach: „Euch kann ich nicht brauchen, ihr habt ja keine Kräfte mehr.“ Dann kamen auch ganz junge Gesellen, und baten ihn um Arbeit, er aber antwortete: „Ich kann euch nicht gebrauchen, ihr seid ja noch so schwach.“ Und wenn Arbeiter kamen, die nicht ganz geschickt waren, so jagte er sie mit harten Worten fort.

Endlich kam noch ein ganz altes Männchen mit einem langen, weißen Bart, das sprach zu ihm: „Willst du mich nicht auch arbeiten lassen, daß ich mein Brot verdiene?“ Der Jüngling aber wies ihn fort, wie die andern.

Als nun das Schiff vollendet war, und abfahren sollte, that es auf einmal einen Knall, und das ganze Schiff fiel zusammen. Der Jüngling aber hatte nun gar nichts mehr, und war zum armen Manne geworden. Da kehrte er zu seinen Brüdern zurück, die nahmen ihn auf und behielten ihn bei sich. Der zweite Bruder aber dachte: „Mein Bruder hat es gewiß ungeschickt angefangen, daß ihm das Schiff zusammengefallen ist, nun will ich mein Glück versuchen, und wenn es mir gelingt, so ist die schöne Königstochter mein.“ Also berief er wieder alle Schiffsbaumeister, und ließ sich ein neues Schiff bauen. Er war aber eben so hartherzig wie sein Bruder, und wenn Greise kamen, oder junge Gesellen, oder

mußt du mir die Hälfte abgeben, es möge sein, was es wolle." Das gelobte der Jüngling, und somit begaben sie sich auf die Reise. Und das Schiff fuhr sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser. Der Jüngling aber fuhr fort, Tag und Nacht eine Lampe vor dem Bilde des heiligen Joseph zu brennen.

Als sie eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der stand im dichten Nebel und hatte einen großen Sack, den füllte er mit dem Nebel an. „O, alter Vater," rief der Jüngling, was thut denn der?" „Frage ihn," antwortete der heilige Joseph. Da rief er ihm zu: „Was thust du da, schöner Bursche?" „Ich sammle Nebel in einen Sack, das ist meine Kunst." „Frage ihn, ob er mitkommen will," sprach der heilige Joseph. Da frug ihn der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitkommen." Also nahmen sie ihn mit auf das Schiff, und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren zwei, nun sind wir drei?" Nach einer Weile sahen sie einen Mann daher kommen, der hatte den halben Wald ausgerissen, und trug alle die Bäume auf seiner Schulter. „Alter Vater," rief der Jüngling, „seht doch einmal den Mann an, der alle die Bäume trägt." „Frage ihn, warum er alle die Bäume ausgerissen hat." Da frug der Jüngling den Mann, der antwortete: „Ich habe mir eine kleine Hand voll Reisig gesammelt*). „Frage ihn, ob er mit uns kommen will," sprach der heilige Joseph. Das that der Jüngling, und der Starke antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitgehn." Da nahmen sie ihn auf, und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren drei, nun sind wir vier."

Als sie noch eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der trank aus einem Strome, und hatte schon fast den halben Strom ausgetrunken. „Alter Vater," rief der Jüngling, „seht doch, wie der Mann trinken kann?" „Frage ihn, was er thut. Da frug ihn der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ich habe eben ein Tröpfchen Wasser

*) Ua manulidda di vampugghi.

Endlich kamen sie in der Stadt an, wo der König mit seiner schönen Tochter wohnte. Da fuhr der Jüngling vor den Palast, und trat vor den König und sprach: Königliche Majestät, ich habe euren Wunsch erfüllt, und ein Schiff erbaut, das zu Land und zu Wasser fahren kann. Nun gebt mir auch den Lohn, der mir gebührt, nämlich eure Tochter." Der König aber dachte: „Soll ich diesem Unbekannten meine Tochter geben? Ich weiß ja nicht ob er reich ist oder arm, ob ein Cavalier oder ein Bettler." Also sann er darüber nach, wie er dem Jüngling seine Tochter vorenthalten könne, und sprach: „Es ist nicht genug, daß du das Schiff gebaut hast; du mußt noch eine Bedingung erfüllen, und mir einen Läufer schaffen, der im Stande sei, diesen Brief dem Grafen der Unterwelt zu überbringen und in Einer Stunde mit der Antwort zurück zu sein." Diese Bedingung war ja aber nicht dabei," erwiderte der arme Jüngling. Der König antwortete: „Willst du die Bedingung nicht erfüllen, so gebe ich dir auch meine Tochter nicht." Da ging der Jüngling ganz betrübt zum heiligen Joseph und sprach: „Alter Vater, der König will mir seine Tochter nicht geben, wenn ich ihm nicht einen Läufer schaffe, der im Stande sei, einen Brief zu dem Grafen der Unterwelt zu bringen, und in Einer Stunde mit der Antwort wieder da zu sein." „Du Narr," sprach der heilige Joseph, „nimm doch die Bedingung an; du kannst ja den Mann hinschicken, der mit einem Fuße bei Catania stand, und mit dem andern bei Messina." Da ward der Jüngling froh und rief den Mann, und ging mit ihm zum König und sprach: „Ich will die Bedingung erfüllen, und hier ist der Läufer." Also gab ihm der König einen Brief mit für den Grafen der Unterwelt, und der Mann ging mit großen Schritten fort. Als er nun an der Unterwelt angekommen war, sprach der Graf zu ihm: „Warte ein wenig, derweil ich die Antwort schreibe." Er war aber so müde vom schnellen Laufen, daß er über dem Warten einschlief und das Heimgehn ganz vergaß.

Unterdessen wartete der Jüngling voll Angst und Sorge auf den Läufer, und schon war die Stunde beinahe verstrichen, und er kam immer nicht. Da sprach der heilige Joseph zu dem der Alles traf, wonach er

zielte: „Sieh einmal nach, wo der Läufer so lange bleibt.“ Der Mann schaute aus, und sagte dann: „Er ist noch in der Unterwelt, im Palast des Grafen, und schläft. Ich will ihn aber gleich wecken.“ Da zielte er und schoß dem Läufer einen Pfeil ins Knie. Der erwachte sogleich, und da er sah, daß die Stunde schon beinah verronnen war, so sprang er auf, ließ sich die Antwort geben und lief so schnell zurück, daß er an den Hof kam, noch ehe die Stunde um war.

Nun war der Jüngling sehr froh; der König trachtete aber dennoch, wie er ihm die Tochter vorenthalten könnte, und sprach: „du hast die eine Bedingung erfüllt, es ist aber nicht genug. Nun mußt du mir auch einen Mann herbeischaffen, der im Stande ist meinen halben Keller in einem Tag auszutrinken.“ „Diese Bedingung war aber nicht dabei,“ klagte der arme Jüngling. „Willst du die Bedingung nicht erfüllen, so gebe ich dir meine Tochter nicht,“ erwiderte der König. Da ging der Jüngling voll Trauer zum heiligen Joseph, und klagte ihm seine Noth. Der aber antwortete: „Du Narr, du kannst ja den Mann mitnehmen, der den halben Strom austrank.“ Da rief der Jüngling den Mann herbei, und sprach zu ihm: „Getraust du dich wohl, den halben Keller auszutrinken?“ „Gewiß, und wenn es noch einmal so viel wäre, ich bin so durstig,“ antwortete der Mann. Nun gingen sie zum König, der führte sie in seinen Keller, und der Mann trank alle die Fässer leer, und trank Wein und Essig und Oel, — Alles, was sich im Keller befand. Da erschrak der König und sprach: „Ich kann dir meine Tochter nun nicht länger verweigern. Du mußt aber wissen, daß ich ihr nicht mehr Aussteuer gebe, als ein Mann tragen kann.“ „Aber, Königliche Majestät,“ sprach der Jüngling, „wenn ein Mann noch so stark ist, mehr als einen Centner kann er doch nicht tragen, und was ist das für eine Königstochter?“ Der König aber bestand darauf: „Ich gebe ihr nur so viel mit, als ein Mann tragen kann; wenn du diese Bedingung nicht eingehen willst, so gebe ich dir auch meine Tochter nicht.“

Nun ging der Jüngling wieder ganz betrübt zum heiligen Joseph und sprach: „Der König will seiner Tochter nur so viel zur Aussteuer

mitgeben, als ein Mann tragen kann. Nun habe ich mein ganzes Vermögen ausgegeben, um das Schiff zu bauen, und soll nun zu meinen Brüdern zurückkehren?" Du Narr!" sprach der heilige Joseph, „rufe doch den Mann, der den halben Wald auf seinen Schultern trug." Da ward der Jüngling sehr froh, und nahm den Mann mit, und sprach zu ihm: „Lade auf, so viel du nur kannst, den ganzen Palast mußt du mir ausräumen." Das versprach der Mann, und lud auf seine Schultern, was er nur mitnehmen konnte: Schränke, Tische, Stühle, Gold und Silber, ja sogar des Königs goldne Krone, und als er den ganzen Palast ausgeräumt hatte, riß er auch noch das Thor aus den Angeln und packte es oben drauf. Das Alles trug er aufs Schiff und der Jüngling brachte die schöne Königstochter auch hin, und so fuhren sie fröhlich fort. Der König aber ergrimmte sehr, als er sich in seinem leeren Palast sah, und rief alle seine Kriegsschiffe zusammen und befahl seinen Soldaten, das Schiff zu verfolgen, und dem Jüngling alle die Schätze wieder abzunehmen.

Da nun die Kriegsschiffe das Schiff beinah eingeholt hatten, sprach der heilige Joseph zum Jüngling: „Sieh dich einmal um, und sage mir, was du siehst." Als nun der Jüngling alle die Schiffe sah, erschrak er und rief: „Ach, alter Vater, ich sehe eine Menge Kriegsschiffe, die verfolgen uns, und haben uns schon beinahe eingeholt." Da befahl der heilige Joseph dem Manne, der den Nebel gesammelt hatte, er solle seinen Sack öffnen, und alsbald erhob sich ein dichter Nebel, der das Schiff so einhüllte, daß die Soldaten es nicht mehr sahen und unverrichteter Sache zum König heimkehren mußten. Der heilige Joseph aber ließ durch seine Macht das Schiff weiter fahren, bis sie endlich glücklich zu Hause ankamen.

„So," sprach der heilige Joseph, „jetzt bist du wieder zu Hause; nun erfülle aber auch dein Versprechen, und gieb mir die Hälfte von allen deinen Schätzen." „Das will ich thun, alter Vater," sagte der Jüngling, und theilte alle die Schätze in zwei ganz gleiche Theile. Zuletzt war nur noch die goldne Krone da; da zog er sein Schwert und hieb sie

durch und gab die Hälfte auch noch dem heiligen Joseph. „Alter Vater,“ sprach er, „nun habe ich Alles getheilt, und ist nichts mehr übrig.“ „Wie so ist nichts mehr übrig?“ frug der heilige Joseph, „du hast ja das Beste vergessen!“ „Das Beste?“ sprach der Jüngling; „alter Vater, ich sehe nichts mehr, was wir nicht getheilt hätten.“ „Und die Königstochter?“ frug der heilige Joseph; „lautete die Bedingung nicht also, daß wir Alles theilen müßten, was du erlangen würdest?“ Da wurde der Jüngling tief betrübt, denn er hatte die schöne Königstochter von Herzen lieb gewonnen. Er dachte aber: „Ich habe es gelobt, und will mein Versprechen halten,“*) zückte sein Schwert, und wollte die schöne Königstochter auch in zwei Stücke hauen. Als aber der heilige Joseph sein frommes, einfältiges Herz**) sah, rief er: „Halt ein! die schöne Königstochter ist dein, und alle die Schätze auch, denn ich bin der heilige Joseph und bedarf ihrer nicht. Ich habe dir geholfen, weil ich dein frommes, demüthiges Herz erkannt habe. Wenn du in der Noth sein wirst, so wende dich nur immer an mich, ich will dir helfen.“ Darauf segnete er sie Beide, und verschwand. Der Jüngling aber heirathete die schöne Königstochter, und nahm auch seine Brüder zu sich, und blieb immer ein Ergebener***) des heiligen Joseph, dem zu Ehren er Tag und Nacht eine Lampe brennen ließ.

---

75. Von Ferrazzanu.

Jetzt will ich euch die Geschichte von Ferrazzanu erzählen, der war des Königs Kammerdiener, und ein gar loser Schalk, der immer dumme Streiche trieb. Eines Tages sprach die Königin zu ihm: „Ferrazzanu, ich habe gehört, du habest eine so hübsche Frau, bringe sie doch einmal her, ich möchte sie gerne sehn.“ „Ja, königliche Majestät,“ antwortete Ferrazzanu, „das wollte ich schon thun; aber meine Frau ist so taub, daß sie nicht hört, wenn man nicht ganz laut schreit.“ „O, das thut nichts,“

---

*) Non c'è faccia. **) Cori simplici. ***) Divotu.

ſagte die Königin, „ich will ſchon laut genug ſprechen; bringe ſie nur her.“ Da ging Ferrazzanu zu ſeiner Frau und ſprach: „Höre einmal, die Königin möchte dich gerne ſehen. Zieh dich an und komme mit; du mußt aber ſehr laut ſprechen, denn die Königin iſt ſo taub, daß ſie faſt gar nichts hört.

Als nun die Frau zur Königin kam, verneigte ſie ſich tief vor ihr, und ſchrie mit lauter Stimme: „Bene dioeti, wie geht es euerer Königlichen Majeſtät?“ Die Königin war nicht wenig erſtaunt, als die Frau ſo ſchrie, ſie dachte aber: „Arme Frau, ſie ſpricht ſo laut, weil ſie ſelber taub iſt,“ und antwortete ebenfalls mit lauter Stimme: „Ich grüße euch, ihr ſeid wohl die Frau des Ferrazzanu?“ Die Frau aber dachte auch, als ſie die Königin ſo ſchreien hörte, ſie ſpräche ſo laut, weil ſie ſelber taub ſei, und ſo unterhielten ſich die Beiden mit ſchrecklichem Geſchrei, daß man es durch das ganze Schloß ſchallen hörte. Ferrazzanu aber ſtand hinter der Thüre, und lachte nach Herzensluſt über ſeinen Streich.

Als nun der König den Lärm und das Geſchrei hörte, lief er herbei und frug die Königin, was denn das ſei. „Ach,“ antwortete ſie mit ihrer natürlichen Stimme, „die Frau des Ferrazzanu hat mich heut beſucht, und die arme Frau iſt ſo taub, daß man ſo laut mit ihr ſprechen muß.“ Nun aber fuhr die Frau auf und ſprach: „Wer ſagt es, daß ich taub ſei? Ihr ſeid ja ſelbſt taub, Frau Königin, denn mein Mann hat es mir geſagt.“

Als nun die Königin merkte, daß Ferrazzanu ſie zum Beſten gehabt habe, ward ſie ſehr zornig, und der König ließ ſeinen Kammerdiener rufen, und machte ihm viele Vorwürfe. Strafen aber wollte er ihn nicht, weil er ihn ſo lieb hatte. Die Königin jedoch drang immer in ihren Gemahl, er ſolle doch den nichtsnutzigen Ferrazzanu beſtrafen laſſen, der ſein Spiel mit ihr getrieben. Weil ſie denn nun immer das Eine ſagte, ſo gedachte der König, endlich ſie zufrieden zu ſtellen, und ſchrieb dem Hauptmann der Feſtung einen Brief, darin ſtand, er ſolle dem Ueberbringer hundert Stockſtreiche geben laſſen. Den Brief aber ſollte Ferrazzanu ſelbſt hintragen.

Als nun Ferrazzanu den Brief in die Hand nahm, beſah er ihn zuerſt von allen Seiten, roch auch daran und trieb das ſo lange, bis der König ihn frug, warum er das thue?" „Königliche Majeſtät," antwortete er, „dieſen Brief kann ich nicht beſorgen, denn er ſtinkt." „Was, du Hallunke," ſchrie der König, „wie kannſt du ſagen, daß etwas ſtinkt, was aus meiner Hand kommt?" „Ja, königliche Majeſtät," antwortete der kluge Ferrazzanu, für euch ſtinkt er auch nicht, ſondern nur für mich. Der König freute ſich über ſeinen klugen Kammerdiener, und wollte ihm gern die Strafe erlaſſen. Weil aber die Königin nur zorniger wurde gebot er dem Ferrazzanu, den Brief ſogleich zu beſorgen, ſonſt werde er ihn wegjagen. Alſo nahm Ferrazzanu den Brief, und machte ſich betrübt auf den Weg zum Hauptmann der Feſtung. Unterwegs begegnete ihm ein kräftiger Bauernburſche, den rief er an und ſagte: „Höre einmal, ſchöner Burſche, willſt du wohl einen Carlino*) verdienen?" „Jawohl, wenn ihr mir ſagt, auf welche Weiſe," antwortete der Burſche. „Beſorge dieſen Brief für mich," ſprach der kluge Ferrazzanu, gab ihm den Brief und einen Carlino und ſchlich ihm dann leiſe nach.

Als der Hauptmann den Brief geleſen hatte, ließ er flugs den Burſchen binden und ihm hundert Stockſtreiche geben. Ferrazzanu aber kehrte vergnügt in das Schloß zurück. Da ihn nun der König ganz wohlbehalten ankommen ſah, ward er ſehr erſtaunt und dachte bei ſich: „Hat er etwa meinen Brief nicht beſorgt?" Da hörte er den klugen Kammerdiener draußen laut ſingen: „Ich habe ein gutes Geſchäft gemacht; hundert Stockſtreiche habe ich für einen Carlino verkauft. Als der König und die Königin das hörten, mußten ſie ſo über den klugen Ferrazzanu lachen, daß ſie ihm nicht mehr böſe ſein konnten.

76. Die Geſchichte von Giuſeppinu.

Es waren ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch ſo gern ein Söhnchen oder Töchterchen gehabt. Die

*) Zwei Groſchen.

Königin war dem heiligen Joſeph ſehr ergeben, und wandte ſich zu ihm und ſprach: „O, heiliger Joſeph! Wenn ihr mir ein Kind beſcheert, ſo will ich es Giuſeppe oder Giuſeppina nennen.“

Nicht lange, ſo hatte die Königin Ausſicht auf ein Kind, und als ihre Stunde kam, gebar ſie einen Sohn, und nannte ihn Giuſeppinu. Der Knabe wuchs heran und wurde mit jedem Tage ſchöner und ſtärker.

Als er nun im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren war, bekam er eine große Sehnſucht, die Welt zu ſehen und ſprach zu ſeinen Eltern: „Lieber Vater und liebe Mutter, laſſet mich ziehen, denn ich muß in die weite Welt hinaus.“ „Ach, mein lieber Sohn, wo willſt du hin?“ antworteten ſie. „Bleibe doch bei uns, hier mangelt es dir ja an nichts.“ Weil ihn nun ſeine Eltern nicht ziehen laſſen wollten, machte er ſich eines Morgens heimlich auf den Weg, und entfloh.

Nachdem er eine lange Zeit gewandert war, kam er endlich in eine Stadt, wo ein andrer großer König herrſchte, der eine wunderſchöne Tochter hatte. Da ging Giuſeppinu vor den königlichen Palaſt, und ſpazierte immer auf und ab. Die Königstochter aber ſtand am Balkon, und da ſie den ſchönen Knaben ſah, gefiel er ihr ſo gut, daß ſie zu ihrem Vater ging und ſprach: „Lieber Vater, unten iſt ein Knabe, wenn ihr nur wüßtet wie ſchön er iſt! Nehmet ihn doch in euren Dienſt.“ Der König aber hatte ſeine Tochter ſo lieb, daß er ihr nie eine Bitte abſchlagen konnte. Alſo ließ er gleich den Giuſeppinu rufen, und ſprach zu ihm: „Willſt du in meinen Dienſt treten, ſo will ich dich zu meinem Stalljungen machen.“ Giuſeppinu war es zufrieden, und der König nahm ihn als Stalljunge in ſeine Dienſte.

Nun blieb er lange Zeit da, und die Königstochter gewann ihn immer lieber, und eines Tages ſprach ſie zu ihrem Vater: „Lieber Vater, Giuſeppinu iſt für einen Stalljungen viel zu gut, machet ihn doch zum Lakaien, daß er im Palaſte ſelbſt diene.“ Der König erfüllte wieder den Wunſch ſeiner Tochter, und Giuſeppinu wurde Lakai. Es war aber unter den Pferden des Königs ein kleines Pferdchen, das hatte er ſo gern, daß er oft in den Stall ging, und es ſtreichelte. Die Königstochter

gewann den ſchönen Jüngling immer lieber, ja endlich faßte ſie eine ſo heftige Liebe zu ihm, daß ſie zum König ging und ſprach: „Lieber Vater, gebet mir den Giuſeppinu zum Mann.“ Nun wurde aber der König zornig und ſprach: „Das iſt nicht möglich, dir gebührt ein Herrſcher zum Mann und nicht ein ſo elender Diener.“ Weil aber die Königstochter nicht nachließ mit Bitten und Thränen, ſo ſprach er endlich: „Ich will mit meinen Räthen darüber ſprechen, was die mir rathen, will ich thun.“ Da berief er alle ſeine Räthe und ſprach: „Meine Tochter will durchaus ihren Lakaien, den Giuſeppinu, heirathen, und weint nun Tag und Nacht, weil ich ihn ihr verweigert habe. Rathet mir, was ſoll ich thun?“ Da antworteten ſie: „Königliche Majeſtät, ſaget dem Giuſeppinu, er ſolle die Königstochter heirathen, vorher aber müſſe er eine Reiſe machen und große Reichthümer mitbringen. Dazu geben wir ihn ein ſchlechtes Schiff, ſo wird er untergehen und ertrinken. Die Königstochter aber wird ihn vergeſſen.“ Dieſer Rath gefiel dem König ſehr gut, und er rief den Giuſeppinu zu ſich und ſprach: „Giuſeppinu, ich will dir meine Tochter zur Frau geben, du mußt aber vorher eine Reiſe machen, und große Reichthümer mitbringen, ſonſt ſchneide ich dir den Kopf ab.“.

Da ging der arme Giuſeppinu zu ſeinem Pferdchen in den Stall, ſtreichelte es und ſprach: „Ach, mein liebes Pferdchen, nun muß ich von dir ſcheiden, denn der König will mich auf die Reiſe ſchicken. Ach! wo ſoll ich armer Junge denn hingehen!“ Wie er ſo klagte, erſchien auf einmal ein altes Männlein in einer Mönchskutte, das war der heilige Joſeph; Giuſeppinu wußte es aber nicht. „Was weinſt du?“ frug ihn das Mönchlein. Da klagte ihm Giuſeppinu ſein Leid, der heilige Joſeph aber antwortete: „Sage dem König nur: ja, du wolleſt die Reiſe machen; er ſolle dir nur ein Schiff voll Salz mitgeben. Ich aber will mit dir reiſen, und du ſollſt ſehen, es iſt dein Glück.“ Da ging Giuſeppinu zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, ich will die Reiſe machen; gebet mir nur ein Schiff voll Salz mit, ſo will ich gehen.“ Nun war der König ſehr froh, und gab ihm ein Schiff voll Salz. Das

Schiff war aber so schlecht und alt, daß von allen Seiten das Wasser hereinfloß, denn der König wünschte, Giuseppinu möchte untergehen. Da schiffte Giuseppinu sich ein, und sogleich erschien auch der heilige Joseph an Bord. Kaum aber betrat der Heilige das Schiff, so wurde ein großes, starkes Fahrzeug daraus, das fuhr gar schnell über das Meer.

Nun segelten sie eine lange Zeit, und kamen endlich in ein fremdes Land, wo die Leute kein Salz hatten, um ihre Speisen zu würzen. „Höre, Giuseppinu," sprach der Heilige, „bleibe du hier, ich will ans Land gehen:" Da füllte er sich die Aermel seiner Mönchskutte mit Salz, und fuhr ans Land. Er ging sogleich in ein Wirthshaus, wo viele Leute bei einander saßen, setzte sich zu ihnen und aß auch. Weil aber die Speisen ohne Salz gekocht waren, so nahm er ein wenig Salz aus dem Aermel, streute es über seinen Teller und aß. Da frugen ihn die Leute: „Was habt ihr auf euer Essen gestreut?" „Es fehlte das Salz drin," sagte er, „darum habe ich ein wenig dazu gethan." „Was ist denn das, Salz?" frugen die Leute. Da sagte der Heilige: „Ihr wißt nicht, was Salz ist?" griff in seinen Aermel, und streute Jedem etwas auf den Teller. Als die Leute nun kosteten, schmeckten ihnen die Speisen viel besser, und sie sprachen: „Guter Alter, habt ihr noch mehr von diesem köstlichen Salz?" „O ja, ein ganzes Schiff voll." „Könnt ihr es uns nicht geben?" „O ja, wenn ihr mir ein ganzes Schiff voll Gold gebt." Da brachten ihm die Leute so viel Gold, bis das ganze Schiff voll war, und der heilige Joseph gab ihnen das Salz dafür. „Jetzt wollen wir wieder nach Hause fahren," sprach er zu Giuseppinu, und Giuseppinu war sehr froh, daß er diese Menge Gold erworben hatte. So fuhren sie nach Hause, als sie aber in den Hafen einfuhren, verschwand der Heilige.

Unterdessen saß die Königstochter immer oben auf der Terrasse, und schaute aus, ob Giuseppinu bald käme. Als sie nun sein Schiff erblickte, lief sie voller Freude zum König und sprach: „Lieber Vater, Giuseppinu kommt mit einem wunderschönen großen Schiff." Da erschrak der König und rief schnell seine Räthe, erzählte es ihnen und sprach: „Rathet mir, was soll ich nun thun?" Die Räthe antworteten: „Saget dem

Giuſeppinu, was er mitgebracht habe, ſei noch nicht genug; wenn er nicht noch einmal eine Reiſe mache, ſo könne er die Königstochter nicht heirathen." Als nun Giuſeppinu kam, und dem König das viele Gold brachte, ſprach dieſer: „Das iſt wohl eine hübſche Menge Gold, aber es iſt noch lange nicht genug, und wenn du die Königstochter heirathen willſt, ſo mußt du eine zweite Reiſe machen, und noch mehr Geld mitbringen, ſonſt ſchneide ich dir den Kopf ab." Da ging der arme Giuſeppinu in den Stall zu ſeinem Pferdchen, und fing an zu jammern und zu weinen. Wie er aber ſo jammerte, erſchien der heilige Joſeph wieder, und frug ihn, warum er weine. Da klagte er ihm ſeine Noth, und der heilige Joſeph ſprach: „Iſt dir die erſte Reiſe nicht gelungen? Geh nur hin und ſage dem König, du wolleſt die Reiſe machen, er ſolle dir ein Schiff voll Katzen mitgeben." Das that Giuſeppinu, und der König gab ihm ein Schiff, das war noch viel ſchlechter als das erſte. Als aber Giuſeppinu ſich eingeſchifft hatte, ſo erſchien auch der Heilige, und kaum hatte er das Schiff betreten, ſo wurde es ſtark und neu, alſo daß ſie fröhlich abfahren konnten.

Sie fuhren eine lange Zeit, und kamen endlich in ein fremdes Land, da gab es keine Katzen und die Mäuſe tanzten auf den Tiſchen herum. „Giuſeppinu," ſprach der heilige Joſeph, „ich gehe ein wenig ans Land, bleibe du ſo lange hier." Da nahm er einige Katzen, und ſteckte ſie in die weiten Aermel ſeiner Kutte und fuhr ans Land. Er ging in ein Wirthshaus, wo viele Leute zum Eſſen waren, und die Mäuſe tanzten auf den Tiſchen herum und ſprangen ſogar in die Teller. Da zog der Heilige die Katzen aus dem Aermel, und ſetzte ſie auf den Boden, und die Katzen machten ſogleich Jagd auf die Mäuſe und tödteten eine ganze Menge. Die Leute aber ſchauten ganz erſtaunt zu, und frugen den Heiligen: „Habt ihr noch mehr ſolcher wunderbaren Thiere?" „O ja, ein ganzes Schiff voll." „Könnet ihr ſie uns nicht da laſſen?" „Warum nicht? wenn ihr mir ein ganzes Schiff voll Gold dafür gebt." Da beluden ihm die Leute ſein Schiff mit Gold, und der Heilige ließ ihnen die Katzen da, und Giuſeppinu konnte wieder mit großen Reichthümern nach Hauſe

fahren. Als ſie aber in den Hafen einfuhren, verſchwand der heilige Joſeph.

Die Königstochter ſaß auf der Terraſſe, und ſchaute aus, ob Giuſeppinu bald käme. Da ſie nun ſein Schiff erblickte, lief ſie zum König und ſprach: „Lieber Vater, Giuſeppinu kommt, und bringt ein Schiff mit, das iſt noch viel größer und ſchöner als das erſte.“ „Was iſt denn das?“ ſagte der König, „das geht ja nicht mit rechten Dingen zu,“ und berief wieder ſeine Räthe und ſagte ihnen Alles. „Königliche Majeſtät,“ antworteten ſie, „ihr müßt den Giuſeppinu eben zum drittenmal auf die Reiſe ſchicken, und ihm ein ſo ſchlechtes Schiff geben, daß er mit demſelben nicht einmal zum Hafen herauskommt.“ Als nun Giuſeppinu kam, und dem König all das Gold zu Füßen legte, ſprach der König: „Du haſt wohl viel Gold erworben, aber es iſt noch lange nicht genug. und wenn du die Königstochter heirathen willſt, ſo mußt du eine dritte Reiſe machen, ſonſt ſchneide ich dir den Kopf ab.“ Da ging Giuſeppinu wieder voll Trauern in den Stall, und ſtreichelte ſein Pferdchen mit vielen Thränen.

Sogleich erſchien wieder der heilige Joſeph, und da er ihm ſein Leid klagte, ſprach der Heilige: „Was weinſt du denn? Es iſt dir ja zweimal gelungen, es wird dir auch diesmal gut gehen. Geh zum König und ſage ihm, du wolleſt ſeinen Willen thun, er möge dir nur ein Schiff voller Soldatenanzüge mitgeben.“ Das that Giuſeppinu, und der König gab ihm ein Schiff, das war ſo alt und ſchlecht, daß Giuſeppinu nicht einmal hätte zum Hafen heraus kommen können, wenn nicht der Heilige erſchienen wäre und ein großes und ſtarkes Schiff daraus gemacht hätte. Wie ſie nun ſo einher fuhren, begegnete ihnen eine feindliche Flotte mit vielen Soldaten, und der feindliche Heerführer ſprach zu Giuſeppinu: „Wir wollen mit einander kämpfen.“ Da ſprach der Heilige zu Giuſeppinu: „Nimm den Kampf an, und ſage dem feindlichen Heerführer: wer verliere, müſſe dem andern ſein Schiff geben.“ Alſo kämpften ſie auf dieſe Bedingung, und Giuſeppinu verlor ſein Schiff. Der Heilige aber ſprach zu ihm: „Verliere den Muth nicht, ſondern ſage dem feindlichen

Feldherrn: das Schiff habeſt du verloren, aber nicht die Soldatenanzüge darin. Um dieſe wolleſt du jetzt noch einmal kämpfen, und er müſſe ſeine Soldaten dagegen ſetzen." Alſo kämpften ſie noch einmal, und Giuſeppinu gewann die Schlacht. Da mußte ihm der feindliche Feldherr ſeine Soldaten geben, und Giuſeppinu befahl, ſie ſollten ihre Kleider ausziehen, und ließ ſie die Uniformen anziehen, die er in ſeinem Schiffe hatte. Dann ſtellte er ſich an die Spitze ſeines Heeres, und marſchirte mit ihnen gegen die Stadt, wo der König wohnte. Die Königstochter ſaß wieder auf der Terraſſe, und wartete auf Giuſeppinu, und da ſie die vielen Soldaten erblickte, lief ſie zum König und ſprach: „Lieber Vater, Giuſeppinu kommt, und hat ein ganzes Heer Soldaten bei ſich." Da erſchrak der König und dachte: „Wenn ich ihm meine Tochter jetzt noch verweigere, ſo raubt er mir gewiß meine Krone." Alſo ging er dem Giuſeppinu entgegen, und empfing ihn mit vielen Ehren und ſprach: „Du haſt alle Bedingungen erfüllt, nun ſollſt du auch meine Tochter zur Frau bekommen." Da wurden drei Tage Feſtlichkeiten gehalten, und Giuſeppinu heirathete die ſchöne Königstochter, und der heilige Joſeph traute ſie. Nach der Trauung aber ſegnete er ſie, und ſprach: „Ich bin der heilige Joſeph, wenn ihr mich nöthig habt, ſo ruft mich nur, und ich will euch immer helfen." Darauf verſchwand er, und kehrte in den Himmel zurück. Giuſeppinu aber ſchickte einen Boten zu ſeinen Eltern, und ließ ihnen ſagen: „Euer Sohn lebt noch, und iſt der Gemahl einer ſchönen Königstochter." Da freuten ſich die Eltern über die Maßen und reiſten hin und umarmten ihren lieben Sohn voller Freuden. Und ſo lebten ſie alle glücklich und zufrieden, wir aber ſind leer ausgegangen.

---

77. Die Geſchichte von Pezze e fogghi.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und einen Sohn. Nun wurde der König einmal ſo krank, daß er ſterben mußte, und als er fühlte, daß er dem Tode nahe war, ließ er ſeinen Sohn vor ſich

kommen, und ſprach zu ihm: „Lieber Sohn, ich muß nun ſterben, und du wirſt nach mir König ſein. Ich empfehle dir deine drei Schweſtern; ſorge für ſie, bis ſie ſich verheirathen. Du mußt ſie aber nicht nach deinem oder ihrem Gutdünken verheirathen, ſondern wenn Eine von ihnen Luſt dazu zeigt, ſo pflücke von dem ſchönen Roſenſtrauch auf der Terraſſe eine Roſe, und wirf ſie auf die Straße. Derjenige, der die Roſe aufhebt, ſoll dann ihr Gemahl ſein.“ Als der König dieſe Worte geſprochen hatte, ſtarb er, und ſein Sohn wurde König.

Nach einiger Zeit kam nun ſeine älteſte Schweſter zu ihm, und ſprach: „Lieber Bruder, ich wünſche mich zu verheirathen, ſuche einen Mann für mich aus.“ „Weißt du auch, was mir unſer Vater auf ſeinem Sterbebette befohlen hat?“ ſprach der König, und erzählte ſeiner Schweſter, was der Vater geſagt hatte. Da wurde ſie zornig und ſprach: „War denn unſer Vater närriſch? Wie? Ich ſollte jeden Beliebigen heirathen müſſen, dem es einfällt, die Roſe aufzuheben? Lieber heirathe ich gar nicht.“ „Thu, wie du willſt,“ ſprach er, „ich kann dir nicht helfen, denn dies iſt unſeres Vaters letzter Wille geweſen.“

Als aber noch einige Monate verfloſſen waren, wurde der Königstochter die Zeit lang, und ſie trat wieder vor ihren Bruder, und ſprach: „Wenn es denn nicht anders ſein kann, ſo will ich nach dem Willen unſeres Vaters thun.“

Alſo pflückte der König eine Roſe von dem Roſenſtrauch auf der Terraſſe, warf ſie auf die Straße, und befahl einem Soldaten, Wache zu halten, und den Erſten, der die Roſe aufheben würde, in den Palaſt zu ſchicken.

Als der Soldat eine Weile neben der Roſe geſtanden hatte, kam ein Fürſt vorbei, und da er die ſchöne Roſe am Boden liegen ſah, hob er ſie auf und ſprach: „Ach, die ſchöne Roſe!“ „Edler Herr,“ ſprach die Schildwache, „der König wünſcht euch zu ſprechen.“ Da kam der Fürſt vor den König, der frug ihn: „Habt ihr die Roſe aufgehoben, die auf der Straße lag?“ „Jawohl, königliche Majeſtät!“ „So müſſet ihr auch meine älteſte Schweſter heirathen.“ „Königliche Majeſtät!“ ſagte

der Fürſt ganz erſchrocken, „das kann ja nicht ſein! Der Königstochter gebührt es, einen Königsſohn zu heirathen, und ich bin nur ein Fürſt. Wie kann mir dieſe Ehre werden.“ „Hier iſt von keiner Ehre die Rede,“ antwortete der König, „ſondern es iſt nun einmal nothwendig, daß meine Schweſter eure Gemahlin werde.“ Alſo heirathete die Königstochter den Fürſten, und dachte: „Iſt es auch kein Prinz, ſo bin ich doch froh, daß es nicht ſchlimmer geworden iſt.“

Nach einiger Zeit trat auch die zweite Königstochter vor ihren Bruder und ſprach: „Lieber Bruder, ich bin nun im Alter, mich zu verheirathen, ſuche mir einen Mann aus.“ Da antwortete der König: „Weißt du aber auch, was mir mein Vater auf ſeinem Todtenbette befohlen hat? Wenn du dich verheirathen willſt, ſo mußt du dich in dieſe Bedingung ergeben.“ „Wenn es nicht anders ſein kann, ſo will ich den Willen unſeres Vaters thun,“ ſprach die Königstochter. Da pflückte der König eine Roſe und warf ſie auf die Straße, und ein Soldat mußte daneben Wache ſtehen.

Eine lange Zeit ging Niemand vorbei. Endlich kam ein Herr die Straße entlang, und da er die ſchöne Roſe am Boden liegen ſah, hob er ſie auf und roch daran. Da trat der Soldat auf ihn zu, und ſagte ihm, der König wünſche ihn zu ſprechen: „Habt ihr die Roſe aufgenommen?“ frug ihn der König, als der Herr vor ihn trat. „Jawohl, königliche Majeſtät!“ „Nun denn, ſo müßt ihr meine Schweſter zu eurer Gemahlin nehmen.“ „Ach, königliche Majeſtät!“ rief der Herr, „das kann ja nicht ſein. Der Königstochter gebührt ein Herrſcher zum Gemahl, und ich bin nur ein ſchlechter Unterthan.“ „Ich kann euch nicht helfen,“ ſprach der König, „meine Schweſter muß eben eure Gemahlin werden.“ Alſo wurde die Hochzeit gefeiert, und nun war nur noch die Jüngſte übrig; die aber ſprach: „Meine älteſte Schweſter hat einen Fürſten zum Mann bekommen, meine zweite Schweſter aber nur einen reichen Herrn. Wer weiß, was mir beſchieden iſt! darum will ich lieber gar nicht heirathen.“ Alſo blieb ſie bei ihrem Bruder.

Nun begab es ſich aber, daß der König ſelbſt eine junge Frau

nahm, und das weiß man ja: kommt einmal eine Schwägerin ins Haus, ſo beginnt für die Schweſter ein ganz anderes Leben. So ging es auch der Jüngſten. Nachdem ſie Herrſcherin im Hauſe geweſen, mußte ſie ſich nun ihrer Schwägerin unterordnen, und ſo kam es denn, daß ſie endlich vor ihren Bruder trat, und ihm ſagte: „Lieber Bruder, wenn es denn nicht anders ſein kann, ſo will ich meines Vaters Willen thun.“ „Nimm du ſelbſt die Roſe,“ ſprach der König, „und wirf ſie auf die Straße.“ Da pflückte die Königstochter die Roſe und warf ſie auf die Straße, und ein Soldat mußte daneben Wache ſtehen.

Den ganzen Tag über ging faſt Niemand vorbei, endlich, als es ſchon beinahe Abend war, kam ein Waſſerträger des Weges daher, mit ſeinem Stock und ſeinem Waſſerfaß. Der Waſſerträger war ſchmutzig, und häßlich wie die Nacht, und ſeine Beine waren mit Blättern und Lappen eingebunden. Als der die ſchöne Roſe liegen ſah, hob er ſie auf, und roch daran. Der Soldat erſchrak und dachte: „Wie kann die Königstochter dieſen ſchrecklichen Menſchen heirathen!“ Weil aber der König ihm ſtrengen Befehl gegeben hatte, ſo konnte er den Waſſerträger nicht weiter gehen laſſen, ſondern mußte ihn vor den König führen. „Haſt du die Roſe aufgehoben?“ frug ihn der König. „Jawohl, königliche Majeſtät.“ „So mußt du jetzt auch meine Schweſter heirathen.“ „O, königliche Majeſtät!“ rief der Waſſerträger, „ihr wollet mit mir ſcherzen! Seht ihr denn nicht, wie ſchmutzig ich bin, und wie meine Beine ſo krank ſind?“ Dem König war es wohl traurig zu Muthe, und die Königstochter weinte und jammerte über ihr Mißgeſchick, aber es half Alles nichts, ſie mußte den ſchmutzigen, garſtigen Waſſerträger heirathen. „Ausſteuer will ich keine,“ brummte er, „was ſoll ich in meinen Bergen damit machen?“

Alſo nahm er ſeine Frau mit ſich und führte ſie in die Berge, in eine armſelige kleine Strohhütte, in der wohnte ein ſteinaltes, häßliches Weib. „Siehſt du, das iſt unſre Wohnung, und das iſt meine Mutter,“ ſprach er zu der armen Königstochter. Da mußte ſie in der kleinen Hütte wohnen, und die Mutter nahm ihr die ſchönen Gewänder weg und gab

dieſer Pracht? und wo iſt dein Mann?" „Wo mein Mann iſt, weiß ich nicht," antwortete die Königstochter, und erzählte ihm nun, wie es ihr ergangen. „Nun bin ich gekommen, dich und meine Schweſtern abzuholen," fuhr ſie fort, „denn heute ſollt ihr Alle bei mir eſſen." Da ſetzte ſich der König in ſeinen Wagen, nebſt ſeiner Frau, ſeinen Schweſtern und deren Männern, und Alle zuſammen fuhren mit großem Gefolge nach dem Schloſſe der Königstochter. Dort fanden ſie einen ſchöngedeckten Tiſch, ſetzten ſich, und aßen und tranken nach Herzensluſt. Als nun die Mahlzeit ſchon zu Ende ging, hob einer der Gäſte von ungefähr ſeine Augen auf, und ſah oben in der Decke ein großes Loch, und darin ſaß Pezze e fogghi, und ſchaute lächelnd auf die Geſellſchaft herab. „Ei! da iſt ja Pezze e fogghi!" rief er. „Bardautz!" fiel das ganze Schloß zuſammen und verſchwand; der König und ſein Gefolge befanden ſich wieder zu Haus, und die jüngſte Königstochter ſaß in ihrem wollenen Röckchen auf dem Berge in ihrer Strohhütte. Als nun Pezze e fogghi nach Hauſe kam, klagte ſie ihm ihr Leid, er aber lachte und ſagte: „Ach was, du träumeſt eben ſogar am hellen Tag, das iſt nur dein Traum von voriger Nacht, der dir ſo lebhaft im Gedächtniß geblieben iſt."

Nun vergingen wieder einige Tage, da weinte eines Abends die arme Königstochter wieder ſo viel, und als ſie einſchlief, träumte ihr abermals, ſie ſei in einem wunderſchönen Schloſſe, ganz derſelbe Traum, wie das erſtemal. Als ſie aber am Morgen ihrem Mann den Traum erzählte, lachte er ſie aus und ſprach: „Was haſt du denn nur immer für Träume?" Da weinte ſie den ganzen Tag und ſchlief mit Weinen ein und am Morgen erwachte ſie wieder im ſchönen Schloſſe, und die Dienerinnen ſtanden um ſie her. Da ging es denn gerade ſo wie das erſtemal. Sie legte königliche Kleider an, fuhr zu ihrem Bruder und lud ihn mit ſeinem Gefolge auf ihr Schloß, um bei ihr zu eſſen. Gegen das Ende der Mahlzeit aber ſchaute wieder einer zufällig aufwärts, und da er oben an der Decke ein Loch erblickte, und darin den Waſſerträger, rief er ganz laut: „Ach ſeht! da iſt ja Pezze e fogghi!" „Bardautz!" fiel das Schloß zuſammen; der König und ſein Gefolge wurden in das

78. Die Geſchichte von dem muthigen Mädchen.

Es waren einmal drei Schweſtern, die hatten weder Vater noch Mutter, und ernährten ſich kümmerlich durch ſpinnen. Jeden Tag ſpannen ſie zuſammen ein Rottolo*) Flachs, den brachten ſie ihrer Herrſchaft, und bekamen zwei Tari**) dafür, davon mußten ſie leben.

Nun begab es ſich eines Tages, daß ſie eine große Sehnſucht nach einem Stückchen Leber bekamen. „Wißt ihr was?“ ſprach die älteſte Schweſter zu den beiden anderen, „heute iſt an mir die Reihe, das Geſpinnſt zur Padrona zu tragen; wenn ſie mir nun das Geld gibt, ſo will ich etwas Leber, etwas Brot und Wein kaufen, daß wir uns auch einmal einen vergnügten Tag machen. „Gut,“ antworteten die Schweſtern. Am Abend ging die älteſte Schweſter mit dem Geſpinnſt zur Stadt, und als ihr die Padrona das Geld gegeben hatte, kaufte ſie ein Stück Leber, etwas Brot und Wein, legte Alles fein ſäuberlich in ihr Körbchen und machte ſich auf den Weg nach Haus.

Als ſie nun durch eine einſame Gaſſe kam, fiel ihr das Körbchen aus der Hand. Sogleich ſprang ein Hund hervor, ergriff das ganze Körbchen und lief damit davon. Sie lief ihm nach, konnte ihn aber nicht erreichen und mußte endlich ohne Körbchen und ohne Lebensmittel nach Hauſe gehn. „Bringſt du gar nichts mit?“ fragen ſie die Schweſtern. „Ach, liebe Schweſtern,“ antwortete ſie, „was kann ich dafür? So und ſo iſt es mir ergangen.“ Den nächſten Abend mußte die zweite Schweſter zur Padrona gehn, und ſagte: „Heute will ich die Leber mitbringen.“ Als ſie nun das Geld empfangen hatte, kaufte ſie etwas Leber, Brot und Wein, packte es in ihr Körbchen und ging nach Hauſe. In einer einſamen Gaſſe fiel aber auch ihr das Körbchen aus der Hand, der Hund ſprang hervor und lief mit ihrem Körbchen davon, ſo ſchnell, daß ſie ihn nicht einholen konnte.

Als ſie nun nach Hauſe kam und ihren Schweſtern Alles erzählte,

*) Ein und zwei drittel Pfund. **) Ungefähr acht Silbergroſchen.

sprach die Jüngste: „Morgen will ich einmal gehn, und mir soll der Hund gewiß nicht entwischen.“ Also ging sie am nächsten Abend mit dem Gespinnst zur Padrona, nahm das Geld in Empfang und kaufte dafür die Leber, das Brot und den Wein. Als sie nun in die Gasse kam, entfiel das Körbchen ihrer Hand. Sogleich stürzte der Hund hervor, ergriff es und sprang fort. Sie aber war leichtfüßiger als ihre Schwestern, und so schnell er auch laufen mochte, sie lief ihm nach, und verlor ihn nicht aus dem Gesicht. Der Hund lief durch viele Straßen und schlüpfte endlich in ein Haus, das Mädchen aber schlüpfte ihm nach. Sie ging die Treppe hinauf und rief, aber Niemand antwortete ihr. Nun ging sie durch alle Zimmer und sah die herrlichsten Sachen; in dem einen Saal einen schön gedeckten Tisch, in einem andern gute Betten, in einem dritten Schätze und Kostbarkeiten, einen Menschen aber sah sie nicht. Da kam sie auch in ein kleines Zimmer, da saß der Hund am Boden und hatte die drei Körbe vor sich, sie dachte aber nicht mehr an die Körbe, als sie alle die Kostbarkeiten sah.

Als sie weiter ging, kam sie endlich in einen Saal, wo Schätze ohne Zahl aufgespeichert waren, Schubladen und Kistchen voll Edelsteine und am Boden ganze Säcke mit Goldstücken. Da nahm sie einen kleinen Sack voll Goldstücke, verließ das Schloß und ging damit nach Haus. „Liebe Schwestern,“ rief sie voll Freude, „jetzt kehrt der Ueberfluß bei uns ein, seht was ich euch mitbringe.“ Da die beiden Schwestern den Sack voll Goldmünzen sahen, freuten sie sich sehr, die Jüngste aber sprach: „Liebe Schwestern, unsere Habe wollen wir alle den Armen geben und unser Häuschen leer stehen lassen. Das Gold aber wollen wir hier vergraben, und dann zusammen in das Schloß gehn und sehn, was es damit für eine Bewandtniß hat. Wenn es uns dort schlecht gehen sollte, so bleibt uns ja immer das Gold, das wir hier zurücklassen.“

So thaten sie denn auch, schenkten all ihr Hab und Gut den Armen, vergruben ihr Gold in dem leeren Hause, und gingen dann alle drei in das geheimnißvolle Schloß. In dem ersten Saale fanden sie noch den schön gedeckten Tisch, setzten sich und aßen und tranken nach Herzenslust,

und beſchauten dann alle die Schätze und Herrlichkeiten, die in dem Hauſe aufgeſpeichert waren. Als es Abend wurde, ſprach die jüngſte Schweſter zur älteſten: „Wir können uns nicht Alle ſchlafen legen, denn es könnte uns ein Unglück begegnen. Deßhalb iſt es am beſten, wenn du dieſe erſte Nacht wacheſt, während wir beide ſchlafen. Alſo legten ſich die Jüngeren ſchlafen, die Aelteſte aber wachte.

Um Mitternacht hörte ſie auf einmal einen lauten Schrei, der durch das ganze Haus ſchallte. „Wart! ich komme herauf!“ rief es mit drohender Stimme. Da erſchrak ſie ſo, daß ſie ſchnell ins Bett ſchlüpfte und die Decke über die Ohren zog. Darauf wurde Alles ſtill. Den nächſten Morgen frugen die beiden Andern: „Haſt du heute Nacht nichts gehört oder geſehn?“ Sie aber antwortete: „Gar nichts, es blieb Alles ruhig.“

Am nächſten Abend mußte die zweite Schweſter wachen, und die beiden andern legten ſich ſchlafen. Um Mitternacht aber rief es wieder mit drohender Stimme: „Wart! ich komme herauf!“ Da erſchrak ſie, kroch ſchnell ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Nun wurde Alles wieder ſtill. Am Morgen frugen ſie die beiden Andern, ob ſie nichts geſehn oder gehört habe. Da antwortete ſie: „Nein, gar nichts, es blieb Alles ruhig.“ Zur älteſten Schweſter aber ſprach ſie im Vertrauen: „Haſt du auch dieſen entſetzlichen Schrei gehört?“ „Ja freilich, ſei nur ſtille. Haben wir den Schrecken gehabt, ſo kann es unſere jüngſte Schweſter auch durchmachen.“ Am Abend legten ſich die beiden älteren Schweſtern ſchlafen, die Jüngſte aber wachte. Um Mitternacht ertönte auf einmal derſelbe Schrei. „Wart! Ich komme herauf!“ „Wie es euch beliebt!“ antwortete ſie. Da ging die Thüre auf, und eine große ſchöne Geſtalt trat herein, mit einem langen ſchwarzen Gewand und einer langen Schleppe. Die ging auf ſie zu und ſprach: „Ich ſehe, daß du ein muthiges Mädchen biſt; wenn du auch ferner denſelben Muth zeigſt, und Alles genau thuſt, was ich dir ſage, ſo ſoll dieſer Palaſt mit Allem was darinnen iſt dir angehören, und du ſollſt eine Fürſtin ſein, wie ich eine geweſen bin.“ „Edle Frau,“ erwiederte das Mädchen, „ſaget mir, was

einen tiefen Brunnen, und warfen ihn hinein. Um Mitternacht aber ging auf einmal wieder die Thüre auf, die ſchwarze Geſtalt trat herein, und ſprach zu der Jüngſten: „Du haſt mich durch deinen Muth erlöſt, und nun ſollen auch alle dieſe Schätze dir gehören. Lebe wohl, heute bin ich zum letztenmal gekommen, denn nun habe ich Ruhe gefunden.“ Damit verſchwand ſie und kam nie wieder. Die drei Schweſtern aber blieben in dem wunderſchönen Palaſt, und heiratheten Jede einen vornehmen Herrn, und ſo blieben ſie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

---

79. Die Geſchichte von den zwölf Räubern.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren beide arm und elend, hatten viele Kinder und wenig Geld. Da ſprach eines Tages der eine von ihnen zu ſeiner Frau: „Ich will über Land gehen, vielleicht finde ich dann etwas Arbeit, daß ich ein wenig Geld verdienen kann.“ Alſo machte er ſich auf, und wanderte immer grade aus, bis er endlich auf einen hohen Berg kam. Da ſetzte er ſich hin und dachte an ſein trauriges Schickſal. Wie er nun ſo da ſaß, ſah er auf einmal zwölf Räuber des Wegs daher kommen. „Ach, ich Unglücklicher,“ dachte er, „wenn die mich hier finden, ſo morden ſie mich,“ und da er in der Nähe einen dichten Buſch ſah, verſteckte er ſich dahinter, bis die Räuber vorübergezogen ſein würden. Die ſtiegen mit vielen Schätzen beladen den Berg hinauf, anſtatt aber weiter zu gehen, hielten ſie vor einem hohen Felſen, und der erſte ſprach: „Thu dich auf, Thür“ *), und alsbald that ſich eine Thür im Felſen auf, und ſie gingen alle zwölf hinein. Der Felſen aber ſchloß ſich hinter ihnen.

Nach einer Weile kamen ſie wieder heraus, und der letzte ſagte: „Schließe dich, Thür“ **), und der Felſen ſchloß ſich hinter ihnen. „Ei,“ dachte nun der Arme, „da gibt es was zu holen,“ und als die Räu-

---

*) Grapiti, cicca. **) Chiuditi, cicca.

er ſie noch einmal und es waren wieder elf. „Nun," dachte er, „elf ſind hinein und elf ſind auch wieder herausgekommen, nun kann ich ſicher hineingehen." Da ſtellte er ſich vor den Felſen und ſprach: „Thu dich auf, Thür," und die Thür that ſich auf, und er ging hinein. Drinnen lag das Gold in großen Haufen, und Niemand war zu ſehen. Da füllte er ſich die Taſchen mit Gold; als er aber hinaus wollte, ſprang auf einmal der zwölfte Räuber hervor und erſchlug ihn.

Als die Räuber wieder nach Hauſe kamen, und den Ermordeten ſahen, ſprachen ſie: „So, du Spitzbube, jetzt haſt du deinen Lohn gekriegt." Unterdeſſen wartete der andre Bruder immer noch auf ſeinen armen Bruder, und als er gar nicht mehr kam, dachte er: „Gewiß haben ihn die Räuber gefangen und getödtet." Da nahm er die Frau und die Kinder ſeines Bruders zu ſich, und ſorgte für ſie, und blieb glücklich und zufrieden, und die Alte ſitzt ohne Zähne da. *)

---

80. Die Geſchichte vom Cacciaturino**).

Es war einmal ein König, dem war ſeine Frau geſtorben, und hatte ihm ſieben Töchter hinterlaſſen, die waren eine immer ſchöner als die andre, die jüngſte aber war die ſchönſte und klügſte. Die Miniſter des Königs riethen ihm wiederholt, er ſolle doch wieder eine Gemahlin nehmen, und ſprachen: „Die Königin des benachbarten Staates iſt Wittwe, und hat ſieben ſchöne und ſtarke Söhne. So höret denn auf unſern Rath, und begehret ſie zur Gemahlin; eure ſieben Töchter aber gebet ihren ſieben Söhnen." Dem König gefiel dieſer Rath gar wohl, und er ſandte einen Boten zur Königin und ließ ſie fragen, ob er wohl die Ehre haben könne, ſie zu ſeiner Gemahlin zu nehmen, und ihre ſieben Söhne mit ſeinen ſieben Töchtern zu verheirathen. Die Königin war es zufrieden, und ſo

*) Iddu ristau felici e cuntenti, e la vecchia senz' aughi (Stockzähne) e senza denti.

**) Kleiner Jäger.

ihn uns aufziehn." Alſo ließen ſie das Kindlein am Leben, und ſeine Mutter nannte es Cacciaturino. Cacciaturino wuchs heran und wurde mit jedem Tage ſchöner und kräftiger.

Aber laſſen wir ihn nun im Walde mit ſeiner Mutter und ſeinen Tanten ſehen wir uns nach den armen Königsſöhnen um, die ſo lange Zeit im Kriege geblieben waren.

Als ſie nach Hauſe kamen, war ihre erſte Frage nach ihren Frauen. „Sie ſind Alle geſtorben," antwortete die böſe Königin. Denkt euch nun die Verzweiflung der ſieben Königsſöhne. „Und meine Frau iſt auch geſtorben? Und mein Kindlein auch?" frug ein Jeder. „Alle, alle todt!" antwortete die Mutter. Da wurden die ſieben Königsſöhne ſo traurig, daß ſie ganz krank davon wurden, und keinen Troſt annehmen wollten, und ſo vergingen drei oder vier Jahre.

Da begab es ſich eines Tages, daß ihre Mutter ſie in den Wald ſchickte, um zu jagen, denn ſie meinte, das ſolle ſie von ihren trüben Gedanken befreien. Wie ſie nun ſo im Walde jagten, ſehen ſie auf einmal einen wunderſchönen Knaben von drei oder vier Jahren, der war ſo ſchön, daß ſie ihn anriefen und frugen: „Wie heißeſt du, mein Kind?" „Cacciaturino!" Mit wem wohnſt du hier im Wald?" „Mit meiner Mutter." „Hätteſt du wohl Luſt, mit uns an den Hof zu kommen, und bei uns zu bleiben? Denn wir ſind Königsſöhne, und wollen dich halten wie unſer eignes Kind." Wartet hier ein wenig auf mich," ſprach Cacciaturino, „ſo will ich zuerſt meine Mutter fragen." Da lief er hin, und erzählte ſeiner Mutter, was die ſieben Jäger zu ihm geſagt hatten Seine Mutter aber antwortete: Sage den Königsſöhnen, du wolleſt mit ihnen gehn, wenn ſie dir erlauben wollen, jede Woche einmal in den Wald zu gehn, um mich zu beſuchen. Und wenn du in Noth biſt, komme nur zu mir." Alſo ging Cacciaturino zu den Königsſöhnen zurück, und ſie nahmen ihn mit an den Hof und hielten ihn wie ihren Sohn, und beſonders der Jüngſte hatte ihn von Herzen lieb. Nun hatte aber die Königin eine Schweſter, die war eine böſe Menſchenfreſſerin. Als nun Cacciaturino in ſeinem zwölften Jahre war, kam die Königin einſt zu ihrer

und Cacciaturino ging in den Wald zu ſeiner Mutter. „Denkt euch nur, liebe Mutter, das und das hat mir der König aufgetragen.“ Die jüngſte Königstochter aber war ſehr klug, und ſprach zu ihrem Sohne: „Laß dir vom König ein feines Meſſerchen und ein Fläſchchen geben, und mache dich getroſt auf den Weg zum Menſchenfreſſer. Wenn du hinkommſt, wird er unter einem Baum liegen und ſchlafen, wenn du dich aber näherſt, wird er dich ergreifen und verſchlingen. Fürchte dich nicht, ſondern greife nur nach deinem Meſſerchen, ſchneide ihm im Leibe die Adern auf, und fülle dein Fläſchchen mit dem Blut. Davon wird er ſterben, und ſein Mund wird ſich öffnen, daß du wieder hinauskriechen kannſt. Gehorche deiner Mutter, mein Kind, ſo wird dir kein Leid zuſtoßen.“

Cacciaturino kam zum König und ſprach: „Königliche Majeſtät, gebet mir ein Meſſerchen und ein Fläſchchen, ſo will ich gehn und das Blut des Menſchenfreſſers holen.“ Da gab ihm der König ein ſcharfes, kleines Meſſer und ein Fläſchchen, und Cacciaturino ging zum Menſchenfreſſer, der lag unter einem Baum und ſchlief. Als aber Cacciaturino ſich näherte, erwachte er, griff ſogleich nach dem kleinen Knaben und verſchluckte ihn. Cacciaturino erſchrak wohl ein wenig, als es im Leibe des Menſchenfreſſers ſo finſter war, aber er gedachte an die Worte ſeiner Mutter, zog ſein Meſſerchen hervor, und ſchnitt alle die Adern auf. Nun konnte aber der Menſchenfreſſer nicht länger leben, und als er ſtarb, öffnete ſich ſein Mund wie ein großes Thor. Da füllte Cacciaturino ſein Fläſchchen mit Blut, kroch wieder hervor und eilte vergnügt zum König. Der hatte natürlich eine große Freude, als ihm Cacciaturino das Blut brachte, die Königin aber ſtellte ſich, als wäre ſie nun ganz geneſen.

Am nächſten Morgen ging Cacciaturino in den Wald, und erzählte ſeiner Mutter, daß er Alles vollbracht habe, und ſeine Mutter ſagte: „Wohl, mein Kind, folge nur ſtets meinem Rath, ſo wird es Dir immer gut gehn.“ Die Königin aber konnte keine Ruhe finden, darum, daß Cacciaturino geſund wiedergekehrt war. Sie ging alſo zu ihrer Schwe-

Niemand, als die Menſchenfreſſerin. Geh zum König und bitte dir ein Pferd aus, denn es iſt zu weit, um zu Fuße zu gehn. Wenn du nun zur Menſchenfreſſerin kommſt, mußt du dich wohl hüten, jemals vom Pferde zu ſteigen; ſie wird dich freundlich aufnehmen und dich einladen, bei ihr zu eſſen, dann antworte nur: „„Wenn ich bei euch eſſen ſoll, ſo müßt ihr mir einen Tiſch decken, der ſo hoch ſei, daß ich auf meinem Pferde davor ſitzen kann.““ Das wird ſie thun und wird zwei Teller bringen, einen für ſich mit guten Speiſen, den andern für dich mit vergifteten Speiſen. Ehe du nun auch nur einen Biſſen davon nimmſt, mußt du deine Gabel auf den Boden fallen laſſen und die Menſchenfreſſerin bitten, ſie dir zu holen. Sie wird dir eine andre anbieten, nimm ſie aber nicht, ſondern nöthige ſie, ſich zu bücken und deine Gabel aufzuheben. Während ſie ſich aber bückt, mußt du ſchnell die Teller vertauſchen, daß ſie ſelbſt von den vergifteten Speiſen ißt und ſtirbt. Wenn ſie nun todt iſt, ſo reiße ihr das Kleid vorn auf und nimm die Zaubergerte, die ſie im Buſen trägt. In einem Schrank wirſt du vierzehn Augen finden, das ſind meine Augen und die meiner Schweſtern, bringe ſie uns mit. Endlich fülle dein Fläſchchen mit dem Waſſer des guten Geſichts, und komme zuerſt hierher, ehe du es zum Könige bringſt.“

Cacciaturino eilte zum König und bat ihn um ein Pferd, wie ſeine Mutter ihm befohlen hatte. Dann ſteckte er auch noch ſeine eigene Gabel in die Taſche, beſtieg das Pferd und ritt zur Menſchenfreſſerin. Als er an ihren Palaſt kam, ſtand ſie am Fenſter und rief ihm freundlich zu: „Ei, mein ſchöner Burſche, ſteiget herab von eurem Pferd, und kommet herein und ſetzt euch an meinen Tiſch.“ Cacciaturino antwortete: „Wenn ich bei euch eſſen ſoll, ſo müßt ihr mir einen Tiſch decken laſſen, daß ich auf meinem Pferde davor ſitzen kann; denn ſo bin ich es gewöhnt.“ Weil ihn nun die Menſchenfreſſerin vergiften wollte, that ſie ihm den Willen und ließ einen ſo hohen Tiſch zurichten, daß er auf ſeinem Pferde daran ſitzen konnte. Sie ſelbſt aber mußte eine kleine Leiter nehmen, um hinauf zu gelangen. Da brachte ſie zwei Teller herein, und ſtellte den einen vor Cacciaturino und ſprach: „Eßt nur, mein ſchöner

Burſche." Cacciaturino antwortete: „Ich bin nicht gewohnt, mit fremden Gabeln zu eſſen, erlaubet daher, daß ich meiner eigenen mich bediene." Als er aber die Gabel aus der Taſche zog, ſtellte er ſich, als glitte ſie ihm aus der Hand und ließ ſie fallen. „Ach, edle Frau," bat er, „ſeid ſo gut und holet mir meine Gabel, denn ich kann mein Pferd nicht verlaſſen." „Hier iſt eine andre Gabel," ſprach die Menſchenfreſſerin. Er aber antwortete: „Nein, nein, edle Frau, ich bin nicht gewohnt, mit einer andern Gabel zu eſſen, als mit meiner eigenen." Da ſtieg ſie hinunter, um die Gabel aufzuheben; Cacciaturino aber vertauſchte ſchnell die beiden Teller.

Als nun die Menſchenfreſſerin einige Biſſen genommen hatte, fiel ſie auf einmal um und war todt. Da aß ſich Cacciaturino erſt ſatt, dann ſtieg er vom Pferd und riß ihr das Kleid auf, und in ihrem Buſen fand er richtig die Zaubergerte, die nahm er zu ſich. Dann ſchaute er ſich weiter um und fand die vierzehn Augen in einem Glasſchrank, je zwei und zwei, die nahm er auch. Endlich füllte er ſein Fläſchchen mit dem Waſſer des guten Geſichtes, beſtieg ſein Pferd, und ritt fröhlich dem Walde zu. „Biſt du wieder da, mein Sohn, mein lieber Sohn!" rief ſeine Mutter voll Freude. „Ja wohl, liebe Mutter, und hier habe ich euch auch eure Augen mitgebracht." Da beſtrich er die Augenhöhlen ſeiner Mutter mit dem Waſſer des guten Geſichts, ſetzte ihr ihre Augen ein, und alſobald ward ſie ſehend. So heilte er auch alle ſeine Tanten. Dann zog er ſeine Zaubergerte hervor und wünſchte ſich prächtige Kleider für ſeine Mutter und ihre Schweſtern und zwei goldne Wagen mit edeln Pferden beſpannt, und zuletzt einen wunderſchönen Palaſt, dem königlichen Schloß gerade gegenüber.

Kaum hatte er ſich das Alles gewünſcht, ſo ſtand das auch ſchon da; ſie ſetzten ſich Alle in die Wagen und fuhren in ihr ſchönes Schloß, wo Diener und Dienerinnen in Menge ſie erwarteten, dieſe wuſchen und badeten die armen Königstöchter mit wohlriechendem Waſſer, bis ſie wieder ſchön und geſund wurden. Am Morgen trat der König auf den Balkon; da ſah er ſich gegenüber das herrliche Schloß, und die ſchönen

Frauen ſtanden mit einem wunderſchönen Knaben am Fenſter. Weil er aber neugierig war, ſchickte er einen Boten hinüber, um den fremden Knaben mit den ſchönen Damen zu ſich einzuladen. Der Bote ging hinüber, um den Auftrag des Königs auszurichten. Cacciaturino aber antwortete: „Saget dem König, meine Damen verließen ihre Wohnung nicht, darum möge er uns die Gnade erzeigen und mit der Königin und ihren ſieben Söhnen zu uns zur Tafel zu kommen.“ Als der König das hörte, ſprach er: „Nun wohl, ſo ſei es,“ und ging mit der Königin und den Schwiegerſöhnen ins ſchöne Schloß.

Denkt euch nun, wie die Tafel gedeckt ſein mochte, und was für herrliche Speiſen wohl darauf ſtanden; genug, daß Alles von Feenhand gemacht war, denn Cacciaturino brauchte ſeiner Gerte nur zu befehlen, ſo ſtand Alles ſo herrlich da, wie es nicht einmal der König hatte. Zu Tiſche aber ließ Cacciaturino jeden Königsſohn neben ſeiner Frau ſitzen. Als ſie nun fertig gegeſſen hatten, ſprach der König: „Wie wäre es, wenn Jeder von uns eine Geſchichte erzählte?“ „Wie es euch beliebt, königliche Majeſtät,“ antwortete Cacciaturino, „und euch gebührt es, anzufangen.“ „Nein, nein, fangt ihr an,“ rief der König, „ihr ſeid ja der Jüngſte.“ „Ich gehorche, königliche Majeſtät,“ ſprach Cacciaturino, „aber unter einer Bedingung, gebet mir euer königliches Wort, daß Keiner das Zimmer verlaſſen darf, während ich erzähle.“ „Ihr habt mein königliches Wort,“ rief der König, und befahl alle Thüren zu verſchließen.

Nun fing Cacciaturino an zu erzählen, und erzählte die ganze Geſchichte, wie ich ſie euch erzählt habe, von der Zeit an, wo der König um die Königin freite. Bei jedem Worte, das er ſprach, wurde die Königin blaß und immer bläſſer und hätte gern den Saal verlaſſen, der König aber erlaubte es nicht, denn er hatte ſein königliches Wort gegeben. Als Cacciaturino nun die ganze Geſchichte erzählt hatte, fuhr er fort: „Königliche Majeſtät, ich bin Cacciaturino, hier ſind mein Vater und meine Mutter, und ihr ſeid mein Großvater. Die böſe Königin aber iſt an all dem Unglück ſchuld.“ „Dafür ſoll ſie auch ihre Strafe bekommen,“

rief der König. „Schnell, ergreifet ſie, und werfet ſie in einen Keſſel mit ſiedendem Oel, und werfet ſie den Hunden vor.“

Und ſo geſchah es. Die böſe Königin wurde in einem Keſſel mit ſiedendem Oel gekocht und dann den Hunden vorgeworfen Der alte König lebte glücklich und zufrieden mit ſeinen ſieben Töchtern und ihren ſieben Männern. Cacciaturino aber war Alles ſo wohl gelungen, weil er den Worten ſeiner Mutter gehorcht hatte, denn Gott verläßt den Gerechten nicht, und wer Gutes thut wird Gutes erhalten.

---

81. Die Geſchichte von den drei guten Rathſchlägen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau, die er von Herzen lieb hatte. Die Frau aber war guter Hoffnung. Da ſprach ſie eines Tages zu ihrem Mann: „Ach, lieber Mann, ich habe ein ſolches Gelüſten nach einem Stückchen Leber; ach, hätte ich doch ein Stückchen Leber.“ „Wenn es weiter nichts iſt, etwas Leber will ich dir ſchon verſchaffen,“ antwortete der Mann, und ging zu ſeinem Gevatter, der war Metzger. „Gevatter,“ ſprach er, „ſeid ſo gut und gebt mir einhalb Rottolo Leber, eure Gevatterin hat ein Gelüſte danach.“ „Gleich will ich euch bedienen, Gevatter, wartet nur einen Augenblick, bis ich dieſe Kunden abgefertigt habe.“ Der Mann wartete und wartete; die Kunden gingen weg, es kamen andre, und der Gevatter gab ihm noch immer nicht ſein Stück Leber. „Gevatter, ſo bedient mich doch, eure Gevatterin ſitzt zu Hauſe und kann keine Ruhe finden vor Verlangen nach einem Stückchen Leber.“ „Wartet nur noch ein wenig, Gevatter, bis ich dieſe Kunden abgefertigt habe,“ antwortete der Metzger, und fuhr fort ſeine Kunden zu bedienen, einen nach dem andern, und nur ſeinen Gevatter ließ er warten. Da riß dem Mann endlich die Geduld. „Iſt denn mein Geld nicht eben ſo gut als das der andern?“ dachte er, ergriff einen großen Prügel und ſchlug damit dem Metzger den Schädel entzwei, daß er todt hinfiel. Als er aber den Metzger todt da liegen ſah, wurde

ihm doch bang zu Muthe, er lief nach Haus zu seiner Frau, und sprach: „Liebe Frau, ich muß weit, weit von hier, denn mir ist ein Unglück begegnet. *) Der Gevatter bediente immer alle die andern Kunden und nur mich nicht; ich aber dachte an dich, und es that mir Leid, daß du so lange warten solltest. Da riß mir die Geduld und ich schlug ihm seinen Schädel entzwei. Darum muß ich nun in die weite Welt wandern und dich allein lassen." Die Frau jammerte und weinte, aber was half es? Sie mußte allein bleiben, und der Mann zog fort in die weite Welt.

Wie er nun so dahin zog, kam er auch nach Rom. Da dachte er: „Besser als hier ist es nirgends. Ich will hier bleiben und bei dem Pabst in Dienst treten." Also verdingte er sich bei dem Pabst und diente ihm treu vierzig Jahre lang, und der Pabst hatte ihn von Herzen lieb.

Als aber die vierzig Jahre um waren, dachte er eines Tages: „Ich bin nun so lange Jahre von Hause weg gewesen und weiß nicht, ob meine Frau noch lebt und ob ich einen Sohn oder eine Tochter habe. Darum will ich in meine Heimath zurückkehren, nach so langer Zeit wird niemand mehr an den todten Metzger denken." Da kam er zum Pabst und sprach: „Excellenz, ich habe euch so lange treu gedient; laßt mich nun auch in meine Heimath zurückkehren." „Gut," sprach der Pabst, „und weil du mir so lange treu gedient hast, so nimm hier dieses Geld." Mit diesen Worten gab er ihm dreihundert Unzen. Der Mann dankte, steckte das Geld in die Tasche und küßte dem Pabst die Hand. Als er aber eben zur Thür hinausgehen wollte, rief ihn sein Herr zurück, und sprach: „Höre einmal, wenn ich dir einen guten Rath gebe, gibst du mir dann hundert Unzen dafür?" „Excellenz, nehmt was euch beliebt," antwortete der Mann, und gab dem Pabst hundert Unzen zurück. Da sprach der Pabst: „Bedenke wohl, daß dieser gute Rath dich hundert Unzen kostet, darum merke ihn dir. Wenn dir unterwegs etwas Außergewöhnliches begegnet, so mache keine Bemerkungen darüber." Der

*) »Ci succidiu una disgrazia, es ist ihm ein Unglück begegnet," ist die gewöhnliche Redensart, wenn Jemand im Zorn einen Mord begangen.

Mann verſprach es, küßte dem Pabſt die Hand, und wollte wieder gehen. Der Pabſt aber rief ihn zum zweitenmal zurück, und ſprach: „Wenn du mir wieder hundert Unzen gibſt, ſo gebe ich dir noch einen guten Rath.“ „Excellenz, thut wie es euch gefällt,“ antwortete der Mann, und zählte wieder hundert Unzen auf den Tiſch. Da ſagte der Pabſt: „Bedenke wohl, daß dieſer gute Rath dich wieder hundert Unzen koſtet, darum nimm meine Worte wohl in Acht. Du darfſt keinen andern Weg zurückgehen, als eben denſelben, den du hergekommen biſt.“ Der Mann küßte ſeinem Herrn die Hand und wollte zur Thür hinausgehen. Der Pabſt aber rief ihn zum drittenmal zurück und ſprach: „Gib mir noch einmal hundert Unzen, ſo will ich dir noch einen guten Rath geben.“ „Excellenz, nehmt was ihr wollt,“ antwortete der Mann, und gab auch die letzten hundert Unzen zurück. Da ſprach der Pabſt: „Höre wohl auf meine Worte und vergiß nicht, daß auch dieſer Rath dich hundert Unzen koſtet. Den Zorn, der dich am Abend ergreift, laß ruhen bis zum nächſten Morgen; wenn er dich am Morgen ergreift, ſo laß ihn ruhen bis zum Abend. Erinnere dich meiner Worte, ſie werden dir nützen. Und nun, nachdem du mir vierzig Jahre gedient haſt, kannſt du auch noch einen Tag bei mir bleiben und mir einen großen Backofen voll Brot kneten und backen.“ Da ging der Mann in die Küche und knetete ſchönes, weißes Brot; und der Pabſt ließ heimlich die dreihundert Unzen in den größten Laib hinein verſtecken, und mit dem übrigen Brot backen. Als nun der Mann den nächſten Tag kam, um Abſchied zu nehmen, ſchenkte ihm der Pabſt den Laib Brot und ſprach: „Nimm dieſes ſchöne weiße Brot mit und iß es, wenn du frohen Muthes biſt.“ Dann ſegnete er ihn und ließ ihn ziehen.

Der Mann wanderte nun immer vorwärts, ſeiner Heimath zu. Eines Tages, wie er ſo dahinging, wurde er hungrig, und da er ein Wirthshaus am Wege ſah, trat er hinein, und beſtellte ſich etwas zu eſſen. Der Wirth brachte einen Teller Fiſch, mit Brot und Wein, und ſtellte Alles vor ihn hin; daneben aber ſtellte er einen Todtenkopf. Der Mann wollte ſchon fragen, was das bedeute, da fiel ihm ein, wie der

Pabst gesagt hatte: „Wenn dir etwas Außergewöhnliches begegnet, so mache keine Bemerkungen darüber," und er schwieg. Als er nun gegessen hatte, sprach der Wirth zu ihm: „Du bist der erste, der mich nicht gefragt hat, wozu ich den Todtenkopf dahingestellt habe, und das hat dir das Leben gerettet. Ich will dir zeigen, was aus Denen geworden ist, die ihre Neugierde nicht zu zähmen vermochten." Mit diesen Worten führte er ihn in einen dumpfen Keller, darin lagen viele Leichen und Todtengebeine, das waren die Leichen Derjenigen, die den Wirth gefragt hatten, warum er den Todtenkopf neben die Speisen stelle. Da dankte der Mann in seinem Herzen dem Pabst für den guten Rath und dachte: „Er hat mich zwar hundert Unzen gekostet, er hat mir aber auch das Leben gerettet."

Nun zog er weiter, und wanderte wieder viele Tage. Da begegneten ihm eines Tages eine Menge Arbeiter, die gingen aufs Land, um den Flachs auszuziehen, und sprachen zu ihm: „Wollt ihr nach Catania? Warum geht ihr denn diesen Weg? Kommet doch mit uns, wir gehen einen viel kürzeren Weg." Der Mann gedachte an den zweiten Rath des Pabstes, daß er auf demselben Wege zurückwandern müsse, auf dem er nach Rom gekommen sei, und antwortete: „Zieht ihr eure Straße, ich will die meine ziehen." Kaum war er einen Miglio weit gegangen, so hörte er lautes Geschrei, das waren die armen Arbeiter, die von Räubern überfallen und ermordet worden waren. Da dachte er: „Dieser Rath hat mich freilich auch hundert Unzen gekostet, aber er hat mir das Leben gerettet. Gesegnet sei, der ihn mir gegeben hat!"

Endlich, nach einigen Tagen, kam er eines Abends spät in Catania an, und ging sogleich in das Haus, wo seine Frau vor vierzig Jahren gewohnt hatte. Nun hatte sie damals einen Sohn geboren, der war Geistlicher geworden, und lebte bei seiner Mutter. Als nun der Mann klopfte, lief der Sohn die Treppe hinunter, machte ihm auf, und frug ihn, was er wolle. Wie der Mann aber einen Geistlichen sah, überkam ihn ein großer Zorn, und er dachte: „Wer ist dieser Pfaffe, der bei meiner Frau lebt?" Und es hätte wenig gefehlt, so hätte er ihn ermordet.

Da gedachte er aber des guten Rathes, den der Pabſt ihm gegeben hatte: „Den Zorn, der dich am Abend ergreift, laß ruhen bis zum nächſten Morgen," und er antwortete: „Ich bin ein armer Pilger, könnet ihr mir nicht ein Obdach geben?" Da führte ihn ſein Sohn hinein, und in der Stube ſaß ſeine Frau, die er ſo lange nicht geſehen hatte. „Kommt herein, armer Mann," ſprach ſie, „ruhet euch aus, bis ich das Abendeſſen bereitet habe." Dann ſtellte ſie das Abendeſſen auf den Tiſch und lud ihn ein, mit ihnen zu eſſen.

Während des Eſſens ſprach der Pilger: „Erzählet uns doch eine Geſchichte, gute Frau; ihr wißt deren gewiß viele." „Ach," antwortete ſie, „was ſollte ich euch anderes erzählen können, als meine eigene traurige Geſchichte, da ich ſo kurze Zeit nach meiner Heirath meinen Mann verloren habe." „Wie war denn das?" „Ich war guter Hoffnung und ſagte eines Tages zu meinem Mann, ich hätte ſo ein Gelüſte nach einem Stückchen Leber. Da ging er hin, es zu kaufen, weil ihn aber der Metzger ſo lange warten ließ, nahm er im Zorn einen großen Prügel und ſchlug ihm den Schädel entzwei. Darauf mußte er fliehen, und ich habe ſeitdem vierzig Jahre nichts von ihm gehört. Als meine Stunde kam, gebar ich dieſen Sohn, der Geiſtlicher geworden iſt."

Als der Mann hörte, der Geiſtliche ſei ſein eigner Sohn, dankte er im Herzen dem Pabſt für ſeinen guten Rath. „Denn," dachte er, „ich hätte im Zorn beinah ein großes Unglück angerichtet." Dann ſprach er: „Es iſt doch merkwürdig, meine Geſchichte gleicht ganz der eurigen, gute Frau. Ich war ſeit Kurzem verheirathet, und meine Frau war guter Hoffnung. Da ſagte ſie eines Tages: „„Ach, lieber Mann, mich verlangt ſo nach einem Stückchen Leber; ach, hätte ich doch ein Stückchen Leber."" Ich ging zum Metzger, um es ihr zu kaufen; der Metzger aber bediente alle ſeine Kunden und nur mich nicht, ſo daß mir endlich die Geduld ausging und ich ihm ſeinen Schädel entzwei ſchlug. Da mußte ich fliehen und meine arme Frau allein zurücklaſſen, und habe ſeitdem nichts von ihr gehört. Und jetzt, nach vierzig Jahren, bin ich wiedergekommen und will ſehen, ob ſie noch lebt."

Während er dieſe Worte ſprach, ſah ſeine Frau ihn immer an und konnte ihre Augen nicht von ihm wegwenden, und als er ſeine Geſchichte fertig erzählt hatte, erkannte ſie ihn und umarmte ihn mit vielen Thränen und großer Freude. Da umarmte er auch ſeinen Sohn und freute ſich, daß er ein ſo ſchöner großer Mann war.

Als ſie ſich nun ein wenig beruhigt hatten und weiter eſſen wollten, nahm der Mann aus ſeinem Querſack das Brot, das der Pabſt ihm gegeben hatte, und ſprach: „Dieſes Brot iſt Alles, was ich euch mitbringe, und der Pabſt hat mir geſagt, ich ſolle es eſſen, wenn ich frohen Muthes wäre. Wann könnte ich nun froher und glücklicher ſein als jetzt, wo ich euch wiedergefunden habe? Und darum wollen wir es jetzt verzehren.“ Mit dieſen Worten ſchnitt er es an, und ſiehe! da fielen die dreihundert Unzen heraus, und er war nun ein reicher Mann und lebte noch lange vergnügt und ohne Sorgen mit ſeiner Frau und ſeinem Sohn.

---

82. Die Geſchichte vom klugen Peppe.

Es war einmal eine arme Waſchfrau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Peppe und alle Leute hielten ihn für dumm. Nun war es einmal im Carneval, und in allen Häuſern wurde gekocht und gebraten, Maccaroni und Wurſt, und nur die arme Waſchfrau hatte nichts zu eſſen als trocken Brot. Da ſprach Peppe: „Mutter, in allen Häuſern ißt man heute ſo gute Sachen, und wir allein ſollen trocken Brot eſſen? Gebt mir euer Huhn, das will ich verkaufen und dafür Maccaroni und Wurſt kaufen.“ „Biſt du toll?“ rief die Frau. Soll ich mein letztes Huhn verkaufen, damit ich nachher keins mehr habe?“ Peppe aber bat ſo lange, bis die Mutter ihm endlich das Huhn gab.

Als er nun auf den Markt kam, bot er ſein Huhn zum Verkauf aus. Da kam ein Mann heran und frug ihn: „Wie viel willſt du für dein Huhn?“ „Drei Tari.“ „Iſt es auch recht fett?“ frug der Mann, und nahm das Huhn in die Hand, als ob er es wiegen wolle; ehe ſich

Peppe aber deſſen verſah, war der Mann mit ſammt dem Huhn verſchwunden. Denkt euch nun den armen Peppe, wie er jammerte: „Ach, nun wird meine Mutter mich mit Schlägen umbringen, ach was ſoll ich thun?“ Auf einmal ſah er den Dieb vor einem Maccaroniladen ſtehn; leiſe ſchlich er hinzu, und hörte, wie der Mann ſagte: „Leget funfzig Rottoli Maccaroni für mich auf die Seite, hier iſt das Geld dafür; morgen früh wird ein Burſche mit einem weißen Eſel kommen, dem könnt ihr die Maccaroni übergeben.“ Dieſer Mann aber war ein Räuberhauptmann und hatte elf Räuber unter ſich. Als der Räuber die Maccaroni eingekauft hatte, ging er in einen Wurſtladen, und Peppe ſchlich wieder hinter ihm her. „Legt vierzig Rottoli Wurſt für mich bei Seite,“ ſprach der Räuberhauptmann zum Metzger; „hier iſt das Geld dafür; morgen früh wird ein Burſche mit einem weißen Eſel kommen, dem könnt ihr die Wurſt übergeben.“ Dann ging der Räuber auch noch in einen Kaufladen und kaufte vier Rottoli Käſe ein, die er auch liegen ließ bis zum nächſten Morgen. Peppe aber ſchlich immer hinter ihm drein und merkte ſich Alles.

Als er nun nach Hauſe kam, frug ihn ſeine Mutter gleich: „Wie viel haſt du für das Huhn bekommen?“ „Ach, Mutter, antwortete Peppe, ſo und ſo iſt es mir ergangen.“

Als die Frau nun hörte, wie er ſich das Huhn hatte ſtehlen laſſen, nahm ſie einen großen Stock und prügelte den Peppe tüchtig durch. Er aber ſagte: „Laßt mich doch nur machen, Mutter; der Räuber ſoll euch das Huhn hundertfältig bezahlen. Verſchaffet mir nur einen weißen Eſel, ſo werde ich morgen euer Herz erfreuen.“ „Ach, was willſt du mit einem weißen Eſel thun?“ rief die Waſchfrau; „du Dummkopf, der du nicht einmal im Stande biſt, ein Huhn zu verkaufen.“ Peppe aber bat ſo lange, bis ſie hinging und ſich von einer Nachbarin einen weißen Eſel leihen ließ. Am nächſten Morgen ſtand Peppe ganz frühe auf und trieb den weißen Eſel zum Maccaroniladen. „Heda, guter Freund, mein Padrone ſchickt mich, die funfzig Rottoli Maccaroni zu holen, die er geſtern hier eingekauft hat.“ Der Bäcker ſah den weißen Eſel und dachte:

„das iſt jedenfalls der Burſche, den der Käufer von geſtern für die Maccaroni zu ſchicken verſprach.“ Alſo gab er dem Peppe ruhig die Maccaroni; Peppe lud ſie auf ſeinen Eſel und trieb dieſen zum Metzger. „Gebt mir die vierzig Rottoli Wurſt, die mein Padrone geſtern hier gekauft hat,“ ſprach er, und da der Metzger den weißen Eſel ſah, dachte er, es ſei richtig, und lieferte die Wurſt ab. Nun ging Peppe auch noch zum Käſeladen und ließ ſich die vier Rottoli Käſe ausliefern; dann brachte er Alles ſeiner Mutter und rief: „Mutter, nun laßt uns eſſen und trinken, denn nun iſt das Huhn zum vierten Theil bezahlt.“ — Unterdeſſen war der wirkliche Burſche des Räuberhauptmanns mit ſeinem weißen Eſel zum Maccaroniverkäufer gekommen, und wollte ſeine Maccaroni haben. „Willſt du ſie dir denn zweimal holen?“ ſagte der Bäcker, „du biſt ja ſchon einmal dageweſen.“ „Das bin ich aber nicht geweſen,“ ſprach der Burſche. „Ja, dann kann ich dir nicht helfen,“ antwortete der Bäcker, „es kam Einer mit einem weißen Eſel, dem habe ich die Maccaroni gegeben.“ Daſſelbe ſagten auch der Metzger und der Käſehändler, und der Burſche mußte mit leeren Händen nach Hauſe zurückkehren, Peppe aber und ſeine Mutter aßen ſich an Maccaroni und Wurſt ſatt.

Den nächſten Morgen ſprach Peppe: „Mutter, der Mann hat mir mein Huhn erſt zum vierten Theil bezahlt. Verſchafft mir Mädchenkleider, ſo will ich ihn ſchon dazu kriegen, mir den Reſt zu geben.“ Als ſeine Mutter ihm nun die Mädchenkleider brachte, verkleidete er ſich als Mädchen, und wanderte fort, bis er an das Haus kam, wo die zwölf Räuber wohnten. Dort ſetzte er ſich auf die Schwelle und fing laut an zu jammern und zu weinen. Nicht lange, ſo ſchaute ein Räuber zum Fenſter hinaus, und frug ihn: „Warum weinſt du, ſchönes Mädchen?“ „Ach, mein Vater hat mir geſagt, ich ſolle hier auf ihn warten; und nun iſt es ſchon beinahe Nacht, und mein Vater kommt noch immer nicht, und wie ſoll ich nun den Weg nach Hauſe finden?“ „Nun, ſei nur ruhig,“ ſagte der Räuber, „komm herein, ſo wollen wir dich hier behalten, und du ſollſt es gut bei uns haben.“ Da ging Peppe hinein, und die zwölf Räuber gaben ihm zu eſſen und zu trinken.

Als es Nacht wurde, ſprach der Hauptmann: „Dieſes Mädchen will ich für mich behalten, und dieſe Nacht ſoll ſie in meiner Kammer ſchlafen.“ „Ach, nein,“ ſagte Peppe, „das kann ich nicht; ich ſchäme mich.“ „Sei nicht dumm,“ rief der Räuberhauptmann, und führte das vermeintliche Mädchen in ſeine Kammer. Da ſah nun Peppe viel Gold und Silber umherliegen, in einer Ecke aber ſtand ein Galgen. „Was iſt das ſchwarze Ding da?“ frug er. „Das iſt ein Galgen,“ antwortete der Räuberhauptmann, „daran erhängen wir die Leute, die uns beleidigt haben.“ „Wie macht ihr denn das?“ frug Peppe, und der Räuber antwortete: „Da ſteckt man ihnen den Kopf in dieſe Schlinge und zieht an der Schnur, bis ſie ſterben.“ Ach, das kann ich nicht verſtehn; macht es mir doch einmal vor.“ Da ſteckte der Räuber ſeinen Kopf in die Schlinge, Peppe aber ſprang hinzu und zog am Strick, nicht ſtark genug, um den Räuber zu erdroſſeln, ſondern nur ſo viel, daß er kaum mehr athmen, und gar nicht ſprechen konnte. Dann ergriff Peppe einen großen Prügel und ſchlug auf den Räuber los, bis er halb todt war: „Oh, du Böſewicht, kennſt du mich nicht? Ich bin ja der Burſche, dem du das Huhn geſtohlen haſt,“ rief er zwiſchen dem Prügeln. Als er endlich müde war, füllte er ſeine Taſchen mit Goldſtücken, ſchlich ſich leiſe aus dem Haus, und lief voll Freuden zu ſeiner Mutter. „Hier, Mutter, nehmt das Geld; nun iſt das Huhn zur Hälfte bezahlt.“

Am nächſten Morgen warteten die Räuber von Stunde zu Stunde, daß ihr Hauptmann aufwachen ſollte. Als aber Alles ruhig blieb, ſchlugen ſie um Mittag die Thüre ein und fanden ihn halb erdroſſelt und halb zu Tode geſchlagen. Da machten ſie ihn los und legten ihn zu Bette, und er konnte nur mit heiſerer Stimme keuchen: „Es war der Burſche, dem ich das Huhn geſtohlen.“ „Wo ſollen wir nun einen Arzt herholen,“ ſprachen die Räuber, und Einer trat ans Fenſter, um zu ſehen, ob etwa ein Arzt vorbeikäme. Da ſah er einen Doktor auf ſeinem Eſelchen daherreiten und rief ihn an und lud ihn ein heraufzukommen. Der Doktor aber war niemand anders, als Peppe, der ſich alſo verkleidet hatte, um noch einmal zu den Räubern zu gelangen.

Als ihn nun der Räuber anrief, kam er langſam und bedächtig die Treppe herauf und ließ ſich an das Bett des Kranken führen. „Dieſer Mann iſt ſehr krank," ſagte er; „aber durch meine Kunſt kann ich ihn wohl geſund machen. Nur brauche ich dazu die, und die und das." So ſchickte er die elf Räuber alle aus dem Haus, Jeden auf eine andre Seite, und blieb allein mit dem Kranken. „Kennſt du mich wieder nicht, du Böſewicht?" frug er. „Ich bin der Burſche, dem du das Huhn geſtohlen haſt." „Oh! Barmherzigkeit! ſchlage mich nicht todt; ich will dir auch hundert Unzen geben!" „Die kann ich mir ſchon ſelber holen," antwortete Peppe; „aber die Schläge, die ich von meiner Mutter bekommen habe, ſollſt du auch koſten." Damit ergriff er wieder einen Stock und prügelte den Räuberhauptmann durch, bis er nicht mehr konnte. Dann füllte er ſeine Taſchen mit Goldſtücken, ließ den Räuber halbtodt liegen und ritt vergnügt nach Hauſe. „Hier, Mutter, ſeht dieſes Gold. Nun iſt das Huhn zu Dreivierteln bezahlt, morgen gehe ich hin und hole mir auch noch das letzte Viertel." „Ach, mein Sohn, nimm dich in acht, daß dich die Räuber nicht erkennen." „Was ſollen ſie mir thun?" ſagte Peppe, und am nächſten Morgen verkleidete er ſich in einen Straßenkehrer*), lud den Zimmili**) auf ſeinen Eſel und zog wieder die Straße entlang dem Haus der Räuber zu.

Die Räuber ſprachen eben unter einander: „Was thun wir nun mit unſerm Hauptmann? Anſtatt beſſer zu werden, wird er nur immer ſchlimmer. Wir wollen ihn ins Hoſpital ſchicken; wenn wir nur Jemand hätten, um ihn hinzubringen." Da ſchauten ſie zum Fenſter hinaus und ſahen einen Straßenkehrer vorbeikommen, das war eben Peppe. „Schöner Burſche," riefen ſie ihn an, „wenn du uns einen Dienſt erweiſen willſt, ſo geben wir dir eine Unze." „Was ſoll ich denn thun?" „Wir haben hier einen kranken Mann, den wollen wir in deinen Zimmili legen, und du bringſt ihn dann ins Hoſpital." „Gut," antwortete Peppe,

*) Munnizzaru.

**) Zimmili, großer Querſack aus grobem Baſt oder Stroh geflochten, in den Dünger und Erde, oder auch Gemüſe und Obſt geladen wird.

räumte ſeinen Zimmili aus, und die Räuber legten ihren kranken Hauptmann hinein und gaben dem Peppe eine Unze. Dem Räuberhauptmann aber banden ſie eine Geldkatze um, die war ſchwer von Goldſtücken. Peppe ſtellte ſich nun, als ob er den Weg zum Hoſpital einſchlage, als er aber den Andern aus dem Geſicht war, trieb er ſeinen Eſel in die Berge, die allerſchlechteſten Wege. „Wohin führſt du mich denn?“ frug der Räuber. „Komm du nur mit, du Böſewicht! Kennſt du mich nicht mehr? Ich bin der Burſche, dem du das Huhn geſtohlen haſt.“ „Ach, Barmherzigkeit! Laß mich leben; ich will dir auch alles Geld geben, das ich auf mir trage.“ „Das will ich mir ſchon ſelber nehmen,“ ſagte Peppe, und ſchnallte ihm den Gürtel mit dem Gelde los; dann warf er den Räuberhauptmann in einen Graben und ließ ihn liegen.“

Als er nach Hauſe kam, brachte er ſeiner Mutter all das Geld und rief: „So, Mutter, nun iſt das Huhn ganz bezahlt; nun ſind wir reiche Leute, und können ſorgenfrei leben.“ So wurde Peppe, den alle Leute für dumm gehalten hatten, geſcheidt und klug*).

83. Die Geſchichte von Caruſeddu.**)

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, davon hieß der Jüngſte Caruſeddu; der war der Klügſte und Schönſte, und mit mancherlei Zaubergaben verſehen. Nun begab es ſich, daß der Vater ſtarb, und ſeine Söhne in der bitterſten Armuth zurückließ. „Was thun wir nun?“ frug der Eine. „Wir wollen ausziehen, und unſer Brot damit verdienen, daß wir in den Gärten der Reichen arbeiten.“ Alſo zogen ſie aus, und wo ſie einen ſchönen Garten ſahen, frugen ſie an, ob ſie darin arbeiten ſollten, und ſo lebten ſie kümmerlich.

Eines Tages kamen ſie an einem großen Garten vorbei; der

*) Spertiu von spertu, esperto, klug.

**) Diminutiv von Carusu, Junge. Caruseddu, bedeutet aber auch Kleinigkeit, auch thönerner Spartopf.

Beſitzer ſtand an der Thüre und rief ſie an: „Kommet herein, ſchöne Burſchen, und arbeitet in meinem Garten.“ Der ſie aber ſo freundlich einlud, das war ein Menſchenfreſſer*), und dachte ſie in der Nacht zu freſſen.

Nachdem die drei Brüder den ganzen Tag gearbeitet hatten, ſprach der Menſchenfreſſer: „Bleibet über Nacht bei mir, und morgen könnt ihr weiter arbeiten.“ Da führte er ſie in ein Zimmer, in dem ſtand ein großes Bett; darin ſollten ſie alle drei ſchlafen. Nun hatte der Menſchenfreſſer drei junge Töchter, die ſchliefen in demſelben Zimmer, wie die drei Brüder. Caruſeddu aber dachte bei ſich: „Der Menſchenfreſſer iſt gar ſo freundlich mit uns, er will uns gewiß verrathen!“ Als nun die drei Mädchen und ſeine beiden Brüder ſchliefen, nahm er den Mädchen ihre Kopftücher ab, und band ſie ſeinen Brüdern und ſich ſelbſt um; den Mädchen aber ſetzte er die wollenen Zipfelmützen ſeiner Brüder auf. In der Nacht kam der Menſchenfreſſer hereingeſchlichen, und befühlte leiſe die Köpfe, die im Bette lagen. Da fühlte er zuerſt die drei Kopftücher; „ei, dachte er, „das ſind ja meine Töchter, da hätte ich bald ein Unglück angerichtet.“ Da ging er auf die andre Seite, und da er die Mützen fühlte, meinte er, das wären die drei Brüder, und verſchlang ſeine eigenen Töchter.

Als er nun wieder hinausgeſchlichen war, weckte Caruſeddu ſeine Brüder und ſprach: „Eilet, wir müſſen ſogleich fliehen. Das und das iſt geſchehen, und wenn der Menſchenfreſſer den Betrug merkt, bringt er uns Alle um.“ Da entflohen ſie alle drei ſo ſchnell ſie konnten, und entkamen glücklich. Vor dem Hauſe aber erhob Caruſeddu ſeine Stimme und rief: „Menſchenfreſſer! Menſchenfreſſer! was haſt du gethan! Deine Töchter haſt du gefreſſen, und wir ſind glücklich entflohen.“ Als der Menſchenfreſſer das hörte, raufte er ſich die Haare aus, und rief: „Warte nur! elender Wicht! wenn du mir jemals in die Hände kommſt, ſoll es dir ſchlecht ergehen. — Die drei Brüder fuhren nun fort in den

*) Dragu.

Gärten zu arbeiten, und da sie geschickte Leute waren, so hörte einst der König von ihnen und ließ sie zu sich rufen, damit sie für ihn arbeiten sollten.

Als sie nun in seinem Dienste standen, gewann der König den schönen Caruseddu von Herzen lieb und sprach: „Du sollst immer bei mir bleiben, und mein vertrauter Diener sein.“ Also wurde Caruseddu der vertraute Diener des Königs, seine Brüder aber arbeiteten im Garten. Darüber wurden sie von Neid erfüllt und sprachen unter einander: „Da ist unser Bruder, der ist doch der Jüngste, und ist so viel größer geworden als wir. Was können wir thun, um ihn aus dem Weg zu räumen?“ Da gingen sie zum König und sprachen: „Königliche Majestät, ihr habt Alles, was euer Herz begehrt, eines aber fehlt euch, das ist das sprechende Pferd.“ „Wer hat denn das sprechende Pferd?“ „Königliche Majestät, das hat der Menschenfresser, und unser Bruder Caruseddu ist wohl im Stande, es zu holen.“

Als der König das hörte, wollte er gar zu gern das sprechende Pferd haben und ließ den armen Caruseddu rufen, und sprach zu ihm: „Caruseddu, du mußt mir den Gefallen thun und mußt mir beim Menschenfresser das sprechende Pferd holen.“ „Ach, königliche Majestät, wie kann ich das sprechende Pferd holen? Der Menschenfresser wird mich verschlingen.“ „Nein, nein,“ rief der König, „das wird er nicht. Deine Brüder haben mir gesagt, du könntest Alles thun, darum mußt du nun auch gehen und das sprechende Pferd holen.“ Was konnte Caruseddu thun? Er mußte das Gebot des Königs erfüllen, kaufte ein großes Tuch voll Süßigkeiten und machte sich auf den Weg zum Menschenfresser. Als er hinkam, war der Menschenfresser nicht zu Haus, und hatte auch sein Pferd mitgenommen. Da schlich sich Caruseddu leise in den Stall, und sprach: „Ich bin ein Christ und werde winzig klein*). Sogleich wurde er winzig klein, und versteckte sich unter dem Stroh. Nach einem Weilchen kam der Menschenfresser nach Haus, führte sein Pferd in den Stall, gab ihm zu

*) Cristianu sugnu, caruseddu diventu.

freſſen und ging dann hinauf in ſein Haus. Als es anfing dunkel zu werden, ſprach Caruſeddu: „Ich bin winzig klein, und werde ein Chriſt.“ da wurde er ein Menſch, ſchlich ſich zum Pferdchen und ſprach: „Pferdchen, liebes Pferdchen, willſt du nicht mit mir kommen? Sieh, ich gebe dir auch Zuckerwerk und bringe dich zum König.“ Das Pferd aber wieherte laut, um den Menſchenfreſſer zu rufen. „Ich bin ein Chriſt und werde winzig klein!“ rief Caruſeddu, und verſteckte ſich unter dem Stroh. Der Menſchenfreſſer aber kam herbeigelaufen und rief: „Was iſt geſchehen, mein Pferdchen?“ „Caruſeddu iſt hier und will mich ſtehlen,“ antwortete das Pferd. Da ſuchte der Menſchenfreſſer im ganzen Stall umher, als er aber Niemand fand, rief er: „Was? du willſt mich zum Beſten haben?“ ergriff einen Stock und gab dem Pferd Hiebe.

Als er fort war, nahm Caruſeddu ſeine menſchliche Geſtalt wieder an, kam hervor und ſprach: „Siehſt du, Pferdchen, wie er dich ſchlägt? Komm doch lieber mit mir, und du ſollſt es gut haben.“ Das Pferd wieherte laut auf, und Caruſeddu hatte nur eben die Zeit, ſich zu verwandeln und zu verſtecken, als der Menſchenfreſſer in den Stall gelaufen kam und rief: „Was iſt geſchehen?“ „Caruſeddu iſt hier und will mich ſtehlen?“ Der Menſchenfreſſer durchſuchte den ganzen Stall, fand aber Niemanden. Da ſchlug er wieder unbarmherzig auf das Pferd los und rief: „Ich will dich lehren, mich zum Beſten zu haben. Wenn du jetzt noch ſo laut wieherſt, werde ich doch nicht kommen. Als er nun fort war, kroch Caruſeddu wieder hervor und ſprach: „Ach, Pferdchen, ſei doch nicht ſo dumm; ſiehſt du, du bekommſt nur Schläge dafür.“ Das Pferd war die Schläge ſatt, darum ließ es ſich geduldig losbinden und folgte dem ſchlauen Caruſeddu. Vor dem Hauſe aber wieherte das Pferd noch einmal laut auf, und Caruſeddu rief: „Oh, Menſchenfreſſer! Menſchenfreſſer! wie biſt du doch ſo dumm! Caruſeddu iſt dageweſen und hat dir dein Pferd geſtohlen.“ „Oh, Caruſeddu! Du Böſewicht! Wirſt du denn auch wiederkommen?“ „Ja wohl,“ antwortete Caruſeddu, ſchwang ſich aufs Pferd und ſprengte davon.

Als er zum König kam, war natürlich große Freude am Hofe:

„Vivat Caruſeddu! Vivat Caruſeddu! und der König beſchenkte ihn reichlich und hatte ihn lieber als vorher. Seine Brüder aber wurden immer neidiſcher, gingen zum König und ſprachen: „Das ſprechende Pferd hat Caruſeddu nun gebracht; der Menſchenfreſſer hat aber etwas noch viel ſchöneres; das iſt die Decke mit dem goldnen Glöckchen, und nur Caruſeddu kann ſie holen.“ Da wollte der König ſo gerne auch die Decke mit den goldnen Glöckchen haben, ließ den glücklichen Caruſeddu rufen und ſprach: „Caruſeddu, das Pferd haſt du mir gebracht; nun mußt du mir auch die Decke mit den goldnen Glöckchen holen.“ „Ach, königliche Majeſtät, „die kann ich nicht holen, die hat ja der Menſchenfreſſer auf ſeinem Bette liegen!“ „Da ſieh du ſelber zu; haſt du das Eine gekonnt, ſo mußt du auch dieſes vollbringen.“ Da ging Caruſeddu in den Stall, ſetzte ſich aufs Pferd und ritt zum Menſchenfreſſer. Das Pferd band er am Thore an, er ſelbſt aber ſchlich ſich ins Haus, da der Menſchenfreſſer gerade ausgegangen war und ſprach: „Ich bin ein Chriſt, und werde winzig klein!“ und verſteckte ſich unter das Bette. Am Abende kamen der Menſchenfreſſer und ſeine Frau nach Haus und legten ſich zu Bette. Da kroch Caruſeddu hervor, und fing ganz leiſe an, an der Decke zu ziehen. „Was ziehſt du mir die Decke weg?“ brummte der Menſchenfreſſer ſeiner Frau zu. „Ich ziehe ja gar nicht dran,“ antwortete ſie, „du biſt es.“ Caruſeddu aber hatte ſich ſchnell unters Bette verſteckt, und erſt als die Beiden wieder eingeſchlafen waren, kroch er hervor und zog wieder an der Decke. Um es kurz zu ſagen, er zog ſo lange, bis er endlich die ganze Decke heruntergezogen hatte, und während der Menſchenfreſſer über ſeine Frau herfiel, um ſie zu prügeln, entkam er glücklich. Vor dem Hauſe aber ſchüttelte er die Decke, daß alle Glöckchen hell erklangen. „Das war der Böſewicht, der Caruſeddu,“ rief der Menſchenfreſſer im höchſten Zorn: „Caruſeddu! wirſt du wiederkommen?“ „Ja, ja, antwortete Caruſeddu, ſchwang ſich aufs Pferd und ritt nach Haus.

Als er vor den König kam und ihm die Decke mit den goldnen Glöckchen zu Füßen legte, rief der König: „Vivat, Caruſeddu! Vivat

Caruseddu!" machte ihm ein schönes Geschenk und hatte ihn noch lieber als bisher. Die Brüder aber wußten sich vor Neid nicht zu fassen, und dachten: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Nun ist er schon zweimal beim Menschenfresser gewesen, und jedesmal glücklich zurückgekommen; wir müssen etwas Anderes ausdenken."

Da gingen sie zum König und sprachen: „Königliche Majestät, wäre es nicht schön, wenn ihr den Menschenfresser hier in einem Käfig hättet?" „Das wäre wohl ein schöner Anblick," antwortete der König, wer soll ihn aber gefangen nehmen?" „O, schickt nur den Caruseddu, dem ist Alles möglich." Da rief der König seinen Diener und sprach: „Caruseddu, nun mußt du auch gehen und mir den Menschenfresser selbst herbringen; denn ich will ihn in einen Käfig stecken." „Aber königliche Majestät, ihr wollt ja meinen Tod! Wie kann ich den Menschenfresser herbringen?" „Da sieh du selber zu, antwortete der König; „ich gebe dir drei Tage Zeit; dann will ich den Menschenfresser hier haben." Da ging Caruseddu hin und verkleidete sich als einen Schreiner, nahm seine Bretter und Handwerkszeug mit, stellte sich vor dem Hause des Menschenfressers auf und fing an zu arbeiten.

Während er nun so schreinerte, kam der Menschenfresser heraus, und frug ihn: „Was machst du da?" „Wißt ihr nicht," sprach der Schlaue, „daß Caruseddu gestorben ist? ich mache ihm eben den Sarg." „Wäre er doch zehn Jahr früher gestorben, dieser Bösewicht!" rief der Menschenfresser, „er hat mir mein sprechendes Pferd gestohlen und meine Decke mit den goldnen Glöckchen und ist schuld daran, daß ich meine eigenen Töchter verschlungen habe und daß meine Frau gestorben ist." Denn die Menschenfresserin hatte sich so über den Verlust des Pferdes und der Decke gegrämt, daß sie gestorben war.

Als nun der Menschenfresser hörte, daß Caruseddu gestorben sei, war er so erfreut, daß er dem Schreiner zusah, während er den Sarg zimmerte. Der Sarg war endlich fertig, und nur der Deckel sollte noch darauf genagelt werden, da schlug sich Caruseddu plötzlich mit der Hand an die Stirn und rief: „Ach, ich Dummkopf! nun habe ich das Beste

vergeſſen, nämlich das Maaß! Caruſeddu war aber gerade ſo groß wie ihr; thut mir doch den Gefallen, und legt euch eben auf einen Augenblick in den Sarg. „Der Menſchenfreſſer war dumm, und legte ſich in den Sarg; gleich ſchlug Caruſeddu den Deckel darüber, nagelte ihn zu und lud dann den Sarg mit dem Menſchenfreſſer auf ſein Pferdchen, und brachte ihn ſo zum König. „Hier iſt der Menſchenfreſſer, königliche Majeſtät! nun ſteckt ihn in den Käfig.“ „Vivat, Caruſeddu! Vivat Caruſeddu!“ rief der König, „ihm kommt doch Keiner gleich!“ Da ließ er den Menſchenfreſſer in einen Käfig ſtecken, Caruſeddu aber beſchenkte er reichlich.

Dadurch wurden ſeine Brüder noch viel neidiſcher und trachteten ihn zu verderben. Sie gingen alſo zum König und ſprachen: „Königliche Majeſtät, ihr ſeid noch unverheirathet, und euer Volk hat immer den Wunſch, daß ihr doch eine Frau nehmen möchtet. Wir wüßten aber wohl, welche Königstochter euer werth iſt; das iſt die Tochter von der Königin mit den ſieben Schleiern, die iſt ſchöner als der Mond und die Sonne.“ Als der König das hörte, dachte er an nichts anders mehr, als an die ſchöne Königstochter, ließ ſeinen Diener rufen und ſprach: „Caruſeddu, du haſt ſo Vieles vollbracht; nun mußt du mir auch die Tochter der Königin mit den ſieben Schleiern holen, denn ich will ſie zu meiner Gemahlin erheben; und wenn du ſie nicht holen willſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“ Da ging Caruſeddu in den Stall zu ſeinem Pferdchen, fing an zu weinen und ſprach: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, was ſoll ich thun? Der König will, daß ich ihm die Tochter der Königin mit den ſieben Schleiern hole, und ich weiß nicht einmal, wo ich ſie ſuchen ſoll.“ „Sei du nur ruhig,“ antwortete das Pferdchen; „ſetze dich auf meinen Rücken und nimm Lebensmittel für dich und für mich mit.“ Das that Caruſeddu, beſtieg ſein Pferd und ritt fort.

Als ſie eine Weile geritten waren, kamen ſie an einen großen Ameiſenhaufen. „Nimm ein Laib Brot und ſtreue es den Ameiſen hin,“ ſprach das Pferd; das that Caruſeddu und ritt weiter. Nach einer Weile kamen ſie an einen Strom, da lag am Ufer ein Fiſch und zappelte, und

konnte nicht wieder ins Waſſer zurückkehren. „Nimm den Fiſch und wirf ihn ins Waſſer,“ ſprach das Pferd, und Caruſeddu that es. Wieder nach einer Strecke Weges ſahen ſie ein Vögelchen, das hatte ſich in einer Schlinge gefangen, und konnte nicht wieder los kommen. „Befreie das Vögelchen und laß es fliegen,“ ſprach das Pferd, und Caruſeddu that es.

Endlich kamen ſie in die Stadt, wo die Königin mit den ſieben Schleiern herrſchte. „Sieh,“ ſprach das Pferd, „dort iſt das königliche Schloß; ſteige ab und führe mich am Zügel vor dem Schloß ſpazieren, immer auf und ab. Die Königstochter wird Luſt bekommen, auf mir zu reiten; ſobald ſie ſich nun aufſetzt, ſchwinge du dich auf meinen Rücken, ſo werden wir ſie entführen.“ Caruſeddu ritt in die Stadt, und als er vor den königlichen Palaſt kam, ſtieg er ab und führte das Pferd am Zügel auf und ab. Nun ſtand oben die Königstochter am Fenſter, und als ſie das wunderſchöne kleine Pferdchen ſah, rief ſie voll Freude den König herbei und ſprach: „Ach, lieber Vater, ſeht doch das niedliche Pferdchen! ich möchte wohl gerne einmal darauf reiten.“ „Gut, mein Kind, thu was dir gefällt,“ antwortete der König, und die Königstochter lief hinunter und ſprach zu Caruſeddu: „Ich will mich auf dein Pferdchen ſetzen, bringe es mir her.“ Da brachte ihr Caruſeddu das Pferd, und die Königstochter ſetzte ſich auf den Sattel. Kaum aber ſaß ſie darauf, ſo ſchwang ſich Caruſeddu hinter ſie und hielt ſie feſt, während das Pferd im Galopp davon ſprengte. Die Königstochter ſchrie, aber es half nichts; das Pferd hielt in ſeinem Lauf nicht an. Da riß ſie ihren Schleier vom Kopf, und warf ihn in die Luft; und als ſie an den Strom kamen, ſtreifte ſie ihren Ring vom Finger und warf ihn ins Waſſer.

So kamen ſie endlich zum König, und Caruſeddu ſprach: „Königliche Majeſtät, hier iſt die Königstochter; ich habe euer Gebot erfüllt.“ Als der König nun das wunderſchöne Geſicht der Königstochter ſah, ward er hocherfreut, lobte ſeinen treuen Caruſeddu und hatte ihn noch lieber als vorher. Zur Königstochter aber ſprach er: „Schönes Fräulein, ihr

ſeid nun meine Braut, und ſobald es euch gefällt, ſoll die Hochzeit ſein.“ „O, dazu hat es noch lange Zeit,“ antwortete ſie. „Ehe ich eure Gemahlin werde, müßt ihr mir meinen Schleier verſchaffen, den ich unterwegs verloren habe.“ Da ließ der König den Caruſeddu rufen und ſprach zu ihm: „Caruſeddu, die Königstochter hat auf dem Wege ihren Schleier verloren, den mußt du mir in drei Tagen verſchaffen, ſonſt laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“

Caruſeddu ging traurig in den Stall, ſtreichelte ſein Pferdchen und ſprach weinend: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, du haſt mir einmal geholfen, nun mußt du mir wieder helfen. Die Königstochter hat auf dem Wege ihren Schleier verloren, und wenn ich ihn in drei Tagen nicht herbeiſchaffe, ſo läßt mir der König den Kopf abſchneiden.“ „So gräme dich doch nicht, du Narr,“ ſprach das Pferd; „ſetze dich auf meinen Rücken, ſo ſollſt du bald den Schleier finden.“ Alſo beſtieg Caruſeddu das Pferd, und ritt davon. Das Pferd lief, bis es an die Stelle kam, wo Caruſeddu dem Vögelchen aus der Schlinge geholfen hatte. „Steige ab und rufe dreimal: „O, König der Vögel, komm heraus und hilf mir!“ befahl das Pferd, und Caruſeddu ſtieg ab, und rief dreimal: „O, König der Vögel, komm heraus und hilf mir!“ Sogleich erſchien das Vögelchen und frug: „Was willſt du?“ „Die Königstochter hat hier ihren Schleier verloren, und ich ſoll ihn ihr wiederbringen.“ „Mit dem Schleier ſpielen zwei Vögel; ich will ihn ihnen entreißen und dir bringen,“ antwortete das Vöglein, flog fort, und in einigen Augenblicken kam es wieder, mit dem Schleier im Schnabel. Caruſeddu dankte dem Vögelchen, nahm den Schleier, und brachte ihn dem König. „Vivat, Caruſeddu!“ rief der König; auch dieſes Heldenſtück hat er mir vollbracht.“ Da beſchenkte er ihn reichlich, den Schleier aber brachte er der Königstochter und ſprach: „Schönes Fräulein, hier iſt der Schleier, und nun ſoll die Hochzeit ſein.“ „O, dazu hat es noch lange Zeit,“ rief die Königstochter, „die Hochzeit kann erſt gefeiert werden, wenn ihr mir meinen Ring verſchafft, der mir in den Strom gefallen iſt.“

Der König war ganz verzweifelt, daß die Königstochter ſo ſchwere

Dinge verlange, weil ſie aber ſo ſchön war, konnte er ihr nichts abſchlagen und ſprach zu Caruſeddu: „Caruſeddu, nun mußt du mir auch noch einen Dienſt erweiſen. Die Königstochter hat auf dem Wege ihren Ring in den Strom fallen laſſen; den Ring mußt du mir verſchaffen.“ „Aber, königliche Majeſtät, wie kann ich im tiefen Strom einen Ring finden?“ „Das geht mich nichts an, und wenn der Ring innerhalb dreier Tage nicht hier iſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“ Da ging der arme Caruſeddu in den Stall zu ſeinem Pferdchen, und ſprach: „Ach, liebes Pferdchen, du haſt mir zweimal geholfen, hilf mir auch dieſes mal, das und das hat mir der König aufgetragen.“ „Weine nicht,“ ſagte das Pferdchen, ſondern ſetze dich getroſt auf meinen Rücken.“ Da ſchwang ſich Caruſeddu auf das Pferdchen, und das Pferdchen trug ihn zum Strome, wo er damals den Fiſch erlöſt hatte. „Steige ab und rufe dreimal mit lauter Stimme: „O, König der Fiſche, komm heraus und hilf mir!“ Da ſtieg Caruſeddu ab und rief dreimal: „O, König der Fiſche, komm heraus und hilf mir!“ Sogleich rauſchte es in dem Waſſer, und ein Fiſch ſchwamm ans Ufer; das war derſelbe Fiſch, den er vom Tode errettet hatte, und er frug: „Was willſt du?“ „Die Königstochter hat ihren Ring ins Waſſer fallen laſſen, und ich ſoll ihn ihr wiederbringen.“ „Iſt's nichts weiter als das?“ ſagte der Fiſch; eben ſpielen zwei Fiſchlein damit; ich will aber zwiſchen ihnen durchſchwimmen und ihn ihnen entreißen.“ Da ſchwamm der Fiſch fort, und nach einigen Augenblicken kam er wieder und hatte den Ring im Maul; den nahm Caruſeddu und brachte ihn dem König.

Denkt euch, wie dankbar der König ſein mußte, und wie reich er ihn beſchenkte! Als er aber der Königstochter den Ring brachte und frug, wann nun die Hochzeit ſein ſolle, antwortete ſie: „O, noch lange nicht! Wenn Caruſeddu mir nicht in drei Tagen ein ganzes Magazin voll Weizen, Gerſte und Hafer auseinander lieſt, alſo daß jede Art Korn abgeſondert liege, und das Stroh auch auf einem beſonderen Haufen, ſo kann ich mich nicht verheirathen.“

Der König raufte ſich faſt die Haare aus: „Wo kommen ihr nur

alle die Launen her," dachte er, und ließ wieder ſeinen treuen Diener rufen: „Caruſeddu, wenn du mir nicht binnen drei Tagen dieſes ganze Magazin voll Korn auseinander lieſeſt, alſo daß jede Art Getreide abgeſondert liegt, und das Stroh auch auf einem beſonderen Haufen, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden." Da ging Caruſeddu zu ſeinem Pferdchen und ſprach: „Ach, liebes Pferdchen, du haſt mir ſchon ſo oft geholfen, hilf mir auch diesmal. Das und das hat mir der König aufgetragen." Setze dich auf meinen Rücken, und ſei unbeſorgt," antwortete das Pferdchen, und trug ihn zum Ort, wo Caruſeddu den Ameiſen das Brot geſtreut hatte. „Steige ab, und rufe dreimal mit lauter Stimme: O, König der Ameiſen, komm heraus und hilf mir!" befahl das Pferd, und Caruſeddu ſtieg ab und rief laut; „O, König der Ameiſen, komm heraus und hilf mir!" Dreimal. Da kam eine große Ameiſe aus dem Boden heraus und frug: „Was willſt du?" „Der König hat mir aufgetragen, ein ganzes Magazin voll Korn auseinander zu leſen, alſo daß jede Art abgeſondert liege, und das Stroh auch auf einem beſonderen Haufen." „Das wollen wir ſchon beſorgen," ſprach der Ameiſenkönig, und rief ſeine Ameiſen herbei. Da kamen von allen Seiten große Züge von Ameiſen, die krochen in das Magazin, und binnen drei Tagen war die Arbeit vollendet. „Königliche Majeſtät," ſprach Caruſeddu, „ich habe euer Gebot erfüllt." „Vivat, Caruſeddu!" rief der König, „dir kommt Keiner gleich."

Da ging er zur Königstochter und ſprach: „Schönes Fräulein, nun habe ich euren Wunſch erfüllt; nun kann auch die Hochzeit gefeiert werden." Die Königstochter aber antwortete: „Caruſeddu hat mich meinen Eltern geraubt, die mich noch beweinen und betrauern, drum muß er ſterben, ſonſt verheirathe ich mich nicht. Laßt alſo drei Tage und drei Nächte einen Kalkofen heizen, und befehlt dem Caruſeddu, ſich hinein zu werfen." „Wie," rief der König, „Caruſeddu hat mir ſo treu gedient, und ſo viele Heldenthaten vollbracht, und nun ſoll ich ihn tödten?" „Wenn ihr es nicht thut, ſo heirathe ich euch eben auch nicht," antwortete die Königstochter. Sie wußte aber wohl, daß Caruſeddu unverſehrt aus dem Kalkofen kommen würde.

Da ließ der König ſeinen treuen Caruſeddu rufen, und ſprach: „Caruſeddu, ich kann dir nicht helfen; die Königstochter befiehlt, daß der Kalkofen drei Tage und drei Nächte geheizt werde, und dann mußt du dich hineinwerfen, und wenn du es nicht thun willſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abſchneiden.“

Caruſeddu ging weinend in den Stall zu ſeinem Pferdchen, ſtreichelte es und ſprach: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, lebewohl! Jetzt iſt es aus mit mir, denn der König will meinen Tod. Er hat befohlen, man ſolle den Kalkofen heizen, drei Tage und drei Nächte, und dann muß ich mich hineinwerfen.“ „Verliere nur nicht den Muth,“ antwortete das Pferd, „und thue genau, was ich dir ſage. Nimm einen Stock und prügle mich, bis mir der Schaum aus dem Munde fließt.“ „Ach, Pferdchen,“ rief Caruſeddu, ich bin dir ſo viel ſchuldig, und ſollte dich ſo prügeln! Nein, das bringe ich nicht übers Herz!“ „Du mußt aber,“ ſagte das Pferd; „ſchlage nur darauf los, du thuſt mir nichts. Den Schaum aber, der mir zum Munde herausfließt, mußt du ſammeln und in ein Töpfchen thun. Wenn man dich nun ruft, damit du dich in den Kalkofen wirfſt, ſo beſchmiere dich erſt vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Schaum, und du wirſt ſehen, das Feuer wird dir nichts thun.“

Da nahm Caruſeddu einen großen Stock, und fing an, auf das Pferd loszuſchlagen, indem er dazwiſchen weinend rief: „Ach, liebes Pferdchen, verzeih mir, daß ich dir weh thu.“ „Nur zu!“ ſprach das Pferdchen, und ſchnob, daß ihm der Schaum in großen Flocken am Maule hing. Caruſeddu aber ſammelte den Schaum in ein Töpfchen und verwahrte ihn.

Als nun der Kalkofen ſeit drei Tagen und drei Nächten geheizt war, ließ der König den armen Caruſeddu rufen und ſprach zu ihm: „Nun iſt es Zeit, Caruſeddu; ſchnell, wirf dich in den Ofen.“ Da warf Caruſeddu ſeine Kleider ab, ſalbte ſich vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Schaum ein und ſtürzte ſich in den Kalkofen; und ſiehe, die Hitze verletzte ihn nicht, und er kam unverſehrt wieder heraus und war noch viel ſchöner geworden.

Als der König und alles Volk das ſahen, ſchlugen ſie Alle vor Freude in die Hände und riefen: „Vivat Caruſeddu!“ Die Königstochter aber ſprach zum König: „Caruſeddu iſt unverletzt aus dem Kalkofen herausgekommen; habt ihr mich wirklich lieb, ſo müßt ihr nun auch in den Kalkofen hineinſpringen, ſonſt heirathe ich euch nicht.“ Der König dachte: „Vielleicht werde ich auch verjüngt, wie Caruſeddu; wenn ich nur wüßte, womit er ſich geſalbt hat.“ Da ließ er ihn rufen, und frug ihn: „Caruſeddu, nun mußt du mir auch ſagen, womit du dich beſtrichen haſt, daß dich das Feuer nicht verletzte.“ Caruſeddu aber dachte: „Wart nur, ich habe dir ſo viele Dienſte geleiſtet, und du haſt mich dafür in den Tod geſchickt; jetzt will ich mich an dir rächen. „Königliche Majeſtät,“ ſagte er, „ich habe mich mit einem Topf voll Fett beſchmiert, das hat mich gerettet.“ „Schnell, bringet zwei Töpfe voll Fett her,“ rief der König, und dachte es recht gut zu machen, daß er noch mehr Fett aufſchmierte, als Caruſeddu; und als man ihm das Fett brachte, ſchmierte er ſich ganz ein und warf ſich in den Kalkofen. Als er aber ans Feuer kam, gab es eine hohe Flamme, und der König verbrannte zu Aſche.

Das eben hatte die Königstochter gewollt, denn der König war alt und häßlich; Caruſeddu aber war jung und ſchön, und den wollte ſie zu ihrem Gemahl. „Caruſeddu,“ ſprach ſie, „jetzt will ich meine Hochzeit feiern, und du ſollſt mein Gemahl ſein, denn du haſt für mich gearbeitet.“ Alſo wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, und Caruſeddu wurde König, und ſo blieben ſie Mann und Frau, wir aber halten ihnen das Licht*).

---

84. Die Geſchichte vom Lignu di ſcupa.**)

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter; die war ſo ſchön als die Sonne und der Mond. Die Frau war arm, darum ſchickte ſie

*) Eigentlich: wir ſind wie die Leuchter hier ſtehen geblieben; iddi ristaru maritu e mugghieri, e nui autri comu tanti cannileri.

**) Beſenſtiel.

ihr Töchterchen zu ihrer eigenen Mutter, die nahm es freundlich auf und behielt es bei ſich. Nun hatte die Großmutter eine Pfanne, die pflegte ſie ihren Nachbarinnen zu leihen, wenn dieſe etwas backen wollten, und dafür mußten ihr dieſe, wenn ſie die Pfanne zurückbrachten, etwas von dem Gebackenen mitgeben.

Nun begab es ſich eines Tages, daß die Alte ausgehen mußte und die Enkelin allein zu Hauſe ließ. Da kam eine Nachbarin und ſprach: „Ich habe einige Fiſche bekommen und möchte ſie backen; thu mir den Gefallen und gib mir die Pfanne.“ Da gab das Mädchen ihr die Pfanne, und die Nachbarin buk die Fiſche, und als ſie die Pfanne zurückbrachte, brachte ſie auch vier gebackene Fiſche auf einem Teller. Da nun das Mädchen die ſchöngebackenen Fiſche ſah, die ſo angenehm rochen, konnte ſie der Verſuchung nicht widerſtehen und aß ein kleines Stückchen davon, und da es ihr ſo gut ſchmeckte, ſo aß ſie nach und nach alle vier Fiſche auf. Als die Großmutter nach Hauſe kam, frug ſie gleich: „Hat die Nachbarin keine Fiſche gebracht?“ „Ich habe ihr die Pfanne geliehen,“ ſprach das Mädchen, „ſie hat aber keine Fiſche dafür gebracht.“ Da ging die Großmutter zornig zur Nachbarin und rief: „Was ſoll das heißen? Ihr habt euch meine Pfanne geholt und habt mir nichts von eurem Gebackenen gebracht!“ Die Nachbarin aber antwortete: „Was ſagt ihr nur? Ich habe ja vier Fiſche bei Seite gelegt, und ſie eurer Enkelin gegeben!“ Da lief die Großmutter ſchnell nach Hauſe zurück und ſchalt und ſchlug ihre Enkelin, daß dieſe laut ſchrie und weinte.

Gerade in dem Augenblicke ritt der Königsſohn vorbei, der auf die Jagd gegangen war. Als er nun den ſchrecklichen Lärm hörte, hielt er ſein Pferd an und frug die alte Frau, warum ſie das Mädchen ſo prügle. Die Großmutter aber ſchämte ſich zu ſagen, daß ihre Enkelin ihr die Fiſche aufgegeſſen hatte, darum antwortete ſie: „Königliche Hoheit, meine Enkelin thut den ganzen Tag nichts als ſpinnen, und ſpinnt jeden Tag drei Rottoli Flachs. Zu ihrem eigenen Beſten muß ich ſie ſchlagen, damit ſie nur einmal die Spindel weglegt.“ Als der Königsſohn das hörte und das ſchöne Mädchen anſah, ſprach er: „Wenn eure

Enkelin ſo fleißig iſt, ſo will ich ſie auf mein Schloß mitnehmen, und ſie ſoll meine Gemahlin werden."

Da nahm er ſie mit und brachte ſie auf ſein Schloß zu ſeinem Vater, dem alten König, und erzählte ihm Alles. „Gut," ſprach der König, „wenn ſie jeden Tag drei Rottoli Flachs ſpinnen kann, ſo muß ſie in einem Monat ſechzig Rottoli zu ſpinnen im Stande ſein. Und wenn ſie das vollbracht hat, ſo ſoll ſie deine Frau werden." Da führte er das Mädchen in ein großes Zimmer, in dem ſechzig Rottoli Flachs lagen, und darin wurde ſie eingeſperrt, und nur jeden Abend ließ der König ſie holen, damit ſie an der Abendunterhaltung *) Theil nehme.

Das arme Mädchen aber weinte Tag und Nacht, denn es konnte ja unmöglich all den Flachs ſpinnen.

Da ſie nun eines Tages wieder ſo ſaß und weinte, ſtand auf einmal ein feiner Herr vor ihr, das war aber niemand anders als Meiſter Paul**). „Warum weinſt du?" frug er ſie. Da erzählte ſie es ihm, und der Teufel antwortete: „Gut, ich will dir all dieſen Flachs ſpinnen laſſen, und am letzten Tag des Monats ſoll er fertig ſein. Wenn ich ihn aber wiederbringe und du vermagſt mir meinen Namen nicht zu ſagen, ſo gehörſt du mir und mußt mir folgen." Das verſprach das Mädchen, und Meiſter Paul nahm den Flachs mit und verſchwand.

Nun ſann aber das arme Mädchen Tag und Nacht darüber nach, wie der Fremde wohl heißen möge, und da ihr nichts einfiel, ſo weinte ſie in Einem fort, und wurde mit jedem Tage magerer und trauriger, und wenn ſie am Abend zum König geführt wurde, ſo ſaß ſie ſtill da, ſprach nicht und lachte nicht. Dem König aber that es leid als er ſie ſo traurig ſah, und er ließ im ganzen Land verkünden, wer die Braut ſeines Sohnes zum Lachen bringen könne, dem werde er ein königliches Geſchenk machen.

Da kamen von allen Seiten Leute herbei, reiche und arme, und erzählten ihr jeden Abend ſpaßige Geſchichten, aber ſie lachte doch nicht,

*) Conversazione.
**) Mastru Paulu, der Teufel.

ſondern wurde immer ſtiller, denn es fehlten noch drei Tage bis zum Ende des Monats.

Da kam am letzten Abend noch ein altes Bäuerlein zum Schloß und wollte hinaufgehen. „Was willſt du im Palaſte des Königs?“ frugen ihn die Schildwachen. „Ich weiß eine ſpaßige Geſchichte, die will ich der Braut des Königsſohnes erzählen, ob ich ſie vielleicht zum Lachen bringe.“ „Ach, geh doch, du dummer Bauer, nun iſt es bald ein Monat, daß jeden Abend Leute kommen, um die junge Königin zum Lachen zu bringen, und es iſt noch Keinem gelungen. Was ſoll deine einfältige Geſchichte nutzen!“ Der Bauer aber ſchrie immerfort: „Ich will hinaufgehen, vielleicht iſt meine Geſchichte doch nicht ſo einfältig.“

Als nun der König den Lärm hörte, frug er, was es gebe. Da ſagten ihm ſeine Miniſter, unten ſei ein Bauer, der wolle der jungen Königin eine Geſchichte erzählen, und die Schildwachen wollten ihn nicht durchlaſſen. „Warum denn nicht?“ ſprach der König, „laßt ihn doch nur heraufkommen.“ Da kam der Bauer herauf und trat vor das Mädchen und ſprach: „Excellenz, hört wie es mir ergangen iſt. Ich war heute in den Wald gegangen um Holz zu holen, als ich auf einmal einen ſonderbaren Geſang hörte, der alſo lautete:

„„Spinnet, ſpinnet, ſpinnen wir,
Die ſchöne Frau erwarten wir,
Spinnet, ſpinnet, ſpinnet fleißig,
Beſenſtiel, ſo heiß ich.““ *)

Als das Mädchen das hörte, merkte ſie gleich, wer da geſungen hatte, und fing in ihrer Freude an laut zu lachen, und wurde gleich munter und geſund. Da machte der König dem Bauer ein ſchönes Geſchenk und entließ ihn voller Freude.

Als nun die Jungfrau wieder in ihre Kammer geführt wurde,

---

*) »Filati, filati, filamu,
Sta sira a Signura aspettamu,
Filati, filati, filamu,
Lignu di scupa iu mi chiamu.«

ſprach der König: „Morgen mußt du mit deinem Flachs fertig ſein, und dann wollen wir auch gleich die Hochzeit feiern.“ Da ſetzte ſie ſich in die Kammer und wartete auf den Meiſter Paul; um Mitternacht erſchien er auch richtig und brachte den Flachs mit, der war wunderſchön geſponnen und gehaspelt. „Hier iſt der Flachs,“ ſprach Meiſter Paul. „weißt du nun, wie ich heiße?“ „Beſenſtiel heißeſt du,“ rief ſie luſtig. Da hatte er keine Macht mehr über ſie, und verließ ſie im großen Zorn. Das Mädchen aber ſchlief ruhig die ganze Nacht, und als am Morgen der König in die Kammer trat, und den ſchöngeſponnenen Flachs ſah, ward er ſehr erfreut und ſprach: „Nun ſollſt du auch die Frau meines Sohnes werden.“

Da hielten ſie drei Tage Feſtlichkeiten, und der Königsſohn heirathete das ſchöne Mädchen, und ſie blieben glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachſehen.

85. Vom Crivòliu.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schweſter, die hatten weder Vater noch Mutter, und lebten allein zuſammen. Da ſie ſich nun ſo lieb hatten, ſo begingen ſie eine Sünde, die ſie nicht hätten begehen ſollen. Als nun die Zeit herankam, gebar die Schweſter einen Knaben, den ließ der Bruder heimlich taufen. Dann ätzte er auf ſeine Schulter ein Kreuz ein, mit dieſen Worten: „Crivòliu, der getauft iſt; Sohn eines Bruders und einer Schweſter.“ *) Als das Knäblein ſo gezeichnet war, legte er es in ein Käſtchen, und warf das Käſtchen ins Meer hinaus.

Nun begab es ſich, daß eben ein Fiſcher ausgegangen war zu fiſchen, und das Käſtchen auf dem Meere herumtreiben ſah. „Es wird wohl irgendwo ein Schiff untergegangen ſein,“ dachte er, „ich will das Käſtchen holen, vielleicht iſt etwas Brauchbares darin.“ Da ruderte er hin und nahm das Käſtchen. Als er es aber öffnete und das feine

*) Crivòliu vattiatu, figghiu di frati e soru.

Knäblein darin ſah, erbarmte er ſich des unſchuldigen Kindes, brachte es heim zu ſeiner Frau und ſprach: „Liebe Frau, unſer jüngſtes Kind iſt nun ſchon alt genug, daß wir es entwöhnen können, ſäuge nun ſtatt deſſen dieſes arme unſchuldige Kind.“ Da nahm die Frau den kleinen Crivôliu und ſäugte ihn, und hatte ihn ſo lieb, als wäre er ihr eigenes Kind. Der Knabe aber wuchs heran und gedieh, und wurde täglich größer und ſtärker.

Die Söhne des Fiſchers aber waren eiferſüchtig, daß ihre Eltern das kleine Findelkind eben ſo lieb hatten wie ſie, und wenn ſie mit Crivôliu ſpielten und in Streit geriethen, ſo nannten ſie ihn einen „Findling“. Da betrübte ſich der Knabe in ſeinem Herzen und kam zu ſeinen Pflegeeltern und ſprach: „Liebe Eltern, ſagt mir doch, bin ich wirklich euer Sohn nicht?“ Die Fiſchersfrau aber ſprach: „Wie ſollteſt du mein Kind nicht ſein? Habe ich dich doch an meiner Bruſt geſäugt.“ Den Kindern aber verbot der Fiſcher ſtreng, den kleinen Crivôliu nicht „Findling“ zu nennen.

Als nun der Knabe größer wurde, ſchickte ihn der Fiſcher mit ſeinen Söhnen in die Schule. Die Kinder aber, da ihr Vater es nicht hören konnte, fingen ſie wieder an, den kleinen Crivôliu zu verſpotten und „Findling“ zu nennen, und die anderen Kinder in der Schule thaten es auch. Da kam Crivôliu wieder zu ſeinen Pflegeeltern und frug ſie, ob er denn nicht ihr Sohn wäre. Sie aber redeten es ihm aus und hielten ihn hin, bis er vierzehn Jahre alt war. Da konnte er es nicht mehr aushalten, immer „Findling“ genannt zu werden, ging zu dem Fiſcher und ſeiner Frau und ſprach: „Liebe Eltern, ich beſchwöre euch, daß ihr mir ſagt, ob ich euer Sohn ſei oder nicht.“ Da erzählte ihm der Fiſcher, wie er ihn gefunden habe, und was auf ſeiner Schulter zu leſen ſei. „So will ich ausziehen, und Buße thun für die Sünde meiner Eltern,“ ſprach Crivôliu. Die Fiſchersfrau weinte und jammerte und wollte ihn nicht fortlaſſen; Crivôliu aber ließ ſich nicht halten und wanderte fort in die weite Welt.

Nachdem er eine lange Zeit gewandert war, kam er endlich eines

Tages in eine einsame Gegend, darin stand nur ein Wirthshaus. Da frug er die Wirthin: „Saget mir doch, gute Frau, ist wohl hier in der Nähe eine Höhle, zu der ihr allein den Eingang wißt?“ Da antwortete sie: „Ja, mein schöner Jüngling, ich weiß eine solche Höhle und will euch gerne hinführen.“ Da nahm Crivòliu zwei Grani Brot und einen kleinen Krug Wasser mit, und ließ sich von der Wirthin die Höhle zeigen. Die lag ziemlich weit von dem Wirthshaus entfernt, und der Eingang war von Dornen und Gestrüpp so bedeckt, daß er kaum in die Höhle eindringen konnte. Da schickte er die Wirthin zurück, kroch in die Höhle, legte das Brot und den Krug auf den Boden, kniete dann nieder und that so mit gekreuzigten Armen Buße für die Sünde seiner Eltern.

So vergingen viele, viele Jahre, ich weiß nicht wie viele, aber so viele, daß seine Knie Wurzel schlugen und er am Boden festgewachsen war.

Nun begab es sich, daß in Rom der Pabst starb, und es sollte ein neuer gewählt werden. Da versammelten sich alle Cardinäle, und man ließ eine weiße Taube fliegen, denn derjenige, auf dem sie sich niederlassen würde, sollte Pabst sein. Die weiße Taube kreiste einigemale in der Luft, ließ sich aber auf Keinen nieder. Da berief man alle Erzbischöfe und Bischöfe, und ließ die weiße Taube wieder fliegen, sie setzte sich aber auf Keinen derselben. Nun versammelte man alle Priester und alle Mönche und Einsiedler, aber die weiße Taube wollte Keinen davon erwählen. Das Volk war in großer Verzweiflung, und die Kardinäle mußten ausziehen und im ganzen Land erforschen, ob irgendwo ein Einsiedler noch zu finden sei, und viel Volks begleitete sie.

So kamen sie denn auch endlich an das Wirthshaus in der einsamen Gegend, und frugen die Wirthin, ob sie vielleicht einen Einsiedler oder Büßenden wüßte, der noch unbekannt wäre. Da antwortete die Wirthin: „Vor vielen Jahren ist ein trauriger Jüngling hergekommen, der hat sich von mir in eine Höhle führen lassen, um Buße zu thun. Der ist aber gewiß schon lange todt, denn er hat nur zwei Grani Brot und einen Krug Wasser mitgenommen.“ Die Kardinäle aber sprachen. „Wir wollen doch einmal sehen, ob er noch lebt; führet uns zu ihm.“ Da

ner trugen ihn auf einer Leiter in die Kirche. „Seht, Großvater," ſprach der Knabe, „ich wünſche Euch, daß ihr ſein möget, wie dieſer, wenn ihr einmal ſterbet." Da wurde der Wirth noch viel zorniger und wollte ihn mit aller Gewalt todt ſchlagen, der Gevatter aber beſchützte das Kind, bis er ſich beruhigt hatte.

Als ſie nun noch eine Strecke gegangen waren, begegnete ihnen ein großer Leichenzug, denn es war ein reicher Mann geſtorben, und ſeine Leiche wurde in einem koſtbaren Sarg auf einem ſchönen Wagen gefahren, und die Mönche begleiteten ihn mit brennenden Kerzen. „Warum wünſcheſt du nicht, daß ich ſein möge wie dieſer?" ſprach der Wirth. „Nein, Großvater, das wünſche ich euch nicht," antwortete der Knabe, und der Wirth wollte ihn in ſeinem Zorn wieder todtſchlagen, ſo daß der Gevatter das Kind in Schutz nehmen mußte.

Als ſie nun in Catania ihre Geſchäfte beendigt hatten, kehrten ſie wieder nach Hauſe zurück, und als ſie an die Stelle kamen, wo ſie dem großen Leichenzug begegnet waren, ſprach der Knabe: „Großvater, leget euer Ohr an den Boden, und horchet ein wenig." „Soll ich erſt noch deinen Launen gehorchen?" ſchrie der Wirth. Der Gevatter aber ſagte: „Werdet doch nicht gleich ſo zornig, Gevatter, und thut dem unſchuldigen Kinde ſeinen Willen." Da ließ ſich der Wirth bereden, und als er ſein Ohr an den Boden legte, hörte er ein großes Getöſe, wie von eiſernen Keulen, und Heulen und Wehklagen. „Seht ihr, Großvater," ſprach der Knabe, das ſind die Teufel, die die Seelen der Sünder peinigen, und die Seele, die ſie eben empfangen, iſt die Seele des reichen Mannes, dem wir an dieſer Stelle begegnet ſind." Der Wirth richtete ſich betroffen auf, und ſah den Gevatter an und ſagte leiſe: „das Kind muß mehr wiſſen als wir."

Als ſie nun eine Strecke gegangen waren, kamen ſie an den Ort, wo ſie den armen Mann auf der Leiter geſehen hatten. „Großvater, leget noch einmal euer Ohr an den Boden, und horchet ein wenig." Diesmal widerſprach der Wirth nicht, ſondern legte ſogleich ſein Ohr an den Boden. Da hörte er die heiligen Engel Halleluja ſingen, und alle

die Seligen mit ihnen. „Seht, Großvater, das ſind die Seligen und Heiligen, die mit Geſang die Seele des armen Mannes empfangen, dem wir an dieſer Stelle begegnet ſind, und deshalb wünſche ich euch zu ſterben, wie dieſer, und nicht wie jener reiche Sünder.“ Der Wirth konnte gar nichts ſagen, aber er nahm nun ſelbſt das Kind an die Hand und führte es.

Nach einer Weile kamen ſie an die Stelle, wo der Koth und der Schmutz lagen. „Großvater, grabet hier einmal nach,“ ſprach das Kind, und als der Wirth gehorchte, fand er einen großen Keſſel voll Gold. Da ſprach das Kind: „Dieſes Geld gehört euch, Großvater. Ihr ſeid freilich ſchon ein reicher Mann, aber ihr habt euer Geld nicht wohl angewendet, denn ihr ſeid ein hartherziger Mann und habt Wucher getrieben. Beſſert euch, daß wir uns einſt wiederſehen mögen. Ich bin Sant' Oniria, und meine Mutter iſt eine Jungfrau wie Maria. Küſſet ihr die Hand und haltet ſie in Ehren, denn ich kehre nun ins Paradies zurück.“ „Werden wir dich denn niemals wiederſehen, mein Kind?“ frug der Wirth. „Dann werdet ihr mich wiederſehn, wenn der Todte mit den Lebendigen ſpricht,“ antwortete der Heilige, ſegnete ſeinen Großvater und ward in den Himmel erhoben. Der Wirth und ſein Gevatter kehrten nach Hauſe zurück und erzählten Alles, was ſie geſehen hatten. Die Wirthstochter aber weinte um ihr verlorenes Kind. Nun vergingen viele Jahre.

Da begab es ſich eines Tages, daß zwei Männer in dem Wirthshaus übernachteten, und in der Nacht ermordete der Eine von ihnen ſeinen Gefährten, und verſteckte ihn unter das Stroh. Am nächſten Morgen aber ſprach er zum Wirth: „Mein Freund iſt ſchon in der Nacht fortgegangen, weil er ſehr eilig war, und hat mir das Geld für Euch zurückgelaſſen. Alſo wußte der Wirth Nichts von dem Mord, der in ſeinem Hauſe geſchehen war.

Nach einiger Zeit aber kamen wieder einige Reiſende, und ſchliefen in demſelben Zimmer, wo der Todte noch unter dem Stroh verſteckt lag. Da ſie aber einen ſo ſchlechten Geruch verſpürten, ſo unterſuchten ſie das

brachte Sècula dem Herrn noch ein Kissen aus ihrem eignen Bett, damit er weicher liegen sollte. Am Morgen wollte sie ihm auch noch etwas Reisegeld auf den Weg mitgeben, der Herr aber schlug es aus, und sprach: „Thut andern Armen damit etwas Gutes, ich brauche es nicht.“ Als aber der Heiland und die zwölf Apostel fort waren, und Sècula an das Bett trat, in welchem der Herr gelegen hatte, sah sie auf dem Leintuch das Bild eines Crucifixes abgedrückt. Da fiel sie auf die Knie, und rief auch Spadònia herbei, und sprach: „Sieh, den wir beherbergt haben, ist der Herr gewesen. Nun wollen wir aber eilen, daß wir ihn noch einholen und seinen Segen erflehen.“ Wie sie nun mit Spadònia aus dem Hause trat, sandte der Herr einen Sturm und Regen, daß Alle erschrocken zurückfuhren. Sècula aber ließ sich in ihrem Glauben nicht irre machen, sondern sprach: „Spadònia, trotz Sturm und Regen müssen wir dem Herrn nacheilen.“ Da machte sich Spadònia mit ihr auf den Weg, und sie liefen durch den Regen, so gut sie konnten, bis sie den Herrn eingeholt hatten.

Als sie ihn von Weitem sahen, rief Sècula: „O, Herr, haltet ein und wartet einen Augenblick auf uns.“ Da blieb der Herr stehen, und als Spadònia und Sècula sich zu seinen Füßen warfen, sprach er: „Was verlangt ihr von mir?“ Spadònia antwortete: „Herr, wir bitten euch um die Vergebung unserer Sünden und um die ewige Seligkeit für uns und all die Unsrigen.“ „Das sei euch gewährt!“ sprach der Herr. „Wann aber werdet ihr uns zu euch rufen?“ frug Spadònia. Der Herr antwortete: „Haltet euch Alle am heiligen Weihnachtsabend bereit; dann werde ich kommen, und euch an meine Tafel führen.“ Damit segnete er sie und verschwand vor ihren Blicken. Spadònia und Sècula aber kehrten in ihr Haus zurück, und gaben all ihr Hab und Gut den Armen, und als der heilige Weihnachtsabend kam, beichteten sie und nahmen das Abendmahl, Spadònia und Sècula, und ihre alten Eltern. Und wie sie so einträchtiglich bei einander saßen, verschieden sie, und ihre Seelen flogen zum Himmel, und Gott möge uns die Gnade erweisen, uns auch zu sich zu nehmen, wenn unsre Stunde kommt.

unſere Habe und Gut haſt du ja den Armen gegeben!" „Sei nur ruhig," ſagte Tobiä, „wer Gutes thut, wird Gutes empfangen, und Gott verläßt den Gerechten nicht."

Nun kam für den armen Tobiä eine ſchwere Zeit, denn blind wie er war, konnte er nicht arbeiten, alſo daß ihm bald das Geld ausging. Da ſprach er eines Tages zu ſeiner Frau: „Liebe Frau, unſer Geld iſt zu Ende; in der und der Stadt wohnt aber ein Bekannter von mir, dem habe ich einſt Geld geliehen. Wir wollen unſern Sohn Tobiöla hinſchicken, daß er ſich das Geld wiedergeben laſſe." Alſo rief Tobiä ſeinen Sohn Tobiöla und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, du mußt nun nach der und der Stadt gehen, und das Geld holen, das ich dort angelegt habe. Ich will aber nicht, daß du allein reiſeſt, gehe auf den Markt, und ſieh, ob du einen Reiſegefährten findeſt."

Da ging Tobiöla auf den Marktplatz, und ſah einen ſchönen, ſchlanken Jüngling ſtehen, der frug ihn: „Tobiöla, wohin willſt du reiſen?" „In die und die Stadt." „Dahin muß ich ja auch gehen, wir können alſo zuſammen reiſen." Da ward Tobiöla hoch erfreut, und führte den Jüngling zu ſeinen Eltern und ſprach: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich habe nun einen Reiſegefährten gefunden, gebt mir euren heiligen Segen, und laßt mich ziehen." Da ſegneten Tobiä und ſeine Frau ihren lieben Sohn und umarmten und küßten ihn, und Tobiöla zog mit dem Jüngling von dannen. Die Stadt aber, wohin ſie reiſen wollten, war viele Tagereiſen weit entfernt.

Eines Tages nun kamen ſie an einen Strom, darin ſchwamm ein Fiſch herum, der kam immer dicht ans Ufer. „Tobiöla," ſprach der Jüngling, „greife den Fiſch, und ſchneide ihm die Galle und die Leber aus; es wird dir nützen." Tobiöla that, wie der Jüngling ihn thun hieß, griff den Fiſch, ſchnitt ihm Galle und Leber aus, und verwahrte ſie in einem Büchschen.

Nachdem ſie die Reiſe vollbracht hatten, kamen ſie endlich in die Stadt, in der Tobiöla das Geld holen ſollte. „Wo willſt du hier Herberge nehmen?" frug ihn der Jüngling. „Mein Vater hat hier einen

Der Knabe wuchs an einem Tage für zwei, und wurde mit jedem Tage größer und ſchöner. Als er etwa zwölf Jahre alt war, ſtarb der König, und die Königin blieb allein mit dieſem Sohne, den ſie liebte, wie ihre Augen. So vergingen viele Jahre, und die Zeit rückte heran, wo der Königsſohn achtzehn Jahre alt werden ſollte. Wenn aber die Königin daran dachte, daß ſie ſich bald von ihm trennen ſollte, um ihn ganz allein auf die weite Wallfahrt zu ſchicken, wurde ſie ganz traurig und weinte und ſeufzte den ganzen Tag.

Da ſprach eines Tages der Königsſohn zu ihr: „Mutter, was ſeufzt ihr den ganzen Tag?“ „Nichts, nichts mein Sohn, ich habe nur einige Sorgen,“ antwortete ſie. „Worüber ſorgt ihr euch denn?“ fragte er. „Fürchtet ihr, eure Güter in der Chiana*) ſeien ſchlecht beſtellt? So laßt mich hingehen, daß ich nachſehe, und euch Nachricht bringe.“ Die Königin war es zufrieden, und der Königsſohn machte ſich auf, und ritt in die Chiana, auf die Güter, die ihnen gehörten. Er fand aber Alles in ſchönſter Ordnung, kam wieder zu ſeiner Mutter und ſprach: „Liebe Mutter, ſeid fröhlich, und laſſet die Sorgen fahren, denn auf euren Gütern iſt Alles in Ordnung: das Vieh gedeiht, die Felder ſind beſtellt, und das Getreide wird bald reif ſein.“ „Gut, mein Sohn,“ antwortete die Königin, wurde aber doch nicht fröhlich, und am nächſten Morgen fing ſie wieder an zu ſeufzen und zu weinen. Da ſprach der Königsſohn zu ihr: „Liebe Mutter, wenn ihr mir nun nicht ſagt, warum ihr ſo bekümmert ſeid, ſo mache ich mich auf, und wandere in die weite Welt hinaus.“ Da antwortete ihm die Mutter Königin: „Ach, lieber Sohn, ich bin bekümmert, weil du nun von mir ſcheiden mußt. Denn da ich dich ſo erſehnte, gelobte ich dem San Japicu alla Lizia, wenn er mir dich beſcheerte, ſo würdeſt du zu ihm wallfahrten, wenn du achtzehn Jahre alt ſein würdeſt. Und nun biſt du bald achtzehn Jahre alt, und darum bin ich bekümmert, daß du nun allein fortwandern mußt, und ſo viele Jahre wegbleiben, denn um zum Heiligen zu kommen, muß man ein

*) Gleich Piana, der Ebene von Catania.

ganzes Jahr lang wandern." Iſt es nichts weiter als das, liebe Mutter?" ſagte der Sohn. „Seid doch nicht ſo bekümmert. Nur die Todten kehren nicht wieder; wenn ich aber am Leben bleibe, ſo werde ich ja bald zu euch zurückkehren."

So tröſtete er ſeine Mutter, und als er achtzehn Jahre alt wurde, nahm er Abſchied von der Königin und ſprach: „Nun lebet wohl, liebe Mutter, und ſo Gott will, werden wir uns wiederſehen." Die Königin weinte bitterlich, und umarmte ihn mit vielen Thränen; dann gab ſie ihm drei Aepfel und ſprach: „Mein Sohn, nimm dieſe drei Aepfel, und gieb wohl acht auf meine Worte. Du ſollſt nicht allein den ganzen, langen Weg zurücklegen. Wenn ſich nun ein Jüngling zu dir geſellt und mit dir wandern will, ſo nimm ihn mit in die Herberge, und laß ihn mit dir eſſen. Nach dem Eſſen aber zerſchneide einen Apfel in zwei Hälften, eine kleinere und eine größere, und biete ſie dem Jüngling an. Nimmt er die größere Hälfte, ſo trenne dich von ihm, denn er wird dir kein treuer Freund ſein; nimmt er aber die kleinere, ſo betrachte ihn als deinen Bruder, und theile Alles mit ihm, was dein iſt." Nach dieſen Worten umarmte ſie ihren Sohn und ſegnete ihn, und der Königsſohn wanderte fort.

Er war ſchon eine lange Zeit gewandert, und noch Niemand war ihm begegnet. Eines Tages aber ſah er einen Jüngling des Weges daher kommen, der geſellte ſich zu ihm und frug ihn: „Wohin wandert ihr, ſchöner Jüngling?" „Ich wallfahrte zum San Japicu alla Lizia, denn da meine Mutter keine Kinder bekam, gelobte ſie ihm, wenn er ihr einen Sohn beſcheerte, ſo ſollte ihr Sohn zu dem Heiligen wallfahrten, wenn er achtzehn Jahr alt ſein würde. Da beſcheerte ihr der Heilige einen Sohn, das bin ich, und weil ich nun achtzehn Jahre alt bin, mache ich die Wallfahrt nach Lizia." „Da muß ich auch hin," ſagte der Andre, „denn meiner Mutter iſt es gerade ſo ergangen wie der eurigen; wenn wir alſo den gleichen Weg machen müſſen, ſo können wir auch zuſammen gehen."

Da wanderten ſie miteinander weiter; der Königsſohn aber war

Korn für uns ein.“ Die beiden Söhne machten ſich auf und zogen in das Land.

Als ſie nun vor Joſeph den Gerechten geführt wurden, erkannten ſie ihn nicht; er aber erkannte ſie wohl und frug ſie: „Was wollt Ihr?“ „Hoheit, wir ſind gekommen, um Korn einzukaufen.“ Da ließ ihnen Joſeph ihre Säcke mit dem ſchönſten Korn füllen, und gab ihnen zu eſſen und zu trinken, lud ſie ein an ſeinem Tiſch zu ſitzen, und war über die Maßen freundlich mit ihnen.

Als ſie nun gegeſſen und getrunken hatten, ſprachen die beiden Brüder: „Nun müſſen wir wieder in unſer Land zu unſerm Vater ziehn.“ Da nahm Joſeph ſeine goldne Taſſe, und ſteckte ſie heimlich in einen von den Kornſäcken, und ließ ſeine Brüder ziehn.

Als ſie aber kaum einen Miglio weit weg waren, ſetzte er ihnen mit ſeinen Dienern nach, und wie er ſie eingeholt hatte, ſprach er: „Was, ſo vergeltet ihr meine Freundlichkeit! Ich habe euch wie meine beſten Freunde empfangen, und ihr ſtehlt mir meine goldne Taſſe?“ Die Brüder waren ſehr erſchrocken und ſprachen: „Ach, Herr, wir haben euch nichts geſtohlen, denn wir ſind ehrliche Leute. Wenn ihr aber wollet, ſo durchſuchet unſere Säcke.“ „Gewiß will ich das,“ rief Joſeph, und durchſuchte ſelbſt die Säcke, und gleich im erſten fand er die Taſſe. Denkt euch nun, wie die Königſöhne da ſtanden, Joſeph aber rief: „Da ſeht ihr ſelbſt, wie ihr mir vergolten habt. Darum muß einer von Euch im Gefängniß bleiben, der andre aber ſoll nach Hauſe zurückkehren und euren Vater rufen, daß ich mit ihm ſpreche.“ Alſo blieb der eine Königsſohn im Gefängniß, der andere aber kehrte in ſeine Heimath zurück.

Als ihn nun der König allein zurückkehren ſah, frug er ihn gleich: „Wo iſt dein Bruder?“ Da erzählte ihm der Sohn Alles, was vorgefallen war, der König aber fing laut an zu weinen und zu jammern: „Soll ich denn alle meine Kinder verlieren? Der Eine iſt von den wilden Thieren zerriſſen worden, der andre ſitzt im Gefängniß; ach, ich armer, unglücklicher Vater!“ Dann machte er ſich auf, und zog mit ſeinem Sohn in jenes Land, wo Joſeph wohnte.

Aspetta oggi, aspetta dumani, en'nautru jornu e poi nautru jornu, mastr' Antoni nun cci turnò cchiù a la so' casa. Dda svinturata di so' mugghieri cianccìa paru paru e nun si putìa dari paci. »E io nun vi lu dissi, cummari,« cci dissi mastru Pippu, »chi vostru maritu murìa pri manu di li sbannuti. Pirchi nun vulistu pigghiari li me' palori? Ora cci vaju io pri vidiri.« Mastru Pippu partìu pri unni li sbannuti. — Li sbannuti, chi s'avìanu allistutu a mastr' Antoni, cridennu ch'iddu sulu era lu latru chi sapìa lu sigretu di la grutta, pinzaru di nun tinìrici cchiù la vardia, e mastru Pippu. chi s'avìa ammucciatu sutta li stissi petri di l'autra vota, li vitti nesciri e li cuntò a unu a unu. Eranu dudici. »Nun c'è cchiù nuddu,« dissi e currìu unni la rocca. »Apriti, cicca,« e la rocca s'aprìu. Ma quali fu lu so' spaventu e lu so' duluri, quannu vitti la testa di so' cumpari, appizzata a l'autu di dda grutta. Ma senza perdiri tempu trasìu cchiù dintra e fici nautra bona cugghìuta di dinari. Sautò fora e lestu comu un dàinu si misi a fari cursi pri la via. Turnatu ca fu a la casa, cci cuntò a la cummari la mala sorti di lu poviru mastr' Antoni, e pri cunzularila di la pena cci desi la so' parti di dinari. Già fattu riccu, jittò sporta, furmi, lesina e trincettu e fici la vita di badassu, manciannu beni e ristannu a spassu.

Anmerkung. Nach einer Variante bittet die Frau des mastru Pippu ihre Nachbarin um ein munneddu (mondello, ein Maaß) da ſie ciceri zu meſſen habe. Die Nachbarn haben aber die Goldmünzen klingen hören, und beſtreichen daher das Maaß mit Pech, in welchem nun einige Goldmünzen kleben bleiben. Dadurch kommt der zweite Gevatter auf den Gedanken ſein Glück auf dieſelbe Weiſe zu verſuchen.

Ma la giuvina era lesta e curaggiusa e si misi a 'ssicutarilu. Lu cani 'nfilò 'ntra lu purticatu di un gran palazzu e iddu d'appressu, chi ci gridava: »Si nun mi dugni la robba nun ti lassu.« Acchianaru la scala, lu cani si 'nfilò 'ntra na cammira e cci scumparìu davanti.» O trovu lu cani o lu patruni,« facìa 'ntra idda la giuvina, »e m'annu a dari la robba.« E trasi, trasi, trasi, firriò tutti li stanzi e nun vitti a nuddu, nun cani e nun patruni. Lu palazzu era disertu abbannunatu, ma c'era tuttu lu beni di Diu, robba dinari e giòi, e 'ntra lu menzu di na stanza c'era na tavula cunzata cu tutti sorti di piatti, cu vinu, cu durci e cu licuri. Pri nun perdiri la cursa c'avìa fattu e pri passarisi la bili, la giuvina s'assittò e si misi a manciari e a biviri. Alla finuta di manciari, nun vidennu spuntari a nuddu, pinzò pri li so' soru, fici na cughìuta di robba e di manciari e ritta ritta si nni annò a la casa. »E' veru,« cci dissi a li soru, chi ddu canazzu latru mi vinciu la spisa, ma io l'assicutai finu a la so' casa, manciai, bivii, e vi purtai tuttu stu beni.« Doppu chi cci cuntò tuttu lu fattu, pirsuasi a li so' soru di jirissinni 'nzemi[1]) 'ntra ddu palazzu pri abbitarici. La pinzata piaciu a tutti; parteru, acchianaru 'ntra la casa, e si ristaru ddà comu fussiru li patruni. La cchiù granni, chi nun lassava mai lu travagghiu, era sempre l'urtima a jirissinni a curcari. Na sira, doppu menzanotti, sintìu d'abbasciu di la scala na vuci lamintusa, comu fussi na fimmina, chi dicìa: »Acchianu? — acchianu? —« Spavintata di sta vuci, jittò lu travagghiu, fici na schigghia, curriu unni li so' soru e si 'nfilò 'ntra lu lettu, senza mancu aviri sciatu di parrari. A l' indumani, quannu la soru picciridda cci sintìu cuntari lu fattu, si misi a buffiniarila. »Scunzulata,« cci dissi, »pirchì nun la facivi acchianari! Nun sintisti chi ti dumannava lu pirmissu? Sta sira vogghiu appurari stu fattu.« Vinni la sira. Li so' soru si curcaru, ed idda ristò sula, vigghiannu cu

[1]) Andarsene insieme. O. H.

chi la so' amanti era risuscitata e acchianò supra. »Nun sì tu la mia ammanti,« cci dumannò timidu e stralunatu. »Sugnu io, no sgarri,« cci rispusi la finta signura. »Ma a tia comu ti basta l'anima pri vinirimi a circari? Ti scurdasti la barbira morti chi mi facisti suffriri? Ti scurdasti comu mi 'nziccasti lu pugnali 'ntra lu me' cori?«

Basta cci ricurdò tutti li circustanzi di lu so' amuri. Iddu si pirsuadìu chi chiddi era veramenti la so' amanti, cu tuttu ca nun cci assumigghiava, cridennu chi forsi s'avissi canciata pri li peni di la morti. »Tuttu,« rispusi, »io mi ricordu e ti dumannu pirdunu a li to' pedi di tuttu lu mali chi ti fici. Jo sugnu canciatu e ti sarò fideli e durci amanti finu a la morti. Pirdunami, amuri miu.« »Fìciru paci e s'assittaru a tavula pri manciari, ma quannu iddu annò pri jettarisi 'ntra li brazza di la so' amanti, idda lesta lesta cci 'nziccò la pugnali 'ntra lu cori e lu 'mmazzò. »Moru,« dissi iddu cadennu, »pri manu di lu tradimentu.« La giuvina l'afferro pri li capiddi, lu strascinò a pedi di la scala e lu suttirrò unni avìa suttirratu iddu l'amanti so'. Li tri soru ristaru patruni di lu palazzu, ricchi, ma no filìci, pirchì lu prezzu di lu sangu è sempri amaru.

M. iſt es ein Königsſohn, der bei einem Bauer ein Huhn zerlegt. Daß die Bauerntochter die Art, wie der Königsſohn das Huhn zerlegt und vertheilt hat, erklärt, fehlt bei Knuſt, wird aber nach Analogie des ſicil. M. anzunehmen ſein. In beiden heiratet der Königsſohn die Bauerntochter).

Die Erzählung im „Schertz mit der Warheyt", Frankfurt 1550, S. LXII iſt aus Pauli's Schimpf und Ernſt, Nr. 58 (ſ. Orient u. Occ. a. a. O. 446) entlehnt, und das Gedicht von Friber. Widebramus »Capus geometrica proportione distributus« (Delitiae germanorum poetarum VI, 1115) ſtimmt ebenfalls faſt durchaus mit Pauli.

2. Maria, die böſe Stiefmutter und die ſieben Räuber.

3. Von Maruzzeda.

4. Von der ſchönen Anna.

Dieſe drei M. — und zwar das erſte ganz, die beiden andern bis zur Wiederbelebung Maruzzeda's und Anna's — ſind Varianten eines und deſſelben M. Man vgl. Grimm Nr. 53, Schott Nr. 5, Glinski I, 149, A. Puſchkin's poetiſche Werke, überſ. v. F. Bodenſtedt, I, 97, Arnaſon II, 399 = Powell II, 402, Maurer S. 280, Hahn Nr. 103, Milá S. 184 = F. Wolf S. 46, Schneller Nr. 23.

In den meiſten dieſer M. iſt es eine Stiefmutter, die ihrer Stieftochter nachſtellt, wie im ſicilianiſchen M. von Maria; bei Schott und Arnaſon iſt es die rechte Mutter; die M. von Maruzzeda und von Anna, das wälſchtiroler und ein deutſches bei Grimm III, 90 ſpielen zwiſchen drei Schweſtern. Im M. von Maria fehlt die Eiferſucht der Stiefmutter auf die Schönheit der Stieftochter. In allen drei ſicilianiſchen M. fehlt der antwortende Spiegel, der auch im albaneſiſchen, catalaniſchen und wälſchtiroler fehlt, doch iſt er im albaneſiſchen durch die Sonne und im catalaniſchen durch einen böſen Geiſt erſetzt.

Mit dem zweiten Theil der M. von Maruzzeda und von Anna vgl. das M. von Talia im Pentamerone V, 5. Talia's Kinder heißen Sonne und Mond wie die Anna's.

Ein Kleid mit Glöckchen (Nr. 4) kömmt auch in dem catalaniſchen Aſchenputtelmärchen bei Milá S. 182 = Wolf S. 43 vor.

5. Die verſtoßene Königin und ihre beiden ausgeſetzten Kinder.

Vgl. das M. von den beiden neidiſchen Schweſtern in 1001 Nacht, Straparola IV, 3, Schneller Nr. 26, Hahn Nr. 69, Pröhle KM. Nr. 5, Zingerle II, 157. Ebenfalls hierher gehörig, aber mehr oder weniger entſtellt, ſind Bernaleken

und ſich wieder in die Haut einnähen läßt, ſo auch Dſchanſchah nach dem zweiten Verluſt ſeiner Frau (S. 370).

Die im griechiſchen und in den arabiſchen M. — auch in dem Schwanenjungfraumärchen bei Haltrich Nr. 5 — vorkommende verbotene Thür, welche in das Waſſer führt, in dem ſich die Jungfrauen baden, fehlt im ſicilianiſchen M.

7. Die beiden Fürſtenkinder von Monteleone.

Vgl. Simrock Nr. 51.

Ein barbariſcher Zug des ſicil. M. iſt es, daß der Bruder von dem Blut ſeiner von ihm für ſchuldig gehaltenen Schweſter vor ſeinem Tode trinken will. Vgl. Hahn Nr. 45, wo ein König von dem Blute ſeines von ihm zum Tode verurtheilten Sohnes trinken will.

8. Bauer Wahrhaft.

Vgl. Wright, A selection of latin stories No. 1, (entſtellt in den Gesta Romanorum Cap. 111), Straparola III, 5, Otmar's Volksſagen, Bremen 1800, S. 295, (L. Aurbacher) Ein Volksbüchlein, 2. A. München 1835, S. 154, Grundtvig II, 55, Etlar S. 130 (an ein andres M. angeſchloſſen), Vierzig Veziere, überſ. von Behrnauer, S. 123. In Galland's Ueberſetzung der Vierzig Veziere im Cabinet des Fées XVI, 56 = Loiſeleur-Deslongchamps, 1001 Jours p. 315 heißt der Held Saddyq (disant vrai). Wie im ſicilianiſchen Märchen der Bauer Wahrhaft ſeinen Stock hinpflanzt und ſein Mäntelchen auf den Stock hängt und nun mit ihm ſpricht, ſo hängt bei Straparola Travaglino Kleider an einen Zweig und ſetzt ihm ſeine Mütze auf. Bei Wright wird der Hut, bei Otmar die Mütze auf den Stock geſetzt. Bei Aurbacher wird nur ein Beſen in die Ecke gelehnt. In den Vierzig Veziern wird die Mütze auf den Boden gelegt, und am Schluß der Erzählung heißt es (Behrnauer S. 128, vgl. 375): Aus dieſer Zeit rührt das Sprichwort her: Wenn du niemanden findeſt, der dir rathen könnte, ſo lege deine Mütze vor dich hin und frage ſie um Rath.

9. Zafarana.

Mit dem zweiten Theile des M. (Zafarana in Männertracht und die Königstochter) vgl. Pentamerone IV, 6. Der Anfang des M. erinnert an den Anfang eines catalaniſchen M. (Milá S. 185 = Wolf S. 47), wo der zu Markt gehende Vater ſeine drei Töchter fragt, was er ihnen mitbringen ſoll, und die älteſten

Frau in drei Tagen einen Krug voll weint. Die Prinzessin Zoza hat den Krug schon fast voll geweint, als sie einschläft. Eine Mohrensklavin weint ihn indeß voll, der Prinz erwacht und heiratet sie. Der weitere Verlauf aber ist anders als in dem sicilianischen und dem griechischen M.

Zu diesem weitern Verlauf des sicil. und des griech. M. ist dagegen der Schluß von Pentamerone II, 8 zu vergleichen, wo die im Hause ihres Oheims unerkannt dienende Küchenmagd diesen bittet, ihr vom Jahrmarkt eine Puppe, ein Messer und ein Stück Bimsstein mitzubringen. Sie erzählt dann der Puppe ihre Leiden und droht ihr, indem sie das Messer an dem Bimsstein schleift, sich zu erstechen, wenn sie ihr nicht antworte, worauf sie — gleich dem Geduldstein des sicil. M. anschwellend — ihr antwortet. Der Oheim belauscht sie u. s. w.

Dem Eingang des sicil. M. ist der von Hahn Nr. 66 ähnlich.

Der Schluß des sicil. M., die Verblendung der Sklavin, in der sie sich selbst ihr Urteil spricht, kehrt in Nr. 13 wieder, wo auch das Urteil selbst fast ganz dasselbe ist. Vgl. die Anm. zu Nr. 13.

12. Von der Königstochter und dem König Chiechereddu.

Mit dem Eingang des M. vgl. den der Rahmenerzählung des Pentamerone (Prinzessin Zoza, die nicht lacht; Oelspringbrunnen; Verwünschung der ausgelachten Alten, daß die Prinzessin keinen Mann bekommen soll, wenn nicht den Fürsten von Rundfeld). Der Oelbrunnen — jedoch nicht aus gleichem Grunde errichtet — und eine Verwünschung einer beim Oelbrunnen beleidigten Alten kommen auch in Nr. 13 und 14 vor. S. die Anmerk. dazu. Die Abenteuer der Königstochter als Krankenwärterin der drei Prinzen erinnern an das toscanische M. in E. Teza's Schrift »La tradizione dei Sette savj nelle novelline magiare« S. 52 ff., im Auszug von mir im Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VIII, 261 mitgetheilt. In Bezug auf Chiechereddu's Versuche, das Geschlecht der verkleideten Königstochter zu erkennen, vgl. Nr. 17 und die Anm. dazu.

Die Hemmung der Entbindung der Königstochter durch die zauberkundige alte Königin und die dagegen angewandte List kehren in Nr. 15 und 54 wieder. Es ist ein alter griechischer Aberglaube, daß die Entbindung durch Falten der Hände aufgehalten werden kann. Plinius N. H. XXVIII, 6, 17 sagt: Adsidere gravidis, vel cum remedia alicui adhibeantur, digitis pectinatim inter se implexis, veneficium est, idque compertum tradunt Alcmena Herculem pariente; pejus, si circa unum ambove genua; item poplites alternis genibus imponi. Als Alkmene den Herakles zu gebären in Begriff war und die Mören und Eileithyia mit gefalteten Händen die Geburt hinderten, eilte Ga-

Fiſcher, Kirche und Geiſtlicher). Grimm Nr. 113 und 51: Roſenſtock und Roſe, Kirche und Paſtor — Kirche und Krone darin, Nr. 51 —, Teich und Fiſch. Müllenhoff Nr. 6: Roſenſtock und Roſe, Kirche und Paſtor, Teich und Ente. Asbjörnſen Nr. 46, Var. 1: Kuh und Mann, Kirche und Sakriſtan, Waſſer und Ente (die beiden letzteren Verwandlungen auch in Var. 4 und 6). Haltrich Nr. 25: Kirche und Pfarrer, Erle und Vöglein, Reisfeld und Wachtel, Weiher und Ente. Gaal-Stier Nr. 3: Kapelle und Prieſter, Teich und Ente. Kletke II, 76 und Glinski I, 120: Fluß und Brücke, Wald und viele Wege, Kirche und Prieſter. Kreutzwald Nr. 14: Bach und Fiſch, Roſenſtock und Roſe. Wolf S. 292: Roſenſtock und Roſe, Fels und Steinklipper. Arnaſon II, 380 = Powell II, 380: Füllen, Vögel, Walfiſch und eine Floſſe deſſelben.

Ein Kuß als Urſache des Vergeſſens der Braut kömmt vor auch in Nr. 13, 54 und 55, in mehreren der im Orient und Occident a. a. O. beſprochenen M., bei Schneller Nr. 27, Hahn Nr. 54, Kletke II, 78, Glinski I, 124, Wolf S. 294.

Was die Wiedererweckung der Erinnerung an die Braut durch die beiden Tauben betrifft, ſo vgl. Nr. 54, die im Orient und Occ. a. a. O. beſprochenen M., Kletke II, 79, Glinski I, 127, Arnaſon II, 383 = Powell II, 389. In Nr. 55 ſind an die Stelle der beiden Tauben zwei Puppen (ein Knabe und ein Mädchen) getreten.

15. Der König Stieglitz.

Vgl. das M. von Amor und Pſyche in den Verwandlungen des Apulejus, Pentamerone II, 9*) und V, 4, Asbjörnſen Nr. 41, Grundtvig I, 100, Hyltén-Cavallius Nr. 19. In allen dieſen M. zündet die Heldin Nachts ein Licht an, um die wahre Geſtalt des Gemahls, der am Tage in Mohren- oder in Thiergeſtalt erſcheint oder, wie Amor, nur im Dunkel der Nacht bei ihr iſt, gegen ſein Verbot kennen zu lernen. Daß im ſicil. M. der König Stieglitz gleich als ſchöner Jüngling auftritt und daß die Heldin Nachts eine Kerze über ihn hält, nur um zu ſehen, ob er ſchläft, weil ſie dann ein ihr verbotenes Zimmer heimlich öffnen will, iſt Entſtellung.

In Bezug auf den Eingang des ſicil. M. ſ. die Anm. zu Nr. 23.

Wie die alte Hexe bei dem Namen des Königs Stieglitz ſchwören muß, die Heldin nicht zu freſſen, ſo im M. von Parmetella und Donnerundblitz (Pentam. V, 4) die alte Hexe bei Donnerundblitz.

Die Aufgaben, das Haus zu kehren und nicht zu kehren, das Feuer anzu-

*) Dieſes M. ſteht zum Theil ſehr nahe Hahn Nr. 73, wo jedoch das Anzünden des Lichts fehlt.

an die von König Ragnar der Aslaug gestellten, „gekleidet und ungekleidet, gegessen und ungegessen“ zu kommen. S. die Anm. zu Grimm Nr. 94.

Wenn Cardiddu's Frau der Schwester der Hexe ein Kästchen bringen soll, das sie unterwegs nicht öffnen darf, welches aber geöffnet unablässig musiciert, so lehrt die Vergleichung von Pentam. V, 4 und Grundtvig I, 100, daß dies Entstellung ist, daß sie vielmehr das Kästchen holen muß. Im Pentam. nemlich soll Parmetella bei der Schwester der Hexe die musikalischen Instrumente für die Hochzeit holen; sie befinden sich in einem Futteral, welches sie gegen das Verbot aus Neugier öffnet, worauf die Instrumente herausfliegen. Im dänischen M. muß die Heldin aus der Hölle eine Schachtel voll Spielleute zur Hochzeit holen, die bei Oeffnung der Schachtel herausfliegen. Im M. von Amor und Psyche wird Psyche von Venus mit einer Büchse zur Proserpina geschickt, um darin etwas von der Schönheit der Proserpina zu holen; auf dem Heimweg öffnet Psyche aus Neugier die Büchse.

In Bezug auf das Loben der Thür und des Stroms und auf den Hund mit dem Heu und den Esel mit dem Knochen s. die Anm. zu Nr. 13. In dänischen M. macht die Heldin eine losgelöste Bohle und ein nur noch lose hängendes Pförtchen wieder zurecht und dreht ein umgefallenes Butterviertel, worüber ein Hund bellt, um; weshalb Hund und Pförtchen und Bohle nachher dem Befehl der Hexe, sie zu beißen, zu erdrücken, zu ersäufen, nicht entsprechen.

Wegen der Verwandlungen auf der Flucht s. die Anm. zu Nr. 14, wegen des Schlusses die zu Nr. 12.

16. Die Geschichte von dem Kaufmannssohne Peppino.

Vgl. das M. von Amor und Psyche und die in der Anm. zu Nr. 15 damit verglichenen. Dort war die Frau die neugierige, hier aber ist es der Jüngling, der die allnächtlich bei ihm Schlafende beleuchtet und dadurch eine Zeit lang verliert, wie in den bekannten mittelalterlichen Gedichten Partenopeus die Melior und Friedrich von Schwaben die Angelburg und bei Asbjörnsen S. 468 der Fischersohn die Svanhvid. Vgl. auch Schneller Nr. 13.

Der Theil des M. von der Erlösung der Königstochter ist augenscheinlich arg entstellt. In mehreren M. — vgl. meine Anm. zu Campbell Nr. 1 und 4 — ist die Seele oder die Lebenskraft eines Riesen oder andern Unholdes an ein Ei geknüpft, welches sich in einem Vogel befindet, der wieder in einem andern Thier steckt. Mit Hilfe von Thieren, die der Held sich meist zu Dank verpflichtet hat, gewinnt der Held das Ei, und zwar sind es in mehreren M. drei Thiere, ein

vierfüßiges Landthier, ein Vogel und ein Fisch oder anderes Wasserthier, so bei Campbell Nr. 1 und 4: Hund, Habicht, Otter, Asbjörnsen Nr. 4: Wolf, Rabe, Lachs, Haltrich Nr. 33: Löwe, Adler, Fisch. Bei Haltrich Nr. 33 erhält der Held von dem Löwen ein Haar, von dem Adler eine Feder, von dem Fisch eine Flosse, um dadurch im Fall der Not die Thiere herbeirufen zu können, gleich wie im Pentamerone IV, 1 und bei Musäus in dem M. von den drei Schwestern der Held von den drei Thierschwägern Haare, Federn und Schuppen erhält. Hiernach wird auch das sicil. M. ursprünglich erzählt haben, daß die Königstochter sich in der Gewalt eines Unholds befindet, dessen Leben an ein Ei in einer Taube in einem Kaninchen sich knüpft. Peppino wird drei Haare oder Borsten, drei Federn und drei Schuppen oder Flossen von drei dankbaren Thieren erhalten haben, während ihm in der jetzigen Gestalt des M. die Königstochter drei Borsten, drei Haare und drei Federn schenkt. Mit den drei Haaren wird der Hund herbeigerufen worden sein, der das Kaninchen fängt, mit den drei Federn ein Adler oder anderer Vogel, der die Taube fängt — während jetzt im M. unpassender Weise der Hund auch die Taube fängt —, und das Ei wird in's Wasser gefallen, wie bei Campbell Nr. 1, Asbjörnsen Nr. 4, Haltrich Nr. 33, Glinski I, 104 = Chodzko S. 220) und von dem durch die Schuppen oder Flossen herbeigerufenen Fisch herausgeholt worden sein.

17. Von dem klugen Mädchen.

Vgl. Nr. 12, wo fast ganz dieselben Proben, um das als Mann verkleidete Mädchen zu erkennen, und auch die Verse »Schetta vinni u. s. w.“ — wenig verändert — vorkommen.

Andere M., in denen ebenfalls mit einem als Mann verkleideten Mädchen vergebliche Proben angestellt werden, um ihr Geschlecht zu entdecken, s. bei Hahn zu Nr. 101 und derartige Volkslieder im Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. III, 57 f. und 63 ff. Im Pentamerone III, 6 und in einem portugiesischen und einem krainischen Lied ist das verkleidete Mädchen eine von sieben Töchtern wie im sicil. M.

18. Die gedemüthigte Königstochter.

Vgl. Pentamerone IV, 10, Asbjörnsen Nr. 45, Grundtvig III, 1, Grimm Nr. 52 (mit den Varianten), Pröhle KM. Nr. 2, Kuhn, Westf. M. Nr. 17*)

*) Vgl. auch den zweiten Theil des M. bei Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol S. 436, Nr. 1 und den Schluß von Kuhn, Westf. M. Nr. 13.

und Luigi Alamanni's (1495—1556) Novelle von der Gräfin von Toulouſe und dem Grafen von Barcelona (zuerſt nach einer Handſchrift gedruckt in Anton-Maria Borromeo's Notizia de' Novellieri italiani, Bassano 1794, S. 65 ff., danach in der Raccolta di Novelle dall' origine della lingua italiana fino al 1700, Vol. II, (Milano 1804), 227 ff., deutſch in E. von Bülow's Novellenbuch I, 21 ff. und in A. Keller's Italieniſchem Novellenſchatz II, 62 ff.) L. Alamanni gibt am Schluß ſeiner Novelle an, die Geſchichte ſei in den Chroniken der beiden Grafſchaften Barcelona und Toulouſe erzählt. Im ſicilianiſchen M. fehlt der Zug, daß der verkleidete verſchmähte Freier die ſtolze Schöne durch gewiſſe Koſtbarkeiten verführt. Auch das von Knuſt Nr. 9 aufgezeichnete italieniſche M. gehört hierher, iſt aber ſehr abgeſchwächt.

19. Gevatter Tod.

Vgl. Grimm Nr. 44 und die in den Anmerkungen dazu angeführten, denen man noch hinzufüge Schönwerth III, 12, Widter-Wolf Nr. 3, Wolf's Z. I, 358 (aus der Bukowina), Gaal-Stier Nr. 4, beide letztgenannte mit eigenthümlichen Ausgängen, und Gueullette's Erzählung im Cabinet des Fées XXI, 455, wo die Lebenslichter fehlen. In einem ſlaviſchen M. in Wolf's Z. I, 262 iſt der Tod, wie im ſicilianiſchen, als Gevatterin gedacht. Nur zum Theil hierher gehörig ſind Vernaleken Nr. 42 und Grundtvig II, 13. In dem ſpaniſchen M. von Juan Holgado und dem Tode (Caballero Cuentos S. 83; F. Wolf, Beiträge S. 70) iſt das M. vom Gevatter Tod mit dem von den Boten des Todes (Grimm Nr. 177) verſchmolzen, und dabei ſind die Gevatterſchaft des Todes und die Lebenslichter weggefallen.

Das ſicilianiſche M. iſt unvollſtändig, da darin fehlt, daß der Tod ſeinen Gevatter oder ſeinen Pathen zu einem Arzt macht. Eigenthümlich iſt ihm auch das Motiv, daß der Tod zum Gevatter genommen wird, um den Gevatter und deſſen Frau und den Pathen zu verſchonen.

Man vergl. auch in Bezug auf das M. vom Gevatter Tod Grimm, D. Myth., S. 812 und Benfey, Pantſchatantra I, 525.

20. Von dem Pathenkind des h. Franz von Paula.

Vgl. die M. von dem Pathenkind oder Pflegkind der Jungfrau Maria bei Schönwerth III, 317 (311), Asbjörnſen Nr. 8, Haupt und Schmaler Nr. 16, Grimm Nr. 3, Schott Nr. 2 und die ſonſt ähnlichen M. bei Grimm III, 7 und 324, Meier Nr. 136, Ey S. 176, Waldau S. 600, Daſent Ananzi Stories

Nr. 12, in denen aber weder die Jungfrau Maria noch, wie im ſicil. M., ein Heiliger, vorkömmt. Im ſicil. M. ſind die Leiden des Pathenkindes des h. Franz nicht die Strafe für die Uebertretung eines Verbotes, welche gar nicht vorkömmt, ſondern nur eine läuternde Prüfung. Wenn gefragt wird, ob es beſſer ſei in der Jugend oder im Alter zu leiden, ſo vgl. Nr. 21, die Legende vom h. Euſtachius bei Jacobus a Voragine Cap. 161 (156), wo der Herr den Euſtachius fragt: »Die ergo, si modo tentationes vis accipere aut in fine vitae!« und das engliſche Gedicht von Sir Iſambrace (Holland, Creſtien von Troies S. 81), wo Sir Iſambrace die Wahl hat, im Alter oder in der Jugend eine Zeitlang zur Läuterung unglücklich zu ſein. In einer jüdiſchen Erzählung (Tendlau, Fellmeier's Abende Nr. 13) wird ein frommes armes Ehepaar gefragt, ob es jetzt oder im Alter ſieben gute Jahre haben wolle.

In Bezug auf Paulina's Herablaſſen ihrer langen Flechten, an denen der Heilige und der König hinaufſteigen, vgl. Nr. 53 und die Anm. dazu.

21. Die Geſchichte von Caterina und ihrem Schickſal.

Eine Parallele zu dieſem M. kenne ich nicht.

Das Schickſal einer einzelnen Perſon kömmt auch in Nr. 52 und 55 perſonificirt vor.

Das Rad, welches Caterina's Schickſal in ihren Händen hat, iſt bekanntlich ein Symbol des Glücks. S. Grimm, Deutſche Mythologie S. 825 und W. Wackernagel, Das Glücksrad und die Kugel des Glücks, in Haupt's Zeitſchrift VI, 134—149. Eigenthümlich iſt, daß Caterina's Schickſal das Rad bei den Worten „Dir geſchehe, wie du gewünſcht haſt" einmal dreht.

In Bezug auf die Frage, ob Caterina lieber in der Jugend oder im Alter ihr Leben genießen wolle, ſ. die Anm. zu Nr. 20.

22. Vom Räuber der einen Hexenkopf hatte.

Vgl. Schneller Nr. 31 Pentamerone I, 5 und Cénac-Moncaut S. 184 (Jahrb. für roman. u. engl. Lit. V, 13). Im wälſchtiroler M. iſt es, wie im ſicil. M., die abgezogene Haut einer ſehr groß gefütterten Laus, im neapolitaniſchen und im gascogniſchen M. die eines Flohs, deren Erkennung den Freiern der Königstochter aufgegeben wird. Im tiroler M. löſt der Teufel, im neapolitaniſchen ein wilder Mann das Räthſel, und in beiden wird die Königstochter nachher durch die Hilfe von Menſchen mit wunderbaren Eigenſchaften wieder be-

freit. Im gascogniſchen M. löſt ein Ritter das Räthſel, nachdem er durch die Hilfe des Jean-Fine-Oreille, der wunderſcharf hört, hinter das Geheimniß gekommen iſt.

Abgeſehen vom Eingang mit der Laus und dem an ſie ſich knüpfenden Räthſel ſind Nr. 22 und 23 ſehr verwandt.

23. Die Geſchichte vom Ohimè.

Vgl. Ausland 1856, S. 473 (rumäniſches M.), Hahn Nr. 19 und 73, Zingerle II, 252. In allen dieſen M. finden ſich die Menſchenknochen u. dergl., welche den drei Schweſtern zum Eſſen gegeben werden. Nur im tiroler M. können die Todtenbeine nicht reden, ſondern es tritt hier ein Pudel auf, welcher die verſteckten Knochen zu finden weiß. Der Seele der Mutter, welche im ſicil. M. der jüngſten Tochter guten Rath gibt, entſprechen im rumäniſchen M. dankbare Tauben. In den griechiſchen M. handelt die Jüngſte aus eigner Klugheit, wie in dem verwandten ſicil. M. Nr. 22, doch wird in Nr. 19 das Täubchen wol auch urſprünglich Rath ertheilt haben. Im tiroler M. hilft der Pudel mit Rath und That.

Das eine griechiſche M. (Nr. 73), welches zum großen Theil in einen andern Märchenkreis gehört (ſ. m. Anm. zu Nr. 15), iſt im Eingang dem M. vom Ohimè beſonders ähnlich. Wie Ohimè dem Großvater der drei Schweſtern, der vor Müdigkeit „Ohimè!“ ſeufzt, erſcheint, ſo erſcheint im griechiſchen M. der ermüdeten, „Ach!“ ſtöhnenden Mutter der drei Schweſtern ein Mohr. Auch in Nr. 110 bei Hahn kömmt ein Mohr vor, der Ach heißt und auf dieſen Ruf erſcheint, und in Nr. 15 der ſicil. M. muß der König Stieglitz erſcheinen, wenn ſich jemand auf einen gewiſſen Stein ſetzt und „Ach weh mir!“ ruft.

Nah verwandt mit den verglichenen M. ſind die von mir im Jahrb. für roman. u. engl. Lit. VII, 151 ff. zuſammengeſtellten M. von den drei Schweſtern, denen noch Schneller Nr. 32 hinzuzufügen iſt.*) In dieſen M. ſpielt das Oeffnen einer verbotenen Thür eine wichtige Rolle, welches in dem rumäniſchen und in unſerm ſicil. M. — jedoch hier beſonders mit ganz verſchiedenen Folgen — vorkömmt.

Die Art, wie ſich Ohimè an Maruzza zu rächen ſucht, iſt ganz ähnlich dem Verſuch des Räuberhauptmanns in Nr. 10. S. auch die Anm. dazu.

*) Vgl. auch die Variante zu Hahn Nr. 68, wo es aber drei Brüder ſind.

gefunden. Soll ich sie nun euch verkaufen oder selbst verzehren?" entspricht in dem neugriechischen Allerleirauh-M. (Hahn Nr. 27) die Frage des Vaters, der seine Tochter heiraten will: „Wenn jemand ein Lamm hat und es selber pflegt und groß zieht, ist es besser, daß er es verzehrt, oder daß es ein anderer verzehrt?" In einer Variante des griechischen M. (Var. 1) fragt der Vater: „Ich habe vor meiner Hausthür einen Apfelbaum stehn, wer soll die Früchte davon essen, ich oder ein Fremder?"

26. Vom tapfern Königssohn.

Das M. besteht zum Theil aus Elementen des M. von der treulosen verrätherischen Mutter (hier: Amme) oder Schwester — s. die Nachweise von Hahn I, 52 und von mir im Jahrbuch für roman. u. engl. Lit. VII, 132 — und des M. vom Grindkopf — s. Jahrb. VIII, 256. Wie hier der Körper des Königssohns zerstückt in einem Quersack auf einen Esel geladen und von dem Esel zu dem Einsiedler getragen wird, der ihn wieder belebt, so wird auch in Nr. 67 und bei Hahn Nr. 32, Var. und Nr. 65, Var. 1 und 2, der getödtete Königssohn von dem Drakos oder von dem Menschenfresser auf sein Pferd gebunden und zu Feen oder dgl. getragen und von diesen wieder belebt.

Der Anfang des Märchens (Kind in Folge einer Wahrsagung in einem Thurm ohne Fenster erzogen, Oeffnung durch einen spitzen Knochen gemacht) kömmt auch in Nr. 27 und 28 vor. Vgl. auch Pentam. II, 3 und Hahn Nr. 15. Dem heilkräftigen Schweiß der Zauberin Parcemina entspricht in Nr. 64 der Schweiß der Fata Morgana.

27. Der grüne Vogel.

Vgl. Hahn Nr. 102, wo dem grünen Vogel eine Taube entspricht. Als die Königstochter ihrer Mutter das Geheimniß mit der Taube verräth, kömmt diese nicht wieder. Die Königstochter läßt ein Badehaus bauen, jeder Badende muß ihr eine Geschichte erzählen, um sie zu erheitern. Aehnlich wie im sicil. M. erfährt nun die Königstochter den Aufenthalt der Taube, worauf alsbald die Wiedervereinigung erfolgt.

In Bezug auf den Anfang vgl. Nr. 26 und 28.

Wie Maruzza die Geschenke des Königssohnes mit größter Geringschätzung annimmt, und wie sie von ihm verlangt, daß er sich todt stellen soll u. s. w., so verfährt in Nr. 60 Giovanninu gegen die Königstochter.

28. Von der Tochter der Sonne.

Hierzu kenne ich keine Parallele. Der Eingang ist wie in Nr. 26 und 27.

29. Von der schönen Cardia.

Vgl. Kunst Nr. 2, Hahn Nr. 23, Pentamerone IV, 3, Musäus M. von den drei Schwestern (Grimm III, 325).

Das sicilianische und das italienische Kunst's stehen, trotz arger Entstellung des letztern, sich am nächsten; in beiden ein ähnlicher Anfang, in beiden die Verwünschung der Hexe, in beiden ganz ähnliche mit Hilfe der Thierschwäger gelöste Aufgaben der Hexe, in beiden endlich die Forderung der Hexe, in einer Nacht ein Enkelchen zu bekommen, das am Morgen „Großmama" zu ihr sprechen soll.

Im Pentamerone und bei Musäus ist der Bruder der drei Schwestern erst nach der Verheiratung derselben geboren worden und zieht, als er herangewachsen ist, aus, sie zu suchen.

30. Die Geschichte von Ciccu.

Dies M. ist aus verschiedenen Märchenstoffen, die nicht zusammengehören, zusammengesetzt.

1) Ciccu und die Wunschdinge. Eigentlich müßte Ciccu die Wunschdinge wiederbekommen, sei es wie in Nr. 31, oder wie in Nr. 52.

2) Ciccu und die Feigen. Vgl. den Eingang mehrerer Versionen des M. vom Hasenhüter: Ammenm. I, 93, Kuhn, Westf. M. Nr. 7, Wolf S. 134, Grimm Nr. 165, Birlinger I, 346.

3) Ciccu und der Menschenfresser. S. die Anm. zu Nr. 83.

4) Ciccu und die Schönste der ganzen Welt. S. die Anm. zu Nr. 83.

31. Von dem Schäfer der die Königstochter zum Lachen brachte.

Vgl. Gesta Romanorum Cap. 120, das Volksbuch von Fortunatus und seinen Söhnen, Grimm III, 202 (Variante zu Nr. 122), Zingerle II, 73 und 193, Curtze S. 34, Peter II, 188, Campbell Nr. 10, Ausland 1856, S. 716, Nr. 8 (rumänisch), Asbjörnsen und Gräße, Nord und Süd S. 145 (finnisch). In allen diesen M. verliert der Besitzer von Wunschdingen dieselben durch die List einer Prinzessin, erhält sie aber nach einiger Zeit wieder mit Hilfe von Früchten

(Aepfel, Birnen, Beeren), deren eine Art die Eigenſchaft hat, daß wer ſie ißt ausſätzig wird (Gesta Romanorum) oder Hörner oder eine unmäßig große Naſe bekömmt, während die andere Art dieſe Uebel heilt. Die liſtige Prinzeſſin fehlt im ſicil. M., dafür nimmt der König die Wunſchdinge mit Gewalt. In mehreren der verglichenen M. kömmt unter den Wunſchdingen ein Horn oder eine Pfeife vor, durch die man Soldaten herbeiblaſen kann, im ſicil. M. zwingt die Pfeife alle Hörer zu tanzen. Vgl. in Bezug auf Inſtrumente, die zum Tanz zwingen, Grimm zu Nr. 110, Hahn zu Nr. 34, meine Nachweiſe im Jahrbuch für rom. und engl. Lit. V, 10, Grundtvig III, 75, Widter-Wolf Nr. 14, Schneller Nr. 16.

Der Eingang des ſicil. M., wie die Prinzeſſin durch den zum Nieſen zwingenden Ring zum Lachen gebracht wird, iſt den verglichenen M. fremd.

Bei Hahn Nr. 44 kommen, wie im ſicil. M., ſchwarze und weiße Feigen mit denſelben Wirkungen vor.

32. Von Giovannino und Caterina.

Zu dem Eingang des M. vgl. Hahn Nr. 103 und Pentamerone I, 6, wo ein Mädchen auf Anſtiftung ihrer Lehrerin auf dieſelbe Weiſe (durch Zuſchlagen eines Kiſtendeckels) ihre Mutter tödtet und den Vater beredet, die Lehrerin zu heiraten. Wie im ſicil. M. der Vater nicht eher wieder heiraten will, als bis ein Paar eiſerne Stiefeln verbraucht ſind, ſo will im neugr. M. der Vater erſt dann heiraten, wenn ſeine Schuhe roth werden und ſein Ueberrock voller Löcher iſt. Bei Grimm Nr. 13 ſagt ein Vater zu ſeiner Tochter: „Nimm dieſen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Waſſer hinein. Hält er das Waſſer, ſo will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, ſo will ich nicht." Hier thut die Tochter nichts dazu, daß die Bedingung des Vaters ſich erfüllt.

Dem ſpinnenden Leithammel entſpricht bei Haltrich Nr. 35, welches M. auch damit beginnt, daß eine Tochter ihren Vater beredet, wieder zu heiraten, ein Stier, und bei Wuk Nr. 32 eine Kuh, welche den Flachs zu Garn kaut, und zwar iſt bei Wuk die Kuh die verwandelte Mutter des Mädchens. In dem piemonteſiſchen M. bei Weſſelofsky, Novella della figlia del re di Dacia S. XXIX legt Marion den Flachs auf die Hörner der Kühe, und dieſe ſpinnen.

Von der Flucht der Geſchwiſter an iſt das ſicil. M. den beiden folgenden zu vergleichen.

berühren, ſonſt wird ſie in den Bauch eines Walfiſches verſetzt. Auch im böhmiſchen darf ſie von keinem Sonnenſtrahl berührt werden.

Die Sirene des Meeres, welche die rechte Braut an einer Kette hält (Nr. 33 und 34) kömmt auch im neapolitan. M. vor. Im ſchwediſchen entſpricht die Meerfrau, im finniſchen der Meergott. Die Kette kömmt auch, aber ohne rechte Motivirung, in dem unten zu erwähnenden M. bei Pröhle vor.*)

Wenn in Nr. 34 die von dem Bruder an ſeine Schweſter während der Seefahrt gerichteten Worte von der Baſe boshaft verändert werden, ſo kömmt ganz ähnliches bei Grimm, Asbjörnſen, Hyltén-Cavallius, Salmelainen vor. Den Verſen »Soru ddi beddi sciuri« u. ſ. w. entſprechen die Verſe bei Grimm:

„Deck dich zu, mein Schweſterchen,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß Wind dich nicht beſtäubt,
Daß du ſein ſchön zum König kommſt!“

und die Worte der einen norwegiſchen Verſion (Asbjörnſen S. 497): „Vogt dich vel for Veir og Vind, kjär Söſteren min.“

Wie Giovannino und Muntifiuri auf Anſtiften der Stiefmutter oder der falſchen Königin gewiſſe ſchwere Aufgaben bekommen und ſie mit Hilfe der Schweſter löſen, ſo auch im wälſchtiroler M. Tilio; insbeſondere iſt der dritten Aufgabe Giovannino's die dritte Tilio's ſehr ähnlich, und mit der Löſung dieſer dritten Aufgabe verknüpft ſich in beiden M. die Erlöſung der Schweſter.

Wie in Nr. 33 und 34 die aus dem Meer hervorkommende Schweſter die von dem Bruder gehüteten Enten und Gänſe füttert, ſo auch im neapolit. und im welſchtiroler M. Den Verſen in Nr. 33

Coccu, coccu, du mari vinemu,
Chini di perni nui semu,
E la soru di Muntifiuri
È cchiù bedda di lu suli —

und in Nr. 34:

Qua, qua, qua,
Di la marina semu vinuti,
E la soru di Quaddaruni,
Chi è chiù bedda di lu suli,
Granu e oriu n'ha datu a mancià —

entſprechen im Pentamerone die Verſe:

*) In einem Volkslied bei Erk, Neue Sammlung deutſcher Volkslieder, 2. Heft, Nr. 26, läßt ein Waſſermann die von ihm geraubte Frau auch mit einer Kette am Fuß an's Land.

Wie im ſicil. M. das den Schlangenprinzen erlöſende Mädchen eine Stieftochter iſt, der die Seele ihrer verſtorbenen rechten Mutter rathend beiſteht, ſo auch bei Hahn Nr. 31.

Den Verſen

»Dormi, dormi e fa la ninna,
Si to nanna lu saprà,
Fasci d'oru ti farà«

entſprechen bei Hahn Nr. 31, Var. 1 — welches M. übrigens mit dem ſicil. wenig gemein hat — die Worte: „Schlaf, Kindchen, ſchlaf! Wenn es die Großmutter des Kirigli wüßte, daß das ſein Kindchen iſt, ſo würde ſie ihm ſilberne Binden und eine ſilberne Wiege ſchenken.“

44. Von dem, der den Lindwurm mit ſieben Köpfen tödtete.

Vgl. die Epiſode von der Königstochter und dem Lindwurm in Nr. 40 und die Anm. dazu.

45. Von den ſieben Brüdern, die Zaubergaben hatten.

Eine von allen andern abweichende Verſion das M. von den kunſtreichen Brüdern und der geraubten Jungfrau. S Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VII, 32 ff. Der todtenerweckenden Guitarre entſpricht im Pentamerone V, 7 ein todtenerweckendes Kraut. Die Siebenzahl der Brüder findet ſich in dem jüdiſch-deutſchen und in dem ruſſiſchen M., ſ. Jahrb. VII, 36.

46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte.

Einige Aehnlichkeit hat eine jüdiſche Erzählung in Tendlau's Buch der Sagen und Legenden jüdiſcher Vorzeit Nr. 29, wo ein Wieſel von einem Mädchen zum Zeugen eines Schwurs angerufen wird und ſpäter das Kind des Treuloſen tödtet.

47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging.

Vgl. das von Zingerle, Luſerniſches Wörterbuch, Innsbruck 1869, S. 66 mitgetheilte M., wo ein armer Mann, der ſein einziges Geldſtück in den Klingelbeutel geworfen hat, feſt überzeugt, daß es Gott ihm 100fach zurückgeben werde,

nach Jahresfrist sich auf den Weg macht, um den Herrgott aufzusuchen und ihn an seine Schuld zu erinnern. Von den ihm unterwegs aufgetragenen drei Fragen, die er an Gott richten soll, ist die eine (warum in unserm Anger keine Trauben mehr wachsen?) sammt der Antwort (weil der Anger mit einer hohen Mauer umgeben worden ist) fast buchstäblich übereinstimmend mit dem sicil. M. Die beiden andern Fragen sind wenigstens ähnlich (warum die Tochter vor der Hochzeit erkrankt ist? warum Unfriede zwischen zwei Brüdern herrscht?).

Es gibt viele M., in denen dem Helden unterwegs Fragen aufgetragen werden, die er dort, wohin er sich eben begibt, sich beantworten lassen soll. Es sind theils Parallelen zu Grimm Nr. 29, theils andre M. S. Benfey, Pantschatantra I, 395 und das armenische M. in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1866, S. 732.

48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen.
49. Von Maria und ihrem Brüderchen.

Vgl. Grimm Nr. 11 und 141, Hahn Nr. 1 und Pentamer. V, 8 (sehr entstellt).

Den Versen:

Sabedda, mia Sabedda,
(Soru, soru, aneddi, aneddi)
Primia mmolanu licutedda (cuteddi) u. s. w.

entsprechen bei Grimm Nr. 141 die Verse:

Ach Brüderchen im tiefen See,
wie thut mir doch mein Herz so weh!
Der Koch der wetzt das Messer,
will mir das Herz durchstechen.

Bei Hahn die Worte: sie wetzen die Messer, lieb Pulja; im Pentamerone:

Frate mio, frate,
li cortielle so ammolate.

Mit dem Anfang von Nr. 49, wie die Kinder in den Wald geführt werden und einmal sich heimfinden, stimmt der Anfang des neapolitanischen M. Vgl. auch den Anfang von Grimm Nr. 15 und den parallelen M., von Perrault's Le petit poucet und der Gräfin d'Aulnoy Finette Cendron.

Mit dem Schluß von Nr. 48 vgl. den von Nr. 33, mit dem von Nr. 49 den von Nr. 34.

50. Vom klugen Bauer.

Vgl. Gesta Romanorum Cap. 57, Cento Novelle ed. Borghini Nov. VI, d'Ouville, Élite des contes, à la Haye 1703, II, 155. In den Gestis Romanorum sagt der Schmied Focus zum Kaiser Titus, er müsse täglich zwei Denare bezahlen, die er in seiner Jugend geliehen habe — nemlich von seinem Vater, zwei verleihe er — an seinen Sohn, zwei verliere er — an seine Frau, zwei gebe er aus — für Nahrung. In den Cento Novelle sagt der Schmied zum Kaiser Friedrich, er gebe täglich zwölf Denare zurück — nemlich seinem Vater, zwölf verschenke er — an Gott, zwölf werfe er weg — an seine Frau, zwölf verbrauche er — für sich. Bei d'Ouville verzehrt der Bauer täglich zwei Sous, zwei bezahlt er wieder — an seinen Vater, zwei verleiht er — an seine Kinder, zwei wirft er weg — an seine Stieftöchter. Das so und so vielmalige Sehen des Angesichts des Kaisers fehlt in den Gestis Romanorum, nicht aber bei Simrock Nr. 8, der sonst genau mit den Gestis stimmt.

Liebrecht im Orient und Occid. III, 372 verweist auf Barletta's Sermones, Lyon 1516, fol. 160, col. 2.

Fernan Caballero läßt in der Novelle „Simon Verde" (Spanische Dorfgeschichten von F. Caballero. Deutsch von L. G. Lemcke. S. 86) den Simon Verde sagen, er verdiene täglich eine Peseta, mit der er seinen Verpflichtungen nachkomme, d. h. sich und sein Haus erhalte, eine Schuld bezahle, d. h. seine Mutter ernähre, auf Zinsen leihe, d. h. seine Tochter erziehe, und in eine Sparbüchse lege, d. h. nie einem Armen ein Almosen versage.

Bei Engelien I, 116 ist an die Stelle der räthselhaften Bezeichnungen der täglichen Ausgaben das bekannte Räthsel von den Erbsen und den Tauben getreten: „Wenn sie kommen, dann kommen sie nicht, und wenn sie nicht kommen, dann kommen sie."

Bei Zingerle II, 121 ruft der Kaiser einem Bauer zu „Nit zu fleißig!" und der Bauer antwortet: „Das machen die 32 — nemlich die 32 Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen —, und die 7 müssen die 5 erhalten — nemlich die 7 Sommermonate die 5 Wintermonate —, und dann muß noch etwas übrig bleiben — um die Steuern zu zahlen."

Bei Engelien soll der Bauer den König 50 mal, bei Zingerle den Kaiser 101 mal sehen.

51. Vom ſingenden Dudelſack.

Vgl. Schneller Nr. 51, Blabé S. 3, Grimm Nr. 28, Curtze Nr. 11, Haupt's Z. III, 35 (= Colshorn Nr. 71 und Sutermeiſter Nr. 38), F. Caballero, Lágrimas, Madrid 1858, S. 41 (in Lemcke's Ueberſetzung, Paderborn 1860, I, 58), Milá S. 178 = Wolf S. 139, Haltrich Nr. 42, Töppen S. 139, Müllenhoff Nr. 49, Woycicki S. 105.

In den fünf zuerſt genannten M. wird aus einem Knochen des Getödteten eine Flöte oder ein Horn gemacht, in dem ſpaniſchen, dem catalaniſchen, dem ſiebenbürgiſchen und dem maſuriſchen wird die Flöte aus einem Rohr gemacht, welches an der Stelle, wo der Leichnam vergraben iſt, wächſt. In dem Holſteiner M. vertritt ein Hollunderbaum die Stelle des Rohrs, in dem polniſchen eine Weide.

52. Zaubergerte, Goldeſel, Knüppelchen ſchlagt zu.

Vgl. Pentam. I, 1 (Eſel, Tiſchtuch, Knüppel), Schneller Nr. 15 (Eſel, Tiſchtuch, Knüppel), Schott Nr. 20 (Eſel, Tiſch, Knüppel), Grimm Nr. 36 (Eſel, Tiſch, Knüppel), Zingerle II, 185 (Eſel, Henne, Tiſch, Knüppel), Baring-Gould Nr. 7 (Eſel, Tiſch, Knüppel), Arnaſon II, 491 = Powell II, 563 (Stute, Tiſchtuch, Knüppel), Asbjörnſen Nr. 7 (Bock, Tuch, Knüppel), Bernaleken Nr. 11 (Ziege, Tuch, Hut, aus dem Soldaten kommen), Lootens S. 9 (Schäfchen, Tiſch, Knüppel), Waldau S. 41 (Widder, Tuch, Knüppel), Woycicki S. 108 (Widder, Hahn, Tiſchtuch, Knüppel), Glinski IV, 106 (Lamm, Tiſch, Knüppel), Erdelyi-Stier Nr. 12 (Lamm, Tuch, Knüppel), Strackerjan II, 312 (Hahn, Tiſch, Knüppel), Etlar S. 150 (Hahn, Tuch, Patrontaſche, aus der Soldaten kommen), Zingerle II, 84 (Henne, Tiſchtuch, Knüppel), Caballero S. 46 (Beutel, Tiſchtuch, Knüppel), Baring-Gould Nr. 7, Variante (Beutel, Tiſch, Knüppel). Andre verwandte, aber doch ferner ſtehende M., z. B. Frere, Old Deccan Days Nr. 12, übergehe ich hier.

Der ſchießende Hut findet ſich bei Grimm Nr. 54, Engelien I, 145, Glinski III, 72 = Chodzko S. 349.

Eigenthümlich iſt dem ſicil. M., daß der arme Mann die wunderbaren Gegenſtände von ſeinem Glück erhält. Das Glück oder Schickſal einer einzelnen Perſon kömmt auch in Nr. 21 und 55 perſonificirt vor.

aus ſeinem Schenkel gibt, und Schneller Nr. 38, wo der Held die ihn über's Meer tragende Taube das Mark aus ſeinen Armen ſaugen läßt*).

Wie Peppe bei dem Hofſchneider in Dienſt tritt und das für die Königstochter beſtellte Kleid mit der Zaubergerte ſchafft, eben ſo tritt bei Hahn Nr. 70 der Prinz bei dem Hofſchneider in Dienſt, und als die jüngſte Prinzeſſin drei Kleider verlangt, die ſich in einer Nuß, einer Haſelnuß und einer Mandel befinden, ſchafft er ſie, da er in der Unterwelt eine Nuß, eine Haſelnuß und eine Mandel, in denen wunderbare Kleider ſtecken, erhalten hat. In dem ungariſchen M. bei Gaal S. 77 wird der Held erſt beim Hofſchneider, dann beim Hofſchuſter, endlich beim Hofgoldſchmied Geſelle, und als die Prinzeſſin ein Kleid, ein Paar Schuhe und einen Ring verlangt, wie ſie in der Goldburg getragen, zaubert er ſie herbei. In andern parallelen M. — ſ. Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VII, 27, Alſatia 1852, S. 77, Zingerle II, 412, Colshorn Nr. 5 und die ſpaniſche Bulgärromanze bei Duran Nr. 1263 — wird der Held nur Goldſchmied und liefert die von den Prinzeſſinnen verlangten Schmuckſachen. Vgl. auch Hoffmeiſter, Heſſiſche Volksdichtung S. 35. Dietrich Nr. 5, wo Iwan Schuſtergeſell wird, iſt etwas entſtellt.

Wie die Prinzeſſin mit Peppe in ein kleines Häuschen ziehen muß, ſo auch in der ſpaniſchen Romanze die Prinzeſſin mit Juan; und wie Peppe die geſchoſſenen Vögel ſeinen Brüdern unter der Bedingung abtritt, daß jeder ſich von ihm einen ſchwarzen Fleck auf die Schulter machen läßt, ſo überläßt Juan ſeinen Brüdern das Heilwaſſer, die Löwenmilch und die feindlichen Fahnen, wogegen ſie ihm zwei ihnen vom König gegebene Birnen geben, ſich ein Ohr abſchneiden und auf die linke Schulter ein Sklavenzeichen aufbrennen laſſen müſſen**).

62. Die Geſchichte von Benſardatu.

S. die Anm. zu Nr. 58.

---

*) Bei Birlinger I, 364 vermag ein Storch einen Rieſen aus dem Zwergenreich erſt dann emporzutragen, nachdem ihm der Rieſe eine ſeiner Hinterbacken zu freſſen gegeben. — Ueber das Fleiſchausſchneiden aus dem eignen Körper in buddhiſtiſchen Legenden ſ. Benfey, Pantſch. I, 216 f. und 388 ff.

**) In einem ruſſiſchen M. (Chavaenes S. 104) tritt der mit der Königstochter verheiratete Dümmling das Schwein mit den goldnen Borſten, den Hirſch mit dem goldnen Geweih und das Pferd mit der goldnen Mähne ſeinen Schwägern gegen ihre eine kleine Zehe, einen kleinen Finger und einen Streifen Haut von ihrem Rücken ab. Ganz ähnlich Glinski I, 62 und Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkiſchen Stämme Süd-Sibiriens II, 618. Bei Hahn Nr. 6 müſſen die Schwäger einen Schlag des Roſſes auf den Hintern aushalten, wodurch ſchwarze Flecken wie Siegel entſtehen. S. auch die Anm. zu Nr. 67 unſrer Sammlung.

Haupt und Schmaler II, 119, Grundtvig I, 39) an den Strick befestigt oder in den Korb gelegt.

Der zweite Theil des ficil. M., der sich auf die Fata Morgana bezieht, kömmt mehrfach als selbständiges M. vor. Es ist das M. von den drei Königssöhnen, die von ihrem Vater ausgesendet werden, ihm ein gewisses Heil- oder Verjüngungsmittel zu holen. S. Grimm Nr. 97, Meier Nr. 5, Vernaleken Nr. 53, Wolf, Hm. S. 54, Pröhle, Km. Nr. 29, Töppen S. 154, Schleicher S. 26, Etlar S. 1, Hyltén-Cavallius Nr. 9, das ungarische M. aus Merényi's Sammlung bei E. Teza, I tre capelli d'oro del nonno Satutto, Bologna 1866, S. 21, und die nordische Sage von den drei Königssöhnen von England (Grimm III, 99).

Dem Schweiß der Fata Morgana entspricht in Nr. 26 der Schweiß der Zauberin Parcemina.

Die riesige immer auf- und zugehende Scheere findet sich auch in Nr. 14.

Wie die Schönheit der Fata Morgana durch sieben Schleier hindurchleuchtet, so auch in Nr. 13 die der Schönen mit den sieben Schleiern. S. die Anm.

65. Vom Conte Piro.

Vgl. Pentam. II, 4, Straparola XI, 1, Schneller Nr. 43, Perrault's Le chat botté, Haltrich Nr. 13, Gtinski III, 149, Asbjörnsen Nr. 29, Hyltén-Cavallius Nr. 12, Salmelainen's finnische M. I, 47 und 57, Afanasjew's russische M. IV, 32, ein bulgarisches M. in Chudjakow's Materialien zum Studium der Volksliteratur, St. Petersburg 1863, S. 15, und Radloff's Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I, 271. Während in den übrigen M. eine Katze die Hauptrolle spielt, ist es in dem ficil., den finnischen, dem russischen und dem in Sibirien aufgezeichneten M. ein Fuchs, in einer norwegischen und zwei schwedischen Versionen ein Hund.

Es wird vielen willkommen sein, wenn ich die finnischen und slawischen M. im Auszug mittheile.*)

Das eine finnische M. (aus dem russischen Karelien) erzählt, daß ein sterbender Vater seinem einzigen Sohn gesagt habe, er solle das, was er in drei von ihm im Wald gelegten Schlingen finde, lebendig mit nach Hause nehmen. Der Sohn findet in der dritten Schlinge einen Fuchs und nimmt ihn mit nach Hause. Als er dort in Sorgen auf der Ofenbank sitzt, fragt ihn der Fuchs mit menschlicher Stimme: „Jussi Juholainen, willst du heiraten?" Der Jüngling ist dazu bereit,

*) Die Auszüge des finnischen, des russischen und des bulgarischen M. verdanke ich A. Schiefner's Freundschaft.

72. Don Giovanni di la Fortuna.

Vgl. Knuſt Nr. 8, Schneller Nr. 33, Grimm Nr. 101, Lütolf S. 195, Strackerjan II, 323, Müllenhoff S. 577, Nr. 592. In allen dieſen M. ſind es zwei Schweſtern, die ſich aus Aerger darüber tödten, daß ſie den Freier, den die dritte jüngſte Schweſter genommen hat, verſchmäht haben. Aber im ſicil. M. tödten ſich minder angemeſſen die Mutter und die eine Tochter, die den Freier abgewieſen. Auch daß der Teufel im voraus weiß, daß er für eine Seele zwei bekommen werde, iſt eine Eigenheit des ſicil. M.

73. Von dem Könige, der eine ſchöne Frau wollte.

Vgl. Pentamerone I, 10. Auch Schneller Nr. 29 gehört hierher, wo aber an die Stelle der Alten, in die ſich der König verliebt, ohne ſie geſehen zu haben, ein Froſch getreten iſt, der dann von den Feen in ein ſchönes Mädchen verwandelt wird.

74. Von Einem, der mit Hilfe des h. Joſeph die Königstochter gewann.

Vgl. Wolf Nr. 25, Meier Nr. 31, Schambach Nr. 18, Müllenhoff S. 457. In allen dieſen M. ſoll eine Königstochter denjenigen heiraten, der ein zu Land und zu Waſſer oder — im niederſächſiſchen M. — ein ohne Wind und Waſſer fahrendes Schiff bringt. In Wolf's M. verſuchen drei Brüder das Schiff zu bauen, aber nur der jüngſte bekömmt es fertig, weil er gegen eine alte Frau freundlich iſt. Im ſchwäbiſchen M. baut ein alter Mann dem jüngſten von drei Brüdern, der ſein Frühſtück mit ihm getheilt hat, das Schiff. Im dithmarſiſchen M. gibt ein alter Mann dem jüngſten von vier Brüdern für einen Pfannkuchen das Schiff. Im niederſächſiſchen M. baut ein altes Männchen einem Hirtenjungen das Schiff. Die wunderbaren Geſellen, die der Jüngling, dem Rath des Alten, bezüglich der Alten, folgend, unterwegs aufnimmt, ſind bei Wolf: ein Eſſer, ein Trinker, ein Läufer, ein Bläſer und einer, deſſen Büchſe zweitauſend Stunden weit knallt; bei Meier: ein Läufer, ein Horcher, ein Schütze und einer, der einen Zapfen hinten hat; bei Schambach: ein Eſſer, ein Trinker, ein Läufer. Bei Müllenhoff fehlt die nähere Bezeichnung der Geſellen.

Wie im ſicil. M. der Läufer in einer Stunde einen Brief an den Grafen der Unterwelt und die Antwort zurück bringen muß, ſo muß er bei Wolf ebenfalls einen Brief beſorgen, bei Schambach den Taufſchein, bei Meier von einem fernen Brunnen Waſſer holen. In allen M. ſchläft der Läufer unterwegs ein, wird

aber durch einen Schuß des Schützen erweckt (nachdem bei Meier der Horcher ihn hat schnarchen hören).

In einem mährisch-walachischen M. bei Wenzig S. 59 ist ein von selbst fahrender Wagen an die Stelle des Schiffes getreten, doch soll die Prinzessin nicht den heiraten, der einen solchen Wagen hat, sondern den, der sie zum Lachen bringt. Letzteres geschieht in ähnlicher Weise wie bei Grimm Nr. 64 u. a. Die wunderbaren Gesellen sind ein Esser, ein Läufer und einer mit zwei goldnen Kugeln. Auch hier muß der Läufer von einer fernen Quelle Wasser holen, schläft bei der Quelle ein und der Werfer muß ihn durch Werfen erwecken.

Auch Knust Nr. 10 gehört hierher, ist aber entstellt.

Das Einschlafen des Läufers und das Erwecken desselben durch den Schützen kömmt auch vor bei Meier Nr. 8, Grimm Nr. 71, Ey S. 116 (entstellt) und in »Belle-belle ou le Chevalier fortuné« der Gräfin d'Aulnoy*). Bei Grimm Nr. 71, Meier Nr. 8 und Ey S. 115 kömmt auch ein Baumausreißer vor, wie im ficil. M.; bei Meier schleppt er mit seinem Sack auch noch das Schloßthor nebst acht Säulen fort, ähnlich wie im ficil. M.

Ueber das zu Land und zu Wasser fahrende Schiff s. man auch noch meine Anm. zu Campbell Nr. 16 und füge noch hinzu Grundtvig II, 28 und Vernaleken Nr. 39.

Die — im ficil. M. vom h. Joseph — gemachte Bedingung, alles Erworbene zu theilen, und die deshalb nachher verlangte Theilung der Königstochter kömmt in mehreren Fassungen der viel verbreiteten Geschichte von dem für seine Beerdigung dankbaren Todten vor.

In dem englischen Gedicht »Sir Amadas« (Weber, Metrical Romances III, 271) verlangt der Geist die Theilung der Frau des Sir Amadas, und dieser ist dazu bereit und erhebt sein Schwert, um sie in zwei Theile zu zerhauen. In dem italienischen Volksgedicht »Istoria bellissima di Stellante-Costantina«**) ist Bellafronte ebenfalls bereit, seine Gemahlin zu zertheilen, und zückt den Säbel. Ebenso erklärt sich bei Campbell Nr. 32 Jain bereit, sein Versprechen zu halten und Reich und Weib und Kinder zu theilen. Aber bei Straparola XI, 2 will Bertuccio seine Frau nicht zerschneiden, sondern sie lieber dem Geist ganz abtreten. Ebenso bei Haltrich Nr. 9***).

---

*) Dies französische M. liegt dem deutschen Volksbuch „Historie des pommerschen Fräuleins Kunigunde" zum Grunde. S. Grimm III, 121 und Benfey im Ausland 1858, S. 1069.

**) Von diesem Gedicht ist bis jetzt kein älterer Druck als von 1801 (Venezia, Cordella) bekannt. S. A. D'Ancona's Ausgabe der Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto, Pisa 1868, pg. 6.

***) Nicht als Halbierung, sondern als gemeinsames Besitzen ist die Theilung der Frau gefaßt in

ſich und ſeinen Brüdern aber die Kronen jener auf. Vgl. auch Milá S. 183 = Wolf S. 45.

II. Caruſeddu und die Tochter von der Königin mit den ſieben Schleiern.

Mit dem, was hier von Caruſeddu und der Tochter der Königin mit den ſieben Schleiern erzählt wird, ſtimmt faſt durchaus überein, was in Nr. 30 von Ciccu und der Schönſten der ganzen Welt erzählt wird. Man vgl. Straparola III, 2. Hier verlangt der Sultan von Kairo auf Anſtiften neidiſcher Höflinge, daß Livoretto die Prinzeſſin Beliſandra von Damaskus in ſeine Gewalt bringe. Livoretto entführt die Prinzeſſin mit Hilfe ſeines Zauberpferdes in ganz ähnlicher Weiſe wie Ciccu und Caruſeddu. In Kairo wieder angelangt muß er den von der Prinzeſſin in's Waſſer geworfenen Ring und dann das Waſſer des Lebens herbeiſchaffen. Beides vollführt er mit Hilfe eines dankbaren Fiſches und eines dankbaren Falken. Hierauf muß der Sultan auf Verlangen der Beliſandra den Livoretto tödten, worauf ſie ihn wieder belebt, und er iſt ſchöner als je. Auch der alte Sultan will ſich verjüngen, Beliſandra tödtet ihn und heiratet Livoretto. Andre verwandte M., die jedoch dem ſicilianiſchen ferner ſtehen, habe ich in meinem Aufſatz „Triſtan und Iſolde und das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau und von den Waſſern des Todes und des Lebens" in Pfeiffer's Germania XI, 389*), beſonders S. 401, zuſammengeſtellt. Ich füge dieſen noch hinzu Hahn Nr. 63 und Schott Nr. 17. Das griechiſche M., worin der Held die Schöne der Welt herbeiſchaffen muß, deren Beſitz den König verjüngen ſoll, iſt ſehr entſtellt. Es kömmt darin, wie in den ſicilian. M., aber an falſcher Stelle, ein Ofen vor, in deſſen Glut der Held ſteigt. Darein mußte eigentlich auch der König ſteigen und ſo umkommen. In dem walachiſchen M., das ebenfalls entſtellt iſt, muß ſich der Held in ſiedender Milch baden, die ſein Zauberpferd kühl bläſt, während der König nach ihm in der Milch umkömmt.

84. Die Geſchichte vom Lignu di ſcupa.

Vgl. das M. der Fräulein L'Héritier »Ricdin-Ricdon« (Cabinet des Fées XII, 31; Kletke, Märchenſaal I, 183), Schneller Nr. 55 (Tarandandó), Grimm Nr. 55 (Rumpelſtilzchen), Vilmar, Heſſiſches Idiotikon S. 295 (Perlebitz), Müllenhoff, Sage Nr. 417 (Gebhart) und Märchen Nr. 8 (Rumpetrumpen), Pröhle, M. Nr. 20 (Bekehrin) und Unterharziſche Sagen S. 210 (Pumperelle,

*) Dazu F. Liebrecht's Nachtrag in derſelben Zeitſchrift XII, 81 ff.

amicitiam enim et fidem amicorum hac in distributione sese proditurum, non imprudenter existimabat. Paruit dictis filius pomaque amicis distribuenda porrexit, quorum primus in duas partes inæquales partiebatur, majore sibi parte reservata, minorem feminæ hujus filio reddidit. Alter amicus similiter in duas inæquales partes divisit discrimine hoc, quod majorem partem cesserit filio. Tertius amicorum in æquales plane partes scidit. Hoc ut inaudivit mater, filio postremum amicum eligendum suasit, eo quod primus alteri injustus, secundus sibi ipsi, ultimus æqualitatem servaverit.

Ganz ſo erzählt Joh. Quirsfeld in ſeinem „Hiſtoriſchen Roſen-Gebüſche.“ Nürnberg 1686, S. 906, und gibt als ſeine Quelle die »Vitæ patrum« an, wo ich jedoch die Geſchichte nicht gefunden habe. Nach Quirsfeld hat eigner Angabe zufolge J. Rud. Wyß „Idyllen, Volksſagen, Legenden und Erzählungen,“ Bern 1815, S. 119 ff. (dazu die Anmerkung auf S. 321) ſeine Idylle „Die Apfelprobe“ gedichtet.

Wie im ſicilian. M. die kinderloſe Königin ſich an S. Jacob mit der Bitte um einen Sohn wendet und ihm verſpricht, daß der Sohn, wenn er achtzehn Jahr alt ſei, zu ihm wallfahren ſoll, ſo wendet ſich auch im Gedicht Kunz Kiſtener's (Germania X, 447) der kinderloſe Graf Adam mit Gebeten an S. Jacob, und als endlich ſeine Frau guter Hoffnung wird, gelobt er, falls ihm ein Knabe geboren werde, denſelben, wenn er herangewachſen, die Fahrt nach Compoſtella machen zu laſſen.

Es iſt kaum nöthig zu bemerken, daß San Japicu alla Lizia ſoviel iſt wie S. Jacopo (Giacomo) di Galizia.

92. Die Geſchichte vom Einſiedler.

Ueber die Legende vom Einſiedler, der an Gottes Gerechtigkeit zweifelt, werde ich demnächſt in der Germania ausführlich handeln, einſtweilen verweiſe ich auf Oeſterley's Nachweiſe zu Pauli's Schimpf und Ernſt Nr. 682.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Sicilianische Märchen.

Aus dem Volksmund gesammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

Zweiter Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.